3 1761 05506556 9

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/biographischede7v8varn

No 510

Bind same as 507 but vol is

VII VIII

510

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dreizehnter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Siebenter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1873.

G.
V319b

Biographische Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Siebenter Theil.

Feldmarschall Jakob Keith. Hans von Held.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

8692
24/11/90

Inhalt.

Seite

Feldmarschall Jakob Keith 1

Hans von Held 167

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel 326

Feldmarschall Jakob Keith.

Seinem verehrten Freunde,

dem

Geschichtschreiber Friedrichs des Großen,

Herrn

Professor Dr. Preuß,

Königlichem Historiographen, Ritter ꝛc.

hochachtungsvollst zugeeignet

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Jakob Keith, aus einem der vornehmsten schottischen Geschlechter, in welchen die Würde und der Namen eines Marschalls von Schottland erblich waren, wurde geboren am 11. Juni 1696 auf Inverugie, einem festen Schloß, unfern der Mündung des Ugie, welches durch Heirath aus der Familie von Cheyne in die der Keith's überging, jetzt aber längst in Trümmern liegt. Wir folgen dieser Angabe, welche sich in Douglas Peerage of Scotland findet, und zuverlässiger erscheint, als andere frühere, die bald Fetteresso in Kincardineshire, bald den Familiensitz Schloß Dennottar (Dunnotter) als den Ort seiner Geburt, den Tag derselben aber gar nicht nennen. Er war der zweite Sohn Wilhelms des neunten Earl Marischal von Schottland und der Lady Mary Drummond, Tochter des Earl von Perth; ihr erster Sohn, Georg Keith, nach des Vaters Tode zehnter Earl Marischal von Schottland, in der Folge aber gewöhnlich nur Lord Marischal (im Französischen Lord Maréchal) genannt, war am 2. April 1693 geboren, und folglich etwa drei Jahre älter. Beide Brüder empfingen eine sorgsame Erziehung, der ihnen verwandte Geistliche Robert Keith, später Bischof und wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt, war von 1703 bis 1710 als Lehrer bei ihnen angestellt.

Der jüngere Bruder Jakob Keith, war für das Studium der Rechte bestimmt, und wurde deßhalb nach Edinburg geschickt, um sich dort für sein Fach weiter auszubilden. Er scheint bis dahin mit vielem Fleiß und großem Erfolge die Schulstudien getrieben und in mancherlei Kenntnissen einen guten Grund gelegt zu haben, wie er denn in späteren Jahren stets auch wegen seiner wissenschaftlichen Bildung in hohem Rufe

stand, und mit Gelehrten und Schriftstellern mannigfachen Verkehr unterhielt. In Edinburg aber wurde seine Neigung für den Kriegsdienst, der ihn als Knaben schon lebhaft angezogen hatte, so überwiegend, daß es unmöglich dünkte, ihm einen anderen Beruf aufzudringen. „Ich begann die Rechte zu studiren", sagte er, „hauptsächlich aus Nachgiebigkeit für die Wünsche der Gräfin von Marischal, meiner Mutter, aber stellt mich, meine Herren, nur ein paar Minuten der Mündung einer Kanone gegenüber, das macht augenblicklich den Mann fertig, oder er stirbt ruhmvoll auf dem Schlachtfelde."

Ein Anlaß, dem Waffenhandwerke sich entschieden zu widmen, ergab sich bald. Die Königin Anna starb am 12. August 1714, und da durch Parlamentsakte die katholische Nachkommenschaft des Hauses Stuart von der Thronfolge ausgeschlossen war, so ging die Krone auf den nächsten protestantischen Verwandten über, auf den Sohn nämlich der Stuartischen Prinzessin Kurfürstin Sophie von Hannover, der als König von Großbritannien nun Georg der Erste hieß. Dieser Thronwechsel geschah anfangs ohne Schwierigkeit; bald aber regten sich die Anhänger des ausgeschlossenen Herrscherstammes, die sowohl in England als auch besonders in Schottland noch zahlreich waren, und für die Sache des Prätendenten, der bei ihnen König Jakob der Dritte hieß, und nach welchem sie Jakobiten genannt wurden, zum Kampfe hervortraten. Von den beiden Hauptpartheien, in welche Großbritannien geschieden war, den Tories und den Whigs, hielten die letzteren zu dem Hause Hannover, die ersteren mehr zu dem vertriebenen Stamme, doch kam neben dem politischen Glauben auch der religiöse in Betracht, und die Familie Keith, zwar zu den Tories gehörig, aber auch protestantisch, fand kein Bedenken, gleich anderen vornehmen Edelleuten dieser Parthei, den König Georg den Ersten anzuerkennen. Der ältere von unseren beiden Brüdern, nach des Vaters Tode jetzt Earl Marischal, unterzeichnete die von dem Könige dieserhalb erlassene Kundmachung, und begab sich nach London, um bei der neuen Regierung am Staatsdienste Theil zu nehmen. Allein hier fand er die Whigs, welche das bis-

herige Ministerium gestürzt hatten, im Besitze der Macht, und erfuhr von diesen schnöde Zurückweisung. Höchst erbittert verließ er London, und eilte Rache sinnend der Heimath zu. Inzwischen hatte auch der jüngere Bruder Jakob sich aufgemacht, und war auf dem Wege nach London, um eine Anstellung im Kriegsdienste anzusprechen. Beide Brüder trafen in York zusammen, der ältere erzählte wie ihm begegnet worden, und der jüngere kehrte sogleich mit nach Hause zurück, beide voll Unwillen und Groll. Bei so verworrenen politischen Zuständen sind die Grundsätze schon meist ohnehin zweifelhaft; und die Gesinnungen werden zumeist durch Leidenschaften bestimmt; so geschah es auch hier. Die beiden Jünglinge hatten bei ihrem Anerbieten schon einige Ueberwindung nöthig gehabt und höheren Rücksichten ein Opfer zu bringen geglaubt, um so mehr empörte sie nun die Verschmähung, und warf sie gewaltsam auf die Gegenseite; die Mutter, katholischen Glaubens, stimmte eifrigst bei, und so zögerten sie nicht, sich mit anderen Gleichgesinnten zu vereinigen. Ihr Vetter, der Graf von Mar, kürzlich noch Minister, und auch da schon verdächtig, es mit den Jakobiten zu halten, ergriff als Mißvergnügter nun vollends die Sache des Prätendenten. Unter dem Vorwande einer Jagd berief er eine große Versammlung von Unzufriedenen, die beiden Brüder Keith fanden sich ein, und der jüngere machte sich bei den Berathungen und Anschlägen durch einen Grad von Entschlossenheit und Ueberlegung bemerkbar, der in Zukunft gute Hoffnung für ihn fassen ließ.

Den Anfang machte der Graf von Mar durch ein Manifest, in welchem er sich unumwunden für den Prätendenten aussprach, und dessen Anhänger zu den Waffen rief. Am 3. September 1715 erhob er die Fahne des Königs Jakob, und von allen Seiten strömten dessen Getreue herbei, die vornehmsten Edelleute stellten sich mit ansehnlicher Mannschaft, auch Jakob Keith führte seine Schaar, bald standen wohl 10,000 Mann im Lager bei Perth versammelt, denen es aber noch größtentheils an Waffen fehlte. Dagegen waren die Wighs ihrerseits nicht müßig geblieben, und der Herzog von Argyle hatte in Schottland eben so schnell für den König Georg Streitkräfte zusammengerafft, und mit

diesen bei Stirling eine Stellung genommen. Die Jakobiten hatten den größten Theil des Landes inne, die Aussicht einer völligen Losreißung Schottlands von England belebte den Volkseifer, und die Ueberlegenheit der Truppenzahl schien durch auswärtige Hülfsvölker noch steigen zu müssen; außerdem hatte der Aufruhr auch in England selbst Fortschritte gemacht, und in Northumberland stand unter dem Grafen von Derwentwater eine ansehnliche Schaar vereinigt. Doch der Graf von Mar wußte seine Vortheile wenig geltend zu machen. Die Verbindung mit Northumberland war ihm durch die Stellung des Feindes abgeschnitten; ein Anschlag gegen Edinburg mißlang, einige versprengte Truppen vereinigten sich mit denen in Northumberland, die auf solche Weise verstärkt südwärts gegen Lancaster zogen, ohne daß der Herzog von Argyle seine Stellung verließ. Endlich, nachdem der Graf von Mar noch beträchtliche Verstärkungen erhalten, glaubte er zum Angriff schreiten zu müssen; der Herzog von Argyle aber rückte ihm entgegen. Am 22. November bei Dumblaine kam es zum Treffen. Von beiden Seiten fochten größtentheils Neulinge, mit geringer oder vergeblicher Tapferkeit. Nur auf dem rechten Flügel, wo auch Keith mit seiner Mannschaft kämpfte, hatten die Jakobiten einigen Vortheil, schlugen das Fußvolk und dann die Reiterei des Feindes, aber auf dem linken Flügel erlitten sie eine völlige Niederlage, worauf der Graf von Mar in der Nacht seinen Rückzug nahm. In einer Denkschrift Keith's über sein Leben, welche vom Jahre 1714 anhebend, bis zum Schlusse des Jahres 1734 beinahe vollständig erhalten ist, giebt er in seinem nicht ganz korrekten, aber festen und klaren Englisch von dem Treffen bei Dumblaine folgenden Bericht: „The resolution being now taken to attack the ennemy, the earl of Marr commanded the earl Marischal, with Sr. Donald M'Donald's regiment of foot, and his own squadron of horse, to take possession of the rising ground on which a body of the enemies horse still remain'd, and to cover the march of the army on the left (our right wing being cover'd by a river) to the toun of Dumblain, where we imagined the enemy still to be. On our approach, the

enemies horse retired; and we had no sooner gained the top of the hill than we discover'd their wholle body, marching without beat of drum, about two musket shot from us. It was now to late to retrait; we therfor form'd on the top of the hill, and the earl Marischal sent an aid-de-camp to advertise the earl of Marr that he was fall'n in with the enemies army, that it was impossible for him to bring off the foot, and therfor desired he wou'd march up to his assistance as quick as possible, — which he did even in too much hast; for the army, which marched in four columns, arrived in such confusion that it was impossible to form them according to the line of battle projected, every one posted himself as he found ground, and one columne of foot enclining to the right and another to the left of the earl Marischal's squadron of horse, that regiment which shou'd have been on the right, found itself in the center, separated from the rest of the horse, and opposed to the enemies foot; our foot formed all on one line, except on the left, where a bog hinder'd them from extending themselves, and encreased the confusion. — The duke of Argile was no less embarrassed on his side. His army was not yet entirely formed; the rear, which was to have formed his left wing, was yet on their march, and showed us their flanck, which being observed by lieutenant-géneral Gordon, he order'd our troops immediately to charge, which they did with so much vigour that in less than ten minutes they entirly defeated six regiments of foot and five squadrons of dragoons, which composed more than the half of the duke's army, whille the rest having taken the same advantage of our left, which had neither time nor ground to fire, entirly routed them. Both parties pursued the troops they had broken, not knowing what had happen'd on the other side, till at length the earl of Marr, having had the fatal news of the loss we had received, order'd the troops to give over the pursuit, and having rallied them, returned to the field of battle, from whence we discover'd the enemy posted at the foot

of the hill amongst mud walls, on the same ground where we had layen the night before." Weiterhin sagt er: „Thus ended the affair of Dumblain, in which neither side gained much honour, but which was the entire ruin of our party."

Schlimmer als hier erging es den Jakobiten an demselben 22. November in England. Sie wurden auf dem Marsche nach Liverpool bei Preston von den Königlichen Truppen angegriffen und geschlagen, und mußten darauf eingeschlossen sämmtlich das Gewehr strecken. Auf Hülfe aus England konnten daher die Schotten nicht mehr rechnen, auch die aus Frankreich, wo der Tod Ludwigs des Vierzehnten einer veränderten Staatsleitung Raum gab, war höchst unsicher. Zum Unglück war auch ein großer Theil der schottischen Kämpfer unmittelbar von dem Wahlplatze bei Dumblaine nach Hause geeilt, und andere wurden später dahin entsandt, um jene zurückzubringen. Hierüber sagt Keith in seiner Denkschrift: „To explain this, one must know the habit of the Highlanders and their manner of fighting; their cloaths are composed of two short vests, the one above reaching only to their waste, the other about six inches longer, short stockings which reaches not quite to their knee, and no breetches; but above all they have another piece of the same stuff, of about six yards long, which they tye about them in such a manner that it covers their thighs and all their body when they please, but commonly it's fixed on their left shoulder and leaves their right arm free. This kind of mantell they throw away when they are ready to engage, to be lighter and less encumber'd, and if they are beat it remains on the field, as happen'd to our left wing, who having lost that part of their cloaths which protects them most from the cold, and which likewise serves them for bed cloaths, cou'd not resist the violent cold of the season, and were therefor sent with their officers home, not only to be new cloathed but also to bring back those who had fled straight from the battle to the mountains."[1]

Noch konnten indeß die Schotten sich im eigenen Lande wohl eine Weile behaupten, und das Erscheinen des Prätendenten, der am 2. Januar 1716 bei Petershead landete, belebte einige Hoffnungen; doch nur auf kurze Zeit. Es wurde nun offenbar, wie unfähig und hülflos er sei, und wie wenig von einem solchen Führer sich erwarten lasse. Angesehene Häupter seiner Parthei verließen ihn mit ihren Streitern. Der Herzog von Argyle, durch englische und holländische Truppen verstärkt, rückte zum Angriff gegen das Lager von Perth, das er aber schon verlassen fand, der Prätendent hatte sich nach Dunden zurückgezogen; bald aber, an seiner Sache verzweifelnd und für seine Person besorgt, schiffte er sich zu Montrose mit dem Grafen von Mar auf dem französischen Schiffe, mit dem er gekommen, heimlich ein, und überließ seine Anhänger ihrem Schicksale. Bei Ruthven in Badenoch löste das kleine Heer sich nun völlig auf, indem jeder so gut er konnte sich zu retten suchte.

Für die Brüder Keith war keine Rettung möglich, als die Flucht in's Ausland. Ihr sämmtliches Vermögen war nun der Krone verfallen. Sie selbst waren zu bedeutende Personen, um den Feinden unbeachtet zu bleiben, und zu sehr bei dem Aufruhr betheiligt, um Verzeihung hoffen zu dürfen, selbst wenn sie diese begehrt hätten. Aber eben deßhalb war auch ihre Rettung schwierig und zweifelhaft. Mit mehreren Unglücksgefährten vereint suchten sie nach den westlichen Inseln zu entkommen, wo sie eine Zeitlang verborgen zu bleiben hofften, bis sich ein Fahrzeug fände, sie nach Frankreich überzuschiffen. Allein sie mußten auf eine solche Gelegenheit fast einen Monat warten, und während dieser Zeit litten sie große Noth, und hatten oft ihren Aufenthalt zu wechseln, weil es mehrmals hieß, ihre Zuflucht sei entdeckt und Truppen schon unterwegs, um sich ihrer zu bemächtigen; auch kreuzten in der That drei Fregatten mit zwei Bataillons Fußvolk an Bord ganz in der Nähe, um die Küsten sorgfältig zu bewachen und jedes verdächtige Schiff anzuhalten. Doch entgingen sie glücklich allen Nachstellungen und endlich am 20. April langte auf der Insel, wo sie sich verborgen hielten, unbemerkt ein Schiff an, das ihnen von

Frankreich aus zugeschickt worden war, sie nebst etwa hundert andern Offizieren eiligst aufnahm, und nach einer langen und beschwerlichen Seereise am 12. Mai zu Saint-Paul de Leon in Bretagne wohlbehalten an's Land setzte.

Jakob Keith stand im neunzehnten Lebensjahre, und die großen und wichtigen Erfahrungen, die er in kurzer Zeit gemacht, mußten den kriegsmuntern Jüngling nicht wenig gereift haben. Auch befestigte das erlittene Unglück ihn nur um so mehr in der gewählten Richtung, und obwohl ihm die Nichtigkeit und Hoffnungslosigkeit des Prätendenten nicht verborgen sein konnten, so wollte er doch der Sache desselben seine Kraft und Thätigkeit zu widmen fortfahren. Er reiste sogleich nach Paris, wo mehrere seiner Verwandten damals lebten; doch wollte er besonders der Königin-Mutter daselbst aufwarten, bevor er nach Avignon ginge, wo der Prätendent im päbstlichen Gebiete seine Zufluchtstätte gefunden hatte, nachdem Frankreich ihm keine mehr gewähren wollte; die meisten der mit Keith gelandeten Gefährten hatten bereits vom Hafen gleich den nächsten Weg dorthin eingeschlagen. Keith wurde von der Königin-Mutter auf das gnädigste empfangen, und hörte von ihr die schmeichelhaftesten Worte, sie habe vernommen, wie gute Dienste er der Sache ihres Sohnes geleistet, und weder dieser noch sie selbst würden es je vergessen. Aber nach Avignon zu reisen widerrieth sie ihm, er sei noch so jung, meinte sie, und thäte besser in Paris seine Studien wieder anzufangen, für welche sie alle äußere Sorge zu übernehmen versprach. Dies war in der That so lockend als schmeichelhaft, und ließ sich nicht abweisen. Aber es verging ein ganzer Monat, ohne daß Keith von der Königin-Mutter irgend etwas zu hören bekam, und da seine Geldmittel völlig erschöpft waren, so sah er sich der größten Noth überlassen. Zwar hatte er in Paris, wie gesagt, Verwandte und auch sonst Freunde, die ihm Geld genug würden dargeboten haben, allein er schämte sich, ihnen seine Noth zu entdecken; er sagt selbst, in dem Aufsatz über sein Leben: „I was then either so bashful or so vain, that I would not own the want I was in." Er suchte sich damit zu helfen, daß er sein Pferdegeschirr verkaufte, dessen

damals die Offiziere oft sehr kostbares mit sich führten. Jedoch dauerte seine Verlegenheit nicht lange. Nicht nur gedachte seiner die Königin-Mutter endlich, sandte ihm tausend Livres, und veranlaßte seinen Eintritt in die Ritterakademie, sondern auch der Prätendent ließ ihm ein Jahrgeld von zweihundert Kronen zusichern, mit der Entschuldigung, daß er im Augenblicke mehr zu thun nicht im Stande sei; zu gleicher Zeit meldete ein Pariser Wechsler an, daß er von Schottland aus beauftragt sei, ihm Geld auszuzahlen.

Nun aller Bedrängniß frei, widmete er seine Zeit wirklich den Studien, welche er auch dem Waffenberufe, den er nun wohl für immer gewählt hatte, dringend nöthig erachtete. Kaum hatte er sich zum Studieren eingerichtet, so sprach im Anfange des Jahres 1717 jener Beruf ihn abermals an. Karl der Zwölfte, König von Schweden, war nämlich durch seinen so klugen als kühnen Minister Freiherrn von Görz dahin geleitet worden, mit den Russen Frieden zu suchen, und seine noch übrige Kraft und ganzen Haß auf den König von England zu werfen, der sich die schwedischen Herzogthümer Bremen und Verden zugeeignet hatte; daher setzte er sich mit den Feinden des Königs Georg, mit Spanien und dem Prätendenten in Einvernehmen, und es war im Plane, der Sache des Letzteren durch eine Landung schwedischer Truppen in Schottland neuen Schwung zu geben. Keith empfing die Ernennung zum schwedischen Obersten von der Reiterei. Das Unternehmen kam jedoch nicht zur Reife, Görz verunglückte in seinen großen Anschlägen, die darauf nur als kühne Ränke galten, und für Keith konnte von schwedischem Dienste nicht mehr die Rede sein. War sein besonderer Zweck, für seine vaterländische und persönliche Sache zu streiten, auf's neue durch die Umstände vereitelt, so durfte er um so freier dem Wunsche nachgeben, wenigstens irgend eine große Kriegsschule durchzumachen, und so trug er kein Bedenken, als im Juni 1717 der russische Zar Peter nach Paris kam, auch bei diesem Herrscher Kriegsdienste nachzusuchen. Er gab sich alle Mühe deßhalb, allein es gelang ihm nicht, er müsse wohl, meinte er späterhin, nicht die rechten Mittel angewandt haben; ohne Zweifel stand auch seine Jugend zu sehr im Mißver-

hältniß mit den Ansprüchen, zu welchen seine Geburt und die Gunst ungewöhnlicher Umstände ihn gehoben hatten.

Das nächste Jahr 1718 brachte einen neuen Anlaß, die Studien mit den Waffen zu vertauschen. Einige Freunde machten ihn mit den Absichten des spanischen Hofes gegen Sicilien bekannt, und drangen lebhaft in ihn, sich für diesen Feldzug um spanische Dienste zu bewerben. Allein diesmal wurde seine kriegerische Lust durch eine andere Leidenschaft aufgewogen. „But I was then — erzählt er — too much in love to think of quitting Paris, and, tho' shame and my friends forced me to take some steps towards it, yet I managed it so slowly, that I set out only in the end of that year; and had not my mistress and I quarrel'd, and that other affairs came to concern me more than the conquest of Sicily did, it's probable I had lost many years of my time to very little purpose — so much was I taken up with my passion." Diese wichtigern Antriebe kamen aus der Sache des Vaterlandes. Der spanische Minister Kardinal Alberoni, gleich Görz von kühnen politischen Entwürfen erfüllt, aber gleich ihm, da das Glück sie nicht begünstigte, von gemeinem Urtheil ungerecht herabgesetzt, beschloß den Versuch der Wiederherstellung des Prätendenten abermals zu wagen, und ein neues Unternehmen auf Schottland mit ansehnlicher Kriegsmacht auszuführen. Das Vorhaben war kaum in Paris kund geworden, als beide Brüder, Lord Marischal und Keith, obwohl letzterer von einer Krankheit noch nicht völlig genesen war, sogleich nach Marseille abreisten, und sich hier im Anfange des Jahres 1719 nach Spanien einschifften.

Nach einer stürmischen Fahrt gelangten sie nach Palamos, auf der Küste von Catalonien. Der dortige Befehlshaber, dem sie nur im Allgemeinen angaben, sie seien englische Offiziere, die in Madrid Kriegsdienste suchten, sandte sie unter Begleitung eines Soldaten nach Girona, wo sie den Herzog von Liria fanden, der daselbst ein irisches Regiment befehligte; dieser freute sich ihrer Ankunft, verbürgte sich bei dem Gouverneur für sie, und verschaffte ihnen die Erlaubniß weiter zu reisen. Da niemand hier etwas von bevor-

stehendem Kriege wußte, so hielten sie sich für getäuscht, und dachten, sie seien bloß gerufen, um in spanische Dienste zu treten, und beeilten daher ihre Reise weniger. Vor Barcelona sandten sie dem General-Kapitain Prinz Pio von Savoyen einen Empfehlungsbrief des Herzogs von Liria in die Stadt hinein, der ihnen einen Wagen mit sechs Maulthieren bespannt entgegen sandte, und ihnen große Ehren zudachte; er hatte nämlich von dem Kardinal Alberoni kurz vorher die Nachricht empfangen, der König Jakob werde nächstens unter fremdem Namen an der catalonischen Küste landen, und der Brief des Herzogs von Liria ließ ihn glauben, der vornehme Gast sei angelangt. Der Irrthum war für beide Theile verdrießlich, störte jedoch die gute Aufnahme nicht, und am nächsten Morgen setzten sie ihre Reise nach Madrid fort. Erst nach vierzehn Tagen trafen sie hier ein, und ließen Abends den Kardinal ihre Ankunft wissen. Er bestellte sie auf den nächsten Tag frühmorgens, klagte über die Langsamkeit ihrer Reise, die Sache habe große Eil und sei schon im Gange, der Herzog von Ormond werde sich nach England einschiffen, Lord Marischal solle nach Schottland gehen, und möge nur gleich alles angeben, was ihm zu dem Unternehmen nöthig dünke. Lord Marischal erwiederte, vor allem sei nöthig, daß er die Absichten des Herzogs von Ormond wisse, und mit ihm die seinigen in Uebereinstimmung bringe; der Kardinal ließ auf der Stelle Postpferde kommen, sandte den Lord nach Valladolid, wo der Herzog eben verweilte, und empfahl ihm die größte Eile. Um auch seinerseits die Sachen weiter besprechen zu können, behielt er Keith unterdeß in Madrid.

Lord Marischal war nach fünf Tagen — er hatte dem Herzoge nach Benevente folgen müssen, — wieder in Madrid, und setzte mit dem Kardinal die näheren Anschläge fest. Die Würde eines Generallieutenants, die ihm, und die eines Obersten, die seinem Bruder angeboten wurde, lehnte er ab, und ließ sich nur zum Generalmajor, seinen Bruder zum Oberstlieutenant ernennen. Er verlangte aber 4000 Gewehre und 10,000 Pistolen; doch die Ausrüstung des Herzogs hatte die Waffenvorräthe und Gelder schon erschöpft, und

kaum die Hälfte des Begehrten konnte geliefert werden. Lord Marischal eilte mit dieser Unterstützung nach Biscaya, von wo er mit zwei Fregatten und sechs Kompagnieen Fußvolk nach Schottland schiffen sollte. Eine schwierige, aber unerläßliche Aufgabe war, die in Frankreich lebenden Häupter der Jakobiten von dem Unternehmen zu benachrichtigen und sie zur Mitwirkung anzuleiten. Der Kardinal wünschte, Keith möchte dies übernehmen. Mit einer beglaubigenden Zeile des Herzogs und mit 18,000 Kronen begab sich Keith am 19. Februar auf den Weg, und traf nach drei Tagen in San-Sebastian ein, wo er 12,000 Kronen für die Ausrüstung zweier nach Schottland bestimmten Fregatten zurückließ, mit dem übrigen Gelde aber in Frankreich eintrat; er gelangte glücklich nach Bordeaux, wo er den General Gordon, Brigadier Campbell und einige andere jakobitische Offiziere traf, denen er seine Botschaft eröffnete und einiges Geld austheilte, doch nur Campbell eilte, sich in San-Sebastian mit Lord Marischal einzuschiffen, die anderen zögerten, und zeigten geringen Eifer. In Bordeaux hielt der Herzog von Berwick, der hier befehligte, streng darauf, daß niemand Postpferde bekommen durfte, außer mit seiner besondern Erlaubniß, die er nur ertheilte, wenn er die Personen vorher selbst geprüft hatte. Keith war dem Herzoge bekannt, und durfte sich ihm daher nicht zeigen; nach peinlicher Verlegenheit fand sich endlich ein Reisegefährte, der für sich und einen Bedienten, an dessen Stelle Keith eintrat, Pferde nach Paris erhielt. Von Orleans nahm Keith den Marquis von Tullibardine, den er hier wußte, mit nach Paris, wo sie am 4. März ankamen.

Sogleich war hier unter den Fremden alles in großer Bewegung; aber Keith bemerkte bald, daß im Innern der Parthei zweierlei Befehlsmacht bestand, und Ehrgeiz und Ränke mehr galten als die Sache selbst. Keith eilte jedoch nach Rouen, und betrieb die Ausrüstung eines kleinen Schiffes in Havre-de-Grace. Hier fragte einer der Anführer Glendernel, ob er in Paris den General Dillon gesprochen habe, der die Angelegenheiten des Prätendenten in Frankreich zu besorgen pflegte, und Keith verneinte es, indem er in Saint-Germain,

wo jener sich gerade aufgehalten, zu sehr von Person gekannt sei, dem Leichtsinn aber und der Unvorsichtigkeit der dortigen Freunde ein so wichtiges Geheimniß nicht habe anvertrauen dürfen, übrigens auch sei er nicht angewiesen, sich mit jenem zu besprechen, obschon er nicht zweifle, derselbe sei anderweitig von der Sache schon unterrichtet worden. Aber Glendernel bestand darauf, Dillon müsse angegangen und gefragt werden, ob er nicht besondere Vorschriften abseiten des Königs in Betreff des Unternehmens mitzutheilen habe. Doch war dies nur der Vorwand, und der wahre Grund dieser, daß Glendernel eine Königliche Vollmacht vom Jahre 1717, für das beabsichtigte Unternehmen des Königs von Schweden, durch welche der Marquis von Tullibardine zum Oberbefehlshaber in Schottland ernannt war, noch in Dillon's Händen wußte, die er geltend machen wollte, um den Oberbefehl nicht an den General Gordon kommen zu lassen, oder an sonst einen Mann, der minder leitsam wäre, als Lord Tullibardine, der Glendernel's Rath unbedingt anzunehmen pflegte. Die Antwort Dillon's, welche vorgezeigt wurde, war von keinem Belang, aber die Folge zeigte, daß er auch die begehrte Vollmacht mitgesandt hatte, von der aber fürerst noch geschwiegen wurde.

Mit den zusammengebrachten Gefährten ging Keith am 19. März 1719 unter Segel, und schiffte durch den Paß von Calais in die Nordsee; die Absicht war, um die Orkney-Inseln herum zur Insel Lewis zu gelangen. Die Ueberfahrt war keine günstige, das kleine Fahrzeug hatte mit Stürmen zu kämpfen, und kam auch in die Nähe englischer Kriegsschiffe, entging aber doch beiderlei Gefahr, und ging am 4. April bei Insel Lewis vor Anker. Bald wurden auch die beiden spanischen Fregatten, welche unter Lord Marischal's Befehl die Landung unterstützen sollten, in der Bucht von Stornoway aufgefunden, und Keith erstattete seinem Bruder Bericht über die Anstalten und Vorgänge, wobei er auch seinen Verdacht nicht verschwieg, daß in Betreff des Oberbefehls geheime Ränke Statt fänden. Lord Marischal erwiederte, er sei bereit, jedem zu gehorchen, der höher gestellt sei als er, doch habe auch er seine guten Patente, für sich

selbst als Generalmajor in spanischen sowohl als englischen Diensten, für Keith als spanischen Obersten, und unausgefüllte Patente für die Offiziere zweier Bataillone, welche dieser im Namen des Königs von Spanien in Schottland errichten sollte.

Als auch die Lords Seafort und Tullibardine sich bei Lord Marischal eingefunden hatten, wurde Kriegsrath gehalten, und zuvörderst der Oberbefehl festgesetzt, der dem Lord Marischal, als ältestem Generalmajor, nicht bestritten wurde. Lord Tullibardine und sein Anhang bestanden aber darauf, nichts zu unternehmen, bis sie Nachricht erhielten, daß auch des Herzogs von Ormond Landung in England erfolgt sei; die Gefahr jedoch, alsbald von englischen Schiffen auf der Insel eingeschlossen zu werden, ließ die Mehrheit den von Lord Marischal mit dem Kardinal Alberoni verabredeten Entwurf vorziehen, in Schottland ungesäumt zu landen und sogleich auf Inverneß vorzudringen. Doch bevor dies noch ausgeführt wurde, wünschte Lord Tullibardine am nächsten Tage nochmals einen Kriegsrath, zeigte hier sein gestern verhehltes Patent als Generallieutenant auf, und übernahm den Oberbefehl, Lord Marischal behielt sich nur den über die Schiffe vor, wegen deren er von dem Kardinal ausdrückliche Befehle hatte. Auf's neue wurden nun Zögerungen vorgeschlagen, jedoch vergeblich, und nach einigen Schwierigkeiten, welche das ungünstige Wetter verursachte, fand die Landung wirklich Statt.

Aber der Marsch auf Inverneß, welchen Lord Marischal und Brigadier Campbell sogleich antreten wollten, fand entschiedenen Widerspruch. Es ergab sich, daß die Widersprechenden bereits eigenmächtig die Freunde rings im Lande benachrichtigt hatten, der König wolle, daß nicht eher die Waffen ergriffen würden, als bis die spanische Landung in England erfolgt sei; Lord Tullibardine erklärte hiermit übereinstimmend, er werde nicht vorrücken, ja nach einigen Tagen, als immer keine Nachricht von dem Herzog von Ormond einlief, schlug er vor, auf denselben Schiffen, mit denen sie gekommen, nach Spanien zurückzukehren. Damit dieser Gedanke nicht nochmals aufkäme, ließ Lord Marischal die beiden Fregatten,

deren Verweilen eine Uebermacht englischer Schiffe herbeiziehen mußte, die Anker lichten und absegeln. Lord Tullibardine hatte jetzt keine Wahl, er mußte Anstalten machen in's Feld zu rücken, allein er hatte kostbare Zeit nutzlos verloren, und fand sich durch seine eigenen früheren Anordnungen überall gehindert.

Die Hochländer bezeigten wenige Lust, das bedenkliche Wagstück auf's neue zu versuchen, einige tausend Mann, welche von kühnen Anführern dennoch vereinigt wurden, hielten gegen die englischen Truppen nicht Stand. Der Prätendent begnügte sich, in Madrid Königliche Ehren zu genießen, das spanische Geschwader, welches die unter dem Herzog von Ormond nach England bestimmten Truppen führte, wurde vom Sturm zerstreut, und so war in kürzester Zeit das ganze Unternehmen völlig zu Grunde gerichtet. In Schottland hielten die Häupter der Jakobiten nach dem unglücklichen Treffen vom 10. Juni einen Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, die Spanier sollten sich kriegsgefangen geben, die Hochländer in ihre Berge heimkehren, die Offiziere ihr Heil suchen, wie jeder am besten es vermöchte.

Keith flüchtete in die Hochlande, wo er einige Monate verborgen blieb, außer dem allgemeinen Unglück noch von Krankheit heimgesucht. Endlich, im Anfange des Septembers, gelangte er unentdeckt nach Petershead, wo er sich nach Holland einschiffte. Lord Marischal hatte schon früher diesen Weg genommen, und im Haag fanden beide Brüder sich wieder vereint. Der spanische Gesandte daselbst forderte sie auf, so schnell als möglich nach Spanien zurückzugehen, wo neue Rüstungen betrieben wurden. Sie reisten sogleich ab, kamen über Lüttich nach Sedan, wo sie, um nicht als Offiziere einer mit Frankreich im Kriege stehenden Macht erkannt und angehalten zu werden, noch glücklich genug ihre Papiere vernichteten, und gelangten ungefährdet nach Paris, wo sie einen Monat verweilten, und darauf nach Montpellier reisten, um nach Spanien zu gelangen. Allein sie fanden die Schwierigkeiten größer, als sie vermuthet, und beide Brüder trennten sich, Lord Marischal wollte über die Pyrenäen zu

kommen versuchen, Keith sich in Marseille einschiffen; letzterer jedoch schlug nach vergeblichem Warten und Bemühen zuletzt auch den Weg nach den Pyrenäen ein, die er von seinem Bruder längst überschritten glaubte. In Toulouse aber trat dieser eines Morgens unverhofft bei ihm in's Zimmer; derselbe hatte vergeblich mancherlei Gebirgswege versucht, sechs Wochen in französischer Haft ausgehalten, und war dann in Gemäßheit eines Königlichen Befehls aus Paris zwar freigelassen, aber auch aus Frankreich verwiesen und ihm ein Paß nach Italien gegeben worden. Keith fand nun gerathen, sich seinem Bruder anzuschließen, und so gelangten sie im Anfange des Januars 1720 nach Genua.

So nahe dem Prätendenten, ihrem Könige, der wieder in Rom lebte, wünschten sie ihm persönlich ihre Ehrerbietung zu bezeigen, und fuhren am 3. Februar auf einer Galeere der Republik nach Livorno, legten aber schon um Mittag bei Porto Fino an, und hörten, sie würden über Nacht hier bleiben. In der Nähe wohnte jetzt von Staatsgeschäften zurückgezogen der Kardinal Alberoni, und Lord Marischal wollte den Aufenthalt benutzen, um den einst so mächtigen Minister, dessen Ungnade er für eine nur vorübergehende ansah, zu besuchen und die Schicksale des noch vor kurzem von ihm in's Werk gesetzten Unternehmens zu besprechen. Aber der Kardinal unterbrach seinen Bericht, und sagte, die Angelegenheiten Spaniens seien ihm fortan gänzlich fremd, und er wünsche über die Sache weiter nichts zu hören, als was den Erzählenden persönlich betreffe, über dessen Rettung er sich herzlich freue. Mit großem Unmuth über die Verzagtheit und Unkunde der genuesischen Seeleute gelangten sie nach Livorno, und setzten ihre Reise über Pisa, Florenz und Siena fort nach Rom. Hier sahen sie den Prätendenten, der sie gnädig empfing, ihnen aber keinen günstigen Eindruck machte, wiewohl ihnen die Unbedeutendheit seines Wesens schon früher bekannt war. Da er wußte, daß sie Mangel an Geld hatten, so sandte er seinen Günstling Hay zu dem Pabste mit der Bitte, ihm von seinem gewöhnlichen Jahrgelde 1000 römische Kronen vorauszahlen zu lassen, allein Clemens der Elfte verweigerte dies, unter Entschuldigung des Unvermögens. Ein

Wechsler schoß zuletzt die Summe vor, und die beiden Brüder traten nach sechswöchentlichem Aufenthalte ihre Reise wieder an, um nach Spanien zu gelangen.

Nach Genua gekommen, mußten sie hier abermals sechs Wochen auf eine Schiffsgelegenheit warten; und der englische Gesandte Davenant, durch ihren Aufenthalt in Rom aufmerksam geworden, und durch den französischen Gesandten Chavigny aus bösem Scherze noch besonders aufgereizt, forderte von dem Senat ihre Ausweisung, indem er mit Beschießung der Stadt durch englische Kriegsschiffe drohte. Dagegen drohte der spanische Gesandte die Stadt zu verlassen, wenn der Senat dem englischen Ansinnen folgte, und so befand sich dieser in peinlicher Verlegenheit. Die beiden Brüder versicherten, sie begehrten nichts eifriger als abzureisen, allein wegen der englischen Fregatte, welche vor dem Hafen kreuze, könne kein nach Spanien bestimmtes Schiff auslaufen. Da wurde im Stillen Rath geschafft, und eine gute Feluke brachte die Brüder unbemerkt aus dem Hafen, und immer längs der Küste fahrend gelangten sie binnen 29 Tagen glücklich nach Valencia, von wo sie im Juli 1720 in Madrid eintrafen.

Lord Marischal fand bald nachher Anlaß, in Geschäften des Prätendenten nach Avignon zu reisen; Keith aber blieb in Madrid, und hoffte hier seine Verhältnisse wieder anzuknüpfen. Er forderte zunächst eine Abschrift seines in Sedan zerstörten Patents; allein der Kriegsminister fand dasselbe in die Listen gar nicht eingetragen, weil der Kardinal deren ohne Wissen der Kriegsbehörde zu vergeben pflegte. Die Erneuerung des verlornen Patents wurde nicht gewährt, und obwohl ihm der Sold eines Obersten angewiesen war, so befand er sich doch, da niemand weiter auf ihn achtete und von wirklicher Anstellung nicht die Rede war, in trostloser Verlassenheit; er sagt hierüber selbst: „I was, as the French says, *au pied de la lettre sur le pavé*, I know nobody, and was known to none; and had not my good fortune brought rear-admiral Cammock to Madrid, whom I had known formerly in Paris, I don't know what would have become of me; he immediately offer'd me his house and his table, both which I was glad to accept of."

Im nächsten Jahre 1721 wurde der Marquez von Castellar zum Kriegsminister ernannt, und Keith erneuerte sein Begehren wegen des Patents; doch als er abermals abschlägige Antwort erhielt, so begehrte er Urlaub und Pässe nach Italien, welche ihm bewilligt wurden. Als er vor der Abreise von Madrid wie von anderen Bekannten auch Abschied von einem Jesuiten nahm, mit dem er sich befreundet hatte, fragte ihn dieser theilnehmend, weshalb er Madrid verließe, Keith gab ihm ohne Rückhalt die Beweggründe an, die ihn sein Glück anderwärts versuchen hießen, und reiste am folgenden Tage ab. Bei seiner Ankunft in Barcelona jedoch fand er unerwartet sein begehrtes Patent vor, dessen Ausfertigung der Jesuit durch den Beichtvater des Königs erwirkt hatte; allein dasselbe war vom September 1721, anstatt vom Januar 1719 wie das frühere gewesen, und hiermit unzufrieden, sandte er es zurück, mit der Erklärung, er könne kein anderes annehmen, als ein dem früheren gleiches. Da der eifrige Jesuit verhieß, auch ein solches werde er ihm denn verschaffen, so kehrte Keith nach Madrid zurück, und blieb nun den Rest des Jahres 1721 ruhig dort.

Mittlerweile hatte seine Mutter die Meinung der besten englischen Rechtsgelehrten eingeholt, und diese waren einstimmig, daß er mit aller Sicherheit nach Schottland kommen und dort sein eingezogenes Vermögen zurückfordern könne; sie schrieb dieses dem Sohne zu Anfang des Jahres 1722, und lud ihn dringend ein, durch seine persönliche Gegenwart jenen Erfolg zu sichern. Er war schon zur Abreise entschlossen, wollte jedoch vorher in Madrid den englischen Botschafter Stanhope darüber hören, und vernahm von diesem, daß die Zeitumstände seinem Vorhaben gar nicht günstig seien, indem die englische Regierung sein früheres Verhalten genau wisse, und gerade jetzt wieder Verdacht wegen neuer gegen sie gerichteter Unternehmungen hege, daher wohl am gerathensten sei, den Ausgang dieser Dinge lieber in Paris abzuwarten. Diese Meinung des Botschafters bestimmte ihn, die Reise nach Schottland aufzugeben, und er benutzte im Oktober die Gelegenheit, mit dem Herzog von Liria sich nach Paris zu begeben. Während er hier die Wendung der Sachen und die

Heilung einer lästigen Schultergeschwulst abwartete, bekam er die Nachricht, seine Angelegenheit in Schottland sei so weit gewonnen, daß die Regierung ihm eine Entschädigungssumme habe auszahlen lassen. Nun hätte er nach Spanien zurückkehren sollen, allein er hatte dazu um so weniger Lust, als die Verhältnisse dort ihm nur trübe Aussichten geben, und dagegen Freunde und Freundinnen zu Paris ihm den Eintritt in französische Dienste zu verschaffen suchten. „By good luck — sagt er selbst — it did not succeed, and so I remained at Paris, still under the pretence of my cure, all the year 1723 and 24."

Indessen rief das Benehmen des französischen Hofes, durch die schnöde Zurücksendung der spanischen Infantin, welche dem Könige von Frankreich zur Gemahlin bestimmt gewesen, im Jahre 1725 kriegerische Aussichten hervor, bei denen kein spanischer Offizier länger in Paris verbleiben konnte, und nach der Weisung des spanischen Botschafters sollte auch Keith, gleich allen übrigen, sich der Reise der Infantin anschließen. Ein beträchtlicher Einschnitt, welchen der Wundarzt ihm zu machen nöthig befunden, hinderte zwar seine gleichzeitige Abreise, allein er holte die Infantin zu Bayonne wieder ein, und gelangte in ihrem Gefolge nach Madrid. Die Erbitterung war hier gegen die Franzosen sehr groß, allein mancherlei Gründe und Ränke hielten den Ausbruch des Krieges noch zurück, und Keith begab sich für die nächste Zeit nach Valencia, welche Stadt ihm für die Erhebung seines Soldes bezeichnet war. Im Juni des Jahres 1726 ergingen neue Kriegsgerüchte, ein Bruch zwischen Spanien und England schien unvermeidlich, schon waren englische Kriegsschiffe in See und bedrohten die spanischen Silbergallionen und Häfen, und 20,000 Mann spanischer Truppen sammelten sich in Andalusien, wie es schien zu dem Zwecke, in Cadix zu einem Angriff gegen England selbst eingeschifft zu werden. Keith wünschte daher eine Anstellung bei diesen Truppen, aber ihm wurde die Antwort, als Protestant könne er keine Befehlführung ansprechen; erzürnt begnügte er sich, als Freiwilliger mitzugehen, und kam mit dem Schlusse des Jahres im Lager von Gibraltar an.

Die Feindseligkeiten waren hier noch nicht eröffnet, wie überhaupt der Krieg noch nicht erklärt, und ein Schein guten Vernehmens wurde beiderseits erhalten. Die Engländer hatten in Gibraltar eine nur schwache Besatzung, und gestatteten den spanischen Soldaten in beliebiger Anzahl die Stadt zu besuchen, bisweilen über 200 Gemeine und 40 bis 50 Offiziere waren gleichzeitig dort, ohne daß man untersuchte, ob sie verborgene Waffen führten; Keith gründete auf diese Sorglosigkeit den Anschlag, auf die Festung einen Handstreich zu wagen, den auch andere Umstände sehr begünstigten, und dessen Gelingen fast unfehlbar schien; allein der spanische Befehlführer Graf de las Torres versicherte stolz, er wolle nicht auf solche Weise, sondern nur durch die Bresche in die Stadt eindringen. Dafür kam er denn auch nicht hinein! Die Engländer empfingen rasch Verstärkung, und konnten nun leicht den übelentworfenen und schwachgeführten Angriffen der Spanier Trotz bieten. Unter nutzlosem Kanoniren, und doch mit Verlust von 2000 Mann, setzten die Spanier diese Art von Belagerung fünf Monate lang fort, bis am 23. Juni 1727 der Befehl aus Madrid eintraf, alle Feindseligkeiten einzustellen.

In Keith's Verhältnissen, hatte er nun eingesehen, war selbst vom Kriege keine Gelegenheit der Auszeichnung möglich, und er wünsche daher ernstlich, den spanischen Dienst aufzugeben, wo er doch nie zur wirksamen Thätigkeit gelangen konnte. Doch wollte er noch einen letzten Versuch machen, und wandte sich deßhalb geradezu an den König, dessen Gunst ansprechend und die zunächst erledigte Befehlshaberstelle eines irländischen Regiments erbittend. — König Philipp der Fünfte kannte den jungen Obersten wohl, und war ihm nicht abgeneigt, aber seine trübe Glaubensangst erlaubte ihm nicht, einen Protestanten zu befördern. Die Antwort empfing Keith durch den Königlichen Beichtvater, einen Schotten, der anfangs nur andeutete, Seine Katholische Majestät wünschten ungemein, daß Keith Ihnen möglich machte, öffentlich zu bezeigen, wie sehr Sie ihn schätzten; endlich aber offen mit der Sprache herausging, der König würde, sobald er erführe, daß Keith katholisch sei, nicht nur dessen Gesuch sofort gewähren, sondern

auch für dessen zukünftiges Glück jede Sorge tragen. Doch ein Religionswechsel um irdischer Vortheile willen lag in Keith's Gesinnung außerhalb aller Möglichkeit. Er mußte nun klar erkennen, daß in Spanien an weiteres Gedeihen für ihn nicht mehr zu denken sei, und bat nun den König nur noch um die Gnade seiner Fürsprache bei dem russischen Hofe, in dessen Dienste er zu treten wünschte. Diese Bitte wurde bereitwilligst gewährt; der Minister Marquez von Castellar mußte dem Herzog von Liria, der inzwischen als spanischer Botschafter nach Rußland gesandt worden war, die Wünsche Keith's in des Königs Namen dringend anempfehlen, und die Antwort erfolgte bald auf's günstigste, Keith wurde als Generalmajor in russischen Dienst berufen. Der König von Spanien beschenkte ihn noch zum Abschiede mit tausend Kronen, die ihm für die weite Reise und neue Einrichtung sehr erwünscht sein mußten.

Keith verließ Madrid und Spanien, kam nach Paris, wo er sich sechs Wochen aufhielt, setzte seine Reise über Flandern nach Amsterdam fort, wo er sich einschiffte, und gelangte nach einer langwierigen Seefahrt von sechsundzwanzig Tagen ohne besondern Unfall im Anfange des Septembers 1728 nach Kronstadt, wo er drei Wochen ausruhte, und dann, im Anfange des Oktobers, auf das eifrige Verlangen des Herzogs von Liria, nach Moskau reiste, wo damals der russische Hof sich aufhielt. Der junge Kaiser Peter der Zweite, welcher damals regierte, war grade auf großen Jagden, als Keith anlangte und dieser hatte beinahe drei Wochen Zeit, sich auf dem neuen Boden, den er betrat, gehörig umzusehen. Der Herzog von Liria machte ihn mit den Ministern und Generalen so wie mit den vornehmsten Hofbeamten bekannt, denen er sich in vortheilhaftestem Ansehen darstellte. Der Feldmarschall Fürst Dolgorukii, von stolzer und trotziger Gemüthsart, und sonst den Fremden abgeneigt, fand Gefallen an dem edlen kriegerischen Schotten, der ein starkes, durch Geburt und Erziehung wie durch Bewußtsein persönlichen Werthes genährtes Selbstgefühl zugleich in freimüthiger Unbefangenheit und in vornehmer Höflichkeit auszusprechen wußte. Nachdem Keith, auf sein Gesuch, durch den Vice-

kanzler Grafen Ostermann dem zurückgekehrten Kaiser vorgestellt und auch von diesem günstig aufgenommen worden, erhielt er nach wenigen Tagen den Befehl über zwei Regimenter zu Fuß, welche zu des Feldmarschalls Truppentheil gehörten, und in der Nähe von Moskau ihre Quartiere hatten. Keith, der schon wahrgenommen, daß der Dienst hier von dem in anderen Ländern sehr verschieden, auch die Sprache besonders schwierig sei, erbat sich eine Frist von drei Monaten, um sich mit dem erstern vollständig und mit der anderen soviel als nöthig bekannt zu machen. Der Feldmarschall bewilligte dies gern, und Keith erwarb sich die erforderliche Kenntniß, um bereits im März die Befehlsführung antreten zu können.

In höchster Gunst bei dem Kaiser stand der Neffe des Feldmarschalls, Fürst Iwan Dolgorukii, bei welchem Keith erwünschten Zutritt gewann, aber auch bald ohne sein Verschulden Mißfallen erregte, weil Streitigkeiten zwischen dem Herzog von Liria und dem Fürsten Iwan ausbrachen. Die Dolgorukii's, unter sich uneinig und auf einander eifersüchtig, waren doch darin fest verbunden, daß sie am Hofe den überwiegendsten Einfluß übten, und sich des Kaisers ausschließlich bemächtigten. Der Feldmarschall blieb Keith gewogen, und stützte ihn gegen die Ungunst des Neffen; ja er ging so weit, eine Familienverbindung mit ihm zu wünschen, und ließ ihm eine seiner nächsten Verwandten zur Gattin antragen. Dies war um so bedeutender, als auch schon im Werke war, den Kaiser selbst mit einer Dolgorukii zu vermählen. Keith jedoch fand den Antrag nicht nach seinem Sinn, und beschloß ihm auszuweichen; wirklich wußte er die deßhalb angeknüpfte Unterhandlung so geschickt und fein zu führen, daß die Familie Dolgorukii durch seine Ablehnung nicht beleidigt wurde, und der Feldmarschall ihn nach wie vor begünstigte. Keith war übrigens fleißig mit seinen beiden Regimentern beschäftigt, wohnte ihren Waffenübungen bei, besuchte die Quartiere derselben, und faßte in seinem Kriegsfache den festen Fuß, der auf dem schwankenden Boden des Hofes nicht leicht zu fassen war.

Im November des Jahres 1729 wurde die Verlobung des Kaisers mit der Fürstin Katharina Dolgorukii, Schwester

des Fürsten Iwan, förmlich ausgesprochen, und sollte einige Wochen darauf mit größter Pracht gefeiert werden; die Fürstin wurde schon im voraus als Kaiserin behandelt, und von einigen fremden Gesandten mit beeiferter Schmeichelei schon so genannt. Der Kaiser jedoch erkältete sich im Beginn des Jahres 1730 bei der Wasserweihe auf dem Eise der Moskwa, und klagte sogleich über Unwohlsein. Der Vater der Verlobten, Fürst Alexis Dolgorukii, wollte nicht zugeben, daß der Kaiser krank sei, und nahm ihn mit auf die Jagd, hoffend das Unwohlsein durch angestrengte Bewegung zu bewältigen. Allein der Kaiser kehrte kränker zurück, und es zeigte sich ein Ausbruch der Blattern, von so schlimmer Art, daß man an seinem Aufkommen zweifeln mußte. Er starb am 19. Januar in der Blüthe der Jahre, und mit ihm erlosch der Mannsstamm des Hauses Romanoff.

Die Familie Dolgorukii hätte gewünscht, die Verlobte des Kaisers als dessen Nachfolgerin im Reich auszurufen, aber die Schwierigkeiten erschienen zu groß, und die Herzogin Anna von Kurland, Nichte Peters des Großen, wurde in einer Versammlung der höchsten Reichsbeamten zur Kaiserin erwählt. Die Dolgorukii's hatten indeß die Macht der künftigen Kaiserin im voraus mit engen Schranken umgeben, und schienen entschlossen, die höchste Gewalt fernerhin unter scheinbar republikanischen Formen auszuüben, welche doch nur dem eigenen Ehrgeize dienen sollten. Die neue Kaiserin nahm die Abgeordneten, welche ihr die Berufung zum Throne überbrachten, huldvoll auf, und besonders der Fürst Wassilii Dolgorukii, der dabei das Wort führte, hatte sich ihrer Auszeichnung zu erfreuen. Aber kaum war sie in der Nähe von Moskau angelangt, und mit dem Grafen von Ostermann in Verbindung getreten, so erklärte sie sich zum Hauptmann der Chevaliergarde und zum Obersten des ersten Garderegiments, wie dies früher die Kaiserin Katharina gewesen war. Die Dolgorukii's fühlten, daß dieser Schlag ihre Macht traf, denn sie hatten sich alle großen Ernennungen vorbehalten; allein die Truppen, der Adel und das Volk priesen die Selbstentschließung der Kaiserin, welche bald, mit Zustimmung der

Großen, alle früher gestellten Bedingungen aufhob, und sich als unumschränkte Herrscherin erklärte.

Die Folge hiervon war der Sturz der Familie Dolgorukii; die meisten Mitglieder derselben wurden nach Sibirien; andere auf ihre Güter verbannt; nur der Feldmarschall erhielt sich noch in seiner Stellung, wiewohl auch ihm die Feinde nicht fehlten, welche nur des Anlasses oder Vorwandes harrten, um seinen Fall herbeizuführen. Keith mischte sich in diese Angelegenheiten nicht, sondern beschäftigte sich nur mit dem Kriegswesen. Um so mehr überraschte es ihn, daß an seine Beförderung gedacht wurde. Zu dem Generaladjutanten Grafen von Löwenwolde berufen, glaubte er anfangs, daß irgend eine Klage gegen ihn vorliege, erfuhr aber bald, daß der Graf ein neues Regiment errichte, und ihn zum Befehlshaber desselben wünsche; da das Regiment zur Garde gehören sollte, so war mit der Befehlshaberschaft nur der Titel eines Oberstlieutenants verbunden, in Wirklichkeit aber der Rang eines Generalmajors, so daß Keith an diesem nichts einbüßte, an Auszeichnung aber unendlich gewann. Er nahm den Antrag eifrigst an, und zwei Tage später wurde er der Kaiserin vorgestellt, die nun öffentlich seine Ernennung aussprach. Er sagt hierüber: „As the emploiement is looked on as one of the greatest trust in the empire, and that the officers of the guards are regarded as domesticks of the souveraign, I received hundreds of visits from people I had never seen nor heard of in my life, and who imagined that certainly I must be in great favour at court, in which they certainly were prodigiously deceived."

Die Kaiserin war bedacht, den Entwurf einer Reichsverfassung, wie die Dolgorukii's ihn beabsichtigt, und der im Stillen noch manche Anhänger zählte, gänzlich auszulöschen, und wollte zu diesem Zweck auch das von ihrem Oheim Peter den Großen gegebene Erbfolgegesetz herstellen, wonach der unumschränkte Willen des jedesmaligen Herrschers denjenigen seiner Nächsten, den er für den würdigsten hielt, das Reich überweisen mochte. Bei einer im Dezember 1730 frühmorgens deßhalb angeordneten Ausrückung aller Truppen, der Garden rings um den Kreml, der übrigen Regimenter auf ihren

Sammelplätzen in der Stadt, wurde denselben ein neuer Schwur abverlangt, wegen dessen Leistung doch einige Besorgniß waltete. Keith hatte den Auftrag, das ihm anvertraute neuerrichtete Ismailoff'sche Regiment schwören zu lassen, und darauf der Reihe nach alle Feldregimenter, welche in der Stadt unter Gewehr standen. Die Truppen leisteten den Eid mit größtem Eifer, und die Rückkehr zur alten Ordnung hatte fast alle Stimmen für sich.

Nur der Feldmarschall Fürst Dolgorukii war unzufrieden mit dem Hergang, und äußerte unverhohlen, eine beschränkte und durch Wahl der Großen bestimmte Regierung würde besser gewesen sein, als die nun festgesetzte. Dergleichen Reden wurden seinen Feinden hinterbracht, genügten aber nicht ihn zu stürzen. Da fand sich ein Prinz von Hessen-Homburg, der als General im Heere diente, und gab an, Dolgorukii habe gegen ihn, als sie zusammen gespeist und getrunken, übel von der Kaiserin gesprochen. Dies war genug, um den Feldmarschall zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Da seine Gegner die Anklagen zu häufen wünschten, so wurde auch Keith ausdrücklich befragt, ob der Feldmarschall jemals gegen ihn unehrerbietig von der Kaiserin gesprochen habe? Keith mußte eine solche Frage wenig geziemend finden, hielt aber seinen Unwillen zurück, und erwiederte nur, ihre Unterredungen seien stets durch Dollmetscher geschehen, da er selbst nicht russisch könne, der Feldmarschall aber stets russisch geredet habe, wiefern nun jenem die Thorheit beizumessen sei, unter solchen Umständen etwas gesagt zu haben, was schon unter vier Augen allzu gewagt würde gewesen sein, das zu entscheiden müsse er Anderen überlassen. Aber Keith ging in seiner edlen Freimüthigkeit noch weiter. Da der neue Hof den gefallenen Günstling und seinen Anhang zu verunglimpfen nicht aufhörte, und einesmals der Prinz von Hessen-Homburg in Gegenwart Keith's sich besonders ereiferte, so warf ihm dieser mit kalter Festigkeit das Unschickliche seines Benehmens vor, indem er sagte, dem Prinzen mache der Name eines Angebers wenig Ehre, und bitter hinzufügte, daß er der einzige Prinz des Reiches sei, der solcherlei Geschäfte übernommen. Dolgorukii wurde zum Tode verurtheilt, doch zu

lebenslänglicher Haft begnadigt, und nach Schlüsselburg abgeführt; andere Mitglieder seiner Familie und sonstige Gegner der herrschenden Parthei nach Sibirien verwiesen. Keith aber blieb in seiner Selbstständigkeit unangefochten, und auch die Kaiserin ehrte sie, und setzte nur größeres Vertrauen in ihn. —

Ueber den damaligen Hof und den Zustand der Verhältnisse giebt Keith folgende Nachrichten, welche zu mancherlei Betrachtung Anlaß geben: „Every day the great-chamberlain Biron's favour appeared more and more; and about this time the empress honour'd him with the order of St. Andrew, and the emperor of Germany made him count of that empire. He did not seem to meddle in any affairs but those of his own employment, tho', by the confidence the empress had in him, and the long knowledge she had of his fidelity, he was looked by every one as her chief favorite. Osterman, Jagousinskii and Lewenwolde were also much in favour, and general Munnich was he who was most consulted for the affairs of the army. — The court employed most of the time in the amusements fit for the season. While the carnival lasted, there was, twice-a-week, balls in mask at the palace, the other days Italian comedies, musick, or play; and as Peter the Great lov'd neither regularity nor magnificence in his equipage and family, so the change appeared never to the Russian nation; for tho' the empress Catherine had a numerous court, yet I 've been told by those who frequented it, that there was so little order kept, that it had hardly the air of a court, and certainly the present empresse cannot enough be commended for the alteration she has made, for as the reputation of a nation is what is to be almost as much regarded as its real strength, nothing was more necessary than the changes which might be soonest efface the nations which most of Europe has of the barbarity of the Russian nation; and as strangers from an idea of a wholle country by what they see at court, it's certain they must form a very favorable one of Russia, and of this we have already the experience,

since it's said every where, that in five years the present empress has done more to the civilising the nation than Peter the First did in all his reign. I shall not enter into compairison, but I'me perswaded that every one who will consider the situation of the country and affairs in the different times, will agree that Peter the First had enough to do to introduce what was absolutely necessary; and that the present empress finding that already established, cou'd not do better than to give them an example of politeness and good order at her court, which it were to be wished her subjects each in their spheres wou'd imitate."

Die Kaiserin übersiedelte ihren Hof gegen Ende des Jahres 1731 nach Sankt-Petersburg, welche Hauptstadt seither etwas vernachlässigt worden war, und welche nach Keith's Meinung, wiewohl neu und eigentlich nicht in Rußland gelegen, doch von größerer Wichtigkeit erschien als die ältere Hauptstadt Moskau. Keith blieb als Oberbefehlshaber der Truppen in Moskau zurück, und empfing am Anfange des Jahres 1732 einen neuen Beweis des Vertrauens der Kaiserin, welche zur genauern Aufsicht über das gesammte Heerwesen einen Generalinspekteur und drei Inspekteure anordnete, von welchen letztern Keith einer war. Die ihm angewiesene Abtheilung umfaßte die Grenzländer von Asien, die weiten Strecken auf beiden Ufern der Wolga und des Don, so wie auch einen Theil der polnischen Gränzen bei Smolensk und weiter südlich. Im Juni 1732 begann Keith diese Länder zu bereisen, und brachte bis zu Ende des Jahres mit Besichtigung von etwa 32 Regimentern hin, welche so weit auseinander lagen, daß seine Reise im Ganzen über 1500 Wegstunden betrug. Er fand in den Magazinen das Mehl großentheils verstockt, die Montirungsstücke vom Wurm, die Waffen vom Rost zerfressen. Er ließ die nachlässigen Aufseher bestrafen, schaffte neue Vorräthe an, und führte eine strenge Verwaltung ein. Im Beginn des nächsten Jahres kam er nach St. Petersburg zurück, und legte der Kaiserin und dem obersten Kriegsrathe das Ergebniß seiner Dienstreise vor, wegen deren er sehr belobt wurde, wiewohl seine strenge

Redlichkeit als eine ungewöhnliche auch Verwunderung und Kopfschütteln verursachte.

Um diese Zeit schrieb einer seiner früheren Lehrer Namens Morton, der von den ruhmvollen Verhältnissen seines Zöglings gehört hatte, ihm seine theilnehmenden Glückwünsche und treuen Hoffnungen künftigen Weitergedeihens. Keith's freundliche Antwort auf dieses Schreiben hat sich erhalten, und eine bezeichnende Stelle, die daraus mitgetheilt worden, dürfen wir auch hier nicht weglassen. Sie heißt: „I am a true Scotsman indeed, wise behind the hand; for had I been more careful to imbibe the excellent instructions I received under your inspection, I had still made a better figure in the world."

Der im Jahre 1732 mit Persien geschlossene Frieden ließ die Aufmerksamkeit von jenen Gegenden sich abwenden, und im folgenden Jahre zogen die Angelegenheiten von Polen sie ungetheilt auf sich. König August der Zweite starb am 1. Februar 1733, und die neue Königswahl zerriß, wie gewöhnlich, Polen in feindliche Partheien. Die Kaiserin von Rußland unterstützte diejenigen Polen, welche den Sohn des vorigen Königs wählen wollten; doch eine starke Gegenparthei war für Stanislaus Leszynski. Die russischen Truppen rückten bald von allen Seiten gegen Polen vor. Bei Riga sammelten sich 30,000 Mann unter dem General Grafen von Lascy, 16,000 Mann bei Smolensk unter dem General Sagraskoi, und Keith erhielt Befehl, 6000 Mann — nämlich 6 Bataillons Fußvolk, 600 Dragoner und 4000 Kosaken — von Moskau nach der Ukraine zu ziehen, um in Volhynien einzufallen. Da kein geregeltes polnisches Kriegsheer das Feld streitig machte, so kam es zu keinen Schlachten oder sonstigen großen Ausführungen, in welchen die Kriegskunst des Feldherrn sich hätte entwickeln können, der ganze Kampf löste sich in Streifzügen und Plünderungen auf. Keith ging um die Mitte des Dezembers 1733 über den gefrornen Dnieper, und marschirte zehn Tage, ohne etwas vom Feinde zu sehen noch zu hören, nur verlautete, die Polen würden in Volhynien eine Truppenmacht von 10 bis 12,000 Mann errichten. Dies Gerücht gab in Sankt-Petersburg Anlaß, die

wenigen Truppen Keith's gegen einen so starken Feind unzureichend zu erachten, und ihm wurde Fürst Schachoffskoi mit 2000 Dragonern nachgesandt, der am 5. Januar 1734 eintraf und als Generallieutenant den Oberbefehl führte. Keith, welcher doch, so weit die Gelegenheit es vergönnte, Proben genug des Muthes und der Fähigkeit abgelegt, um als tüchtiger Kriegsmann Ruhm und Ansehen zu erwerben, that sich hier noch in anderer Auszeichnung kund, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. Voll Ehrgefühl und Menschlichkeit suchte er die Leiden des Krieges überall zu mildern, die wehrlosen Einwohner zu schützen und ihre Habe zu schonen; er hielt seine Truppen in strenger Zucht, und sie gehorchten ihm nur um so freudiger. Als er nun am 11. Januar vom Fürsten Schachoffskoi den Befehl erhielt, mit 3000 Reitern das Land rings umher zu verwüsten, suchte er sich dieser ihm wenig ehrenhaft dünkenden Ausrichtung zu entziehen, und wagte aus Gründen der Menschlichkeit die stärksten Vorstellungen, allein sie blieben ohne Erfolg; er rückte demnach aus, und trieb einiges Vieh zusammen, aber da die Einwohner überall flohen und sich und ihre Habe nach der Moldau retteten, so erklärte er dem Fürsten, die russischen Truppen würden bei fortgesetzter Verwüstung des Landes in kurzem Hungers sterben, und machte für dieses drohende Verderben ihn allein verantwortlich; dies wirkte und der grausame Befehl wurde zurückgenommen.

Die Sache der Russen gewann in diesem Feldzuge durch das nachdrückliche Vordringen des Feldmarschalls Grafen von Münnich völlig die Oberhand. Die Anhänger des Königs Stanislaus versuchten noch ihre letzten Kräfte im offenen Felde, wurden jedoch überall geschlagen. Nachdem der Fürst Schachoffskoi abberufen worden, führte Keith eine Zeitlang den Oberbefehl in Volhynien, und einige siegreiche Gefechte erhöhten seinen Ruhm. Bald aber wurde ihm wieder ein höherer General, diesmal der Prinz von Hessen-Homburg, vorgesetzt, der die früheren harten Worte Keith's gern vergaß, und dagegen von dessen kraftvoller Thätigkeit allen Vortheil zog. Im November zum Generallieutenant ernannt,

begab Keith sich nach Sankt Petersburg, wo seiner eine neue ehrenvolle Bestimmung wartete.

Die Franzosen hatten für den König Stanislaus Leszczynski Parthei genommen, und ihm selber zwar nur schwache Hülfe nach Danzig gesandt, dagegen in Italien und am Oberrhein ihre Hauptstärke gegen den Kaiser Karl den Sechsten in's Feld gestellt, welcher mit der Kaiserin Anna verbündet in Polen den König August begünstigte. Nachdem die Sachen in Polen durch die russische Uebermacht größtentheils gestillt, und so viele Truppen dort nicht mehr nöthig waren, beschloß daher die Kaiserin, sechszehn Regimenter oder 20,000 Mann russische Hülfsvölker gegen die Franzosen an den Rhein zu senden. Den Oberbefehl dieser Truppen erhielt der General Graf von Lascy, und zunächst unter ihm befehligte Keith, der sich mit seinem dienstälteren Landsmann — denn auch jener war von schottischer Abkunft — sehr gut vertrug. Die Truppen hatten an der Gränze von Schlesien überwintert, und im Frühjahr 1735 erhielt Lascy Befehl, acht Regimenter hier stehen zu lassen, und mit den anderen acht nach dem Rhein vorzurücken. In Schlesien nahmen die Kommissarien des Kaisers die Truppen in Augenschein; einer derselben, Generallieutenant von Haslinger, welcher die Keith'schen Truppen besichtigt hatte, hielt darauf den versammelten Offizieren eine Anrede, in der er zwar Dank und Lob nicht sparte, sich aber auffallend befliß, die Kaiserin nur immer als Zarin zu erwähnen. Keith, den dies verdroß, erwiederte die Rede mit schönen Worten, in denen aber der Kaiser nur als Erzherzog bezeichnet wurde. Haslinger war betreten, und wußte nicht was er thun sollte; auf seinen Bericht nach Wien erhielt er indeß Befehl, die Beherrscherin Rußlands künftig Kaiserin zu nennen. Keith aber hatte seit diesem Vorfall bei mancher Gelegenheit den Haß des Wiener Hofes zu empfinden. Der Marsch wurde durch Böhmen und die Oberpfalz fortgesetzt; in dem bambergischen Städtchen Bilseck sah Friedrichs des Großen Schwester, die Markgräfin von Bairenth, sie durchmarschiren, und empfing die Aufwartung Keith's, nicht ahnend, daß dieser russische General einst ein preußischer sein, und mit ihr an demselben Tage sterben würde! Die gute Haltung und Kriegs-

zucht dieser Russen wurden allgemein bewundert, und überall fanden sie willige Aufnahme. Am Rhein, wo die Vortruppen schon im Juni anlangten, während die Nachzüge in großen Zwischenräumen folgten, war jedoch schon Waffenruhe eingetreten, und Frankreich und Oesterreich unterhandelten den Frieden, der zu Wien am 3. Oktober zu Stande kam. Die Russen überwinterten im Reich, und traten dann den Rückmarsch an; als sie in Mähren waren, wurde Lascy nach Sankt Petersburg abgerufen, und Keith erhielt nun den Oberbefehl. Der Marsch durch Polen war mühsam, und besonders wegen Herbeischaffung der Lebensmittel und Fuhren schwierig, allein Keith wußte durch kluge Anstalten allen Uebeln zu begegnen, und die Truppen hatten bei ihrer Ankunft in der Gegend von Kieff, im September 1736, wo sie den Winter zubrachten, in ihrer Ordnung und ihrem Aussehen kaum gelitten.

Mit dem Jahre 1736 waren die schon lange waltenden Feindseligkeiten zwischen den Russen und Türken zum entschiedenen Ausbruch gekommen. Lascy, zum Feldmarschall ernannt, übernahm die von Münnich begonnene Belagerung von Asoff, und Münnich, nachdem er siegreich in die Krim eingedrungen, zog mit der Hauptstärke den Dnieper hinauf in die Ukraine. Jedoch war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, um gegen die Türken etwas Bedeutendes zu unternehmen. Da Münnich nach Sankt Petersburg reiste, so übertam Keith den Oberbefehl über alle Truppen in der Ukraine. Hier war eine große Aufgabe zu lösen, der Feldherr mußte sein Augenmerk überall haben, und die verschiedenartigsten Dinge zugleich betreiben. Die Truppen litten durch ansteckende Krankheiten, Zucht und Abrichtung waren vernachlässigt, bei den höheren Offizieren fehlte der Gehorsam, die Türken und Tataren versuchten Streifereien und Einbrüche; allem diesen mußte gewehrt, und dabei unablässig für Lebensmittel gesorgt und alles Nöthige zum nächsten Feldzuge vorbereitet werden. Keith erfüllte alle diese Obliegenheiten auf's genauste, und wie ein Mann, der nicht nur alle Zweige seines Faches vollkommen versteht, sondern auch mit der Ausübung desselben stets Redlichkeit und Menschenliebe zu vereinigen weiß.

Hier hatte Keith auch Gelegenheit, den Kriegsschauplatz kennen zu lernen und zu studiren, auf welchem sieben und zwanzig Jahre früher die Geschicke Schwedens und Rußlands in ungeheurem Kampfe sich auf lange Zeit entschieden hatten. Die Schlacht von Poltawa, einer der Wendepunkte der neueren Geschichte, bleibt für den einsichtseifrigen Krieger immerfort ein Gegenstand staunender Betrachtung. Keith hatte die Gegend wiederholt besichtigt, alle Umstände und Angaben genau geprüft, und sein den Schweden und dem Könige Karl dem Zwölften in diesem Betreff ungünstiges Urtheil hatte für Friedrich den Großen die vollste Gültigkeit. In seinem Aufsatz über Karl den Zwölften beruft sich der König wiederholt auf Keith's Meinung, daß die Schweden Poltawa recht gut im ersten Anlauf hätten nehmen können, und daß sie dagegen selbst hunderttausend Mann stark an der Stellung der Russen hätten scheitern müssen.

Ein Vorfall mit dem Großfeldherrn von Polen Grafen Potocki zeigte, wie fest und kräftig Keith in den Ansprüchen seines Amtes auftreten konnte, besonders wenn die der Menschenliebe sich damit vereinigten. Ein Fürst Kantemir, nahe verwandt mit dem Hospodar der Moldau dieses Namens, verließ die Sache der Türken, kam nach Polen, und vertraute dem Grafen Potocki, der ihm verwandt war, daß er, um sich dem russischen Dienste zu widmen, nach Kieff gehe. Potocki glaubte seinen Vortheil dabei zu finden, den Fürsten zu verhaften, und in Konstantinopel seine Auslieferung anzubieten. Inzwischen fand Kantemir Gelegenheit, aus seinem Kerker eine Meldung von seinem Zustande nach Kieff zu senden, und Keith, der sich dort befand, beschloß sogleich, den Unglücklichen zu retten, der den Türken ausgeliefert des qualvollsten Todes gewiß sein konnte. Er sandte einen Offizier mit der Aufforderung, den Fürsten freizulassen, an Potocki, der zwar anfangs Ausflüchte nahm, aber auf die wiederholten und drohenden Botschaften Keith's endlich gerathen fand nachzugeben, und sich sogar, damit keine neue Treulosigkeit stattfände, dazu verstehen mußte, unter seiner Verantwortung bis zur Gränze den Fürsten sicher geleiten zu lassen. Kantemir wurde später von Münnich als Oberst eines Regimentes

Wallachen angestellt, das auf den Gütern Potocki's nachher übel hauste.

Der Feldzug des Jahres 1737 begann gegen Ende des April. Lascy rückte mit abgesonderter Heeresmacht gegen die Tataren, Münnich aber zog mit dem Hauptheere, wohl 100,000 Mann stark, gegen die Türken, ging im Anfange des Mai über den Dnieper, am 26. Juni über den Bug, und stand am 10. Juli vor der Festung Otschakoff. Münnich, der wegen Ausbleibens der Schiffe Mangel an Lebensmitteln voraussah, und auch ein türkisches Heer im Anzuge wußte, wollte die Sachen schnell zur Entscheidung bringen, und gab den Befehl, die Festung nachdrücklich anzugreifen. In der Nacht des 13. Juli hatten die Bomben in der Stadt gezündet, und man sah die Flammen sich mehr und mehr ausbreiten. Münnich sandte an Keith, der mit seinen Truppen die Mitte des Angriffs bildete, den Befehl, auf Flintenschußweite gegen das Glacis vorzurücken und ein stetes Feuer auf die Wälle zu unterhalten. Keith ließ antworten, er stehe bereits in dieser Nähe, und habe durch das Flintenfeuer von den Wällen schon viele Mannschaft verloren. Ein zweiter Befehl wiederholte den früheren, und ein dritter hieß die Truppen noch weiter vorgehen. Keith gehorchte sogleich, stellte jedoch vor, daß diese Bewegung viele Leute nutzlos opfere. Münnich ließ ihn nun durch einen Adjutanten wissen, daß er selbst mit den Generalen Rumanzoff und Karl von Biron an der Spitze der Garden mit dem rechten Flügel an den Fuß des Glacis vorgedrungen sei, er hoffe, Keith werde dasselbe thun, und ebenso der General von Löwendal mit dem linken Flügel. Keith und Löwendal rückten sogleich vereinigt gegen die Stadt vor, konnten aber den Graben des Vorwalles nicht übersteigen, weil weder Leitern, noch anderes Sturmgeräth zur Hand war. Münnich schickte während des Gefechts nochmals einen Adjutanten an Keith und ließ ihm sagen er möchte vorrücken, sonst gehe die Sache durch seine Schuld fehl; worauf Keith dem Adjutanten kalt erwiederte: „Zeigen Sie den Truppen den Weg, ich werde folgen.“ In mörderischem Feuer, das von allen Seiten auf sie gerichtet wurde, hielten sie hier beinahe zwei Stunden, immerfort be-

müht einzudringen, bis sie endlich anfingen zu weichen; die Türken machten einen Ausfall und tödteten viele Leute, besonders die Verwundeten, die umherlagen. Auch Keith, während er seine Truppen anfeuerte, war hier niedergestreckt worden, ein Flintenschuß hatte ihn in's Knie getroffen und nur die Treue seiner Leute rettete ihn. Nun hielt Münnich alles für verloren, in seinem Unmuth wollte er Keith die Schuld beimessen, und sagte in Gegenwart mehrerer Generale, derselbe habe durch seine zu große Hitze den Sturm unzeitig herbeigeführt!

Inzwischen feuerten die Batterieen immer fort, der Brand in der Stadt wurde immer größer, und eine Bombe fiel in die Pulvervorräthe, welche im Auffliegen einen großen Theil der Stadt zerstörten und mehr als 6000 Menschen tödteten. Der türkische Befehlshaber bat nun um Waffenstillstand, welchen jedoch Münnich verweigerte. Kosaken und Husaren waren indessen von der Seeseite her eingedrungen, die übrigen Truppen rückten wieder vor, und ehe die Türken sich noch ergeben konnten, waren die Russen im Besitze der Stadt. Keith freute sich des Sieges, aber die Unredlichkeit des Feldmarschalls, dessen Worte ihm hinterbracht worden waren, empörte sein Innerstes, und er ließ demselben sagen, seine Anschuldigungen einzustellen, denn er selber habe nur die empfangenen Befehle befolgt, sei aber bereit, ein Kriegsgericht zu begehren, dem er die bei dieser Belagerung von Anfang gemachten Fehler darlegen würde. Münnich dachte im Taumel des Glückes nicht mehr an die ausgesprochene Anklage; er machte am folgenden Tage Keith einen freundlichen Besuch, und sagte ihm unter anderen: „C'est surtout à vous que nous devons le succès de cette grande entreprise!" Aber Keith, noch den Stachel der früheren Worte fühlend, wies das Lob zurück und sagte: „Honte ou gloire, je n'y ai aucune part! car je n'ai fait que suivre exactement vos ordres!"

Seine Verwundung war schmerzhaft und gefährlich, und machte ihn fürerst zum Felddienst unfähig. Als das Heer nach der Eroberung von Otschakoff und einem versuchten Anrücken auf Bender bald wieder in die Ukraine zurückging, mußte auch Keith sich den Mühsalen dieses beschwerlichen

Weges unterziehen. Doch schien bei wieder eingetretener Ruhe und heilender Sorgfalt einige Besserung zu hoffen, und Keith wollte nicht unthätig bleiben. Münnich übertrug ihm die Aufsicht über die sogenannte Linie, eine Art von Gränzbefestigung, welche die Ukraine von der kleinen Tatarei schied. Eine Reihe von fünfzehn geschlossenen Schanzen zog sich in angemessenen Zwischenräumen vom Dnieper bis zum Donetz, und wurde mit einer Miliz von 20,000 Dragonern besetzt gehalten, um die Einbrüche der Tataren zu verhindern. Im Jahre vorher war es diesen gleichwohl gelungen, die Linie an einer schlechtbewachten Stelle zu durchbrechen, und der General Fürst Urussoff hatte deßhalb schwere Verantwortung. Um so ehrenvoller war daher das Zutrauen, welches jetzt in den verwundeten Keith gesetzt wurde, und um so größer die Sorgfalt und Thätigkeit, die er auf seinem Posten bewies. In einer Sänfte ließ er sich zur Schanze Sankt Anna tragen und machte dieselbe zu seinem Hauptquartier. Hier, von seinem Bette aus, befehligte er die ganze Linie, empfing alle Meldungen, und traf die nöthigen Anstalten nach Maßgabe der eingegangenen Nachrichten; alles blieb in wechselvoller Bewegung und steter Wachsamkeit, er duldete keine Ruhe noch Erschlaffung, und so konnte er sich denn auch des vollständigsten Erfolges freuen, der Feind wagte nirgends hervorzukommen, und die Linie blieb während des ganzen Winters unangegriffen. Die Kaiserin, wohlzufrieden mit Keith's kriegerischen Thaten, ernannte ihn zum General der Infanterie und schenkte ihm 5000 Rubel.

Aber während des Winters hatte seine Wunde sich verschlimmert. Er mußte den Feldzug des Jahres 1738 versäumen, was ihm indeß weniger leid sein durfte, da die Sachen im Ganzen ungünstig abliefen, und ihn unter solchen Umständen, nach der bei Otschakoff gemachten Erfahrung, unter dem stolzen und eigensüchtigen Münnich zu dienen nicht reizen konnte. Keith hatte sich nach Poltawa bringen lassen, und während er hier unter den Händen der Wundärzte lag, führte er zugleich den Oberbefehl aller Truppen, die zur Sicherung der Ukraine zurückgeblieben waren, mit Einschluß der Kosaken gegen 50,000 Mann.

Lord Marischal war in Spanien, als die Nachricht zu ihm gelangte, daß sein Bruder vor Otschakoff schwer verwundet worden, und da die nachfolgenden Berichte nur immer beunruhigender lauteten, so verließ er Valencia, wo Luft und Sonne ihm besonders zusagten, und machte sich auf den Weg, im fernen Norden den geliebten Kranken aufzusuchen, um mit eigenen Augen zu sehen, was für ihn zu thun sein möchte. Man kann sich denken, welche Freude und welchen Trost Keith durch diesen Besuch des Bruders empfand; die Folge bewies, daß er auch wirklich als Retter gekommen war. Lord Marischal überzeugte sich bald, daß die Wundärzte in Poltawa nur geringe Kenntnisse hatten; er beredete daher den Bruder, sich nach Sankt Petersburg bringen zu lassen, und begleitete ihn auf dieser langwierigen und mühsamen Reise. In Sankt Petersburg sandte die Kaiserin ihm sogleich ihre Leibärzte, die geschicktesten und berühmtesten, die zu haben waren. Ihre Berathschlagung hatte das einstimmige Ergebniß, es gäbe kein anderes Mittel, als das Bein abzuschneiden; Keith, des großen und langen Leidens überdrüssig und keine andere Rettung hoffend, willigte sogleich ein, und der Tag dazu wurde festgesetzt. Lord Marischal war indeß anderer Meinung, und da der Wundarzt, welcher als der geschickteste die Ablösung vornehmen sollte, zufällig erkrankte, so benutzte jener den Aufschub und erklärte: „Ich hoffe, Jakob wird dieses Bein noch vielfach zu gebrauchen haben, und ich will dasselbe so leicht nicht preisgeben, wenigstens nicht bevor ich die beste Hülfe, die es in der Welt giebt, dafür angesprochen habe.“ Und so beredete er den Bruder, weil der Zustand doch keine augenblickliche Gefahr habe, mit ihm nach Paris zu reisen, und dort die bewährtesten Meister vom Fach um Rath zu fragen.

Die Kaiserin billigte den Vorschlag und erklärte öffentlich, sie wolle lieber als Keith zehntausend ihrer besten Soldaten verlieren; sie begehrte ihn zum Abschiede noch zu sehen und bezeigte ihm die mitleidigste Theilnahme, zugleich schenkte sie ihm 5000 Rubel zur Deckung der Reisekosten. Auf der Durchreise in Berlin, wollte König Friedrich Wilhelm der Erste durchaus den berühmten schottischen Kriegshelden sehen

und sandte ihm einen Tragsessel, auf dem man ihn bis vor den König trug, der selbst an Gicht danieder lag. Hier sahen Lord Marischal und Keith auch zum erstenmale den Kronprinzen, der von beiden sogleich die günstigsten Eindrücke faßte.

Beide Brüder kamen nach einer anstrengenden Reise im Anfange des Jahres 1739 zu Paris an. Hier waren ebenfalls die besten Wundärzte der Meinung, das Bein müsse abgenommen werden. Einer jedoch hatte den guten Einfall, die Wunde zu erweitern, und nachdem dies geschehen, konnte er einige Stückchen Tuch herausziehen, die mit der Kugel eingedrungen waren, alle diese Zeit in der Tiefe unentdeckt gelegen hatten, und nun als die alleinige Ursache erkannt wurden, daß die Wunde nicht heilen wollte. Nach Entfernung dieses Hindernisses war die Heilung gesichert: nur hatte das lange Leiden den Körper geschwächt, und um die Genesung zu befördern, wurden die Bäder von Barège in den Pyrenäen empfohlen, deren Wirkung sich auch vortrefflich erwies. Völlig geheilt und gestärkt kehrte Keith nach Paris zurück, und Lord Marischal behielt Recht, das Bein that noch viele Jahre guten Dienst, vollkommen brauchbar, und ganz ohne Schmerzen oder nachgebliebene Schwäche! —

Der Aufenthalt in Paris hatte für Keith großen Reiz, er blickte auf die Zeiten zurück, die er in Fleiß, Dürftigkeit, Leidenschaft und in jetzt völlig verschwundenen Hoffnungen hier verlebt. Jetzt war sein Name durch kriegerische Auszeichnung berühmt, und von allen Seiten erwies man ihm Ehren und Aufmerksamkeit. Doch durfte er sich nicht ausschließlich dem gesellschaftlichen Vergnügen und den persönlichen Neigungen hingeben; er empfing aus Sankt Petersburg geheime Aufträge, die seine Thätigkeit für die Staatsgeschäfte in Anspruch nahmen. Die Verhältnisse zwischen Rußland und Schweden ließen den Ausbruch eines Krieges erwarten, und eine feindliche Einwirkung Frankreichs gegen Rußland war hiebei nicht zu bezweifeln. Keith entdeckte, daß der französische Hof insgeheim zu Brest Kriegsschiffe ausrüsten ließ, die nach der Ostsee bestimmt waren. Um genaue Auskunft zu erhalten, sandte er seinen Adjutanten nach Brest,

und konnte nun die zuverlässigsten Berichte geben, die in Sankt Petersburg hoch aufgenommen wurden.

Dieselben politischen Angelegenheiten, welche Keith in Frankreich wahrzunehmen hatte, sollten ihn auch nach England führen. Beide Brüder waren mit den Waffen in der Hand als Feinde der dortigen Regierung aufgetreten, und von dieser geächtet worden: doch einiges Vermögen war ihnen unter der Hand noch bewahrt, anderes war vielleicht noch zu retten, und auch aus anderen Familienrücksichten wurde ein Besuch in der Heimath dringend wünschenswerth. Die Gesinnungen hatten sich im Laufe der Jahre sehr gemäßigt, und von beiden Seiten war man zu freundlicher Annäherung nicht abgeneigt. Es fiel daher nicht schwer, von dem Könige von Großbritannien freies Geleit zu erlangen, sowohl für Keith, der in der Eigenschaft eines russischen Generals und Beauftragten erschien, als auch für Lord Marischal, der in spanischen Diensten stand; beide galten als Ausländer, und der früheren Vorfälle sollte nicht gedacht werden. Sie kamen demzufolge im Februar 1740 nach London, und Keith wurde gleich am 5. Februar dem Könige Georg dem Zweiten vorgestellt. Diese Erscheinung machte einiges Aufsehen, besonders da man erfuhr, daß beide Brüder mit dem Prätendenten während dieser ganzen Zeit in brieflicher Verbindung standen, und also ein Wechsel der Grundsätze nicht eigentlich anzunehmen war. Doch erklärte sich das ganze Verhältniß leicht, wenn man bedachte, wie verschiedenartige Einwirkungen hier Statt gehabt. Dem Könige, der sich auf seinem Throne wohlbefestigt sah, konnte die Treue für den gewesenen König nicht ganz mißfallen; andererseits war auch die Thatsache der bestehenden Regierung und Macht nicht abzuläugnen. Aber noch in anderen Erscheinungen zeigte sich die Wandelbarkeit menschlicher Dinge. Der Herzog von Argyle, Landsmann von Lord Marischal und Keith, ihr einstiger Gegenkämpfer und Besieger, der eifrige Anhänger des neuen Königshauses, empfing in dieser Zeit vom Könige seine Entlassung; mit gutem Rechte, wie es scheint, denn er hatte sich in Beziehungen mit dem Prätendenten eingelassen, die am wenigsten ihm zustanden; allein er gerieth in Wuth und sagte zu Keith, der

gerade bei ihm war, als er den Abschied erhielt, in seiner kräftigen hochländischen Art: „Mr. Keith, fall flat, fall edge, we must ged rid of these people." Meinte er damit den König und den Minister? oder nur den Minister? Das will Lord Marischal selber, der diesen Zug in einem Briefe mittheilt, unentschieden lassen. —

Keith erhielt am 14. März bei König Georg die Abschiedsaudienz, blieb jedoch noch längere Zeit in England, und reiste erst am 18. Mai von London nach Frankreich ab. Hier trennten sich beide Brüder, Lord Marischal kehrte nach Valencia zurück, Keith nach Rußland. Die Brüder waren einen eigenthümlichen Tausch eingegangen, der beim Abschiede sich verwirklichte. Lord Marischal schenkte seinem Bruder einen jungen Neger, den er von seinem Freunde und Waffengefährten im spanischen Dienste, Grafen Daydie, bekommen hatte; dieser diente seinem neuen Herrn fortan mit Ergebenheit und Treue, theilte alle Mühsale und Gefahren desselben, und genoß nach dessen Tode wieder die Fürsorge Lord Marischal's, der ihm ein Jahrgeld von fünfhundert Livres sicherte. Keith dagegen überließ seinem Bruder einen jungen Tataren Ibrahim und einen jungen Kalmücken Stepan, die als Kriegsgefangene bei ihm Aufnahme gefunden hatten; außer diesen aber vertraute er ihm ein schönes türkisches Kind, die Tochter eines Janitscharenhauptmanns, die er aus den Trümmern von Otschakoff gerettet hatte. Lord Marischal ließ das schöne Mädchen, Emetulla oder Emeté genannt, sorgfältig erziehen, und faßte, als sie herangewachsen war, Neigung zu ihr; allein sie erklärte ihm, daß sie keine andere Liebe für ihn empfinden könne, als die der kindlichen Dankbarkeit. Er sorgte nun dafür, sie nach ihrer Wahl zu verheirathen, und als er im Jahre 1744 wieder in den Krieg nach Schottland zog, sicherte er ihr ein Jahrgeld von sechstausend Livres; auch Ibrahim und Stepan bekamen jeder fünfhundert Livres jährlich auf Lebenszeit. So erzählt d'Alembert in seiner Lobrede Lord Marischal's.

In Rußland waren für Keith inzwischen neue Ehren und Belohnungen ausgesprochen worden. Denn am 25. Februar, an welchem Tage der mit den Türken geschlossene Frieden

feierlich in Sankt Petersburg verkündet wurde, hatte die Kaiserin Anna diejenigen ihrer Generale, welche sich im Kriege besonders hervorgethan, sämmtlich beschenkt, und Keith mit einem goldenen, reich mit Diamanten besetzten Degen bedacht, gleich darauf aber ihm die Statthalterschaft der Ukraine verliehen. Diese Statthalterschaft hatte bisher der General Rumanzoff gehabt, der aber nun als Botschafter nach Konstantinopel gesandt wurde. Die Provinz, sagt Manstein in seinen Denkwürdigkeiten, hatte während des Krieges ungemein gelitten; sie hatte vier Jahre hinter einander allen Truppen Winterquartiere, vier Feldzüge hindurch dem Heere alles Fuhrwesen geliefert, hiezu kamen die schreienden Gewaltsamkeiten und Erpressungen der hohen und niedern Beamten. Der Hof, um diesen Uebeln Einhalt zu thun, und eine der schönsten Landschaften des Reiches von gänzlichem Verderben zu retten, fühlte die Nothwendigkeit, einen rechtschaffenen und uneigennützigen Mann zum Gouverneur zu bestellen, wählte deßhalb den General Keith, und gab ihm den Befehl, sogleich sein Amt anzutreten. „Er blieb nur ein Jahr hier", sagt Manstein weiter, „aber binnen dieser kurzen Zeit brachte er mehr zu Stande, als seine Vorgänger in zehn Jahren. Die Milde seiner Verwaltung und die Ordnung, die er in allen Sachen einführte, wurden dem Lande sehr fühlbar. Er begann sogar die Kosaken an eine Art von Kriegszucht zu gewöhnen, die sie bis dahin nicht gekannt hatten; allein er hatte nicht Zeit, sein Werk zu vollenden, der nahe Krieg wider Schweden bewirkte seine Abberufung. Die Einwohner jammerten sehr darüber, sie sagten, der Hof hätte ihnen einen solchen Gouverneur, der ihnen den Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern gezeigt, nie geben, oder dann nie wiedernehmen sollen."

Während Keith in Rußland solchergestalt beschäftigt war, und seine Verhältnisse sich nur immer günstiger anließen, wurde sein Bruder in Valencia unerwartet wegen dieser Verhältnisse auf besondere Art beunruhigt. Im August 1741 empfing Lord Marischal aus Madrid ein Schreiben des Marques von Villarias, der ihn benachrichtigte, daß der König von Spanien, nachdem er vernommen, Keith wünsche

wieder in spanische Dienste zu treten, gern bereit sei ihn aufzunehmen, und Lord Marischal möge daher seinem Bruder dies mittheilen. Sehr verwundert, eine Sache dieser Art zuerst auf solchem Wege zu erfahren, schrieb Lord Marischal mit kluger Vorsicht an den Marques zurück, sein Bruder habe sonst kein Geheimniß für ihn, jedoch von dieser Sache ihn nicht das Geringste wissen lassen, wenn derselbe Anträge gemacht und hiezu andere Vermittelung gewählt, so möge ihm die Erwiederung auf demselben Wege und durch dieselben Personen zugefertigt werden, deren er sich hiebei bedient habe; denn da er noch in russischen Diensten stehe, so könnte ihn eine Mittheilung solchen Inhalts, die ihm auf unvermuthetem Wege zukäme, ungemein bloßstellen. Er glaubte die Sache übrigens nicht und meinte, solche Heimlichkeit liege nicht in Keith's Karakter, er würde vorher den Abschied nehmen, ehe er sich neuen Diensten anböte. Es ergab sich darauf, daß die ganze Verhandlung durch den Bischof von Rennes, französischen Botschafter in Madrid, angesponnen worden, ob aus gutem Willen für Keith, aus Mißverständniß, oder sonstiger Absicht, blieb zweifelhaft. Indeß erschien die Bereitwilligkeit des Königs von Spanien immer für Keith ehrenvoll. —

Bevor Keith die Ukraine verließ, hatte er noch ein schwieriges Geschäft. Er mußte den russischen nach Konstantinopel bestimmten Botschafter den Türken an der Gränze übergeben, und dagegen den türkischen nach Sankt Petersburg bestimmten Gesandten aufnehmen. Zu diesem Zwecke zog er mit einer Schaar von 4000 Dragonern und Kosaken an den Bug, wohin zu gleichem Behufe türkischerseits der Statthalter von Bender kam. Hier wurden die beiderseitigen Gesandten förmlich ausgewechselt; Keith hatte auf dem Rückwege eine schwere Aufgabe, in der schon späten Jahreszeit trat starke Kälte ein, auch die Lebensmittel fehlten in dem öden Lande, dabei war der Türke wild und ungebärdig, sein Trotz und Eigensinn verursachten große Plage; doch wußte Keith, so wird gerühmt, durch seine Klugheit und Festigkeit alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Inzwischen war die Kaiserin Anna gegen Ende des Sep-

tembers erkrankt, und am 28. Oktober 1740 gestorben. Sie hatte zu ihrem Nachfolger im Reich den Sohn ihrer Nichte Prinzessin Anna, den jungen Zarewitsch Iwan ernannt, während dessen Minderjährigkeit aber zum vormundschaftlichen Regenten ihren Günstling Ernst von Biron Herzog von Kurland bestimmt. Obschon der letztere allgemein verhaßt war, so wagte doch niemand seiner Regentschaft zu widersprechen. Doch schien die Mutter des Kaisers, Großfürstin Anna, dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern vermählt, ein begründeteres Recht auf die Regentschaft zu haben, und Keith wagte dies laut auszusprechen. Er weigerte sich geradezu, die Befehle des Herzogs von Kurland anzunehmen. Er stand in diesem Widerspruche ganz allein, denn ein kalmückischer Fürst, der sich in ähnlicher Weise erklärt hatte, konnte der Sache kein Gewicht geben. Auf der Gegenseite stand Münnich, dessen gebietender Einfluß die größte Macht übte. Keith folgte einem Rechtsgefühl, das ihn von Jugend auf beherrscht, aber ihm nur trübe Schicksale zugezogen hatte. In welche Verwickelungen ihn dasselbe auch jetzt führen würde, war nicht abzusehen; er konnte genöthigt sein, abermals die Waffen gegen die bestehende Macht zu erheben, und die Nachtheile dieser Stellung hier noch schlimmer als in Schottland erfahren. Selbst die Anhänglichkeit der Einwohner und der Truppen in der Ukraine war in solchem Falle unsicher, und die Bewegungen, welche von der Hauptstadt ausgingen, mußten zuletzt entscheiden. Allein das Glück überhob diesmal Keith so gefahrvoller Proben. Die Regentschaft des Herzogs von Kurland dauerte noch keinen Monat, da wurde sie durch Münnich, dessen Ehrgeiz sich getäuscht sah und rächte, am 29. November mit kühner Hand gestürzt, und die Mutter des Kaisers, Großfürstin Anna, zur Regentin eingesetzt.

Das Verdienst, welches Keith sich um die neue Regentin erworben hatte, konnte gegen die erfolgreiche That Münnich's nicht in Betracht kommen; doch beschenkte sie ihn im Mai 1741 mit einem Ehrendegen von großem Werthe, und bestätigte die Befehlshaberschaft, zu welcher er in dem Kriege gegen Schweden war berufen worden. Der Feldmarschall Lascy

vereinigte in der Gegend von Wyborg unter seinem Befehl die Truppen, welche bestimmt waren in Finnland einzudringen. Keith, der nächste Befehlshaber unter ihm, hatte mit seiner Truppenschaar, bestehend aus 5 Regimentern Fußvolk, 3 Regimentern Dragoner und einigen Grenadierkompanieen, bereits am 22. Juli vier Stunden von Sankt Petersburg ein Lager bezogen, aus dem er im Anfange des August in der Richtung von Wyborg nach Moula-Muisa vorging, und daselbst drei Wochen stehen blieb. Sein forschender Blick entdeckte hier, daß die Oertlichkeit dem Feinde den Weg nach Sankt Petersburg unbewacht freiließ, und er ordnete deßhalb sogleich auf den geeigneten Punkten sichernde Schanzen an.

Am 24. August ließ Keith die Truppen ausrücken, und ihnen die Kriegserklärung gegen Schweden verkündigen, worauf er jedes einzelne Bataillon mit kurzen Worten anredete und zu tapfern Kriegsthaten ermahnte. Am folgenden Tage wurde der Marsch angetreten. Bei Wyborg stießen zu Keith noch 6 Regimenter Fußvolk, unter dem Generallieutenant Stoffeln und Generalmajor Fermor. Nach Ueberschreitung der Gränze wurde der erste Angriff gegen die kleine Festung Wilmanstrand gerichtet. Ein falscher Lärm in der Nacht, wobei die russischen Truppen auf einander schossen, setzte Lasey und Keith in Gefahr, denn mehrere Kugeln waren in ihre Zelte eingedrungen. Am 2. September standen die Russen, etwa 10,000 Mann stark, vor Wilmanstrand, allein zwei schwedische Truppenschaaren konnten herbeiziehen, und ihrer vereinigten Macht wollte Lasey noch ausweichen; als er aber gewiß geworden, daß nur die eine, unter General Wrangel, etwa 5000 Mann stark, ihm gegenüber stehe, beschloß er den Kampf aufzunehmen. Am 3. September kam es zum Treffen. Die Schweden hatten eine vortheilhafte Stellung auf einer Anhöhe, ihr linker Flügel stand an einer Schlucht, die sich zum Glacis der Festung hinzog, vor der Mitte war das Geschütz aufgepflanzt. Keith ließ durch 2 Grenadierregimenter unter den Obersten Lohmann und Graf von Balmaine auf die schwedische Batterie anrücken und den Obersten von Manstein mit 2 anderen Regimentern zur Unterstützung nachfolgen. Allein die Grenadiere hatten unter dem Feuer des

Feindes einen steilen Abhang hinunter und auf der anderen Seite eben so wieder hinan zu steigen, sie verloren viele Leute, geriethen in Unordnung und wandten sich zur Flucht. Die Schweden verfolgten, und auch ihre beiden Flügel rückten sogleich vor. Die Unordnung schien die beiden Unterstützungsregimenter mitergreifen zu müssen, und dann war das Gefecht für die Russen verloren. Keith, diese Gefahr erblickend und zugleich den Vortheil wahrnehmend, den ihm die veränderte Stellung der Schweden darbot, ertheilte augenblicklich dem Obersten von Manstein den Befehl, mit seinen beiden Regimentern rechts abzulenken und den linken Flügel der Schweden anzugreifen, welches sogleich ausgeführt wurde. Der linke Flügel des Feindes wurde nun völlig geworfen, und gleich darauf ebenso der rechte, das Geschütz erobert und gegen die Festung gewendet, diese schließlich erstürmt. Von den Schweden entkamen kaum 500 Mann, auch die Russen hatten gegen 2500 Todte und Verwundete; unter den ersteren waren der Generalmajor von Uexküll und die beiden Anführer der Grenadiere, unter letzteren der Oberst von Manstein: dagegen fielen 12 Fahnen und 4 Standarten, 13 Geschütze und die schwedische Kriegskasse in ihre Hände. Die Ehre des Tages wurde hauptsächlich Keith zugesprochen, der durch seine rasche Entschlossenheit und kluge Anordnung das schon wankende Gefecht hergestellt und zum Siege gewendet, und durch den Sieg seiner Truppen auch den der anderen eingeleitet hatte. In Anerkennung seines neuen Verdienstes erhöhte die Großfürstin noch im Oktober seine Besoldung durch eine jährliche Zulage von 3000 Rubeln. Zu nicht geringem Ruhme bleibt ihm anzurechnen, daß er, der immerfort im stärksten Feuer die Soldaten angespornt, im Siege sogleich ihrer Wuth Einhalt that, und besonders die wehrlosen Einwohner in Schutz nahm; die geretteten wurden sämmtlich nach Rußland verpflanzt, und der Ort dem Boden gleich gemacht. Lasey führte seine Truppen hierauf in ihr Lager zurück; er war mit dem errungenen Siege zufrieden, und wagte nicht in Finnland weiter vorzudringen. Um an der Siegesfeier Theil zu nehmen, begab er sich nach Sankt Petersburg, und Keith übernahm inzwischen den Oberbefehl. Die weiteren Feind-

seligkeiten beschränkten sich aber auf Streifereien und Scharmützeln, in denen die Russen immer den Vortheil hatten. Am 8. November, nachdem Keith erfahren, daß die Schweden zurückgegangen, ließ er auch seine Truppen in Winterquartiere ziehen. Er selbst ging gegen Ende des November nach Sankt Petersburg, um den dortigen Kriegsberathungen beizuwohnen.

Allein bald erhielt er Nachricht, daß der schwedische Oberbefehlshaber Graf Lewenhaupt seine Truppen zusammenziehe und einen Winterfeldzug zu beabsichtigen scheine; zugleich liefen Abdrücke eines Manifests ein, welches derselbe erlassen hatte, und wodurch er erklärte, die Schweden führten den Krieg keineswegs gegen Rußland, sondern nur gegen die Fremden, unter deren Druck die Russen sich befänden, es sei vor allem die Absicht, diesen die Freiheit zu verschaffen, nach eignem Ermessen sich einen Herrscher zu erwählen. Der Kriegsrath, welcher unter dem Vorsitze von Münnich in Sankt Petersburg täglich bei dem Grafen von Ostermann zusammenkam, traf alle Maßregeln, die Schweden gehörig abzuwehren. Keith ging am 5. Dezember in sein Hauptquartier nach Wyborg, um selbst alles anzuordnen und zu überwachen.

Aber in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember ereignete sich in Sankt Petersburg eine neue Staatsveränderung. Die Großfürstin Elisabeth, Tochter Peter des Großen, durch ihren Arzt und Günstling Lestocq aufgereizt, hatte sich ihrer Lässigkeit entrissen, die Truppen gewonnen, und sich, nachdem der junge Kaiser, die Großfürstin Anna, ihr Gemahl, Münnich und andere Große des Reiches in Gewahrsam gebracht waren, als Kaiserin ausrufen lassen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Keith von dieser Unternehmung etwas im voraus gewußt, oder sie begünstigt habe, seine rechtliche Denkart mußte die Verschworenen abschrecken, ihm ihre Sache zu vertrauen. Doch fand er sich keineswegs bewogen, das Geschehene zu mißbilligen; die Großfürstin Elisabeth konnte in seinen Augen keine Unberechtigte sein, und die Verhältnisse waren in Rußland so verworren, entbehrten so sehr jeder festen Grundlage, daß die streitigen Rechte zu entscheiden fast nur der Gewalt überlassen blieb. Keith, in Uebereinstimmung mit Lascy, huldigte

der Kaiserin Elisabeth unverzüglich, ließ die Truppen ihr schwören, und ordnete in Wyborg Freudenbezeugungen an.

Die Schweden gaben sich das Ansehen, als hätten sie zu dieser Wendung der Dinge wesentlich mitgewirkt, und meinten nun große Zugeständnisse von der neuen Kaiserin zu erlangen. Auch wünschte diese lebhaft, den Frieden herzustellen, und bewilligte zunächst einen Waffenstillstand von drei Monaten. Allein die Schweden forderten Wyborg und das ganze russische Finnland, und die Kaiserin wollte sich nur zu Geldopfern, nicht aber zu Abtretung des kleinsten Landstrichs verstehen. Daher begannen am 1. März 1742, nach Ablauf des Waffenstillstandes, die Feindseligkeiten von neuem.

Die eigentliche Eröffnung des neuen Feldzuges verzögerte sich aber bis in die Mitte des Sommers. Wyborg war auf's neue der Sammelplatz der russischen Truppen, deren Stärke sich auf etwa 36,000 Mann belief, von denen 10,000 auf 43 Galeeren eingeschifft wurden. Doch bevor das Heer gegen den Feind rückte, war noch ein innerer Sturm zu bestehen. Im Lager vor Wyborg entstand das Gerücht, russische Generale stünden im Einvernehmen mit den Schweden, und die Preobraschenskischen und Semenoffskischen Leibwachen erregten einen furchtbaren Tumult, mißhandelten ihre Offiziere und schrieen, man müsse alle Fremden, die im Heere dienten, todtschlagen. Niemand wagte, dem meuterischen Haufen zu nahen. Nur Keith, nachdem er herbeigeeilt und die Sache vernommen, besinnt sich keinen Augenblick, nicht gedenkend, daß er selbst einer der Fremden ist, deren Tod begehrt wird, schreitet er beherzt in die Mitte der Aufrührer, ergreift einen derselben und schreit nach einem Popen, seine Beichte zu hören, weil er den Mann sogleich will erschießen lassen; er befiehlt seinen Adjutanten und Ordonnanzen, noch andere Meuterer zu verhaften; sein gebietendes Ansehen und kräftiges Handeln schreckt den wilden Haufen, die Aufrührer weichen auseinander und zerstreuen sich. Hierauf ließ Keith alle Truppen ausrücken, die strafbare Mannschaft absondern und den Kriegsgerichten übergeben; der Uebermuth der Leibwachen war gebrochen, und alles kehrte zur Ordnung zurück. Ohne die seltne Unerschrockenheit Keith's, sagt Manstein, wäre

diese Empörung nicht gedämpft worden, denn kein russischer Offizier wagte ihr entgegenzutreten.

Erst am 24. Juni rückten die Russen in das schwedische Finnland ein. Die Schweden gaben die vortheilhaftesten Stellungen freiwillig auf und räumten das Feld. Lewenhaupt rechnete so gewiß auf den Erfolg der noch fortdauernden Friedensunterhandlungen, daß er alle Kriegsanstalten vernachlässigte. Er und Buddenbrock wurden verhaftet und nach Stockholm gebracht, wo sie für ihre Fahrlässigkeit nachgehends mit dem Leben büßten. Aber die schwedische Sache war schon verloren. Lascy rückte ungehindert über Friedrichsham nach Helsingsfors, wo die Hauptmacht der Schweden, 17,000 Mann stark, in ihrem Lager von allen Seiten eingeschlossen, nach 14 Tagen am 4. September, sich auf Bedingung ergaben. Ganz Finnland war nun den russischen Truppen offen und unterwarf sich ihnen.

Keith, der zwar keine Gelegenheit gehabt allein zu handeln, aber zu allen Erfolgen thätig mitgewirkt, empfing den Orden von Sankt Alexander-Newskii. Er nahm sein Hauptquartier in Abo, und führte nach der Abreise Lascy's, der an den Hof nach Sankt Petersburg ging, wieder den Oberbefehl. Die Kriegsverwaltung Finnlands leitete er mit kluger Festigkeit und Milde, er wußte die Sorge für die Truppen mit der Schonung der Einwohner auch hier zu verbinden, und that alles, was in seiner Macht stand, um die Leiden des Krieges auf das möglichgeringste Maß einzuschränken. Er war uneigennützig und gerecht, zwei Eigenschaften, die ihn vor den meisten seiner Mitgenerale hoch auszeichneten. Die Finnländer, wie früher die Ukrainer, bezeigten ihm überall das ehrenvollste Zutrauen.

In Abo lernte Keith eine junge Waise kennen, Eva Merthens, ein Kind ehrbarer Bürgersleute, das aber in den Kriegsbewegungen von den Soldaten mit schwedischen Gefangenen war eingebracht worden. Er nahm das schöne Mädchen zu sich, ließ ihr Unterricht ertheilen und gewann sie lieb. Sie blieb fortan bei ihm, und er würde sie geheirathet haben, wären nicht die Standesvorurtheile doch zu

groß gewesen. Er bekam Kinder mit ihr, die er sehr liebte, und für deren Erziehung er bestens sorgte. —

Am Hofe der Kaiserin aber traten bald Verhältnisse ein, welche die bisher günstige Stellung Keith's veränderten. Die Eifersucht der Russen suchte die Fremden aus den höchsten Aemtern zu entfernen, man machte den Haß der Truppen geltend, man berief sich auf den stattgehabten Aufruhr. In dem versteckten Kampfe ehrgeiziger Ränke und Falschheiten konnte ein Mann wie Keith nur Verdruß ärnten. Als er seine Dienste ungünstig angesehen glaubte, forderte er seinen Abschied. Aber auch andere Generale von größter Auszeichnung thaten dasselbe, der Graf von Löwendal, Douglas, von Lieven, und die Kaiserin erschrak über den Verlust tapfrer Anführer, der ihrem Heere drohte. Sie wünschte besonders Keith in ihrem Dienste zu behalten, versagte ihm den Abschied, schrieb ihm in den gnädigsten Ausdrücken, vermehrte seine Besoldung, und bot ihm den Oberbefehl des Kriegsheeres gegen Persien an. Er lehnte diesen Oberbefehl ab, ließ sich aber bewegen, noch in russischen Diensten zu bleiben, wie auch Lieven und Douglas thaten.

Im März 1743 wurden in Abo Friedensverhandlungen eröffnet. Allein die Feindseligkeiten begannen nichtsdestoweniger auf's neue. Die Russen hatten eine starke Flotte ausgerüstet, und Lascy war mit vielen Truppen an Bord gegangen. Keith bemannte seinerseits 21 Galeeren mit einem Theile seiner Truppen, und suchte die schwedische Flotte auf, die schon im April ausgelaufen war, und ihm einen Theil des Schiffbauholzes verbrannt hatte, das er zur Erbauung von 6 Galeeren, die noch im Juli fertig wurden, nach Abo schaffen wollte. Er bekam die Schweden öfters zu Gesicht, allein sie wichen ihm aus, und die Verfolgung war bei den zahlreichen Buchten, Inseln, Sunden und Klippen jenes Meeres ebenso schwierig als gefahrvoll. Endlich ging Keith nicht weit von Abo bei Corpo vor Anker, und die Schweden nahten am 31. zum Angriff, wurden aber so übel empfangen, daß sie das Gefecht abbrachen. Wegen des stürmischen Wetters konnte Keith erst am 4. Juni die Schweden verfolgen, die er in dem wohlvertheidigten, durch Inseln ge-

bildeten Hafen Sutonga zurückgezogen fand. Er bewachte sie hier, bis endlich am 23. Juni, nach vielen Widrigkeiten und Beschwerden, Lasey mit der Hauptflotte ebenfalls vor Sutonga eintraf. Die Schweden entschlüpften auf's neue, und zogen sich dann völlig nach Stockholm zurück. Den weitern Unternehmungen Lasey's und Keith's, die schon an eine Landung in Schweden dachten, setzte der Abschluß der Friedenspräliminarien am 27. Juni zu Åbo diesmal ein Ziel.

Keith begab sich nach Åbo, den Rückmarsch der russischen Truppen aus Finnland anzuordnen. Unerwartet aber empfing er am 20. September den Befehl, mit 30 Galeeren und 11,000 Mann nach Schweden abzugehen. Der König Friedrich und der Senat hatten nämlich durch den General Düring bei der nun befreundeten Kaiserin bewaffnete Hülfe begehrt, sowohl gegen die Dänen, welche das Land bedroheten, als wegen der innern Partheiungen, die den Staat zerrütteten. Die Kaiserin schenkte Keith bei diesem Anlasse wieder 3000 Rubel, und setzte ihm 600 Rubel monatliche Tafelgelder aus. Die Ueberfahrt aber verzögerte sich noch, und fiel in den Oktober, in die Zeit großer Kälte und heftiger Stürme. Keith hatte große Sorgen und Beschwerden; die Generale und Offiziere vom Seewesen widersetzten sich, und meinten, die Schiffe könnten die See in solcher Kälte nicht halten, sie müßten jetzt erst überwintern. Alle Stimmen waren gegen ihn, und er allein bestand auf seiner Meinung. Er kannte den Dienst der Galeeren von Spanien her, und wußte wohl, was bei gutem Willen zu leisten sei. Er ließ die Seeleute ihre Gegenvorstellungen schriftlich einreichen, steckte sie aber in die Tasche ohne sie zu lesen, und befahl das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Die Truppen litten sehr von der Kälte und dem Unwetter, doch dauerte die Ueberfahrt nur kurz, und sie gelangten am 23. Oktober glücklich nach Sarmund, wo sie ausgeschifft wurden. Keith begab sich nach Stockholm, und da Rußland noch keinen Gesandten daselbst hatte, so wurde er am Hofe auch in dieser Eigenschaft beglaubigt.

Der Einfluß des russischen Hofes erwies sich jedoch in den schwedischen Angelegenheiten minder überwiegend, als man

nach diesen Verhältnissen erwarten mochte. Die Parthei, welche den Russen feindlich war und sich auf Frankreich stützte, regte sich stark und gewann neuen Boden. Keith wollte sich auf Ränke und Feinheiten nicht einlassen, sondern seinen Weg redlich und offen gradedurch gehen; dies gelang ihm auch in gewissem Maße, wobei er freilich auf sein schon erworbenes Ansehen sich stützen konnte. Ein schwedischer Minister, der ihn übervortheilen wollte, erfuhr dies zu seinem Nachtheil. Keith hatte mit diesem über die Vertheilung und Verpflegung der Truppen eine Abrede getroffen, die er arglos dem Schreiber des Ministers abzufassen überließ. Nach einiger Zeit erwies sich, daß nicht die verabredeten, sondern ganz abweichende Bestimmungen niedergeschrieben waren. Keith ging sogleich den König selbst an, und beklagte sich über die Unredlichkeit. Der König theilte seinen Unwillen und ließ den Sekretair rufen, der die Abänderung nicht zu läugnen wagte, aber sich auf den Befehl des Ministers berief, der auf diese Weise bloßgestellt, die Vorwürfe des Königs und die noch viel stärkeren Keith's zu tragen hatte, und den letzteren nur mit Mühe durch unbedingte Nachgiebigkeit versöhnte. Mit dem Könige selbst, der sich ebenfalls soldatischer Freimüthigkeit rühmte, blieb Keith in immer gleichgutem Vernehmen, wie auch mit dem von den schwedischen Reichsständen erwählten Thronfolger, Prinzen Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp, der um diese Zeit in Stockholm eintraf. Zum neuen Jahr 1744 beschenkte der König ihn mit einem goldenen, reichbesetzten Degen, und erwies ihm die ausgezeichnetsten Ehren.

Gleichwohl waren die amtlichen Verhältnisse Keith's schon nicht mehr die günstigsten. Denn weil die Besorgniß der Schweden, in Betreff der Dänen, gehoben schien, so glaubten sie nun auch die Russen überflüssig und drangen auf deren Abzug. Die Kaiserin, hierüber mißvergnügt, sandte darauf an Keith den Befehl, wenn die Dänen einrückten, nicht gegen sie zu marschiren, sondern seine Truppen ruhig bei Stockholm zu halten, und in solchem Falle zu erklären, er sei nicht gekommen, wider die Dänen zu fechten, sondern nur zur Beilegung der innern Unruhen. Keith wußte in dieser schwierigen

Stellung, die zu wechselndem Benehmen nöthigte, das Vertrauen und die Achtung aller Partheien zu gewinnen, wie denn auch überhaupt sein ganzer Aufenthalt in Stockholm das glänzendste Ansehen hatte. Jedoch war er sehr zufrieden, als endlich der Tag der Rückkehr erschien. Er beurlaubte sich bei dem Könige und dem Thronfolger am 23. Juni 1744, und empfing bei dieser Gelegenheit abermals einen prächtigen goldenen Degen, des Thronfolgers Bildniß und 2000 Dukaten zum Geschenk. Die Russen schifften sich allmählig ein, verließen aber erst im Anfange des August die schwedischen Küsten; Keith brachte die ganze Ausrüstung am 13. August glücklich nach Reval zurück.

Die Kaiserin bezeigte ihm große Zufriedenheit, sandte ihm einen kostbaren, auf 8000 Rubel geschätzten Degen, vermehrte seine Einnahme mit jährlich 2000 Rubeln, verlieh ihm den Sankt Andreasorden, und schenkte ihm ein Landgut in Liefland auf Lebenszeit. Aber nicht eben so günstig war ihm der Vicekanzler Graf Alexei Bestusheff gesinnt. Derselbe war vor dem Kriege Gesandter in Stockholm, und Keith nahm in seinen Berichten keine Rücksicht, ob das, was er zu sagen hatte, den Ansichten seines Vorgängers gemäß war, oder wohl gar dessen Benehmen bloßstellte. Daher Bestusheff nun alles anwandte, um Keith zurückzusetzen und zu kränken. Der Widerwillen der Russen gegen die Fremden lieh den bequemen Vorwand, hinter dem die persönliche Feindschaft sicher wirken konnte.

Bestusheff vermochte jedoch nicht zu hindern, daß im Jahre 1745 Keith den Oberbefehl über die russischen Truppen erhielt, die in Liefland und Kurland zusammengezogen wurden, um für Sachsen gegen Preußen in's Feld zu rücken. Da Sachsen aber, durch die Siege der Preußen rasch überwunden, alsbald Frieden machte, so überschritt das russische Heer diesmal die Gränze nicht, und Keith behielt sein Hauptquartier in Riga. Die Truppen blieben größtentheils vereinigt, weil die Absichten gegen Preußen nicht aufgegeben waren, und auch schon im nächsten Jahre 1746 ein Bündniß mit Österreich zu diesem Zwecke zu Stande kam. Die Kaiserin kam den 16. Juli nach Narwa und hielt Musterung

über die dort versammelten Truppen, welche Keith ihr vorführte, und deren Haltung und Fertigkeit alles Lob empfingen.

Inzwischen hatte Lord Marischal in der Ferne die Kriegsthaten und den Ruhm seines Bruders vernommen, und widerstand der Sehnsucht nicht, ihn wiederzusehen. Er kam daher im Sommer 1746 nach Rußland, nicht abgeneigt, so glaubte man, ebenfalls in russische Dienste zu gehen, gewiß aber in der Meinung, mit seinem Bruder eine Zeitlang vereint zu bleiben. Doch ist schwer anzunehmen, daß er bei seiner Vorliebe für den sonnenhellen Süden die Absicht gehegt habe, sich auf immer in dem kalten Norden festzusetzen. Auch fügte das Geschick die Dinge ganz anders, und anstatt bei dem Bruder zu bleiben, zog er diesen vielmehr hinweg. Ihm wurde nicht einmal der Aufenhalt in Rußland gestattet, denn weil er im Jahre 1744 auf's neue an der unglücklichen Unternehmung des Prinzen Karl Eduard, Sohnes des Ritters von Saint-George, Theil genommen, so widersprach der englische Gesandte Lord Hyndford der Aufnahme eines erklärten Feindes seines Hofes, und fand leicht Gehör. Lord Marischal durfte nicht einmal nach Riga kommen, wo sein Gepäck schon angelangt war. Keith reiste ihm bis zur Gränze entgegen, bewirthete ihn in Schulzenkrug, und erklärte bei der Trennung, nun wolle auch er nicht mehr in Rußland bleiben. Lord Marischal trat sogleich die Rückreise an und kam den 7. November durch Berlin, um sich nach Venedig zu begeben.

Bestusheff war aber mit der Wegweisung Lord Marischal's nicht zufrieden, er dachte ernstlich daran, auch Keith zu verdrängen. Dieser hatte gleich, als der Bruder weggehen mußte, unwiderruflich beschlossen, den russischen Dienst aufzugeben. Doch mußte er den schicklichen Zeitpunkt abwarten, denn die Truppen standen noch gleichsam im Felde, und neue Kriegsbewegungen kündeten sich an. Inzwischen waren Bestusheff und auch Lord Hyndfort nicht unthätig; letzterer suchte den Feldmarschall Lascy zu überreden, Keith spräche schlecht von ihm. Bestusheff aber wußte es so zu wenden, daß Keith den Oberbefehl über seine bisherige Truppenabtheilung verlieren,

und dieser dem dienstjüngern General, Fürsten Repnin, übertragen werden sollte. Keith fühlte sich beschimpft, und ohnehin schon verletzt wegen des Bruders, forderte er am 30. Januar 1747 seine Entlassung, und schrieb an Bestuscheff dabei, — wie er in einem späteren Briefe an seinen Bruder erzählt: „That as he had assured me, in the letter where he refused you the permission to live in Russia, that on a proper occasion he would employ all his credit in my favour, I was persuaded he won'd think this the properest one, since it was to procure me my congé." Bestuscheff antwortete dem bittern Schreiben höflich und ausführlich, es sei nicht seine Schuld, daß Lord Marischal in Rußland nicht habe bleiben können, und wenn derselbe seine Aussöhnung mit dem Könige von England gewünscht hätte, so würde die Kaiserin gern ihre Vermittelung angeboten, und ihn nachher mit größtem Vergnügen nicht nur in ihrem Lande, sondern auch in ihren Diensten gesehen haben; den Oberbefehl über die zum Marsch in's Ausland bestimmten Truppen habe man dem Fürsten Repnin geben müssen, weil Keith selber durchaus unentbehrlich sei, die Gränzen des Reiches gegen einen unruhigen Nachbar zu bewachen; was jedoch das Abschiedsgesuch beträfe, so sei dasselbe zu spät eingereicht, denn es bestehe eine Vorschrift, daß Offiziere ihre Entlassung zum ersten Januar begehren müßten; dabei ließ er ihn wissen, daß er, wiewohl mitunter etwas zu gut bezahlt für seine geleisteten Dienste, doch bei fernerem Bleiben auch fernere Belohnung und Beförderung erwarten könne. Keith erwiederte, er werde also wohl bis zum Winter noch bleiben, allein er müsse bestimmt erwarten, daß er dann seinen Abschied erhalten werde. Bestuscheff bedauerte schließlich, daß sein Rath nicht besseren Eingang fände, und da die Sache in seinen Geschäftskreis nicht gehöre, so möchte Keith sich fernerhin an die Kriegsbehörde wenden. Aber die hier noch verhüllte Bitterkeit Bestuscheff's war in den Handlungen um so sichtbarer. Keith mußte einen Truppentheil nach dem anderen abgeben, und behielt zuletzt nur zwei Regimenter Landmiliz. Da das Kriegskollegium ihn ohne Antwort ließ, so schrieb er zu Ende des Mai an den General Grafen Apraxin und erfuhr

durch diesen, die Kaiserin habe befohlen ihm den Abschied zu ertheilen, und derselbe werde ihm baldmöglichst übersendet werden.

Die weiteren Schwierigkeiten lassen wir Keith selbst erzählen, der in dem schon angeführten Briefe an seinen Bruder darüber berichtet wie folgt: „At the same time, one of my friends at Petersburgh wrote to me that my congé was ready, but that I could not receive it till I had sign'd some paper, the contents of which he did not know; and that he was well inform'd that if I refused to sign it, the resolution was taken to arrest me. You know what that signifies. Some days after, he wrote me another billet, that my discharge was sent to the feldtmarshal, with a reserve that I should never serve, directly or indirectly, against Russia; and that if I refused, that the feldtmarshal shou'd arrest me. While I was reading the billet, an adjutant came, desiring I should go to the feldtmarshal. I found the poor man in the greatest consternation possible: he had the auditor general with him, and another, as witnesses. He told me my demission was on the table, but that he had an order from the colledge of war not to deliver it to me, till I had sign'd another paper. I desired they might be read to me. The demission was a simple one, in the ordinary form, signed by the empress, the first of July: the order of the colledge of war, of the forth, to exclude me out of the army; and which was already published to the commissariate and bureau of provisions, that I might receive no more pay nor forage. — When they were both read, I told the feldtmarshal that I was visibly already out of the Russian service, both by the empresse's demission, and the colledge's order; I could not see in what pretence they could impose laws on a British subject, who might serve when and where he would: on which the feldtmarshal begg'd me to consider of it. I said it was a scandalous paper; to which he answered, that it was indeed scandalous for those who imposed it. As I had no mind to make the journey to

Siberia, I desired it might be read to me. The contents were that I promised never to serve, directly nor indirectly, against Russia; and that if I fail'd, I submitted to be judged by the Russian military articles. As soon as I heard it read, I told the general auditor, that I was ready to sign it immediately; because I knew the articles too well, not to be sure that there was not any one that forbid a free Englishman, as I then was, to serve in what manner I would: on which I signed the paper, and giving it back to the auditor, I told him that if ever they took me alive serving against Russia, I was willing they should make a new article to condemn me. I was very sorry for what I had said, and I saw the feldtmarshal was no less; for I was sure the fellow wou'd write it immediately to Apraxin, who would draw consequences from it, that might be dangerous: but as I had my demission and passport, I resolved to prevent them; and having found an English ship ready to sail, I took my passage aboard for England, being afraid to come here directly by land, for fear of being arrested in Courland."

Da seine Abreise längst vorbereitet war, so konnte er leicht mit den Seinigen zu Schiff gehen, und einmal in See, fühlte er sich den Gefahren in Rußland glücklich entgangen und völlig frei. „In this manner — erzählt er weiter — I got clear of the Russian dominions, but had a very bad passage to the Sound, nineteen days contrary wind and blowing weather; for which I was not sorry, for this gave me a pretext of quitting my Englishmann at the Sound, and declaring that I would go by land thro' Holland. They were very inquisitive at Copenhagen, if my real intention was to go to England; and the duke of Sonderbourg made me overtures of entering into that service." Allein der dänische Dienst reizte ihn nicht; auch hatte er gleich nach seiner Landung, am 1. September, an den König von Preußen geschrieben und ihm seine Dienste angeboten; der Waffenruhm, welchen der große König in den beiden schlesischen Kriegen erworben, sein leuchtender Geist und reger Sinn, mußten auf Keith die größte Anziehung ausüben. Nachdem

er bisher nur schwache, unfähige oder doch unkundige Kriegsherren gehabt, durfte er jetzt, wiewohl schon einundfünfzig Jahre alt, unter einem solchen Könige, der selber im größten Sinne Feldherr war, und jede kriegerische Tüchtigkeit zu schätzen wußte, eine neue Lebensbahn voll Glück und Ruhm hoffen. In Hamburg, wohin er sich begab, empfing er die Antwort des Königs, der ihn mit Freuden zu sich einlud, und ihm folgendermaßen schrieb: „Monsieur! J'ai reçu avec toute la satisfaction possible la lettre que vous venez à me faire. Sensible que je suis à tous ces sentimens que vous me témoignez, je n'aurai rien plus à coeur que de vous en marquer ma reconnaissance de même que l'estime que j'ai pour votre personne; et comme je serai toujours charmé de vous voir entrer en mon service, je viens charger mon ministre d'état le baron de Mardefeldt de vous expliquer mes intentions là-dessus. J'espère qu'il s'en acquittera à ma satisfaction et à la vôtre." Es scheint, Keith wußte noch nicht, daß er als Feldmarschall in den Dienst des Königs treten würde, dieser schrieb noch: „Au général de Keith." Aber Friedrich wußte, daß er einen vollendeten Kriegsmann und tüchtigen Feldherrn für sein Heer gewann, und meinte ihm wohl auch in Betracht der Russen die Genugthuung eines höheren Ranges, als er bei jenen gehabt, gewähren zu müssen. Keith's Patent wurde unter dem 18. September 1747 ausgefertigt. Doch wir müssen Keith auch hierüber selbst hören: „As soon as I got on shore in Denmark I wrote a letter to the king of Prussia, offering him my service, and soon after set out for Hambourg, where I received a very gracious answer, on which I went straight to Berlin, where two days after my arrival he declared me fieldmarshal of his army. As he stay'd only one day there, I had no resolution more. Baron Mardefeldt hat already told me that I was to have 8000 crowns a-year, with which I can live easier here then with twelve in Russia, where our immense equipages eat up all our income: and I find I have really more than for one; there fore, consider what a pleasure it would be to me to share it with my

dearest brother. I know it would not be in the least disagreeable to the king, and even quite the contrary; but in some posts, count Rothenbourg, who is almost as impatient to see you as I am, will write to you more fully on the subject." Am 30. Oktober sandte der König ihm für das erste Vierteljahr seines Dienstes — vom 1. Oktober bis 31. Dezember — 2000 Thaler Gehalt und 1800 Thaler als Ersatz der Reisekosten.

Der russische Gesandte von Keyserling in Berlin machte anfangs Miene, als müsse er diese ausgezeichnete Aufnahme eines Mannes, der sich aus Rußland gleichsam als ein Flüchtling entfernt, wie eine Feindseligkeit ansehen, und berichtete darüber nach Sankt Petersburg. Doch that man von hieraus keine weitere Schritte, sondern begnügte sich, das Gut in Liefland, welches Keith bekommen hatte, wieder einzuziehen. Ein Kapitain Wiegel hatte es von ihm gepachtet und die Pacht vorausbezahlt: da derselbe nun ohne weiteres ausgewiesen wurde, so zahlte Keith ihm das empfangene Geld redlich zurück.

Wie zufrieden der König mit seiner Erwerbung war, ergiebt sich aus der Art, wie er derselben im ersten Kapitel seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges gedenkt: „Le roi fit une bonne acquisition en attirant de Russie le maréchal Keith à son service. C'était un homme doux dans le commerce, ayant des vertus et des moeurs, habile en son métier, et qui, avec la plus grande politesse, était d'une valeur héroique dans un jour de combat." Keith aber schloß den schon mehrmals angeführten Brief an seinen Bruder nach Venedig am 28. Oktober aus Potsdam mit folgenden Worten: „I have now the honour, and, which is still more, the pleasure of being with the king at Potsdam, where he ordered me to come two days after he declared me fieldmarshal; where I have the honour to dine and sup with him almost every day. He has more wit than I have wit to tell you; speaks solidly and knowingly on all kind of subjects; and I am much mistaken if, with the experience of four campaigns, he is not the best officer of his army. He has several

persons with whom he lives in almost the familiarity of a friend, but no favourite; and has a natural politeness for every body who is about him. For one who has been four days about his person, you will say I pretend to know a great deal of his character; but what I tell you, you may depend upon: with more time I shall know as much of him, as he will let me know; and all his ministry knows no more. Adieu, my dearest brother. Every week you shall have a letter from me, but not so long as this." Nach dieser Schilderung und Einladung säumte Lord Marischal nicht lange. Er sagte: „Mon frère s'est éloigné de ses glaces pour m'attirer vers lui; il est juste que je m'éloigne aussi de mon soleil pour l'aller trouver", er verließ Italien, und kam zu dem geliebten Bruder und zu dem bewunderten Könige nach Potsdam.

Der König zog nun beide Brüder in seinen vertrauten Umgang, und seine Achtung und Zuneigung für beide konnte sich durch die Dauer nur steigern. Beide wetteiferten ihrerseits in Bewunderung und Anhänglichkeit für den König, mit dem ihr edles und treues Vernehmen nie getrübt wurde. Sie waren angenehme und lehrreiche Gesellschafter, von großer Lebenserfahrung und kräftiger Geistesart. Keith's Kenntnisse gingen weit über das Kriegsfach hinaus, und waren bedeutend genug, um von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin dadurch anerkannt zu werden, daß sie ihn zu ihrem Ehrenmitgliede wählte. Doch blieben ihm die Kenntnisse des Kriegswesens wohl immer die wichtigsten. So stand er auch mit dem berühmten Kriegsschriftsteller Chevalier de Folard in Verbindung, lud ihn im Auftrage des Königs nach Berlin, und meldete diesem im Februar 1748, daß derselbe mit Freuden kommen werde. Am 14. August desselben Jahres sandte der König seine Belehrungen für die Generalmajore des Fußvolks und der Reiterei an Keith, welche Schriften damals nur im strengsten Vertrauen mitgetheilt wurden.

Im Jahre 1749 kam der berühmte Marschall Graf von Sachsen nach Berlin, wo der König den bewunderten Feldherrn mit größter Auszeichnung aufnahm, und auch Keith sich dessen näheren Umgangs freute. Der Sommer dieses

Jahres war indeß für Keith nicht günstig, die Anstrengungen des Krieges im rauhen Norden und die zuletzt im russischen Dienst erlittenen Verdrüsse hatten seinen sonst rüstigen Körper hart angegriffen, und ein drohendes asthmatisches Leiden erforderte sorgsame Berücksichtigung. Der König erlaubte ihm, durch ein Schreiben vom 9. September, zur Herstellung seiner Gesundheit in ein warmes Bad zu gehen, und empfahl ihm kleine Tagereisen. Keith besuchte das Karlsbad mit gutem Erfolg. Nach seiner Rückkehr, im Oktober, wurde Keith, da der Gouverneur von Berlin, Prinz von Holstein-Beck, gestorben war, an dessen Statt zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt. Sein Gehalt stieg nun auf 12,000 Thaler jährlich.

Auf Anlaß des Besuches, den die geliebte Schwester des Königs, die Markgräfin von Baireuth, und ihr Gemahl, im Jahre 1750 zu Berlin abstatteten, wurden viele Hoffeste angeordnet, unter anderen am 25. August, spät Abends bei Lampen- und Fackelglanz, ein großes Ritterspiel von solcher Pracht und Schönheit, daß die Theilnehmer und Zeugen noch im spätesten Alter versicherten, in ihrem Leben kein herrlicheres Fest gesehen zu haben. Der König selbst machte die Anordnung des Ganzen; auf dem Paradeplatze vor dem Schlosse war ein längliches Viereck zur Kampfbahn eingerichtet, von aufsteigenden Bühnen umgeben, auf welchen sich die Zuschauer befanden; die Schwester des Königs, Prinzessin Amélie, theilte die Preise aus, zu Kampfrichtern aber waren nebst Keith die Generallieutenante Grafen von Hacke und von Schwerin, und der Staatsminister von Arnim ernannt. Alles ging glücklichst von Statten. Gewandtheit und Schönheit konnten sich auf's glücklichste darstellen; auch Keith hatte in seinem Ehrenamte Gelegenheit, sich als ritterlicher Hofmann zu zeigen. Voltaire, der kurz vorher eingetroffen war, und hier zum erstenmal öffentlich erschien, sprach seine Bewunderung in Stegreifversen aus, welche das Fest über alles erhoben, was Griechenland und Rom in dieser Art je gesehen hätten! —

Gegen Ausgang des Jahres 1750 machte die Nachricht, daß der Marschall Graf von Sachsen in Chambord am

30. November gestorben sei, einen überraschenden und schmerzlichen Eindruck in Berlin und Potsdam bei allen denen, welche ihn noch im Jahre vorher als rüstigen und muntern Gast daselbst gesehen hatten. Der König wurde durch diesen Trauerfall veranlaßt, seine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit in der berühmten poetischen Epistel auszusprechen, welche er dem Feldmarschall Keith gewidmet hat. Schon im Dezember wurde sie fertig, und im Jahre 1752 der neueren Ausgabe der Oeuvres du philosophe de Sanssouci beigefügt. Die Denkart, welche sich hier darlegt, ist frei und kühn, und hat zu allen Zeiten edle Anhänger gehabt; der Gegenstand war zwischen dem König und Keith ohne Zweifel oft besprochen, und wir dürfen eine gewisse Uebereinstimmung beider in den hier aufgestellten Ansichten wohl voraussetzen; indeß haben wir in der Poesie doch nur den Ausdruck augenblicklicher und wandelbarer Stimmung, und finden es von ganz anderem Gewicht, wenn Schleiermacher in seinen Selbstbetrachtungen sich ähnlicher Gedankenreihen erkühnt. —

Mit dem Beginn des Jahres 1751 erkrankte Keith auf's neue, und der König empfahl ihm Schonung; die Kränklichkeit kehrte ab und zu wieder, eine asthmatische Beschwer, die erst im hohen Sommer wich. Beide Brüder, wenn sonst nichts Ungewöhnliches eintrat, waren jetzt die beinahe täglichen Gesellschafter des Königs, seine Tischgenossen, und Mitglieder des vertrauten, geistvollen Kreises, den es ihm geglückt war so reich und glänzend um sich her zu bilden. Wir berufen uns auf die lesenswerthe Schilderung, welche Preuß in seinem trefflichen Werke „Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden" von dieser merkwürdigen Gesellschaft ertheilt hat, und erinnern nur, daß grade in dieser Zeit außer dem Marquis d'Argens, dem Grafen Algarotti, dem Abbé de Prades, und Anderen, auch Voltaire ihr angehörte. Zwischen diesem und Lord Marischal knüpfte sich bald ein freundliches Verhältniß, an welchem auch Keith Theil hatte, doch finden wir darüber keine näheren Angaben. Auch über den vertrauten Verkehr Keith's mit dem Könige haben sich, bei dem steten Zusammensein beider, nur wenige Zeugnisse erhalten

können. Am 22. März 1751 dankte Friedrich für eine wichtige Mittheilung, die ihm Keith gemacht hat; wir wissen nicht welche. In einem Briefe vom 4. Juli desselben Jahres vertraut er ihm, daß er seinen Bruder als Gesandten nach Paris zu schicken beabsichtige, aber am französischen Hofe vorher unter der Hand anfrage, ob Lord Marischal's Verdrießlichkeit mit dem Könige von England nicht etwa seine Ernennung dort weniger angenehm erscheinen lasse. Die Antwort muß günstig ausgefallen sein, denn schon gegen Ende des August wurde Lord Marischal zum Gesandten wirklich ernannt, und empfing vor seiner Abreise noch den Schwarzen Adlerorden. Dieses ehrenvolle Auftreten seines Bruders im Dienste des großen Königs muß für Keith eine hohe Befriedigung gewesen sein, die den Schmerz der Trennung zu lindern fähig war.

Zwischen den geistreichen Unterhaltungen des Königs drängt sich immer auch der Ernst der Geschäfte ein, und diejenigen seiner Freunde, mit denen er zugleich die Staatssachen besprechen kann, erfreuen sich einer gediegeneren Vertraulichkeit, als die muntern Schöngeister, die nur seine Muße zu erheitern berufen sind. Keith war in diesem Betrachte ganz der Mann des Königs, reich an Erfahrung, kalt und klar im Erwägen, unbefangen und freimüthig, ohne persönliche Nebenabsicht; wenn er nicht gefragt wurde, so beunruhigte ihn das nicht, er wartete dann gelassen den Zeitpunkt ab, wo wieder ein Bedürfniß empfunden wurde, auch ihn zu hören. Auf diese Weise vermied er, dem Könige unbequem zu werden, und behielt seine Meinung selbstständig. Auch behauptete er sich wohl in offnem Widerspruche gegen den König, mit dem zu streiten nicht leicht und selten angenehm war. Da Keith in Rußland gedient hatte, so galt er für alle russischen Angelegenheiten als beste Quelle, und der König begehrte mancherlei Auskunft von ihm, über die Vertheilung der russischen Truppen, die Karaktere der russischen Generale, sogar über die russischen Finanzen. Ueber den letzteren Gegenstand fragte der König am 30. März 1753, und schon am 31. antwortete Keith, die Sache sei schwierig und ihm nur unvollständig bekannt, ertheilte aber zugleich in

einer gedrängten Denkschrift, was er wußte; er berechnete die jährlichen Einkünfte Rußlands auf nur 11 Millionen und 200,000 Rubel. Der König erklärte sich sehr zufrieden mit der Darlegung. Weniger einverstanden war er mit dem Urtheil, das Keith über die russischen Truppen äußerte, die nach dessen Meinung zu den allerbesten gehörten, besonders auch in Betreff der Zucht und Ordnung. Keith pflegte zu sagen, die Preußen seien die schulgerechtesten Soldaten in der Stunde der Wachtparade, von 10 bis 11 Uhr Morgens, außer dieser Zeit aber noch wie andere Menschen, der Russe hingegen, einmal Soldat, sei nichts anderes mehr, und sei es in jeder Stunde. Diese Aeußerungen mißfielen dem Könige, und schon im Stillen die Russen als künftige Feinde betrachtend, rief er mit Bitterkeit aus: „Les Moscovites, mon cher, sont un tas de barbares. sont de la canaille, dont des troupes bien disciplinées feront facilement bon compte!" Keith wollte den Streit, der so heiß geworden, nicht fortsetzen, sondern antwortete nur kalt und kurz: „Votre Majesté aura probablement occasion de faire connaissance avec ces barbares, avec cette canaille."

Lord Marischal erwarb als Gesandter in Paris die volle Zufriedenheit des Königs, und blieb ein paar Jahre in dieser Anstellung, doch gefiel ihm der Aufenthalt besser als sein Beruf, von dem er sagte: „Il faut pour ce métier-là une finesse que je ne me soucie pas d'avoir." Der König verlieh ihm dann die Stelle eines Gouverneurs von Neuchatel. Aber schon am 23. Februar 1754 schrieb Keith an Friedrich, sein Bruder wünsche in ein wärmeres Klima sich zurückzuziehen, in der Schweiz erfahre man nur durch den Kalender, daß es Sommer werde. Später übertrug der König ihm nochmals eine Sendung nach Spanien, und zwar in der Absicht, Friedenseinleitungen durch ihn anzuknüpfen, die jedoch mißglückten. Als Verbündeter von England erwirkte er ihm dann zu Anfange des Jahres 1759 die freie Rückkehr in sein Vaterland, und überraschte ihn mit der Gewährung. Lord Marischal reiste hierauf von Madrid nach England, fand bei König Georg dem Zweiten die ausgezeichnetste Aufnahme, und suchte dann in Schottland einige Trümmer seines Vermögens zu retten; doch erst die Erbschaft eines

schottischen Pairs, die ihm nun zufallen durfte, brachte ihn wieder zu bedeutenden Einkünften.

Im September 1754 finden wir Keith abermals an der Brust leidend, und er kann deßhalb den König nicht nach Schlesien begleiten, worüber dieser ihm bedauernde freundliche Worte schreibt. Im Oktober desselben Jahres aber machte er doch wieder die Uebungen im Lager bei Gatow mit, und hier ereignete sich eine Widrigkeit, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen, weil sie sowohl den König als auch Keith in gutem Lichte zeigt. Die Wirthin, bei welcher Keith in Gatow sein Quartier gehabt, reichte eine Klagschrift gegen die Leute desselben unmittelbar an den König ein. Der König sandte dieselbe am 18. Oktober an Keith, mit dem Bemerken, er liebe nicht, daß seine Unterthanen solche Beschwerden anzubringen hätten, und fügte eigenhändig hinzu: „Je sais, monsieur le maréchal, que vous êtes incapable de mauvais procédés, mais je vous prie de mieux ranger vos domestiques en pareille occasion pour qu'ils ne commettent aucune dûreté." Hierauf verantwortet sich Keith gleich am nämlichen Tage mit aller Ausführlichkeit: daß er nur ein Zimmer mit Alkoven für sich, und eines für seine beiden Adjutanten gehabt, daß der Gebrauch der Küche nothwendig gewesen, weil täglich 24 Personen bei ihm gespeist, daß aber niemand den Keller auch nur betreten habe; die Wirthin habe einige Zimmer für sich behalten, diese aber zugeschlossen, und sich lieber in ein anderes Haus, das ihr im Dorfe gehöre, zurückgezogen, es sei also nicht wahr, daß man sie verdrängt; sie sei aber wüthend gewesen, daß man ihr überhaupt Einlagerung gegeben. Keith versichert, daß ihr nicht daß geringste Leid widerfahren sei, er wolle aber sogleich nach Berlin senden und alles nochmals auf's genaueste untersuchen lassen, und wenn die Frau durch seine Schuld etwas verloren habe, es ihr doppelt ersetzen: „Car — fügte er hinzu — bien loin de faire quelque mal aux sujets de Votre Majesté, je me crois heureux d'être utile au dernier qui porte ce titre."

Keith aber blieb fortwährend in des Königs vollem Vertrauen und entschiedener Gunst, und entsprach diesem Verhältnisse durch mannigfache Thätigkeit, auch außer der ge-

wohnten militairischen. Bald versucht er zu vermitteln, daß ein englischer Wollfabrikant sich in Preußen niederlasse, bald sind es Vortheile des ostindischen Handels, die er dem preußischen Gewerbfleiße zu öffnen hofft. Er nimmt sich die Mühe, Verhandlungen des englischen Parlaments für den König zu übersetzen und zur Uebersicht vorzulegen; er giebt Nachrichten über den Stand des russischen Heeres, und über einen Aufruhr der Kirgisen an der Gränze von Sibirien, — lauter Dinge, welche damals freilich nicht so offenkundig oder zugänglich waren wie heutiges Tages. Zuletzt, im Oktober 1755, übersendet Keith dem Könige sogar Entwürfe und Anschläge zur Erbauung massiver Brücken, da der König Berlin mit solchen zu versehen wünschte. Allein für das nächste Jahr hegt Friedrich bereits andere Sorgen und Entwürfe, bei welchen Keith nicht unbetheiligt bleiben wird! Er dankt ihm für die eingereichten Vorschläge, bemerkt jedoch, einstweilen müsse dergleichen ruhen, Keith möge im Jahre 1757 wieder an die Sache erinnern, dann werde vielleicht gelegnere Zeit sein. Den Krieg, welchen er im Stillen sann und bereitete, dachte er durch Einen Feldzug abzuthun! —

Im März des Jahres 1756 aber findet der König doch wieder Lust und Muße, den Vorschlägen Gehör zu geben, welche seiner Kunstliebe gemacht werden. Keith wird der Vermittler von Gemähldebestellungen bei den italienischen Mahlern Pompeo Battoni und Constanzo, so wie auch bei dem damals in höchstem Ruhme stehenden Mengs, von welchem letzteren der König zwei Bilder gemahlt wünscht, denen er als schickliche Stoffe die Erziehung des Adonis und das Urtheil des Tiresias bezeichnet; die Bestimmung des Preises und den Abschluß des Geschäfts überläßt er ganz dem Urtheil und Gutdünken Keith's, der im April bei seiner Durchreise nach Karlsbad, in Dresden die Sache in Ordnung bringt, und seinen mit den Mahlern geführten Briefwechsel dem Könige einsendet. Friedrich antwortet hierauf verbindlichst: „Je vous renvoie, mon cher maréchal, toute votre correspondance pittoresque, en vous remerciant de la peine que vous prenez de l'entretenir. Si vous vouliez avoir la bonté de commander à Mengs les deux tableaux, et de me dire

à qui et par qui je dois faire remettre l'argent pour que je puisse faire faire les avances à mon retour de Magdebourg. Je fais de vœux pour que les eaux vous fassent tout le bien imaginable, vous assurant de l'estime particulière et de l'amitié que je vous conserverai toute ma vie. Federic." Schon aber warteten andere Sorgen und Thätigkeiten, sowohl des Königs selbst als seines Feldherrn! —

Die Anlässe und Vorgänge, welche den siebenjährigen Krieg einleiteten, sind in dem Leben Winterfeldt's und Schwerin's genugsam dargelegt, um sie hier nicht zu wiederholen. Den Berathungen, welche der König mit seinen vertrauten Generalen und Ministern über die politische und militairische Lage der Sachen hielt, wohnte auch Keith mehrentheils bei, und stimmte namentlich für die Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich, welches aber in des Königs Sinne schon unstatthaft geworden, und durch ein im Stillen bereitetes Bündniß mit Großbritannien ihm reich ersetzt war. Wenn Keith auch nicht an allen Absichten und Erwägungen Friedrichs den unmittelbaren und genauen Antheil hatte, dessen sich Winterfeldt rühmen konnte, so genoß er doch das Vertrauen des Königs ebenfalls in hohem Maaße, und die näheren Kriegsbeschlüsse wurden ihm früh mitgetheilt. Keith war im April 1756 seiner Gesundheit wegen, gleich Winterfeldt und mehreren anderen Offizieren, nach Böhmen in's Karlsbad gereist, und hatte auch den Feldmarschall Grafen von Schwerin aufgefordert, dorthin zu kommen, der sich aber entschuldigte, da sein Alter solche Kosten und Unruhe kaum noch werth sei. Am 23. Juni aber ließ der König an Keith aus Potsdam schreiben, alle preußischen Offiziere sollten in den ersten Tagen des Juli den dortigen Aufenthalt verlassen, und setzte eigenhändig hinzu: „L'air de Carlsbad devient malsain pour les Prussiens, vous ferez tous tant que vous êtes bien d'être de retour le 10 du mois qui vient." Keith, des Deutschen unkundig, hatte für dieses Geschäft bei denjenigen Offizieren, die nicht Französisch konnten, den Generallieutenant Grafen von Schmettau zur Hülfe. Als Keith in Potsdam eingetroffen war, und dem Könige berichtete, die Oesterreicher seien in Böhmen ganz ruhig, und dächten ihrer-

seits an keinen Feldzug, war der König mit diesem Berichte unzufrieden, und ebenso mit dem Abmahnen vom Kriege, welches Keith, gleichwie Schwerin und Schmettau, seiner Ueberzeugung gemäß aussprechen mußte. Da jedoch der König auf seinem Sinne beharrte, und der Krieg immer gewisser wurde, so vervollständigte Keith seine Ausrüstung zum Feldzuge, und erbat sich beim Könige zwei des Französischen kundige Offiziere, den Lieutenant von Cocceji und den Lieutenant von Schwerin, zu Adjutanten, die ihm beide bewilligt wurden.

Bei dem Einbruch in Sachsen, mit welchem am 29. August 1756 der verhängnißvolle Krieg wirklich anhob, hatte der König 70 Bataillons und 96 Schwadronen in drei Truppenzüge vertheilt, die auf verschiedenen Wegen bei Dresden zusammenkommen sollten. Keith befand sich mit dem Könige selbst an der Spitze des mittlern Zuges, der über Wittenberg, Torgau, Meißen, Wilsdruf und Kesselsdorf nach Dresden vorrückte. Der polnisch-sächsische Hof rief bei der Nachricht von dem Anrücken der Preußen den englischen Gesandten Lord Stormont um Vermittelung an, der auch sogleich mit dem sächsischen Staatsminister Grafen von Salmour von Dresden abreiste, am 2. September den König von Preußen noch in seinem Hauptquartier zu Torgau fand, und hier an Keith gewiesen wurde, um diesem die Eröffnungen zu machen, zu denen er beauftragt war. Keith berichtete dem Könige über die gemachten Anträge, in denen dieser aber nur Verstellung und Arglist sah, und daher seinen Marsch fortsetzte. Die sächsischen Truppen hatten sich nebst dem Könige von Polen eiligst in ein festes Lager bei Pirna gezogen, und Dresden stand den Preußen unvertheidigt offen. Friedrich hielt am 9. September seinen Einzug, und da die Königin von Polen nebst dem Kurprinzen dort auf dem Schlosse wohnen geblieben war, so sandte er sogleich Keith an sie ab, um ihr schöne Entschuldigungen und gute Versicherungen von Seiten des Königs zu ertheilen, ein Auftrag, dessen er sich mit Würde und Höflichkeit entledigte. Seine Anrede, aus dem Tagebuche seines Sekretairs Weidemann durch Preuß mitgetheilt, lautete wie folgt: „Madame, je viens de la part

du roi mon maître chargé de ses complimens pour Votre Majesté, qui m'a ordonné en même tems de lui dire qu'il n'aurait pas manqué de lui rendre visite lui-même, s'il n'avait craint qu'elle ne lui aurait pas été agréable, vû la situation présente des affaires; qu'il aurait été même charmé d'avoir pu éviter à Votre Majesté l'embarras qu'une aussi grosse garnison de ses troupes pourrait lui causer, mais les circonstances de la guerre le rendant indispensablement nécessaire, le roi m'a ordonné de l'assurer qu'il aura soin qu'on rend à Votre Majesté tous les respects qui sont dûs à sa personne et à sa dignité royale." Die Königin sandte darauf zur Begrüßung des Königs ihren Oberhofmeister Freiherrn von Wessenberg, und die Verhältnisse ließen sich ganz freundlich an. Auch fanden keine Feindseligkeiten zwischen den Sachsen und Preußen Statt; die letzteren begnügten sich, den ersteren jede Zufuhr abzuschneiden, nur für den König von Polen wurden täglich einige Wagen mit Lebensmitteln durchgelassen.

Keith empfing aber auch alsbald den Auftrag das sächsische Archiv öffnen und daraus diejenigen Urkunden wegnehmen zu lassen, die zum Beweise der Falschheit des polnisch-sächsischen Hofes gegen den preußischen dienen konnten, und durch welche das Verfahren des letzteren gegen Sachsen in der That gerechtfertigt erschien. Daß Keith hiebei mit persönlicher Gewaltthätigkeit die Königin von Polen, die sich dem Vorhaben widersetzte, weggedrängt habe, ist ungegründet, insofern nicht er, sondern von ihm Beauftragte die Archivschlüssel von der Königin forderten, und namentlich soll der Major von Wangenheim es gewesen sein, durch dessen dringende Vorstellungen sie endlich bewogen wurde, von den Thüren des Archives, dessen Eintritt sie in Person vertheidigen wollte, zurückzuweichen. Natürlich aber hätte Keith, wäre es nöthig geworden, auch die gewaltsame Fortführung der Königin befehlen müssen, und ihre Drohung, daß er vor ganz Europa durch solche Handanlegung beschimpft und von seinem eignen Könige der Schande preisgegeben sein würde, konnte auf den kundigen Kriegsmann keinen Eindruck machen. Gleichzeitig ließ Keith auf Befehl des Königs, der den sächsischen Be-

hörden zu mißtrauen alle Ursache hatte, die vier in Dresden gebliebenen sächsischen Minister zu sich rufen, und erklärte ihnen, daß ihre Amtsverrichtungen aufgehört hätten, wogegen sie keinen Widerspruch versuchten. Keith meldete jeden Vorgang sogleich dem Könige, der inzwischen die sächsischen Truppen in ihrem Lager bei Pirna eingeschlossen hielt und zur Uebergabe zwingen wollte, denn er durfte bei seiner Absicht in Böhmen einzudringen, neben jenen Ränken nicht auch noch eine so bedeutende Macht im Rücken lassen. Hierauf bezieht sich der Schluß eines eigenhändigen Schreibens an Keith, das ohne Zeitangabe ist, aber augenscheinlich diesen Tagen angehört; der König schreibt: „Je vous suis obligé de votre lettre, l'article de Wakerbarth est plus considérable que vous ne le croyez, cet homme est l'ame du conseil de la Saxe, s'il ne peut se transporter actuellement on pourra toujours le resserrer étroitement, mais je parie que c'est un prétexte, les chambres du roi de Pologne sont vuides, on y peut loger le prince et la princesse royale, cela n'a aucune difficulté, ainsi j'espère que cela se passera en douceur et que les intrigues finiront, car il faut mettre de l'ordre dans sa maison avant d'aller troubler celle de son voisin. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Fr."

Inzwischen hatte der König doch eine beträchtliche Truppenschaar unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig über Peterswalde in Böhmen einrücken lassen, die Oesterreicher zu beobachten, welche unter dem Feldmarschall Grafen von Browne heranrückten, um den Sachsen Luft zu machen. Am 19. September mußte Keith den Oberbefehl jener nach Außig vorgedrungenen Truppen übernehmen, welche jetzt 29 Bataillons und 70 Schwadronen stark waren. Er berichtete gleich am 20. über die Stellung der Preußen, so wie über den Anmarsch Browne's, dem er allein schon gewachsen zu sein glaubte; er ließ auch sofort eine Brücke über die Elbe schlagen, und in seinem Rücken das Schloß von Tetschen angreifen, wozu er sich das nöthige Wurfgeschütz erbat. Friedrich antwortete eigenhändig hierauf aus Groß-Sedlitz am 22. September: „Je suis bien aise, mon cher maréchal,

que votre pont soit fait et que vous pensiez au fort de Tetschen. Si le prince Ferdinand l'avait occupé incessament aprés son entrée, il aurait très-bien fait, car je sais que les Saxons ont reçu des vivres par eau de là-bas que ceux de Schandau ont laissé passer l'Elbe la nuit par négligence. Le prince de Bevern prend aujourd'hui le chemin de la Bohême, il mène avec soi 20 pontons et bon nombre de gros canon, je lui donne deux mortiers au cas que vous en ayez besoin à Tetschen. Je n'ai rien appris du maréchal Schwérin; on écrit de France que les Français en veulent à Wesel, cela marque bien de l'humeur et de la mauvaise volonté, la dauphine a pleuré, et c'est un trop grand effet pour des larmes d'une sotte. Hier j'ai parlé à un garçon boulanger qui sort du camp saxon. Selon sa déposition leur farine doit finir le 25. ou 26. de ce mois. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic. Je crois que Browne n'a pas encore rassemblé toutes ses troupes et qu'il attend la jonction de Piccolomini."

Am 23. September meldete Keith dem Könige, das Tetschen durch den Obersten von Manstein eingenommen worden, und daß er drei Kundschafter ausgesandt habe, um sichre Nachrichten von dem Anmarsche der Oesterreicher zu erlangen, und allen Anzeigen nach ziehe Browne seine Hauptstärke bei Budyn zusammen. Er fügte hinzu: „Il me paraît que Votre Majesté ne risque rien cette année pour Wésel, et une nouvelle année peut amener des nouvelles pensées, pendant ce tems Votre Majesté aura fait du chemin, et j'espère qu'elle se tirera de tout ce cahos avec honneur et gloire." Friedrich antwortete am folgenden Tage aus Groß-Sedlitz, daß ihm aus den eingesandten Nachrichten keine Gewißheit über den Ort hervorgehe, wo Browne jetzt mit seinen Truppen stehe, wäre dieser mit ansehnlicher Macht in Budyn, so müßte der König dies dem Feldmarschall Schwerin mittheilen; die Hauptsache sei, dies zu erforschen; zu diesem Zweck ertheilt er genaue Vorschriften; Keith erhält Verstärkung durch den Herzog von Bevern, sobald dieser eingerückt ist, soll eine Abtheilung von 6 Bataillons und 15 Schwadronen auf

Lowositz, eine andere von 2 Bataillons und 10 Schwadronen jenseits der Elbe auf Leitmeritz vordringen, kleine Partheien von 20 bis 30 Husaren sollen auf den Wegen von Dux, Kaden, Kommotau und Klösterle immerfort streifen; da werde sich bald Gewißheit ergeben. — Keith hat inzwischen ein neues Lager bei Johnsdorf genommen, ist für seine Sicherheit besorgt, und findet gegen die Streifereien der leichten österreichischen Truppen Verhaue im Erzgebirge nöthig, zu welchem Zwecke er die nöthigen Werkzeuge verlangt. Hierauf antwortet der König am 25. September: „Je fais actuellement des recherches pour savoir où trouver les outils que vous me demandez; mais vous m'avez mal compris. Si vous ne détachez pas 4 ou 5 bataillons avec des dragons et des hussards, toutes ces troupes irrégulières des Autrichiens se nicheront incessament dans les montagnes de la Saxe et nous couperont les vivres. Selon toutes mes nouvelles Browne est encore à Kollin. Si vous n'affectez pas l'offensive partout, vous me gâtez mes troupes et nous perdons la supériorité que vous devez maintenir vis-à-vis du tas de canaille qui vous est opposé; il est très bon de penser à la sûreté de votre camp, mais cela ne doit pas vous faire oublier l'air de supériorité qu'il nous convient de prendre, toute part où se trouve l'ennemi; je vous envoie une copie de la lettre que je viens de recevoir du maréchal de Schwérin. J'ai reçu le dessin de votre tête-de-pont, mais point celui de votre camp. En un mot, il faut mettre plus en oeuvre les hussards soutenus de dragons et de 4 à 5 bataillons d'infanterie, quand ce sont de pareils détachements le prince de Bevern les conduira fort bien, Katzler, Kyau, s'ils sont plus faibles, Seydlitz, vous ne connaissez pas ces gens, mais vous pouvez tous les mettre en oeuvre. Adieu mon cher maréchal. Federic. Voici un rapport ci-joint de mes hussards."

Keith meldet gleich am 25. September auf's neue, Browne ziehe langsam von Budyn heran, habe jedoch nur erst wenige Truppen beisammen, daher es rathsam erscheine, ihm entgegen zu gehen und ihn im freien Felde anzugreifen; und am

26. September schreibt er in gleichem Sinne, man könne binnen sechs Wochen Meister von Böhmen sein, das Heer sei vortrefflich, und werde den Feind unfehlbar schlagen. Friedrich wollte zwar nicht gern in Böhmen vorrücken, bevor er mit den Sachsen fertig geworden, allein er durfte aus derselben Rücksicht auch die Oesterreicher nicht zu nahe herandringen lassen, und er beschloß daher sie zurückzuwerfen, sandte noch einige Verstärkung an Keith, und kündigte ihm an, daß er selber am 29. September in Johnsdorf eintreffen würde. Da jedoch Keith in der Befehlführung der entsendeten Truppenschaaren einige Anordnungen gemacht hatte, die dem Könige mißfielen, so verwies er ihm dies ziemlich trocken mit den Worten: „Les commandemens à tour de rôle ne sont points usités dans mon armée, et ce n'est pas à vous à les introduire." Keith indeß, weit entfernt Empfindlichkeit zu äußern, nahm den Tadel mit Unterwürfigkeit und Gehorsam hin, und entschuldigte sich mit nicht gehöriger Kenntniß der im preußischen Heer eingeführten Gebräuche.

Friedrich traf schon am 28. September im Lager von Johnsdorf ein, fand dasselbe für den Fall einer Schlacht ungünstig, und brach mit allen Truppen auf. Am 30. entdeckte der König, der an der Spitze von 8 Bataillons und 20 Schwadronen vorausgeeilt war, von der Höhe der Paschkopole den Marsch des Feindes in der Ebene von Lowositz gegen diesen Ort und die Elbe hin. Die Oesterreicher nahmen hier eine Stellung, deren rechter Flügel sich an die Elbe lehnte, und den Flecken Lowositz vor der Front hatte, der linke Flügel war hinter dem Dorfe Sulowitz durch Niederungen und Teiche gedeckt. Zwei hohe Berge, der Homolka und nächst der Elbe der Lowosch, zwischen welchen eine Thalenge hinlief und jenseits am Fuß der Berg sich erweiterte, trennten die beiderseitigen Heere. Friedrich eilte, seine Truppen durch diese Thalenge zu ziehen, und jenseits auf den Abhängen der Berge aufzustellen, ehe der Feind ihm zuvorkäme. Die Truppen, schon angestrengt und ermüdet, marschirten bis zum späten Abend, geriethen bei der Dunkelheit in Unordnung, und lagerten unter freiem Himmel, erst bei Anbruch des Tages konnten sie sich wieder gehörig ordnen. Der Morgen

des 1. Oktobers zeigte die ganze Gegend durch Nebel verhüllt, doch erkannte man bald, daß die Weingärten des Berges Lowosch mit Panduren und Grenadieren besetzt waren, und daß zwei schwache Abtheilungen Reiterei in der Ebene bei Lowositz hielten. Friedrich ordnete seine Schlachtordnung aus der Thalenge hervor rechts und links auf den Abhängen der beiden Berge; das Fußvolk des linken Flügels mußte, nach Maßgabe, daß seine Bataillone aufrückten, den Feind aus den Weingärten vertreiben, und stand schon von 7 Uhr an lebhaft im Gefecht, indem der Feind nur langsam wich. Der König glaubte jedoch, das feindliche Heer sei im Rückzuge begriffen, und habe nur eine Nachhut stehen lassen. Um hierüber klar zu werden, ließ er seine Reiterei, welche der Feldmarschall Graf von Gesler befehligte, zwischen dem aufmarschirten Fußvolk vorziehen, und 15 Schwadronen Dragoner erhielten Befehl zum Angriff. Sie warfen den weit stärkeren Feind, empfingen aber bald aus dem Dorfe Sulowitz ein Flankenfeuer aus Geschütz und Kleingewehr, und zogen sich auf das Fußvolk zurück. Da die österreichische Reiterei hierauf in größerer Stärke wieder vorrückte, so wollte die preußische dies nicht leiden, und ohne weiteren Befehl stürzte die ganze Masse von 71 Schwadronen auf den Feind, warf ihn augenblicklich, sah sich aber bald durch einen tiefen Graben gehemmt, und in der Front und auf beiden Flanken einem heftigen Gewehr- und Geschützfeuer ausgesetzt, das sie zum Weichen brachte, worauf der König sie hinter das Fußvolk zurückgehen ließ, und mit diesem vorrückte.

Der Nebel war inzwischen gefallen, und die Stellung des Feindes klar zu übersehen. Friedrich beschloß den rechten Flügel desselben, der ihm die linke Flanke bedrohte, mit Macht anzugreifen; da jedoch der Stützpunkt rechts auf dem Homolka nicht aufgegeben werden durfte, so reichte die preußische Schlachtordnung nicht aus, um links die Anlehnung an dem Ufer der Elbe zu gewinnen, bis wohin sich das Feld erweiterte. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, zog der König die meisten Bataillone des zweiten Treffens in das erste, ließ den ganzen linken Flügel weiter links rücken, und die dadurch in der Mitte entstandene Lücke durch die Reiterei

ausfüllen. Nachdem die Preußen mit großer Anstrengung den Feind, der immer frische Truppen in den Kampf brachte, vom Fuße des Lowosch gänzlich vertrieben hatten, erfolgte der Angriff auf Lowositz, welcher Ort jedoch tapfer vertheidigt wurde. Browne hatte nicht weniger Reiterei und Geschütz als Friedrich, aber entschiedne Uebermacht an Fußvolk, dazu alle Vortheile des Bodens; die Preußen hatten schon großen Verlust erlitten, und der linke Flügel sein Pulver größtentheils verschossen; die Soldaten mußten ihr Feuer einstellen, und forderten ungeduldig neue Patronen; da rief der Herzog von Bevern, der hier den Angriff befehligte, den Leuten zu: „Bursche, seid darüber unbekümmert! In welcher Absicht hätte man euch denn gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?" Dieses Wort entzündete den Muth auf's neue, die Regimenter Itzenplitz und Manteuffel stürmten Lowositz, rangen mit dem mehrmals verstärkten Feinde um den brennenden Ort, schlugen zuletzt 9 ganz frische Bataillone hinaus, und entschieden hiedurch den Sieg. Denn obschon Friedrich nur auf seinem linken Flügel gesiegt hatte, und der rechte sogar mit einem neuen Angriff bedroht war, so fand Browne doch kein neues Wagniß rathsam, sondern zog sich, nachdem er von 3 Uhr Nachmittags bis zum Abend noch seine Stellung behauptet hatte, während der Nacht hinter die Eger in sein Lager bei Budyn zurück.

In der Schlacht bei Lowositz, der ersten des siebenjährigen Krieges, war der Verlust der Sieger größer als der des Feindes; die Preußen zählten über 3300 Todte und Verwundete, die Oesterreicher noch nicht 3000, hatten aber auch 3 Kanonen und 2 Standarten eingebüßt. Friedrich, welchem Keith während dieses Tages stets zur Seite war, hatte alle Anordnungen mit kundiger Einsicht und fester Entschlossenheit getroffen, ein Verdienst, das in Verhältniß der persönlichen Stellung auch Keith beizumessen sein mag; den eigentlichen Sieg aber hatte diesmal weniger der Feldherr und seine Genossen, als vielmehr die Tapferkeit der Truppen errungen, eine Tapferkeit über die sogar Friedrich erstaunte und seine Bewunderung lebhaft aussprach.

Der König, zufrieden die Oesterreicher verhindert zu

haben den Sachsen Hülfe zu bringen, rückte nicht weiter vor, sondern blieb in Lowositz beobachtend stehen; eine Truppenschaar von 6000 Mann, welche Browne am 6. Oktober über Böhmisch-Leipa gegen die sächsische Gränze vorschob, fand die Wege durch die Preußen versperrt, und konnte nichts ausrichten; beunruhigender war der Zweifel, ob nicht die Sachsen versuchen würden sich durchzuschlagen, die Umstellung schien nicht auf allen Punkten genügend, und der König selbst kehrte wieder dorthin zurück. Am 13. Oktober brach er mit 15 Schwadronen von Lowositz auf, und überließ die Truppen in Böhmen wieder dem Oberbefehle Keith's, dem er noch am nämlichen Tage aus Arbesau eigenhändig schrieb: „Mon cher maréchal. voilà une lettre de Winterfeldt par laquelle vous verrez que je n'ai point besoin de secours, s'il plaît à Dieu, tout ira bien. Dites à mon frère que je suis plein d'espérances; vous m'avez trés-bien compris, j'ai aujourd'hui fait toutes les observations possibles pour la sûreté de votre marche, j'ai pris les camps, j'ai tout détaillé à Stutterheim et en cas de besoin je vous l'enverrai avec un mémoire raisouné. Adieu. Federic." Ein eigenhändiges Schreiben aus dem Hauptquartier Struppen vom 15. Oktober bestätigte das gute Ansehen der Dinge; der König schrieb: „Mon cher maréchal, aujourd'hui l'affaire des Saxons va se terminer, hier la négociation a commencée et il faut qu'ils en passent par tout ce qui me plaira, ils ont passé l'Elbe auprès de Königstein, où ils sont dans un terrein de 1200 pas de long sur 400 de front, nos troupes les ont entouré de ce côté-là, un abattis les sépare, ils n'ont ni vires ni tentes, leur arrière-garde et leurs équipages ont été pillés la plupart. Zieten avec 300 hommes a battu 4 escadrons qui fesaient leur arrière-garde, enfin jamais on ne pourrait s'imaginer par quel esprit de vertige ils ont pris ce mauvais parti, et avec confusion ils l'ont exécuté. Le détachement d'Autrichiens s'est aussi retiré hier, Warnéry a donné dans leur arrière-garde, il a sabré 4 compagnies de grénadiers pandours, nous avons outre cela quelques prisonniers d'eux. Le roi, ses fils et son favori sont au Königstein

et ne demandent qu'à sortir, enfin j'espère que demain je vous marquerai la fin de cette affaire et mon projet fixe pour l'avenir. Adieu. Federic."

Unter diesen Umständen mußte Keith den nahen Aufbruch seines Lagers voraussehen, und fand sich nur in Verlegenheit, was er in solchem Fall mit etwa hundert österreichischen Verwundeten machen sollte, die größtentheils durch Kanonenkugeln getroffen waren und schwer darniederlagen. Er schrieb ihretwegen am 16. Oktober an Browne, und stellte diesem vor, daß, da er wegen Futtermangel sein Lager ändern müsse, er jene Verwundeten zurücklasse, weil der Transport mehreren dieser Unglücklichen das Leben kosten könnte, er sende ihm aber die Liste derselben, in der Zuversicht, daß sie bei der Auswechselung der Kriegsgefangenen als solche gerechnet würden, die er aus reiner Menschlichkeit im voraus zurückgegeben habe. Der König beauftragte Keith auch die Auswechselung sogleich einzuleiten, und dieser schlug in einem zweiten Schreiben an Browne die Stadt Kommotau als den Ort vor, wo die beiderseitigen Beauftragten zusammen kommen sollten. Browne antwortete aus seinem Lager bei Budyn mit bereitwilliger Zustimmung, rühmte, wie gut er die preußischen Gefangenen und Verwundeten halte, und schloß mit den Worten: „La façon noble de penser et la grandeur d'âme de Votre Excellence m'est trop bien connue, pour ne me pas persuader, qu'Elle ordonnera d'avoir les mêmes attentions pour les nôtres." Seine Hochachtung für Keith bezeigte Browne auch während des Winters noch besonders dadurch, daß er ihm, wie auch dem Feldmarschall Grafen von Schwerin, ein Faß vortrefflichen Weines als Geschenk übersandte.

Inzwischen hatte Keith am 17. Oktober Abends vom Könige die Nachricht empfangen, daß die Uebergabe der Sachsen abgeschlossen sei, und am 18. schrieb Friedrich aus Struppen eigenhändig: „Mon cher maréchal, je ne cours point après les lauriers, je n'ai point trouvé à en cueillir ici, tout était fait quand je suis arrivé, je n'ai entendu que les derniers soupirs de l'artillerie saxonne, ils ont demandé à capituler une heure après mon arrivée, je

les ai tous sans exception; Browne a été lui-même avec le détachement qui est venu ici, il a eu vent de la capitulation et s'est retiré, son arrière-garde a été totalement défaite. J'ai tant à faire pour le pain, quartier et payement des Saxons que je ne sais comment me retourner; il faudra différer votre décampement jusqu'au 20, je viendrai au-devant de vous avec 10 bataillons et je pourrai tout couvrir; j'enverrai Stutterheim à tems, nous ne saurions rester en Bohême sans ruiner ces bonnes troupes, et j'en aurai besoin encore plus d'une fois. Mille amitiés à mon frère. Adieu. Federic."

Der König ging nach diesem großen Erfolge sogleich wieder nach Böhmen, doch nur um sein Heer von dort zurückzuziehen, was dem überlegenen Feinde gegenüber schwierig werden konnte. Die Sorgfalt und Thätigkeit des Königs waren aber nach allen Seiten rege, und verschmähten auch das Kleinste nicht. So schrieb er noch an demselben 18. Oktober aus Peterswalde eigenhändig an Keith: „Je fais écrire incessament à Wylich et à Tettenborn pour les prisonniers. Quant à la désertion de Münchow sans doute qu'il y a de la faute des officiers, qu'ils prennent bien garde que les prêtres de Bohême ne parlent pas aux soldats, et que les gens qui vendent des vivres ne leur glissent pas des billets pour les animer à déserter. Dites-le, je vous prie, d'abord à tous les officiers. Adieu. Je serai demain à Linay. Fr." Und am 19. Oktober ebenso aus Linay: „Je vous envoie Stutterheim, mon cher maréchal. pour vous dire verbalement toute ma disposition, qui consiste à vous débarrasser le 21 de tous vos gros bagages que vous enverrez au delà de Linay à Hodietitz. Le 22 la cavalerie a la reserve du corps du prince de Bevern, le 23 vous marcherez sur 2 colonnes que j'ai marqué à Stutterheim à Linay, où je serai le 22 et d'où en cas de nécessité et selon vos nouvelles je pourrai vous joindre, je renforce Manstein à Dux du régiment de Zieten. il restera là le 23. — — — Pour tromper l'ennemi je répands ici la nouvelle que toute l'armée marche en Bohême, vous n'avez qu'à ébruiter la même chose, j'espère par cette

feinte de couvrir si bien ce dessein que Browne n'en sera pas instruit. Je pars demain. Il n'y a point de lettre perdue. Il faut promptement finir l'affaire du cartel. Adieu, je vous embrasse. Fr." In der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober schrieb er nochmals: „Je crois, mon cher maréchal, selon les nouvelles présentes que vous ne sauriez mieux faire que de hâter votre marche, faites donc détendre le camp une heure avant le jour, que le prince de Bevern vous joigne aussitôt, la générale sera le signal de la marche. S'il est nécessaire on peut mettre le feu à Sulowitz, il y a à Welmina le bataillon de Quadt, quand l'arrière-garde quittera ce village on le peut mettre en feu également. Voilà à peu près tout ce que je crois que l'on peut faire. Je suis fâché que Browne soit informé de notre dessein, mais cela étant il faut pourtant le poursuivre, en évitant de nous engager le plus que nous pouvons; j'ai huit bons bataillons ici qui sont prêts au premier signal, mais qui vous embarrasseraient plus qu'ils ne vous seraient utiles dans ces montagnes, à moins qu'il ne fallut les poster du côté d'Aujest et Welmina sur les hauteurs. Adieu, je n'en dormirai surement pas la nuit. Fr."

Keith begann am 20. Oktober aus dem Lager von Lowositz aufzubrechen und ging unverfolgt vom Feinde nach Linay zurück. Das Regiment Itzenplitz allein, welches die Furt der Elbe bei Salesel bewachte, wurde in der Nacht angegriffen, indem die Oesterreicher hier überzugehen versuchten, allein der Angriff scheiterte an der Tapferkeit der Preußen, und diese machten sogar Gefangene. Während der folgenden Tage setzte das Heer seinen Rückzug von Linay nach Sachsen ungehindert fort, und stand am 30. wieder auf sächsischem Boden. Die Truppen bezogen Quartiere längs der Gränze. Keith kam am 14. November mit dem Könige nach Dresden, wo er im Suhl'schen Hause wohnte.

Friedrich bekam indeß täglich neue Beweise von der entschiedenen Feindseligkeit des polnisch-sächsischen Hofes, der sowohl mit Oesterreich als mit Frankreich im Einverständnisse war, und mit den österreichischen Truppen in Böhmen in

engster Verbindung zu bleiben strebte. In Dresden war besonders der französische Botschafter Graf von Broglie in diesem Sinne thätig; er hatte sich oftmals bemüht, zu dem Könige von Polen nach Struppen innerhalb des eingeschlossenen sächsischen Lagers zu gelangen, was jedoch von den Preußen immer war gehindert worden. Nachdem aber der französische Hof den preußischen Gesandten von Knyphausen aus Paris fortgewiesen und den eignen Gesandten Marquis von Valori von Berlin zurückgerufen hatte, ließ Friedrich auch dem französischen Gesandten Grafen von Broglie, der seit der Uebergabe der Sachsen wieder nach Dresden hatte zurückkehren dürfen, durch den Lieutenant von Cocceji militairisch anzeigen, er dürfe nicht länger an einem Orte weilen, wo der König sein Hauptquartier habe; er möge daher ohne Verzug dem Könige von Polen nachreisen, zu dem er ja stets gewollt habe; freilich war dieser jetzt nicht mehr in Struppen, sondern schon auf dem Wege nach Warschau, wohin ihm der Graf von Broglie auch wirklich nachfolgen mußte. Ueber diese Vorgänge schrieb Friedrich selber einen Bericht, den er an Keith zur Veröffentlichung sandte, und den wir nach des Königs eigner Handschrift hier mittheilen: „Dès que le roi est arrivé à Dresde il a envoyé le maréchal Keith pour complimenter la reine et le prince électoral; ce maréchal après les complimens ordinaires y a ajouté que Sa Majesté prendrait toutes les mesures possibles vû que le nombre des troupes qui se trouvent à Dresde que rien ne se passât qui put faire de la peine à la reine et que personne ne lui manquât de respect, et que si le roi croyait devoir se dispenser dans les conjonctures présentes de lui rendre visite ce n'était que dans l'appréhension que ce ne serait que gênant pour la reine. Le baron de Cocceji fut envoyé au comte de Broglie pour lui signifier de ne point se présenter devant le roi à cause du renvoi du baron de Knyphausen et du rappel du marquis de Valori, et comme on croit savoir très-certainement le commerce peu séant dans les conjonctures présentes que cet ambassadeur a entretenu avec le maréchal Browne, jusqu'à espionner et lui mander les moindres

minuties de l'armée prussienne, on lui a fait enjoindre de suivre au plutôt le roi de Pologne comme il a déclaré si souvent en avoir les ordres, et pour finir le commerce illicite qui de cette capitale s'est entretenu avec l'armée autrichienne, il lui a été signifié d'emmener avec lui toute sa maison."

Friedrich machte Dresden für den Winter zum Mittelpunkte seiner vielfachen Arbeiten, und Keith nahm thätigen Antheil an den Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge. Die Königin von Polen war nicht zu bewegen, ihrem Gemahle nach Warschau zu folgen, sondern blieb mit dem Kurprinzen und der Kurprinzessin beharrlich in Dresden. Sie war eine Erzherzogin von Oesterreich, älteste Tochter Kaiser Josephs des Ersten, ein englischer Gesandter schildert sie als häßlich und boshaft über allen Ausdruck. So kundig nun auch Friedrich ihrer leidenschaftlichen Feindlichkeit und ihrer nie ruhenden Ränke war, und daher auch persönlich ihre Gegenwart mied, so wollte er doch die äußerliche Höflichkeit gegen sie nicht außer Acht lassen, und sandte am 8. Dezember, als an ihrem Geburtstage so wie zum Neuenjahre 1757 ihr und dem Kurprinzen und der Kurprinzessin seine Glückwünsche, welche jedesmal Keith zu überbringen hatte, der in solchen Aufträgen Würde und Feinheit schicklichst vereinigte.

Während einer kurzen Reise Friedrichs um die Neujahrszeit nach Berlin war Keith mit der Obhut und Sorge für die Sicherheit der Winterquartiere beauftragt. Einige Bewegungen der Oesterreicher auf den Vorposten gaben schon im Januar einige Unruhe, hatten jedoch auf der Seite nach Sachsen weiter keine Folgen, als daß Keith während einiger Tage die Stellungen untersuchte. In Schlesien dagegen schienen die Sachen ernster, und Schwerin und Winterfeldt, welche dort befehligten, waren in aufmerksamster Thätigkeit. Der König schrieb hierüber eigenhändig an Keith aus Dresden am 23. Januar 1757: „Mon cher maréchal, je viens de recevoir des lettres de Silésie qui me marquent que la marche de Schwérin dérangeait fort les projets des Autrichiens, que Piccolomini était très-embarassé de sa personne, et que le maréchal Browne campait entre Melnik

et Leitmeritz, c'est ce que je vous mande à tout hasard, je ne vous garantis pas les nouvelles, il vous sera facile de vous en éclaircir par les partis que vous êtes à présent en état d'envoyer au-dela de l'Elbe. Adieu mon cher maréchal, je crois en avoir ici encore pour trois ou quatre jours. Je vous embrasse. Fr."

Die Vorbereitungen zum Feldzuge 1757 waren sorgfältigst und nachdrücklichst angeordnet, und der König zog seine erfrischten und verstärkten Truppen schon gegen Ende des März bei Lockwitz zusammen. Er hatte einen Feldzugsplan entworfen, welchen der General von Retzow für Keith in's Französische übersetzen mußte; nach diesem sollten zu gleicher Zeit vier preußische Heerabtheilungen von verschiedenen Seiten in Böhmen einbrechen, und am 4. Mai bei Prag zusammenstoßen. Keith hatte wieder die Bestimmung, dem Könige zur Seite zu sein. Bevor die Heeresmassen sich in Bewegung setzten, fielen manche kleinere Gefechte vor; Keith nöthigte bei Schlukenau eine österreichische Truppenschaar zur Flucht. Mit Browne hatte er wieder einen Briefwechsel zu führen, und einigen Beschwerden desselben mit der Gegenklage zu antworten, daß die preußischen Gefangenen schlecht behandelt würden; Friedrich hatte ihm vorgeschrieben: „Je vous prie de répondre à Browne poliment, mais avec beaucoup de fierté." Um den Feind zu täuschen, und seine Aufmerksamkeit von den wahren Angriffspunkten abzulenken, ließ der König am 5. April den Generalmajor von Mannstein mit 4 Bataillons von Stolpen über Neustadt in Böhmen einbrechen, und damit diese Schaar die Vorhut einer Hauptstärke scheinen könnte, mußten Keith, der Prinz August Wilhelm und der Markgraf Karl bei diesen Truppen sein, die sich übrigens bald wieder zurückzogen. Der Prinz August Wilhelm, der eifrig nach eigner Befehlführung verlangte, war sehr unzufrieden, einen solchen Zug mitmachen zu sollen, und äußerte sein Mißvergnügen unverhohlen, sowohl mit den einzelnen Anordnungen, als mit der Leitung der Sachen überhaupt. Das Verhältniß der Prinzen beim Heer entsprach im Allgemeinen ihren Wünschen nicht; am 15. April geschah es zum erstenmale, daß der König einem seiner Brüder

einen selbstständigen Befehl übertrug, der Prinz Heinrich bekam die ansehnliche Schaar zu führen, welche über Neustadt nun ernstlich in Böhmen vordringen sollte, worüber er große Freude bezeigte; um so unwilliger war sein älterer Bruder August Wilhelm, der sich noch nicht so gut bedacht sah.

Am 20. April brach das Heer des Königs aus dem Lager von Lockwitz nach Böhmen auf, rückte über Nollendorf und Außig vor, vereinigte sich am 23. bei Linay mit der Heerabtheilung, welche der Prinz Moritz von Anhalt-Dessau über Basberg und Kommotau herangeführt hatte, marschirte dann nach Trebnitz, ging am 26. über die Eger, und lagerte am 28. bei Budyn, wo Browne sein Lager aufhob, um nicht umgangen zu werden. Ebenso verließ Browne am 29. Welwarn bei der Annäherung der Preußen, und nachdem in Tuchomiersitz am 30. der Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl der österreichischen Truppen übernommen, zog dieser das ganze Heer in eine feste Stellung bei Prag zurück, wohin der König am 2. Mai nachfolgte. Unterdessen war aus der Lausitz der Herzog von Bevern über Krottau und Kratzen, aus Schlesien aber Schwerin gegen Königinhof vorgerückt, und beide vereinigte Heerestheile langten am 4. Mai ebenfalls in der Nähe von Prag an.

Kaum war der König der Anwesenheit Schwerin's versichert, so ging er am 5. Mai mit 20 Bataillons und 38 Schwadronen über die Moldau, um mit Schwerin vereinigt, die Oesterreicher in ihrer Stellung anzugreifen. Keith blieb mit 26 Bataillons und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer der Moldau zurück, um diese Seite von Prag einzuschließen, und dem Feinde hier jeden Ausweg zu wehren. Am 6. Mai lieferte der König die Schlacht von Prag, welche mit der vollen Niederlage des österreichischen Heeres endete, das sich hierauf größtentheils nach Prag warf. Keith, der inzwischen auf Befehl des Königs noch den Prinzen Moritz von Dessau mit 3 Grenadierbataillons und 30 Schwadronen zum Uebergang über die Moldau bei Branik mit Brückenschiffen hatte entsenden müssen, hielt mit seiner übrigen Mannschaft die Stadt vom Weißenberg bis zur Moldau bestens umstellt, und obschon seine wenigen Truppen weder für diesen aus-

gedehnten Raum hinreichten, noch der Stärke gewachsen waren, welche der Feind hier aufwenden konnte, so hinderte er doch die Flüchtlinge, welche nach Königssaal zu entkommen suchten, an der Ausführung ihres Vorhabens. Der erfochtene Sieg erfreute sein Herz; er schrieb dem Könige, sein Glückwunsch sei so innig, als wenn er das Glück gehabt hätte, dabei zu sein! Er beklagte aber auch den großen Verlust herrlichen Fußvolkes, und besonders den Tod Schwerin's, mit welchem er stets in guter Freundschaft gestanden hatte. Der König antwortete aus seinem Lager vor Prag am 7. Mai eigenhändig: „Mon cher maréchal, il ne nous reste de consolation après les pertes que nous venons de faire que de prendre prisonniers les gens qui sont à Prague. Voilà notre objet principal. Si Browne, le prince Charles, et leur armée est enfermée à ne pouvoir sortir de là, nous les obligerons à se rendre, et alors je crois que la guerre sera finie; adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic.", Ausführlicher spricht er in einem Schreiben vom 9. Mai: „Vous avez raison, mon cher maréchal, de juger de ma sensibilité dans le moment présent pour les pertes que j'ai fait; et qui ne le serait pas, en perdant des amis et des braves gens qui ont soutenu l'état dans l'affaire la plus scabreuse et la plus décisive que j'aye encore vû de mes jours! Je sacrifie et moi et mes chagrins domestiques dans ce moment et je ne veux penser qu'à la patrie. J'ai pris de mon côté tous les arrangemens que j'ai cru nécessaires tant pour m'opposer au corps de Königgratz que pour poursuivre les fuyards. Nos hussards de Werner ont pillé la caisse militaire des Autrichiens, tout ce qui est hors de Prague est sans argent, sans pain et sans équipages, de sorte qu'on les fera encore fuir sans peine. Quant aux déserteurs et aux prisonniers vous n'avez qu'à les renvoyer à Budyn, et qui d'eux voudra prendre service sera le bienvenu. Nous avons tant à faire qu'il est impossible de vous fournir des listes, demandez à votre aide-de-camp qui vous dira que j'ai été interrompu par plus d'une reprise en écrivant cette lettre. Nous avons occupé le Ziska

aujourd'hui, le pauvre Strantz y a été tué; mais àprésent nous nous trouvons en force sur le nez de l'ennemi, adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Der Ausdruck „chagrins domestiques" bezieht sich auf Nachrichten von seiner Mutter, die damals todtkrank darniederlag, und nach sieben Wochen starb.

Die Einnahme von Prag war jedoch eine Aufgabe, für welche das Heer des Königs viel zahlreicher hätte sein müssen. Als Friedrich den Prinzen Karl von Lothringen zur Uebergabe auffordern ließ, und auch Browne, obwohl schwer verwundet, seine Meinung sagen sollte, erhob dieser sich unwillig von seinem Lager, und rief mit Heftigkeit: „Hält denn der König uns alle für Hundsfötter? Sagt dem Prinzen, er solle nur unverzüglich über Keith herfallen!" Auch war eine österreichische Truppenmacht unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen von Daun von Mähren her im Anzuge, und die österreichischen leichten Truppen schwärmten auf allen Seiten umher, beunruhigten die preußischen Stellungen, und boten den Ausfällen aus Prag die Hand. Wenn auch Friedrich an demselben 9. Mai an Keith schrieb, daß der Herzog von Bevern die feindlichen Husaren und Panduren von Kuttenberg und Neuhof verjagt und Daun sich zurückgezogen habe; er verlangt darum nicht weniger von Keith zwei Reiterregimenter, die Husaren von Seydlitz und die Dragoner von Katte, und fast alle Husaren und 3 Bataillons Fußvolk sollen am folgenden Tage gegen eine feindliche Schaar vorrücken; die sich bei Beneschau bildet und den Auszug der Reiterei aus Prag zu unterstützen bezweckt, woran den Belagerten sehr gelegen. Und am 10. Mai schreibt er wieder: „Je vous suis très-obligé, mon cher maréchal, pour les régiments que vous m'avez envoyés. Le prince de Bevern est en pleine marche avec une grosse cavalerie et 11 bataillons d'infanterie pour attaquer Leopold Daun, je ne crois pas que l'autre tiendra, je serais plutôt porté à présumer qu'il se retirera au camp de Kuttenberg." — Nachdem er Keith aufgefordert, die Stadt zu bombardiren, den Feind zu Ausfällen zu verlocken, und zu sehen, ob sich nicht ein Mittel fände ihn zur Uebergabe zu nöthigen, fährt er fort:

„Comme je ne suis pas devin, il m'est difficile d'annoncer d'avance ce qui arrivera, mais j'espère que, de quelque façon la chose tourne, elle nous sera ou moins ou plus avantageuse. Nous sommes à présent à la discrétion de Sa sacrée Majesté le hazard. Si Browne a beaucoup de vivres dans la ville, s'il a pris ses précautions pour les mettre à l'abri de toute insulte, si enfin tous les hasards et les combinaisons prétérites sont pour lui, nous ne réussirons qu'en partie, mais si quelque chose manque j'en viendrai à bout, c'est ce que j'attends du destin en prenant de mon côté toutes les meilleures mesures pour faire réussir mon projet. Le corps qui s'est sauvé de la bataille ne consiste qu'en 12,000 hommes, Browne en a 50,000 bien comptés à Prague, Leopold Daun n'en a que 15,000 hommes sous ses ordres. Voilà au vrai notre situation pour le moment présent, je m'en remets au reste à la fortune, et je vous embrasse, mon cher maréchal, de tout mon cœur. Adieu. Federic."

Inzwischen berichtet Keith von seinen unternommenen Arbeiten, es fehlt ihm gänzlich an Ingenieuren, aber auch ohne sie bringt er die nöthigen Verschanzungen zu Stande, hält gegen die Stadt und gegen das freie Feld gute Wacht, entsendet Streifpartheien, sichert seine Verbindungen und Zufuhren, und alles dies mit einer geringen Truppenschaar. Aber Friedrich wird ungeduldig und verdrießlich, und schreibt am 14. Mai an Keith eigenhändig: „Mon malheur veut que mes bougres d'ennemis ont des magasins à Prague, ce qui me mets dans un grand embarras, puisque le tems est précieux et que je n'en saurais perdre. J'attends l'artillerie pour bombarder la ville, mais si cela ne sert de rien, il faudra, si la chose traine trois semaines, lever le blocus et nous tourner vers le plus pressé, voilà mon grand embarras; la principale affaire est de nous débarasser de nos blessés, et de faire transporter à Leitmeritz tout ce qui est transportable. Les Français sont entre Düsseldorf et Mayence, je ne pense pas qu'ils se mettent en marche
mois de juin, mais alors force sera de leur faire
uer Prague, éloigner Daun et s'opposer aux

Français, sont trois choses que nous ne pouvons faire à la fois; bombarder Prague et tenter d'en venir à bout, voilà tout ce qui nous reste à faire, et si cela ne nous réussit pas, il faut lever le blocus, voir ce que ces gens feront, s'ils veulent sortir ou non, et prendre nos mesures en conséquence. Je vous embrasse, mon cher maréchal. Federic." Aber schon am folgenden Tage ist seine Stimmung verändert, und er schreibt in guter Laune: „J'espère, mon cher maréchal, qu'entre ici et quatre semaines nous tiendrons bon compte des gens qui sont à Prague, je voyais un peu noir en vous écrivant ma dernière lettre, mais les dépositions des déserteurs me sont si favorables que j'ai tout lieu d'espérer que mon entreprise ne sera pas tout-à-fait vaine, et que d'une façon ou de l'autre j'en tirerai bon parti; il ne faut penser qu'à une paix solide et à point de paix plâtrée, j'espère d'avoir le dernier écu et de la leur prescrire; je ne compte d'employer que 30,000 hommes contre les Français, peut-être que c'est leur faire trop d'honneur; il est très-bon de nous débarrasser des blessés, si ce n'est autre chose cela facilite la subsistance et met ces pauvres gens plus à leur aise et en sûreté; ce ne sera qu'à la dernière nécessité que je leverai le siége de la ville, mais j'espère n'en avoir pas besoin. Si je gagne quatre semaines, le fourrage manque dans la ville, et deux magasins considérables sont situés sous nos batteries, le commun soldat est découragé, fatigué, et souffre la misère; nos bombes et nos boulets rouges les amuseront pendant sept jours, Dieu en employa six à ce que dit Moyse pour faire le monde, je crois que sept suffisent pour achever de renverser des cervelles à moitié tournées, voilà mon raisonnement le moment présent, si tout cela me manque, contre toute apparence, il sera toujours tems de choisir un parti plus modéré. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Keith seinerseits versichert, daß ihm die Franzosen wenig Sorge machen, sie seien noch weit, und ehe sie herankämen, könne viel gethan sein. Er hoffte sogar die Uebergabe von

Prag, und wünschte Gelegenheit zur Anknüpfung von Unterhandlungen zu finden. Da es im preußischen Lager an Wundärzten fehlt, so schlagen der Prinz Moritz von Dessau und Retzow vor, einen Trompeter an Browne zu senden, um Wundärzte für die österreichischen Verwundeten, oder wenigstens Binden und Charpie zu fordern. Der König billigt es, und Keith erhält eine freundliche Antwort, von welcher der König in einem Schreiben vom 19. Mai sagt: „La lettre du maréchal Browne est fort polie et douce et d'un autre ton que celle qu'il vous écrivit lorsque nous étions en Saxe." Der König wußte nicht, daß Browne an seinen Wunden tödtlich darniederlag, und kaum seinen Namen unterzeichnen konnte! Er fährt dann fort: „Léopold Daun est décampé la nuit de hier est s'est retiré à Czaslau, il ira vers les frontières de la Moravie, ainsi celui ne portera aucun empêchement à nos progrès. Veuille le ciel que le roi de France eut la foire et l'impératrice de Russia la vérole, alors serions hors de cours et de procès. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Die Belagerten dachten jedoch keineswegs an Uebergabe, sondern versuchten kleine Ausfälle, und die Panduren setzten sich in den Steinbrüchen fest, von wo sie durch ihr sicheres Gewehrfeuer die Erdarbeit der Preußen hinderten, und die nächste Verschanzung bedrohten. Doch Keith behauptete die Schanze, und Friedrich schrieb ihm hierüber am 21. Mai eigenhändig: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de vous voir en possession de votre poste, Angenelli doit arriver chez vous demain, avant que de passer outre employez le à chasser les pandours des carrières, après quoi il faut me l'envoyer pour qu'il aille joindre le prince de Bevern qui a plus besoin de lui que nous. Retzow ne fait aucun service dans l'armée excepté les batailles, il est trop nécessaire; vous pouvez dispenser mon frère Ferdinand de couvrir les travailleurs, mais d'ailleurs il montera la tranchée comme les autres. Je vous embrasse, mon cher maréchal. Federic." Der Oberst Angenelli kam mit seiner Freischaar, und vertrieb

zwar die Panduren, aber nach seinem Abzuge fanden sie sich alsbald wieder ein.

Dies alles war indeß nur ein Vorspiel, um die Stellung und Stärke der Preußen zu erkunden. In der Nacht vom 23. zum 24. Mai machte der Prinz Karl von Lothringen mit 12,000 Mann einen heftigen Ausfall gegen die Stellung von Keith. Die besten Truppen der Oesterreicher waren hiezu ausgewählt, der größte Theil ihrer Reiterei, die sämmtlichen Grenadiere, und 16 Freiwillige von jeder Kompanie des übrigen Fußvolks, das auf den Wällen in Bereitschaft stand, um jedes Gelingen sogleich zu unterstützen, und sich durch die preußische Linie durchzuschlagen. Der Mannschaft war Branntwein ausgetheilt und zugleich die Versicherung gegeben worden, ein französisches Heer werde die Preußen im Rücken angreifen. In aller Stille zogen die Truppen, unter Anführung des Generals von Laudon, aus den Thoren, ordneten sich in Sturmschaaren, und drangen zunächst gegen den preußischen linken Flügel vor. Gegen halb 2 Uhr fielen die ersten Schüsse. Keith war sogleich zu Pferde, und gab die nöthigen Befehle; die Preußen standen binnen einer Viertelstunde überall kampfbereit. Die Truppen in den zuerst bestürmten Schanzen fochten mit heldenmüthiger Tapferkeit, und hielten die Uebermacht des Feindes auf, bis sie Unterstützung bekamen. Wiederholte Stürme wurden kraftvoll abgeschlagen. Um 3 Uhr ging Keith selber zum Angriff über, und warf die Oesterreicher mit einem Verluste von 1000 Todten und Verwundeten bis unter die Wälle zurück. Bei diesen Gefechten hatte der Prinz von Preußen so eifrig jede Gefahr aufgesucht, daß Keith sich veranlaßt sah, ihm eindringlich vorzustellen, wie das Vaterland ihm die Pflicht auferlege, sich nicht ohne Noth für dasselbe hinzuopfern. Der König, welcher in seinem Lager bei Sankt Michael jenseits der Moldau das Gefecht vernahm, ohne dabei mitwirken zu können, war hocherfreut über den von Keith erfochtenen Sieg, und hoffte große Folgen davon. Er schrieb am 24. Mai eigenhändig: „Mon cher maréchal! La nuit du 23. sera aussi décisive que le jour du 6. Je bénis le ciel de l'avantage que vous avez remporté sur l'ennemi,

surtout du peu de perte que nous avons eu, j'espère à présent plus que jamais, que toute cette race de princes et de gueux d'Autrichiens sera obligé de mettre les armes bas, il est possible à 4000 hommes d'attaquer Hirschfeldt, mais les Autrichiens de Prague entreprennent au-delà de leurs forces en attaquant un corps de mes troupes alertes et bien postées. Je crois que l'honneur des généraux les obligera à faire encore une tentative de mon côté, mais que celle-là leur manque et que le bombardement aie quelque progrès, cela en sera fait. Je vous embrasse, mon cher maréchal, de tout mon cœur. Federic. Ce qui me réjouit le plus c'est le peu de perte que nous avons fait, cela dépend absolument du terrein."

Die Oesterreicher versuchten jedoch in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai einen abermaligen Ausfall mit 4000 Mann, der hauptsächlich die Zerstörung der gegen den Strahof angelegten Mörserbatterie bezweckte, aber an Keith's guten Anstalten und an der Tapferkeit seiner Truppen wieder scheitern mußte. Dagegen beschädigte ein furchtbares Unwetter, welches am 29. Abends ausbrach, und sich in ungeheurem Regen ergoß, die preußischen Werke sehr, die angeschwollene Moldau führte die Brücke bei Branik fort, und Flößholz zerriß die bei Podbaba. Keith achtete dieser Unfälle nicht, sondern eröffnete am 30. Mai seine Mörserbatterie, während der König auf seiner Seite ebenfalls die Stadt aus drei Batterieen zu bombardiren begann. Er schrieb am 30. an Keith: „Il faut que le feu des batteries continue nuit et jour si la pluie ne l'empêche pas. Les hautes eaux ont emporté notre pont de Branik avec tant de rapidité qu'il ne nous reste que 6 pontons. Le reste a été entraîné par le torrent dans la ville. Je fais venir les pontons du maréchal Schwerin, et il faudra avoir recours aux expédients." — — Und am 31. wieder: „Mon cher maréchal. Nous avons vû bruler du côté du Hradschin une grande et grosse fumée que vos bombes ont fait, les nôtres ont brulé l'habitation des Juifs et mis le feu à la boulangerie, dont l'ennemi ne se sert

plus, à présent il faut songer à réparer notre pont, il faut envoyer un officier diligent avec des hussards à Melnik, faire venir des bateaux qui sont là, pour nous en servir à réparer notre pont, c'est une des besognes les plus nécessaires. Adieu. Fr." Ferner von demselben Tage: „Vous avez trop bonne opinion de l'ennemi, je ne trouve point à propos de rassembler les quartiers, c'est ouvrir à Browne la porte de Königsal. Si l'ennemi fait une forte sortie, il faut que tout le monde accoure de ce côté-là. Les pontons ont passé au nombre de 20 à 30 le pont de Prague et nous les avons repris, j'en ai encore 6 à Branik, 3 dans le parc, je fais venir 20 que Schwerin avait à Brandeis, il y en a encore 10 à Leitmeritz, ainsi avec quelques bateaux nous réparerons nos pertes, le pont de Podbaba sera refait vers minuit et celui de Branik dans un couple de jours. — — Les hussards verts doivent apporter des certificats du maire de Königsal, pour que l'on soit sûr qu'ils y ont été. Adieu. Fr."

Die Beschießung dauerte mehrere Tage und Nächte fort, doch ohne den gehofften Erfolg. Im Gegentheil wurden die Panduren wieder dreister, und versuchten nächtliche Ueberfälle. Keith meldete, daß der Feind hiebei starken Verlust erlitten. Hierauf antwortete Friedrich am 1. Juni: „Je vous suis très-obligé de l'agréable nouvelle que vous m'annoncez. Que faites vous donc de nos compagnies légères, et pourquoi ne faites vous pas faire la patrouille à ces gens là de nuit jusqu'au rempart de la ville, c'est là le seul moyen d'être averti à tems de ce que l'ennemi veut faire, en vérité personne de votre côté ne connait la façon de faire la guerre des Autrichiens, et je crains de n'apprendre de ce côté-là que des choses honteuses à l'honneur des troupes. Adieu. Fr." In der Nacht vom 3. Juni wurde nichtsdestoweniger abermals eine preußische Schanze überfallen, und der Lieutenant von Pöllnitz, der sie vertheidigte, gerieth in Gefangenschaft. Der König soll auf die Meldung hiervon geantwortet haben: „Ich wundere mich nicht, daß Pöllnitz gefangen wurde, da ich von einem

Augenblicke zum anderen gewärtig bin, daß mein Feldmarschall es werde." Keith soll aus Unwillen diese Zeilen vernichtet haben. So erzählt Kalckreuth, dem aber dann am wenigsten zu trauen ist, wenn er alle Welt als gegen den König erbittert schildern möchte; Keith war weniger als Andere in solcher Verstimmung, und hatte auch weniger als Andere dazu Anlaß, die meisten Briefe des Königs an ihn sind gütig und rücksichtsvoll. Bei Prag traf ihn am wenigsten ein Vorwurf. Die Preußen waren nicht zahlreich genug, den weiten Umfang gehörig zu besetzen, und dem schweren Dienst überall zu genügen.

Die Sachen wurden auch von anderer Seite täglich bedenklicher. Daun zog immer mehr Truppen an sich, und rückte langsam näher. Der Scherz, daß man in Prag jetzt auf die Schweden wie früher auf die Franzosen hoffe, verschwand gegen den Ernst dieser wirklichen Gefahr, und Friedrich erkannte wohl, daß er die Uebergabe von Prag nur noch hoffen könne, wenn er vorher Daun aus dem Felde schlüge. Da er sich über den ganzen Stand der Dinge mit Keith zu berathen wünschte, so berief er ihn zu einer Zusammenkunft nach Liben für den folgenden Tag durch nachstehendes Schreiben vom 6. Juni: „Je vous suis fort obligé, mon cher maréchal, de la pièce que vous m'avez envoyée. Si la ville de Prague attend le secours des Suédois, il parait qu'elle attendra long-tems. Vous avez pris de bonnes mesures pour cette maudite flêche, et j'espère qu'à présent nous n'aurons rien à craindre pour elle. Comme il faut nécessairement que je vous parle sur bien des choses je vous prie de venir demain à 9 heures à Liben qui est sur ma droite, où je serai et vous parlerai. Müller n'a qu'à faire vie qui dure et prolonger ses bombes à deux ou trois jours; Léopold Daun se renforce, il faut le prévenir, mettre ensemble ce que je pourrai, l'attaquer et le poursuivre le plus loin possible; cela fait, si le besoin le demande, je pourrai encore détacher contre les Français, et en même tems cerner ces gens-ci. Voilà je crois le seul parti qu'il faut prendre et par lequel je vois jour à me tirer d'affaire. Adieu, mon cher maré-

chal, je vous embrasse. Federic." In dieser Zusammenkunft scheint der König zu dem Entschlusse gekommen zu sein, das Bombardement einzustellen, einen Theil der Truppen in zusammengezogener Stellung unter Keith vor Prag zurückzulassen, und mit dem übrigen Theil gegen Daun zu ziehen, welchen der Herzog von Bevern mit seinen wenigen Truppen nicht mehr aufhalten konnte.

Wiewohl der König am 9. Juni etwas günstigere Nachrichten empfing, und an Keith mittheilte, so bestätigte er doch zugleich die früher gegebenen Weisungen, daß nämlich Keith anfinge, seine Batterieen zu zerstören und die Kanonen zurückzuziehen. Sein eigenhändiges Schreiben lautet: „J'ai reçu des nouvelles ultérieures du prince de Bevern, mon cher maréchal, qui marquent que Daun s'est retiré à Teutsch-Brod, que nous avons trouvé pour douze jours de pain et pour huit de fourrages dans les magazins que l'on a pris à l'ennemi. Aujourd'hui le prince de Bevern se campe à Czaslau, nos secours de Silésie sont en pleine marche, moyennant quoi il n'y a aucun doute, qu'après l'accomplissement des arrangemens que nous avons pris, ou qu'on battra ce Léopold Daun, ou qu'il perdra ses deux magazins de Teutsch-Brod et d'Iglau, après quoi je le défie de secourir Prague. — — Vous faites bien de ruiner vos batteries et de retirer votre canon, il faut que cela se fasse cependant avec toute la précaution possible pour qu'aucun affront ne vous arrive. Vous m'enverrez s'il vous plaît les 2 petits mortiers de 25 livres dont j'aurai besoin, il faut renvoyer le reste de la grosse artillerie à Leitmeritz où elle doit rester jusqu'à nouvel ordre. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Keith hatte dem Befehle des Königs gemäß die Truppen mehr auf die Höhen zusammengezogen, und alle vorgeschobenen Posten aufgegeben, doch in dem Dorfe Teinitz wegen dort befindlicher Vorräthe noch eine Schutzwache zurückgelassen. Die Panduren indessen säumten nicht, drangen in das Dorf, und plünderten die Vorräthe. Der Oberst Angenelli mit 100 Grenadieren vertrieb sie wieder, und Keith glaubte nun

des Dorfes sicher zu sein. Aber kaum hatte er sich zur Mittagstafel gesetzt, so kehrte der Feind in großer Stärke zurück, 2000 Panduren und als Rückhalt 1000 Grenadiere nebst Geschütz erneuerten den Angriff, und die Preußen mußten der Uebermacht nach tapfrer Gegenwehr endlich weichen. Das Dorf, unter den Wällen vor Prag gelegen, verblieb dem Feinde, der von hier aus das preußische Lager einsehen, und sogar durch Kleingewehrfeuer belästigen konnte. Keith erlitt manche Vorwürfe wegen dieses Nachtheils, den er doch keineswegs verschuldete, noch rückgängig machen durfte, ohne die gebotenen höheren Rücksichten um dieses geringen Zweckes willen außer Acht zu lassen.

Am 13. Juni zog der König mit 10 Bataillons und 20 Schwadronen dem Herzog von Bevern zu Hülfe gegen Daun. In dem Lager von Sankt Michael, auf dem rechten Ufer der Moldau, führte nun der Prinz von Preußen den Befehl, auf dem linken Ufer Keith. Da der König diesem den Prinzen Moritz von Dessau wegnahm, so ließ er ihm Winterfeldt zu Rath und Hülfe zurück. Die Anstalten und die Wachsamkeit Keith's waren so trefflich, daß die Oesterreicher trotz ihrer Ueberzahl keinen neuen Ausfall wagten. In dieser gefahrvollen Lage blieb Keith mit seiner kleinen Truppenschaar unbeschädigt bis zum 19. Juni, an welchem Tage er die Nachricht, daß der König am 18. bei Kollin gegen Daun eine Schlacht verloren habe, erhielt, worauf sogleich das Geschütz und das Gepäck nebst den Verwundeten abgeführt wurden. Am Abend erschien der König selbst in seinem alten Lager von Sankt Michael, und zog am 20. früh in der Richtung von Alt-Bunzlau und Brandeis ab, um sich mit den bei Kollin geschlagenen Truppen zu vereinigen. Keith erhielt den Befehl in der Richtung von Welwarm und Leitmeritz abzuziehen. Allein der Aufbruch war in Gegenwart des starken und nach dieser Seite schon zum Ausfall bereiten Feindes nicht leicht auszuführen. Erst Nachmittags gegen 3 Uhr begann der Abmarsch, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, in schönster Ordnung. Aber die Oesterreicher waren auch schon ausgerückt, und besonders wurde Winterfeldt, der den rechten Flügel führte, im Abziehen

von den Panduren und Husaren lebhaft angegriffen. Keith hielt deßhalb mit seinem Aufbruch inne, um Winterfeldt nöthigenfalls zu unterstützen; dieser hatte inzwischen den Angriff rasch zurückgewiesen, setzte seinen Marsch fort, und ließ nun Keith durch einen Adjutanten erinnern, er möge nicht zögern; da wurde der Feldmarschall verdrießlich und antwortete, daß er nur für Winterfeldt besorgt gewesen, und darum stehen geblieben sei. Der Marsch wurde nun fortgesetzt, unter beständigen Angriffen des Feindes, dem jedoch der General Graf von Schmettau, welcher die Nachhut führte, tapfer die Stirne bot. Die Preußen verloren hiebei an Todten und Verwundeten gegen 600 Mann, und über 400 Ausreißer während der Nacht; auch eine Regimentskanone, deren Lafetten gänzlich zerschossen waren, mußte zurückgelassen werden. Keith soll sich den feindlichen Kanonen so bloßgestellt haben, daß man glauben konnte, er suche den Tod, und sein Adjutant, der Hauptmann von Cocceji, sagte scherzend: „Verwünschtes Metier, Adjutant eines Generals zu sein, der sich todtschießen lassen will!" Am 22. Juni erreichte Keith mit seinen Truppen Budyn, und gab dem Könige von hier aus Bericht über den Abzug von Prag und die stattgehabten Gefechte, wobei er die tapfre Führung Schmettau's und Winterfeldt's, so wie die Haltung der Truppen bestens rühmte. Vom Könige empfing er aus Alt-Bunzlau vom 23. Juni folgendes eigenhändige, dann aber auch noch zweimal von der Hand des Kabinetsraths Eichel ausgefertigte Schreiben, das auch dreifach, trotz der österreichischen Streifpartheien, glücklich anlangte: „Mon cher maréchal. Je n'ai point reçu de nouvelles de ce qui se passe chez vous, si non que j'apprends que le pont de Podbaba a été pris par l'ennemi; il y a 40 escadrons en chemin pour vous joindre; si le pont était fait, la jonction serait prochaine, si non, il faut que toutes ces troupes passent par Leitmeritz pour vous atteindre, ce qui serait bien long. On dit — c'est d'un hussard que je l'ai appris — que votre arrière-garde avait été entamée. Sans pont je ne puis vous porter aucun secours, ce qui me met dans un cruel embarras. Adieu. Federic. —

L'ennemi a garni tous les devants de Nimbourg de pandours et de hussards, de sorte qu'il est impossible d'avoir de ses nouvelles certaines; je crains que Nadasdy ne passe à Prague, et je suis hors d'état de vous renforcer, si le pont ne se rétablit pas." Am 21. Juni schrieb der König aus Brandeis: „Le camp que nous avons découvert semble être celui de Nadasdy, il n'en est pas moins sûr que l'ennemi est du côté de Kosteletz. La garnison ou armée de Prague n'a pas bougé de la ville, hors 6 régiments d'infanterie qui campent du côté du Ziska. La cavalerie, hussards et pandours de la ville avec un renfort de 2000 chevaux campent au Weissenberg. Il est fort difficile de deviner les projets des ennemis; s'ils ont envie de nous faire sortir de la Bohême, ils se mettront ensemble contre l'une de mes deux armées, et c'est à moi à me joindre contre eux, une bonne journée pourra remettre mes affaires; peut-être ne feront ils rien jusqu'à ce que leurs troupes de l'empire commencent à agir, pour m'obliger de détacher et m'affaiblir davantage, je ne sais pas quel parti ils prendront; cela deviendra très-difficile pour moi, mais avec un camp fort d'un côté et un corps qui agira offensivement il faudra tâcher de se tirer d'affaire et tenir la Bohême le plus longtems que l'on pourra, trainer la guerre en longueur pour épuiser la bourse de nos ennemis. Adieu. Je serai demain à Melnik où vous pourrez m'envoyer mes lettres, car 40 escadrons de cavalerie sont entre moi et Leitmeritz, moyennant quoi nous n'avons rien à risquer pour notre communication. Federic."

Keith bezog am 25. Juni ein Lager zwischen Lowositz und Leitmeritz, und berichtete dem König, wie er genöthigt gewesen, Budyn zu verlassen; das ganze Land sei von Panduren überschwemmt, die Verbindung mit Sachsen unterbrochen, Leitmeritz, wo die Magazine, Außig, wo die Kriegskasse sich befinde, sei nur schwach besetzt und vom Feinde umringt auch habe sich das Unglück ereignet, daß der General von Manstein, der Marquis de Varennes und viele andere verwundete Offiziere, die mit 100 Mann Bedeckung nach Sachsen

zogen, von 1000 Kroaten überfallen und nach tapfrer Gegenwehr gefangen oder zusammengehauen worden. Im Allgemeinen jedoch hält er dem Könige folgende tröstliche Betrachtung vor: „Votre Majesté a encore une belle armée, elle a des ressources dans son génie que les autres n'ont certainement pas, et si persoune ne s'en mêle que les Autrichiens, sans être prophète, je puis répondre que ce petit échec sera réparé, mais je crains, Sire, la réflection qu'elle fait elle-même, je crains qu'ils temporiseront jusqu'à ce que leurs alliés agissent d'autre côté, auquel cas il est certain que sans alliés, sans ressources que dans ses propres forces, il est presque impossible qu'elle puisse résister aux forces de toute l'Europe combinées contre elle; mais fort souvent quand les affaires paraissent les plus désespérées les changements les plus inopinés arrivent, je ne puis encore croire que la France souhaite sérieusement l'agrandissement de la maison d'Autriche et la décadence de la vôtre, mais si cette ressource même manquait, une bataille gagnée rétablira encore les affaires, peut-être cette lueur de fortune les tenterait de descendre dans les plaines, et si cela leur arrive ils pourraient payer bien cher ce petit avantage qu'ils viennent de remporter."

Friedrich tadelte gleichwohl — aus Gastorf am 26. Juni —, daß Keith ihn nicht im Lager von Budyn erwartet hatte, die Panduren und Kroaten, meinte er, seien von keiner Bedeutung. Jetzt eilte er aber sich mit Keith bei Leitmeritz zu vereinigen, ging daselbst über die Elbe, und traf am 27. Juni mit 14 Bataillons und 7 Küraſſierregimentern im Lager ein. Er hatte vorausgesetzt, die Hauptmacht der Oesterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen würde Keith nachfolgen, allein sie warf sich auf die von Kollin gekommenen Truppen, die sich gegen die Lausitz hin zurückzogen, erst unter dem Herzog von Bevern und vom 29. Juni an unter der Führung des Prinzen von Preußen, denn endlich hatte der König diesem, auf dessen oft und dringend ausgedrückten Wunsch, einen solchen Oberbefehl anvertraut. Die Bewegungen geschahen jedoch äußerst langsam. Der König blieb im Lager bei Leitmeritz bis zum 20. Juli, an welchem Tage er

endlich mit 20,000 Mann nach der Lausitz aufbrach, um den Prinzen von Preußen zu unterstützen. Keith behielt nur 16,000 Mann, und wartete auf weitere Befehle des Königs. Dieser schrieb ihm aus Nollendorf am 24. Juli: „J'ai reçu des nouvelles positives, que mon frère est à Zittau, je compte à chaque pas que je ferai d'en apprendre davantage; il semble que mes officiers veulent se surpasser à qui fera le plus de sottises, j'ai envoyé 2 bataillons à Tetschen pour amener le bagage de Jagow, il vient d'arriver lui-même, je le mettrai aux arrêts pour avoir évacué un endroit sans mon ordre. Ma marche a fort bien été et je n'appréhende rien a l'avenir, je prévois que j'aurai de manoeuvres difficiles à faire et qu'il faudra payer de résolution, mais je suis déterminé à tout, et résolu à ne rien épargner, avec cela on fait du chemin. Adieu, mon cher maréchal. Federic." Am 25. aber sandte er ihm aus Gohs den Befehl, Böhmen zu räumen, und nach Sachsen zurückzugehen, mit umständlicher Weisung zu jeder Anstalt und Maßregel. Keith versprach aus dem Lager bei Linay am 27. Juli die genaueste Befolgung der Befehle des Königs. Dieser schrieb seinerseits am 27. aus Pirna: „Mon cher maréchal. L'expérience me fait assez prévoir que dès que j'aurai passé l'Elbe il me sera impossible de vous faire parvenir mes lettres. Ceci m'oblige de vous instruire d'avance de ce que je souhaite que vous fassiez. Je laisse ici le pont de pontons pour que vous puissiez passer la rivière dès que vous le trouverez à propos. Si rien ne change dans la position de mon frère, vous pourriez marcher d'ici par Stolpe sur Bischofswerder et de là sur Bautzen; si mon armée est à *Löbau* ou à *Bernstädtel* vous pourrez faciliter notre communication, et en quelque tems que vous marchiez pour nous joindre, il faut apporter sur des chariots de paysans pour neuf jours de pain pour toute l'armée, de l'eau de vie et des boeufs. Comme nous pourrions aussi avoir besoin de pontons vous pourrez en prendre avec vous d'ici une vingtaine pour faciliter les expéditions. J'ordonnerai à Finck, qui est blessé à Dresde, de vous avertir de tout

ce que l'on peut apprendre de la Lusace. Je ne saurais vous prescrire rien de fixe, parcequ'entre ci et le tems que vous arriverez ici bien des choses peuvent changer. Que vous marchiez par ce pont ici ou par le pont de Dresde, c'est à vous à en décider selon les règles de la sûreté. Quoiqu'il arrive, le principal point sera, de marcher en Lusace pour assurer nos vivres, dont *Retzow aura soin*, et de nous joindre avec vos troupes en cas que cela soit nécessaire; il serait difficile jusqu'au moment présent d'entrer sur tout ceci dans un plus grand détail, c'est à vous à vous régler de vous même et à prendre votre parti, si des événemens arrivent que l'on ne saurait prévoir. Je suis avec bien de l'estime, mon cher maréchal, votre fidèle ami Federic." Und Abends ſchrieb er auf's neue: „J'apprends dans ce moment que mon frère est marché à Bautzen, ceci vous oblige de passer par Dresde pour nous joindre, il nous faut trente pontons que vous aurez la bonté de nous mener et que je ferai avancer sur Dresde, voilà tout ce que je vous peux dire. Si je ne me hâte de marcher je ne regagnerai plus mon frère, je crois qu'ils iront jusqu'à Berlin. Adieu. Federic."

Friedrich vereinigte ſich am 29. Juli bei Bautzen mit den Truppen ſeines Bruders, fand die Sachen in ſchlechtem Zuſtande, und ſandte Keith den Befehl, ſich mit ſeinen Truppen ebenfalls heranzuziehen, während der Prinz Moritz von Deſſau mit 10,000 Mann bei Cotta ſtehen blieb, um Sachſen gegen Böhmen hin zu ſichern. Der König ſchrieb an Keith aus Bautzen vom 30. Juli: „Dès que vous arriverez ici, vous laisserez 6 à 8 bataillons campés avantageusement sur les hauteurs pour couvrir la ville. Vous prendrez avec vous tout le pain qui est cuit, et vous me suivrez. J'ai trouvé ici les affaires en grande confusion, ou j'y remédierai ou j'y périrai; faites toute la diligence possible (qui se compromète avec le bon état des troupes) pour me joindre, n'oubliez pas les pontons. Et soyez persuadé de mon estime. Fr." Und aus Weißenberg am 1. Auguſt: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de ce que vous êtes arrivé le 31 à Cotta;

je dois vous avertir d'avance que la plus grande difficulté que je rencontre consiste dans le manque de farine, faites vous et Retzow l'impossible pour y remédier, il ne faut rien épargner, ni les chevaux de la ville ni les chevaux de la cour; dès que j'aurai pour toutes mes troupes neuf jours de pain en avance je commencerai mes opérations, il s'agit ici du tout pour le tout, il faut que Retzow se surpasse, il n'y a rien de désespéré ici, pourvu que j'aie des vivres, j'espère de vaincre les autres difficultés quelque fortes qu'elles soient. Lisez ma lettre à Retzow pour qu'il sache que le sort de l'état dépend de son opération; j'entrerai dans de plus grandes explications dès que je vous saurai arrivé à Bautzen. Je vous embrasse de tout mon coeur. Federic. Vous pouvez laisser Meyer au prince Maurice." Das Vorrücken Keith's war von den Verpflegsanstalten abhängig, und diese verursachten große Schwierigkeiten und einen Zeitverlust von vierzehn Tagen. Der König schrieb auf's neue aus Weißenberg am 8. August: „Vous avez très-bien deviné mon intention, mon cher maréchal, je suis du sentiment d'Homère, qui dit *le pain fait le soldat.* Je ne puis entreprendre cette opération décisive avant que d'avoir arrangé mes vivres, ce qui est la base de toute expédition militaire. J'attendrai donc que Retzow et Goltze m'ayent fourni ce qu'il me faut. Mais je dois vous dire en même tems que les desseins des ennemis me pressent et que ce sera donc le hazard qui décidera si nous serons prévenus ou s'ils nous préviendront. Je n'entre dans aucun détail, dès que vous arriverez à Bautzen vous en saurez davantage, et vous recevrez en même tems l'ordre de bataille, que Winterfeldt vous donnera. Adieu mon cher maréchal. Je vous embrasse. Federic. Vous voudrez bien dire encore à Retzow que je compte cette expédition de dix jours, du jour que vous marcherez de Bautzen, et comme votre corps et le mien doivent incontinent repasser par Dresde, il fera bien d'y faire préparer du pain pour neuf jours pour nous autres, afin que de là nous puissions commencer une nouvelle entreprise dont il est informé, et

qu'à Torgau de même tout se prépare dont nous pourrons avoir besoin en tems et lieux." Und an demſelben Tage nochmals: „Mon cher maréchal. J'apprends dans le moment l'armée autrichienne est marchée à Löbau, qui n'est qu'à cinq quarts de mille de ma position, et à trois petites milles de Bautzen, je n'aurai pas le tems d'attendre la fin des longs arrangemens de Retzow, il faudra faire l'impossible pour arranger toutes les affaires en diligence, car l'approche de l'ennemi m'obligera d'accélérer mes mesures. Faites donc tout ce qui sera humainement possible pour accélérer vos arrangemens. Adieu. Federic." Und Abends um 7 Uhr den dritten Brief, der wieder beruhigend lautet: „Je viens d'une demi mille de Löbau où j'ai été reconnaître, et je n'y ai pas vû ombre d'armée ni de campement, il n'y a à Löbau que 1000 hussards au plus, et peut-être 600 pandours, de sorte que rien n'altère nos positions; vous pouvez rester tranquille dans votre camp jusqu'au tems que ces transports éternels de farine seront arrangés. Je reçois dans ce moment votre lettre, je vous félicite de votre belle prise, et je vous exhorte à continuer de même, nous avons aujourd'hui pris 15 de ces drôles dont vous n'en voudriez pas un pour tournebroche dans votre cuisine. Je vous embrasse. Federic."

Mittlerweile rückten die Anſtalten vor, und Keith hoffte in wenigen Tagen zum Könige zu ſtoßen, der die Oeſterreicher durch eine Schlacht nach Böhmen zurückwerfen, und dann eiligſt gegen die Franzoſen aufbrechen wollte, denen er ſchon längſt hätte entgegen rücken ſollen. Am 10. Auguſt ſchrieb Friedrich an Keith, eigenhändig wie faſt immer: „J'approuve fort le projet que vous avez, mon cher maréchal, de marcher au devant du convoi; pour du pain il n'y en a pas à Bautzen, et vous ne devez pas espérer d'en tirer de là. Notre convoi a marché sur Königsbrück, on assure qu'il pourra être demain à Bautzen. Vous prendrez bien vos dimensions sur tout ceci. Le prince de Bevern enverra 6 bataillons du côté de Königsbrück et avec cela si tous les Nadasdy de l'univers s'en mêlent

ils ne troubleront pas nos arrangemens. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Merkwürdig ist ein Brief, den Friedrich am 11. August an Keith schrieb, und der seine ganze Lage und Stimmung so geistreich als vertraulich ausspricht: „Quoique le convoi arrive un jour plus tard, mon cher maréchal, j'avoue pourtant que je suis bien aise qu'il arrive en sûreté, c'est la base de toutes nos entreprises, et sur quoi je fonde la dernière espérance de l'état. Je me flatte que les premiers chariots arriveront aujourd'hui, et que les derniers viendront demain au matin. L'ennemi continue à replier tous ses postes avancés, il ne garde que celui de Görlitz; il n'est pas difficile de faire ce court et simple raisonnement: Le roi de Prusse a beaucoup d'ennemis, il rassemble toutes ses forces en Lusace, donc il veut encore essayer ses forces contre les nôtres avant de se tourner contre ses autres ennemis; Léopold Daun, sans un grand effort, et sans être un savant dialecticien a fort bien pu combiner ce petit nombre d'idées dans sa lourde tête; et je crois qu'incessament il se mettra à arranger son canon, que j'espère que nous l'obligerons de déranger quelque fois encore; je suis sûr qu'il choisit son projet de bataille, et qu'il a là-bas quelque bonne vieille, qui lui en fournit, le prince Charles boit, mange, rit et ment, les fanfarons de là-bas se partagent nos dépouilles, et l'on n'est embarrassé à Vienne que de trouver une prison pour m'y mettre. — O qu'il sera doux de bien frotter cette engeance arrogante et superbe, o que pour l'avantage de l'humanité ce sera un bonheur d'humilier ces tyrans barbares, ennemis de toute liberté, qui ne respectent la bonne foi qu'autant qu'ils y trouvent leur avantage, qui ne sont doux que par crainte, et toujours cruels par inclination, qu'il sera glorieux pour nous de délivrer l'Allemagne par une seule victoire du joug que ses oppresseurs lui préparent, surtout si on peut lui rendre la vue que ces mêmes oppresseurs lui ont fascinée par leurs artifices! Quelque soit le succès de nos entreprises, il est toujours beau d'oser tenter de

sauver sa patrie, lorsqu'il n'y a plus personne qui se présente pour la défendre; ce sera par nous qu'elle subsistera encore, ou ce sera avec nous que périra la liberté et son existence. Adieu mon cher maréchal. Le tems approche où nous nous verrons et je vous en dirai davantage. Federic."

Am 12. August erfolgte bei Bautzen endlich die Vereinigung Keith's mit Friedrich, und dieser setzte gleich am folgenden Tage seine Truppen in Bewegung, um eine vortheilhafte Gelegenheit zum Angriff gegen Daun auszufinden. Allein Keith, der schon einige Zeit am Blasengries gelitten, und sich nur hingehalten, erkrankte stärker, und mußte zurückbleiben. Der König schrieb ihm am 13. freundlichst: „Restez à Bautzen, mon cher maréchal, si vous êtes malade; il n'y a ici ni commodité ni secours, nous marchons dans deux jours. Si votre mal empire, où vous laisserons-nous? Je souhaite de tout mon coeur que vous vous remettiez bientôt. Adieu. Federic."

Der König wünschte dringend eine Schlacht zu liefern, er rückte am 17. August mit allen Truppen gegen die Stellung Daun's bei Eckartsberg, fand sie aber zu fest, um den Angriff zu wagen; die beiderseitigen Heere blieben einander gegenüber, und wechselten Kanonenschüsse. Auch Winterfeldt, der am 18. mit einer Truppenabtheilung auf Hirschfeld entsendet wurde, um den rechten Flügel des Feindes zum Treffen zu reizen, kehrte unverrichteter Sache zurück. Doch wollte der König sein Vorhaben noch nicht aufgeben. Am 20. August machten die Truppen neue Bewegungen, der König, am frühen Morgen zu Pferde, begegnete Keith, der wieder genesen war und fragte ihn, indem er ihn begrüßte: „Wie wird es gehen?" Keith erwiederte: „Wenn Ew. Majestät den Ruhm des Feldmarschalls Daun vermehren wollen, das wird sehr gut gehen." Worauf der König weiter ritt. Alle seine Generale waren gegen den Angriff, sie sahen den Untergang des Heeres vor Augen, nur Winterfeldt soll den König angereizt haben, und als am Abend der Prinz Heinrich von Preußen den König in einer lebhaften Unterredung endlich bewog, von dem Wagniß abzustehen, war die

Freude allgemein. Nachdem der König zwölf Tage in unfruchtbaren Bemühungen verloren, ließ er den Herzog von Bevern und Winterfeldt zur Beobachtung des Feindes mit einem Theile des Heeres in der Lausitz, und brach mit dem andern am 25. August in kleinen Märschen nach Dresden auf, wo er am 30. eintraf. Keith folgte ihm.

Die Gefahr von den Franzosen und Reichstruppen wuchs mit jedem Tage, es war die höchste Zeit ihnen entgegen zu gehen. Der König schrieb am 31. August aus Lommatzsch an Keith: „— Ma marche ne devait pas se différer d'un jour, elle a été très à propos selon mes nouvelles, je vous écrirai demain pour la marche du 3. J'ai cassé 12 haquets ce qui me cause un grand embarras; si je n'avais que celui-là je rirais cependant bien, mais il y a tant d'autres choses dont il faut se tirer, qui sont plus sérieuses et plus de conséquence; cependant j'espérerai jusqu'à ce qu'il ne me restera plus aucune espérance. Adieu. Federic." Keith war mit seinen Truppen immer um einen Marsch hinter dem Könige zurück, sie litten unsäglich durch das schlechte Wetter bei verdorbenen Wegen und Mangel an Vorspann, sie hatten ein heruntergekommenes Ansehen, und über 1000 Mann binnen drei Tagen an Ausreißern verloren. Keith selbst war noch immer krank, und konnte zwar zu Pferde sein, doch griffen die Schmerzen seinen Kopf an, er fand, daß seine Befehle weniger bestimmt waren, und daß er die gegebenen bisweilen vergessen hatte. Der König schrieb am 4. September an Keith aus Grimma: „Je vous envoie, mon cher maréchal, vos quartiers de demain, vous avez déjà les routes; les pontons seront jettés à Höfchen, le 6 vous ferez ici jour de repos pour rassembler les équipages d'artillerie; demain je marche à Rötha, où vous pourrez me trouver. Retzow ne m'écrit pas le mot de ce qu'il veut faire de nos chariots, je les ai avec moi jusqu'à ce que je sache s'il veut que je les envoie à Torgau ou ailleurs. Si la crue des eaux continue il vous faut 26 pontons, si les eaux baissent 22. Il y a un gué tout près, s'entend quand l'eau est basse, où du bagage peut passer. Adieu. Federic."

Und am 8. aus Nessa: „En arrivant ici j'apprends avec certitude que les Autrichiens ont fait rompre le pont de Weissenfels, je crois qu'ils en feront autant des autres, pourquoi vous voudrez mener 30 pontons avec vous qui suffisent pour deux ponts. Aujourd'hui personne n'a montré le nez; je crois que messieurs de l'empire ne sont pas encore arrangés et que pour gagner du tems ils voudraient me disputer le passage de la Saale. Adieu. Federic."

In Braunsroda angekommen, erfuhr der König, daß der Feind sich zurückgezogen habe; die Aussicht ihn zu einer Schlacht zu bringen, verschwand auch auf dieser Seite, und Friedrich sagt in seinem Schreiben an Keith vom 11. September: „Dans ce moment je reçois des avis qui se confirment de tous les côtés, que l'ennemi a levé son camp d'Erfort et qu'il est marché à Eisenach, où je ne le suivrai pas, ceci m'oblige de changer mes dispositions. Voici vos marches, mon cher maréchal, pour 3 colonnes jusques à Buttstädt, où vous camperez. — — Pour moi, voyant qu'il n'y a rien à faire dans le grand, je vais travailler dans le petit, et j'espère de faire du bruit avec mon avant-garde si ce n'est pas autre chose. Vous aurez un camp stable à Buttstädt. Voilà tout ce que je peux vous écrire pour le présent. Adieu. Federic." Dies bestätigt sich in dem Briefe aus Erfurt vom 13: „Mon cher maréchal. L'ennemi fuit, il a abandonné cette ville, de sorte qu'il ne tiendra plus contre nous. Les troupes de l'Empire fuyent impitoyablement. Ceci me fait changer de disposition. Vous, Forcade, le général Retzow, et le régiment de Forcade, avec les bataillons de Retzow, viendront ici en deux marches. Les autres 10 bataillons d'infanterie marcheront avec le prince Maurice selon l'instruction que je lui en ai donnée vers Leipsig, et vos trois bataillons me méneront ici le reste du gros canon. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Les canons autrichiens peuvent rester à Naumbourg. Federic."

Der Herzog von Richelieu war inzwischen mit einem

starken französischen Heere nach Magdeburg und Halberstadt vorgedrungen, und der König hatte den Prinzen Ferdinand von Braunschweig mit 5 Bataillons und 7 Schwadronen dorthin entsendet; den Prinzen Moritz von Dessau dagegen ließ er mit 10 Bataillons und 10 Schwadronen nach Leipzig zurückgehen, und er selbst folgte am 29. September nach Buttstädt. Von hier schrieb er am 8. Oktober an Keith, er solle an den Herzog von Richelieu sehr artig schreiben, wie er mit Leidwesen vernommen, daß die französischen Kriegsgefangenen in Magdeburg sich beklagten, und wie er wünsche, Richelieu möchte selber einen Beauftragten abschicken, der für sie sorge; der Wille des Königs sei, daß sie auf's beste gehalten würden. Der König schrieb, er habe seine besonderen Gründe hierbei: er wünschte nämlich, mit Richelieu eine nähere Verbindung zu unterhalten, und hiezu einen schicklichen Vorwand zu haben; er hatte schon den Obersten von Balbi heimlich, unter dem Namen eines Amtmanns Eickstedt, an Richelieu scheinbar mit Friedensanträgen, heimlich aber mit großen Geldsummen, abgeschickt, und erlangte dadurch, daß dieser wirklich eine Zeitlang unthätig blieb. Keith mußte seinen Brief erst dem Könige zur Einsicht senden, der ihn billigte und dann abgehen ließ.

Von der Lausitz her drang mittlerweile eine österreichische Schaar unter dem General Grafen Hadik gegen die Mark vor, und bedrohte Berlin. Der Prinz Moritz von Dessau eilte mit seinen Truppen nach Torgau, und der König, der mit dem Heere bei Naumburg über die Saale zurückgegangen war, folgte ihm nach. Keith hielt mit einigen Bataillons noch Leipzig besetzt, und empfing hier folgende Zeilen des Königs vom 18. Oktober aus Torgau: „Mon cher maréchal. J'ai reçu votre lettre et suis bien aise que tout soit tranquille de votre côté, j'apprends que ce n'est que Hadik qui est marché vers Berlin, et en ce cas je laisserai peut-être un corps de 5 ou 6 bataillons à Torgau, et me règlerai sur les circonstances. Vous aurez, j'espère, attention sur Leipsig et Halle. Etant votre fidèle ami. Federic."

Keith meldete dem Könige am 22. Oktober, der Feind

rücke gegen Leipzig an, Franzosen und Reichstruppen; es schien unmöglich, die Stadt gegen die Uebermacht zu halten. Friedrich aber antwortete am 23. aus Grochwitz: „Vous ne serez point attaqué par ces gens à Leipsig, ils craignent de ruiner la ville; mais pusqu'ils s'enhardissent à présent, je me flatte que marchant à eux cela en viendra à une bataille qui m'en débarrassera." Uebrigens verhieß der König baldige Hülfe, Prinz Ferdinand von Braunschweig rückte über Halle heran, und er selbst warte nur auf den Prinzen Moritz von Dessau, um dann ebenfalls auf Leipzig zu marschiren. Keith versprach, sich zu halten, wiewohl er nicht verhehlte, daß er im Fall eines ernsten Angriffes verloren sei, da der Platz kaum noch einige Befestigung habe, und alles zur Vertheidigung fehle, sogar Patronen. Schon am 24. Oktober erschienen österreichische Husaren, gegen welche Keith einige Mannschaft ausrücken ließ, die drei Stunden lang mit ihnen scharmützelten. Noch am nämlichen Tage folgte eine feindliche Abtheilung von mehr als 8000 Mann, und forderte die Preußen im Namen des Prinzen von Hildburghausen, der das Reichsheer befehligte, zur Uebergabe auf. Mit allem, was Keith noch in der Eile aus Halle, Merseburg und Weißenfels zusammengebracht, betrug seine Stärke kaum 4000 Mann; der Prinz von Hildburghausen und der Prinz von Sonbise hatten schon in Naumburg am 22. erfahren, daß die Zahl nicht größer sei, und viel über diese „Heeresmacht" gespottet, sie erwarteten kaum einen Widerstand. Allein Keith ließ durch den Kommandanten der Stadt antworten, er werde sich bis auf den letzten Mann vertheidigen, und im eignen Namen setzte er hinzu: „Der Prinz von Hildburghausen wisse, daß ich von Geburt ein Schotte, durch Neigung und Pflicht ein Preuße, und daß ich die Stadt so vertheidigen werde, daß weder die Schotten noch die Preußen sich meiner schämen dürfen. Der König, mein Herr, hat mir befohlen den Platz zu halten, und ich werde ihn halten." Am nächsten Morgen in der Frühe beschied er den Rath der Stadt zu sich, und hielt ihm folgende Anrede: „Ich muß Ihnen, meine Herren, anzeigen, daß mir der Prinz von Hildburghausen eine Aufforderung, ihm

die Stadt zu übergeben, zugeschickt hat, welches ich aber zu thun gar nicht willens bin. Er drohet im Weigerungsfall zu den äußersten Mitteln zu schreiten. Er giebt mir also das Beispiel, ebenso zu verfahren, und ihm muß man das Unglück zuschreiben, dem Ihre Stadt sich ausgesetzt sieht. Wenn Sie dasselbe abwenden wollen, so rathe ich Ihnen, zu ihm zu gehen und ihn zu bewegen, daß er um Ihrer selbst und aller Einwohner willen die Stadt schone, weil ich sonst, auf die erste Nachricht seines Angriffs, die Vorstädte abbrennen, und wenn auch dieses seinen Vorsatz nicht ändern sollte, noch viel weiter gehen und die Stadt selbst nicht schonen würde." Die Abgeordneten fanden bei dem Prinzen kein Gehör, höchstens wolle er zugestehen, daß die Preußen ungehindert abzögen. Da Keith auch eine zweite Aufforderung und dies Anerbieten schnöde verwarf, so ergrimmte der Prinz, und ließ ihm sagen, wenn Leipzig angezündet würde, so werde er dafür Potsdam und Berlin in Asche legen. Keith lachte der Drohung, und traf alle Anstalten zur Vertheidigung, ließ Gräben ziehen und Brustwehren aufwerfen, und seine Husaren und Jäger mit dem Feinde scharmützeln. Friedrich schrieb an Keith aus Eilenburg am 25. Oktober: „Soyez tranquille, le Hildbourghausen ne vous mangera pas, j'en réponds!" Und Keith antwortete hierauf am 26.: „Je viens de recevoir la lettre où Votre Majesté me marque qu'elle amène de la poudre, de l'artillerie et tout ce qu'il faut; quand j'aurai cela, celui qui voudrait me manger me trouverait peut-être un morceau de très-dure digestion."

Der König traf schon am 26. Oktober bei Leipzig ein, und trieb die feindlichen Posten sogleich zurück, am 27. kam auch der Prinz Moritz von Dessau, und am 28. der Prinz Ferdinand von Braunschweig, und nun wich der Feind eiligst über die Saale. Nach kurzer Rast folgte der König ihm nach Weißenfels, während Keith, durch 2 Dragonerregimenter verstärkt, einen Versuch auf Merseburg machen sollte. Der König schrieb ihm aus Weißenfels am 31. Oktober: „Nous avons fait 4 à 500 prisonniers, mais quoique nous soyons venus vers le pont presque en même tems que l'ennemi, l'ayant goudronné d'avance, ils y ont mis le feux sans

qu'il ait été possible de l'éteindre, il y a une arche de 80 pieds qui nous empêche de le refaire. L'ennemi s'assemble ici vis-à-vis de moi, je lui ferai toutes les démonstrations comme si je voulais refaire le pont. Je vois ici de ma fenêtre toute sa cavalerie en bataille. Je vous envoie deux régiments de dragons; si vous pouvez entrer à Mersebourg, j'espère que cela menera pourtant encore à quelque chose. Faites m'avertir ce soir, mes hussards et moi-même nous tâcherons de vous joindre pour que demain, s'il y a moyen, nous leur tombions sur le corps et finissions une bonne fois nos affaires de ce côté-ci. Adieu, je vous embrasse. Federic." Am 1. November wiederholte der König seine Weisungen, er schrieb: „Si vous pouvez passer à Mersebourg et le prendre, c'est un coup décisif; si cela est impossible, il faut aller à Halle, et avertir la garnison de Wittenberg qu'elle soit sur ses gardes. Je marcherai aujourd'hui avec une partie de mon monde vers Mersebourg pour être plus à portée. Voilà vraiment une chienne de guerre où l'on ne peut avancer d'aucun côté quoiqu'on fasse. Federic." In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges rühmt der König, daß Keith, als er Merseburg vom Feinde besetzt gefunden, gleich gewußt was zu thun sei, seine Richtung auf Halle genommen, dort die Franzosen vertrieben und die Brücke über die Saale hergestellt habe. Aus den urkundlichen Zeugnissen ergiebt sich aber, daß der König ihm den Marsch anbefohlen. Dagegen war er mit der Ausführung unzufrieden, und schrieb am 2. November: „Ce n'est point du tout mon intention, monsieur, de passer la Saale à Halle, à moins que l'ennemi ne marche de ce côté-là. Ils ont encore un corps à Naumbourg, qui, si je marchais à Halle, irait droit à Leipsig et même à Torgau. — Surtout il faut être ensemble. Je vous avoue que votre marche n'a pas été à mon gré." — Aber der Uebergang der Reiterei Keith's bei Halle bewog den Prinzen von Soubise, sogleich die Saale zu verlassen. Nun schrieb der König noch an demselben Tage wieder an Keith, Merseburg sei vom Feinde verlassen, und die Brücke bei Weißenfels werde um

4 Uhr fertig sein, dann wolle er sogleich über die Saale gehen; er fügt hinzu: „Pour moi j'agirai à la pandoure, et dès que j'aurai passé la Saale, je tâcherai de couper leurs convois de Freibourg. Le pont de Mersebourg ne pourra pas se refaire si vite, ainsi vous ne devez pas compter de pouvoir passer là. Si vous croyez de votre côté pouvoir faire un bon coup, je parlerai au prince Maurice, qui en ce cas vous pourra suivre, sinon, il faut s'assembler tout-à-fait à Weissenfels et couper ces gens de l'Unstrut. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse." Keith antwortete aus Halle auch noch desselben Tages, und berichtete seine Anstalten, sowie alles was er vom Feinde erkundet, dessen Lager von den Thürmen Halle's gesehen wurde.

Früh am 3. November ging der König bei Weißenfels über die Saale, der Prinz Moritz von Dessau aber und das Keith'sche Fußvolk bei Merseburg, die sämmtlichen Truppen rückten in der Richtung von Roßbach vor. Der König schrieb einen Zettel an Keith: „Je passe la Saale et marche à Kaina, il faudra nous joindre et tomber en force sur l'ennemi, une bataille décidera le tout. Federic." Am 4. standen die Preußen im Angesichte des Feindes, und die Husaren drangen sogar in das Lager desselben ein. Der König beschloß, am folgenden Tage anzugreifen. Allein der Prinz von Soubise hatte während der Nacht sein Lager verändert, und eine neue festere Stellung genommen. Zum Glück verließ er sie, um das kleine preußische Heer völlig einzuschließen, das ihn aber im Marsch überfiel, und schmachvoll in die Flucht warf.

Die am 5. November gelieferte Schlacht von Roßbach haben wir in der Lebensgeschichte von Seydlitz ausführlich erzählt. Die preußische Reiterei verrichtete hier ihre größten Thaten; aber auch das Fußvolk, sofern es an der Schlacht Theil nahm, focht mit heldenmüthiger Tapferkeit. Keith kam mit dem zweiten Treffen, aus nur 5 Bataillons bestehend, dem Feinde zuvor, und besetzte das Dorf Reichertswerben. Als der König sah, wie sorglos der Feind vorrückte, ungesichert in seiner Flanke, sagte er zu Keith: „Mon cher Keith,

ces gens sont à nous, ils nous prêteront le flanc." In der That erlitten sie bald das wirksame Feuer des wohlaufgestellten preußischen Geschützes. Noch gewaltsamer aber fiel Seydlitz auf ihre Spitze mit seiner Reiterei, und warf die anrückenden Schaaren auf sich selber zurück.

In Verfolgung des Feindes begriffen, schrieb der König am 7. November aus Freiburg an Keith: „Nous avons fait le 6 des ponts sur l'Unstrut. On a fait beaucoup de prisonniers en marche, nous sommes avec l'avantgarde auprès de l'Eckartsberge, l'ennemi était intentionné d'y camper hier, mais sur notre arrivée il s'est d'abord remis en marche; ce matin nos hussards ont poussé jusqu'à Buttstädt; on fait continuellement des prisonniers, et nous ne cesserons de les talonner que vers Erfort. Federic. Nous avons encore pris un étendard et 6 canons à l'ennemi. Il faut envoyer ce bulletin à Mersebourg, de là à Leipsig, Magdebourg et Berlin, Torgau." Und bald nachher, ohne Orts- und Tagesangabe: „L'ennemi, mon cher maréchal, vous épargnera des marches. Leur fuite est si précipitée que la tête est aujourd'hui à Erfort. Nous faisons beaucoup de prisonniers. Envoyez des détachements par votre gauche le long de la Saale, et vers Querfort, je sais que vous trouverez là des fuyards et des vivres de l'armée française, et répandez le bruit que toute l'armée va marcher par le Mansfeld à Halberstadt. Il faut qu'on le sache dans mon pays, cela fera fuire tout le monde. Adieu." Keith antwortete aus Freiburg gleichfalls am 7. November: „Sire, je viens de recevoir les bonnes nouvelles dont il plaît à Votre Majesté de m'honorer, et je prends la liberté de la féliciter sur les suites glorieuses et profitables de sa victoire. On ne vous fera pas du moins les reproches qu'on fit autrefois à Hannibal; car jamais on n'a poussé si vivement une poursuite. Pendant que Votre Majesté fait des prisonniers, je les achète aux paysans qui m'en amènent à tout moment. Mais comme Votre Majesté avance beaucoup, il me paraît que je suis bien en arrière, et si elle juge à propos, je pourrais m'avancer jusqu'à Punscherau ou aux environs pour être

plus à portée. Je tiens les troupes toutes prêtes à marcher sur le signal que je leur ai marqué de trois coups de canon du château d'ici. J'attendrai ses ordres sur ceci. Je ne manquerai pas, Sire, d'envoyer copie de la lettre de Votre Majesté à tous les endroits qu'elle m'ordonne."

Keith versäumte nicht, auch seinen Bruder Lord Marischal, der damals als Gouverneur von Neuchatel in der Schweiz lebte, von den großen Siegeserfolgen zu benachrichtigen. Erfahren wir aus seinem Briefe auch keine neue Thatsachen, so ist derselbe doch für seinen Geist und seine Gesinnung bezeichnend, und darf in einer seinem Andenken gewidmeten Schrift nicht fehlen. Er schreibt aus Merseburg am 9. November: „As I knew that Weideman had written to you, my very dear brother, the day after the battle, and that, consequently, you had been made acquainted with my health and safety, I thought you would pardon me, if I delayed a little writing to you. We have honoured the late affair with the name of a battle, though it was really nothing but a rout. The enemies wished to attack us, but we were beforehand with them. By the rapidity of our movements we were enabled to attack them in flank, while they were marching. Their cavalry sustained the first shock, but was soon overthrown. Their infantry did not do its duty well, bud fled precipitately, after three or four discharges from our battalions on its flank. After this it was, in fact, only a flight, and a pursuit, which lasted till dark night. You may judge by this, that the loss has not been great. On our side about 100 men killed, and 235 wounded. The enemy may have lost 1000 men killed, but we have taken at least 4000 prisoners; and if the darkness had not favoured them, their army must have been entirely destroyed; for we drove them from within a league of Mersebourg to the river Unstrutt; where there is only a single bridge, over which they defiled during the whole night, in order to place themselves in safety. We have taken more than 60 pieces of their cannon, many standards

and colours; and generals, dukes, marquises, and counts, in plenty. We have especially taken a great many of the Swiss, who do not seem to be such *good runners* as the French. Such was generally our battle. When I have read the accounts of it, which will be printed, I will erase all the falsehoods on both sides, and thus make for you a true account, which will be only for yourself and for our good chancellor; for one does not write the truth for the public. Prince Henry is wounded with a musket ball in the shoulder, but as he has no bones broken there is no danger. Be assured that this family can never last, if the war continues; they expose themselves too much. The king was, the other day, in a place of greater danger than any of his generals. For this time he escaped, but the next he may not be equally fortunate; and a catastrophe may happen, the very thought of which makes me tremble. Adieu, my dear brother. My health is still good, in spite of the fatigues we undergo."

Später begehrte Lord Marischal von seinem Bruder einige genauere Angaben über den Verlauf der Schlacht in der guten Meinung, daß der Prinz von Soubise einigermaßen gerechtfertigt werden könnte, denn es schien unbegreiflich, daß dieser Anführer, den man seines Faches doch sonst kundig wußte, einzig durch seine Fehler ein so großes Verderben sollte verschuldet haben. Aber Keith wollte sich auf diese Untersuchung nicht einlassen, sondern erwiederte, er liebe nicht Andere zu kritisiren, und sei nicht berufen über ihre Fehler abzusprechen, allerdings aber glaube er, daß die französischen Generale deren gemacht, namentlich den, ihre linke Flanke bloßgegeben zu haben. Diese Bescheidenheit im Urtheil und Ausdruck, welche nicht unbekannt blieb, wurde dem Schreiber besonders in Frankreich hoch angerechnet. —

Friedrich war aber dergestalt umdrängt von Feinden, daß der unerhörteste Sieg ihm nichts half, wenn nicht alsbald ein neuer auch auf anderer Seite folgte. Ein starkes österreichisches Heer gewann in Schlesien die Oberhand, und Schweidnitz wurde von ihm belagert. In einem Brief aus

Naumburg vom 16. November an Mitchell schildert Keith den Zustand der Dinge wie folgt: „The suite of our last battle seems every day more considerable. Never was there such an absolute dispersion of an army. Some of them are already at Gutingen, others at Northausen, their cavalry at Mulhausen; the army of the empire is passed Saalfeld, directing their march to Franconia; the queen of Hungary's troops, and Loudon, with his pandours, is gone to Egra; in a word, to follow them, you must take the general mappe of Germany, otherwise you will never find where they are. The whole country is full of their arms; a musquet was ordinarily sold for six or eight gros, sometimes a loaf of bread, for the poor devils were dying of hunger, which wou'd certainly have happen'd to us if the king had taken the resolution to abandon Silesia, and to have acted on this side; act he cou'd not, because of his magazines; he might have remained unactive near Magdebourg, that is all he cou'd have done, for the French have taken away all the horses and carts, with which he cou'd have advanced his magazines, in case of marches. On all this frontier he cou'd neither have lived nor followed the enemy, for I cannot even subsist with the few troops I have with me. For my own part, I see nothing he could do but what he has done. Perhaps he may not succeed, but certainly he acts as every general wou'd do in his case. I do not yet believe that the Austrians will take Schweidnitz. It's true I do not know the fortifications, but major-general Seers, who fortify'd it, commands in it, and the garnison must be at least 5000 men, besides it's an odd time of year to open trenches. If they have two or three days hard frost, I defy them to work in the ground. They tell me besides, that their bombs are all directed against the houses of the town, which, if it be true, is a plain signe that their intention is to ruine the magazin, not to take the place, for if they destroy the houses, where will their garrison live during the winter if they should take it? In the sieges I have seen, the gunners were

never allowed to fire at the houses, and I have already given you the reason. I begin my march to-morrow, and shall be at Chemnitz the 20th. If you cou'd send me there either Dutch or Leipsig gazettes, I shou'd be much obliged to you, for I shall soon lose sight of the rest of the world for some time, and it will be only at Chemnitz that I can have the happiness to hear of my friends." — Der König ließ den Prinzen Heinrich von Preußen mit 15,000 Mann zur Beobachtung der Franzosen an der Saale zurück, brach mit 19 Bataillons und 28 Schwadronen am 16. November von Leipzig nach Schlesien auf, und am folgenden Tage setzte Keith sich von Merseburg in Marsch, um mit 4000 Mann durch das Erzgebirge in Böhmen einzufallen, auf der Straße von Prag vorzurücken, eine Scheinbewegung gegen Saatz zu machen, und überall das Gerücht zu verbreiten, daß die ganze Macht der Preußen sich gegen Prag wende. Auf diese Bewegung würden die Oesterreicher, so hoffte der König, aus der Lausitz nach Böhmen zurückgehen, und ihm den Marsch nach Schlesien freigeben. Keith drang ohne Schwierigkeit nach Leitmeritz vor, nahm daselbst beträchtliche Magazine, und erweckte leicht die Meinung, daß seine Truppenschaar nur die Vorhut einer großen Heeresmacht sei, indem niemand glaubte, daß ein Feldmarschall einen Streifzug unternähme. Sein Briefwechsel mit dem Könige wurde während dieser Zeit in Ziffern geführt. Friedrich hatte zwar seinen Marsch glücklich fortgesetzt und die noch übrigen österreichischen Schaaren aus der Lausitz verdrängt, aber in Görlitz die Uebergabe von Schweidnitz, in Naumburg am Queiß die Niederlage des Herzogs von Bevern erfahren, und seine Sachen standen höchst gefahrvoll. Indeß rückte er getrost gegen das große feindliche Heer weiter, und gelangte am 28. November nach Parchwitz, nahm die geschlagenen Truppen am 2. Dezember daselbst auf, und schrieb am 3. ebendaher an Keith: „J'ai reçu, mon cher maréchal, votre lettre du 28 du passé, et applaudis parfaitement à tout ce que vous marquez avoir fait et entrepris jusqu'à présent à votre expédition, comme aussi aux mesures que vous avez prises. Quant à notre situation

dans ce pays-ci, vous pénétrerez aisément qu'elle doit être difficile et embarrassante au suprême degré par les malheureuses et en partie lourdes fautes que quelques-uns de mes généraux ont commises avant mon arrivée. J'espére cependant de tout redresser en peu à l'aide de Dieu, quoique ma tâche soit une campagne de bien des difficultés, de peines et de hasards, que j'espère cependant tous surmonter heureusement. Federic." Keith meldete aus Postelberg am 28. November, daß er die Brücke bei Leitmeritz und alle sonstigen Elbübergänge habe zerstören lassen, und daß alle Welt glaube, der Zug gehe auf Prag, mußte aber schon am 29. berichten, er könne sich in der Ebene nicht länger halten, da Hadik und Marschall mit ihren bisher in der Lausitz gestandenen Truppen heranzögen, und er dieser Uebermacht nicht gewachsen sei. Der Zweck seines Einbruchs in Böhmen war ohnehin vollständig erfüllt, der Feind von dem Zuge des Königs abgelenkt, ein Theil von Böhmen gebrandschatzt, und das ganze Land in Furcht gesetzt. Er ging daher am 30. November nach Kommotau zurück, von hier nach Marienberg, und nachdem er die Zugänge des Erzgebirges verwahrt und besetzt gelassen, nahm er am 5. Dezember sein Hauptquartier in Chemnitz. Noch an demselben Tage schrieb er von hier an seinen Bruder: „I am returned this morning from my course into Bohemia. My campaign has been very short, and yet I am very well contented with it; having executed every thing I had proposed to myself, both by destroying several large magazines belonging to the enemy, and also by drawing a corps of from 14,000 to 16,000 men of the enemy towards my side, by which I have delivered the king from them, and thus favoured his projects on Silesia. I can say, with truth, that this campaign has been a virgin one; for on my side there has not been a drop of blood spilt, and very little even on that of the enemy; but they were in a dreadful fright at Prague, for, from the moment I passed the Egra at Budyn, the inhabitants fled from the town. My march had also been a pretty rapid one. I set off from beyond Mersebourg, on the 17th of last month. I have been

within four miles of the walls of Prague, and now, here I am come back again. I can, at the same time, assure you, that the troops are not more fatigued, than if they were just come out of winter quarters."

An dem Tage, wo Keith dies schrieb, gewann Friedrich die Schlacht von Leuthen, ein Sieg in seiner Art ebenso einzig wie der von Roßbach. Friedrich gab sogleich an Keith Nachricht von der Wendung der Dinge, er schrieb: „Les Autrichiens sont battus. Je marche pour leur couper tout-à-fait la retraite, et s'il plaît à Dieu, mettre fin à la guerre; je crois que cela vous assurera dans la Bohême et que peut-être vous pourriez par la suite tenter sérieusement la surprise de Prague, où de mon su il y a peu de monde et beaucoup de nos prisonniers. J'ai beaucoup à faire. Adieu. Fr." Die hier ausgesprochene Zumuthung, Keith möge sich jetzt in Böhmen halten, und wohl gar Prag überrumpeln, zeigt auf merkwürdige Weise die Anstrengung des Muthes, zu welcher Friedrich sowohl sich selbst als auch seine Untergebenen zu spannen wußte. Die Weisung kam schon zu spät, hätte aber ohnehin keines Falles ausgeführt werden können.

Prinz Heinrich von Preußen theilte am 14. Dezember in einem Schreiben aus Leipzig die näheren Nachrichten, die er über die Schlacht von Leuthen erhalten hatte, freundlichst an Keith mit; dieser aber schrieb aus Chemnitz am 15. Dezember seine Glückwünsche an den König, und am 16. folgenden Bericht an seinen Bruder: „My dear brother. We give battles here, as elsewhere people give operas; there have been three in the last month, of which we have lost one and gained two; but the last appears to me decisive in our favour. I can assure you, that from all the accounts I have seen, the loss of the enemy has been immense. Cannons, equipages, all is taken; and in troops, either killed, taken prisoners, or deserted, they must have lost, at least, 20,000 men. There are, besides, 9 battalions, and many wounded, shut up in Breslau, who it is impossible should escape from us. Luchesi is among them, who was wounded in the first battle, lost by the prince of Bevern;

but which was not very fatal on our side, as our killed and wounded did not exceed 1800 men. General Zieten is still employed in pursuing the Austrians, and has written word to the king, that he has found the greater part of their heavy artillery near Strehlen, and taken possession of it; but we do not yet know whether it is that belonging to their army, or that which they made use of at the siege of Schweidnitz. In short, the victory is complete; and costs us, as I hear, about 4000 men."

Inzwischen waren die Oesterreicher gegen das Erzgebirge stärker angedrungen, und Keith hatte dem Könige gemeldet, er würde genöthigt sein, nach Leipzig zurückzugehen. Hierauf antwortete Friedrich aus dem Lager bei Breslau am 17. Dezember, dieser Entschluß nach Leipzig zurückzukehren, sei durchaus tadelhaft, wolle Gott er sei noch nicht ausgeführt, Keith solle doch den feindlichen General von Marschall nicht fürchten, derselbe werde ihm nichts anhaben; zuletzt heißt es in Betreff jenes Zurückgehens: „Ce malheureux dessein me ferait juger que la tête vous eût tournée comme elle a tournée autrefois aux gens ici, et par où vous ruinerez et gâterez absolument mes affaires, qu'à peine j'ai remis en bon train. Mon Dieu, que je suis malheureux d'avoir à combattre partout tant de travers! — — Vous ne devez plus prendre des résolutions aussi timides que funestes pour moi." Zugleich wiederholt der König den schon ertheilten Befehl, in Sachsen die größtmöglichen Lieferungen und Kriegssteuern auszuschreiben, alles übrigens in bester Ordnung, mit Zuziehung der Landesbehörden, und selbst der Stände. Nur zu Einer Ausnahme bewegen den König der Haß und Schaden, die er fortwährend von Seiten des sächsischen Ministers Grafen von Brühl erfährt; dieser hat in der Gegend von Leipzig oder Nossen zwei oder drei Güter, auf diese soll Keith den Oberstlieutenant von Mayr mit seiner Freischaar schicken, dort nach Belieben zu hausen, jedoch in eignem Namen, und ohne daß der König darum zu wissen scheine.

Keith verließ das Erzgebirge nicht, und führte des Königs Befehle pünktlich aus. Friedrich nahm dem Feinde am 19. De-

zember auch Breslau wieder ab, und schrieb an Keith am 21. von daher: „Tout ceci va plus loin que je ne l'ai cru. Vous pouvez compter que cette expédition coute à l'ennemi plus de 42,000 hommes, et si cela ne mène pas à la paix, jamais les succès de la guerre n'y achemineront." Uebrigens billigte er vollkommen Keith's Aufstellung und Vertheilung der Truppen. Da die Jahreszeit so weit vorgerückt war, so dachte man nun ernstlich an Winterquartiere. Der König wollte in Schlesien bleiben, und ging nach Breslau um auszuruhen, Keith sollte seine Truppen in Sachsen überwintern lassen, und sein Hauptquartier in Dresden nehmen. Erst am 16. Januar 1758 kam Keith hier an, wo er bis zum Ende des März blieb, und aus Sachsen alle möglichen Hülfsmittel für den Dienst des Königs ziehen mußte, außer vielen Packknechten und Pferden auch 6000 Rekruten, welche in die preußischen Regimenter vertheilt wurden.

Friedrich sah seine Hoffnung, daß seine Siegserfolge das Ende des Kriegs herbeiführen könnten, bald entschwunden, und erkannte, daß der nächste Feldzug nur erhöhtere Anstrengung aller Kräfte fordern würde. Er schärfte daher die schon gegebenen Befehle, Geld und Rekruten aus den besetzten Ländern zu ziehen, wiederholt ein, und Keith, wiewohl an heftigen Anfällen von Asthma daniederliegend, traf zu diesem Zwecke die nöthigen Maßregeln. Am 30. Januar sagte der König ihm in der eigenhändigen Nachschrift eines Kabinetschreibens: „Il nous faut de l'argent, mon cher maréchal, et je vous prie de vous recorder sur votre politesse russe pour nous en procurer, car il ne faut plus ménager personne. J'attends la mi-février, après quoi je serai obligé de vous parler nécessairement, il ne s'agira que du lieu, et de l'état de votre santé, dont je vous prie de m'informer. Federic." Am 3. Februar sandte der König ihm die Denkmünze, welche er auf den Sieg bei Leuthen hatte schlagen lassen, indem die Oesterreicher dasselbe auf Anlaß der Schlacht von Kollin gethan hatten, und zwar in sehr übermüthiger und trotziger Art; die preußische Denkmünze war jedoch einfach, und Friedrich schrieb, er halte sich versichert, Keith

werde ihm dabei keine Prahlhaftigkeit schuld geben, sondern nur die Absicht, den Oesterreichern Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Keith, so wie auch Finck, Hülsen, Grabow und Lehwaldt, erhielten die Denkmünze in Gold, dagegen Dohna, Kanitz, Prinz von Holstein, und Andere, in Silber. Auf den Bericht des immer noch kranken Keith, daß bittre Klage geführt worden über die Plünderung des dem Grafen von Brühl gehörigen Schlosses zu Nischwitz, wo nämlich der Oberst v. Mayr im Vorbeimarschiren nach verborgnen Waffen habe suchen lassen, bei welcher Gelegenheit aber die eignen Bauern des Grafen mit der Freischaar gewetteifert, erwiederte der König am 8. Februar: „S'il y a eu du tapage au château de Nischwitz quand le colonel Mayr en passant auprès de cette terre est entré dans la maison pour chercher des armes y cachées, cela ne fait rien, dans un temps où presque toute l'Europe se ressent des inconvénients de la guerre, il n'est pas extraordinaire que le comte de Brühl en ressente aussi quelque chose pour sa part." Wenige Tage später aber bespricht der König ein wichtigeres Unternehmen mit Keith, und zwar, dem schlimmen Gegenstande gemäß, in Ziffern. Die Oesterreicher haben große Magazine in Töplitz und Kommotau, es wäre „interessant," unternehmende Leute zu finden, die sie in Brand steckten. Wenigstens das in Töplitz solle man versuchen anzuzünden, und einige mordbrennerische Waghälse möchten wohl für große Geldbelohnung zu gewinnen sein. Keith sendet wirklich einen Mann nach Böhmen, Finck seinerseits auch einen, die Oertlichkeit zu erkunden, allein die Sache erweist sich allzu schwierig, und muß unterbleiben.

Es kann uns nicht wundern, den König in Aussicht eines neuen furchtbaren Feldzuges, der ihn zu erdrücken drohte, verzweifelte und auch gehässige Mittel aufbieten zu sehen, da er in seinen Bedrängnissen alle Hülfe aus sich selber nehmen mußte, und namentlich das ihm verbündete England bei weitem nicht leistete, was er von dieser Macht erwarten durfte. Der englische Gesandte Sir Andrew Mitchell, welcher den König in Mühen und Gefahr treu begleitete, that alles was in seinem Vermögen stand, ein entschiedneres

Auftreten von seinem Hofe zu erwirken, sah aber seine Vorstellungen wenig fruchten. Keith, der mit dem Landsmanne um so leichter vertraut geworden war, als sie beide denselben Eifer hatten, schrieb hierüber den 10. Februar an Mitchell nicht ohne Bitterkeit: „It seems that the English, after having drunk, in honour of Frederick, a dozen bottles of ale on his birthday, suppose they have fulfilled whatever service such an ally could require. They prefer paying with their money than with their lives. What a shameful opinion must not the world entertain of them! And their heads with all this are not better than their hearts. For ten thousand men would in this year perhaps have saved what in the next the whole power of Great Britain will find impossible to do. As soon as Prussia is ruined, it will be the turn of England. Should things succeed better than I expect, *we* shall have saved the English, instead of their saving us." Ueber seine Gesundheit und Stimmung sagt er: „My health is, I think, rather worse than better; any change will be agreeable to me, for it is much better not live than live in the manner I do. After sixty years' experience, my curiosity as to life ought to be satisfyed, and it really is so. I have seen most of the vicissitudes and phenomenes that happen in this world, and should I live a hundred years more, I shall only see the repetition of the same thing. I'm not sorry to see a pupet-show once, but to be obliged to see it every day, would not be tolerable. Adieu dear Mr. Mitchell; depend on it there is not one in the world esteems you more than I." Als die englischen Minister, denen Mitchell's Ansichten und Bemühungen unbequem wurden, ihn deßhalb abberufen wollten, schrieb Keith am 20. März ihm ohne Rückhalt: „The Englisch ministers are mad to call you off. They are afraid of any body who acts with zeal and sincerity, and prefer people who flatter their inactivity and value their favour more than Prussia's welfare. Poor England! What is to be expected from a government which dares not employ the honest man

for fear the difference between them and him might too clearly be brought to light!" —

Durch Winke aus England von dem Freund und Verwandten Lord Galloway angeregt, besprach Keith in seinen Briefen an Mitchell mit diesem die Möglichkeit einer Aussöhnung beider Brüder mit der englischen Regierung; Friedrichs empfehlendes Fürwort bei dem Könige von England schien dazu der geeignete Weg. Allein bevor diese Verwendung geschähe, sollte der Erfolg gesichert sein. „For notwithstanding the inclination — sagt er — both my brother and myself may have of seeing in our old age our native country, yet I know, he, as well as myself, wou'd forget it for ever, rather than be an occasion that the king should think his recommandation despised. If you have any friend in England, to whom you cou'd open yourself on this subject, and who could let you know if there was any hopes of succeeding in such an attempt, you wou'd do me the most singular service to communicate to him what I have wrote to you, and at the same time you may assure him, that I make no doubt of procuring the strongest recommendations from the king, my master, in favour of my brother, providing he thinks it may not be disagreeable to your master; for I'm sure neither of us wou'd chose to go home under a cloud of suspicion and disdain, and I shou'd be sorry to raise a debate in the senate whether we shou'd be buried by a gravedigger of Aberdeen or of Berlin." Später schreibt er, die Umstände schienen ihm für jetzt nicht so günstig, als Lord Galloway sie glaube, und es möchte besser sein, abzuwarten, daß die Sachen reifer würden. Keith erlebte dies nicht; seinem Bruder aber wurde im folgenden Jahre durch die Fürsprache des Königs das ersehnte Glück, in sein Vaterland ehrenvoll heimkehren zu dürfen; doch machte er dort nur einen Besuch, und kehrte dann für immer nach Preußen zurück.

Gegen Ende des März erinnerte der König wiederholt, wie nöthig es sei, daß er mit Keith mündliche Rücksprache hielte, und diese sollte nun in Grüssau Statt finden. Keith über-

gab deßhalb am 27. März seine Befehlführung dem Prinzen Heinrich von Preußen, und fand sich am 6. April in Gesellschaft des englischen Gesandten Mitchell in Grüssau beim Könige ein. Hier setzte dieser seinen Plan für den bevorstehenden Feldzug auseinander; er wollte zuvörderst in Schlesien durch die Wiedereroberung von Schweidnitz alles auf guten Fuß setzen, dann einen Zug nach Mähren machen um Olmütz einzunehmen, wodurch er die Oesterreicher auf dieser Seite festzuhalten und bei Wiedergewinnung dieses Platzes lange zu beschäftigen hoffte, während er selbst dadurch Zeit und Freiheit fände, gegen die Russen zu ziehen, welche im vorigen Jahre nur geringen Antheil am Kriege genommen hatten, dieses Jahr aber nach Pommern und Brandenburg vorzudringen drohten. Keith mißbilligte diesen Plan, er glaubte, der König nehme beide Unternehmungen zu leicht, sowohl die gegen Olmütz, als die gegen die Russen, er hielt für das Nöthigste, sich gegen diese letzteren zu wenden, und im Ganzen mehr vertheidigungsweise zu verfahren. Keith achtete die russischen Truppen, im Widerspruche mit dem Könige, er hielt sie an Zucht und Abrichtung den preußischen wenigstens gleich, und sah mit Betrübniß und Verdruß, daß der König nur über sie spottete, und in den schlechtesten Ausdrücken von ihnen sprach. Allein der König ließ keine Einrede gelten, er wollte angreifend verfahren, und die Russen zuletzt bedenken. Dabei scherzte er mit Keith über dessen gute Meinung von dieser „canaille", die ihm selber doch so übel mitgespielt habe!

Keith kannte zu gut die Art des Königs, und hatte auch ein zu festes Herz, um auf solche Scherzreden viel Gewicht zu legen. Ihn bedrängte in diesem Augenblick ein ernsteres Leid, er hatte neue Anfälle von Asthma, und dabei Fieber. Der König, der vor allem Schweidnitz rasch bezwingen wollte, war über Keith's Unwohlsein sehr betroffen, und schrieb ihm gleich am 8. April: „Je suis fort embarassé pour ce siège; si vous pouvez vous en charger, vous me rendrez un grand service qui ajoutera encore à la reconnaissance et à l'estime que j'ai pour vous. Federic." Keith antwortete am 9. April aus Landshut mit bittern Klagen, daß sein Fieber

immer andaure, und fügte hinzu: „Je n'ai d'autre ambition que de servir Votre Majesté, je laisserai aux autres avec plaisir le commandement, et si je puis être utile à quelque chose à mon maître c'est là l'honneur auquel j'aspire." Am 11. blieb das Fieber aus, und gleich fragte er an, ob er kommen solle? Der König aber hatte schon andere Anstalt getroffen, und antwortete, Keith solle sich fürerst noch schonen.

Schweidnitz ergab sich schon am 15. April, und der König bekam nun freie Hand für die Unternehmung nach Mähren. Er brach mit seinem Heere nach Neiße auf, und theilte dasselbe hier in zwei Heerzüge, deren einer, unter Friedrichs eigner Führung, nach Troppau, der andere, unter Keith's Oberbefehl, nach Jägerndorf marschirte. Der König überließ es Keith, den Marsch nach eignem Ermessen einzurichten, und bezeigte sich in einem Schreiben aus Troppau vom 30. April sehr zufrieden mit den Anordnungen, welche Keith getroffen, besonders mit der Erleichterung, die er den Truppen verschafft hatte. Der Feind wich überall zurück, und beide Heerzüge rückten am 3. Mai über Gibau und Sternberg gegen Olmütz. Dann, der geflissentlich durch Scheinbewegungen Zieten's und Fouqué's in der Meinung bestärkt worden war, die Absicht des Königs sei auf Böhmen gerichtet, war glücklich überlistet; doch mußte man sein unverzügliches Heranrücken erwarten, und der König hielt sich mit dem größern Theile des Heeres bereit, ihm entgegenzutreten. Der König ging am 12. Mai bei Littau über die March, und nahm ein Lager bei Proßnitz.

Keith war bestimmt, bei der Belagerung von Olmütz den Oberbefehl zu führen, ihm wurden zu diesem Zwecke 16 Bataillons und 12 Schwadronen überwiesen, im Ganzen kaum 6000 Mann. Als er am 21. Mai vor Olmütz ankam, hatte der König bereits die Einschließung angeordnet, und da Keith wieder starkes Fieber bekam und zu Bette liegen mußte, so hatte Fouqué statt seiner die weitern Anstalten zu führen, der Oberst von Balbi aber leitete die Arbeiten der Ingenieure; beide Unterbefehlshaber waren eigensinnig, und gehorchten Keith nur ungern. Dieser genas nach ein paar Tagen, und nachdem er die Lage der Dinge näher be-

sichtigt, mußte er dem Könige klagen, daß er zu wenige Truppen habe, daß der Pulvervorrath gering sei, daß es an Arbeitern und Werkzeugen fehle, die Besatzung weit stärker als die Belagerer sei, und noch immer offne Verbindung nach außen habe. Jedoch eröffnete er die Laufgräben am 27. Mai, und ohne allen Verlust. Er schildert den Hergang in einem Briefe vom 28. an seinen Bruder: „We opened the trenches before Olmütz last night, at 500 yards from the place, without losing a single man, the governor not having perceived what we were about till it was daylight, by which time we were already covered with our works. All this morning he has been firing, but not vigorously, and almost entirely with small cannons. If he does not increase his fire, I reckon in three days on being able to bring to bear upon the place 24 great guns, and 16 mortars. If we are lucky, I hope in four or five days more to extinguish a great part of his fire; for having the advantage of the ground over him, we see the inside of several of his works. On his side he does not spare labour. I see from the top of the house I am living in, that he is opening a battery on our right, in an island that you will see on the other side of the river. We must therefore plant one to oppose him. Adieu, my dear brother."

Der König antwortete auf Keith's Klagen aus seinem Lager bei Proßnitz am 31. Mai eigenhändig: „Je vous assure, mon cher maréchal, que je suis aussi fâché que vous que mes bataillons ne se trouvent pas complets, mais que ce n'est pas ma faute, il faut considérer leur valeur intrinsèque, et non pas leur nombre, voilà tout ce que je puis vous dire, et que beaucoup de choses sont faisables et possibles quand on les entreprend. Je suis votre fidèle ami Federic." Aber der Befehlshaber der Festung, General von Marschall, ein sechsundsiebzigjähriger Greis, kriegserfahren und unerschrocken, gebot über eine zahlreiche und tapfre Mannschaft, hatte Vorräthe in Ueberfluß, zog nach Belieben Lebensmittel und Verstärkung an sich, und erschwerte den Belagerern jeden Fortschritt.

Friedrich, schon beunruhigt durch Nachrichten vom Heran-

ziehen Daun's, wollte durchaus, daß die Festung schärfer angegriffen würde, äußerte wiederholt seine Unzufriedenheit mit den Ingenieurs und der Artillerie, und gab genau im Einzelnen an, was man thun solle, und wie man alles beschleunigen könne. Am 4. Juni schrieb er an Keith: „L'ennemi, à ce que j'apprends, veut se mettre en beaucoup de corps, et l'on m'assure que monsieur de Daun détache de l'infanterie à Wischau; si cela est, c'est la disposition de monsieur de Bourgogne au siége de Lille, qui apparemment réussira à ses imitateurs aussi mal qu'elle lui réussit alors. Fr." Zum Unglück wurden die Häupter des Ingenieurwesens und der Artillerie uneinig, und wetteiferten in Pedanterei und Eigensinn, die Arbeiten rückten nicht vor, der König schrieb: „mes affaires en souffrent prodigieusement", und wurde täglich ungeduldiger, aber die Sachen blieben unverändert. Keith bekam wieder vier Tage das Fieber, und Fouqué befehligte unterdeß. Am 11. machte der König seinem Unmuthe in folgenden bittern Worten Luft: „Tout ce que Balbi écrit, mon cher maréchal, n'est que du verbiage qui doit servir de manteau à l'iguorance et au peu d'expérience des ingénieurs. Je réponds 1mo que la batterie de la droite est nécessaire et qu'elle s'achève, 2do que la grande batterie est inutile, parce qu'elle est trop éloignée de la place, 3^{tio} que, si les ingénieurs approchent de la place, ils se tireront, en avançant, de tous les feux collatéraux, et que l'on ne se moque pas de moi en débitant des sottises, mais qu'il faut de bons argumens pour me vaincre; quoi, n'est-ce pas une honte, il y a 15 jours que la tranchée est ouverte et nous ne sommes pas encore au glacis, ah! que si Coehorn et Vauban ressuscitaient, qu'ils honoreraient d'un bonnet d'oreilles d'âne ceux qui dans ces tems modernes se mêlent de leur métier! Adieu, mon cher maréchal. Je vous embrasse. Federic."

Aber alles ging in diesem Unternehmen schlecht. Die Lebensmittel wurden im Lager selten, und übermäßig theuer, der Dienst wegen der wenigen Mannschaft unerträglich hart, und das Ausreißen der Soldaten nahm überhand; zu 20

und 30 Mann liefen jede Nacht in die Festung, welche das Feld offen und an nichts Mangel hatte. Zum Unglück wurde auch Fouqué am 14. Juni durch eine Kanonenkugel am Schenkel gequetscht und auf einige Zeit dienstunfähig. Friedrich antwortete auf diese Nachricht an demselben Tage aus Klein-Latein: „Je suis très-fâché, mon cher maréchal, de l'accident arrivé au général Fouqué, j'espère pour le bien de l'armée qu'il ne sera pas dangereux, une contusion n'est pas létale, je lui envoie mon chirurgien qui est tout ce que je peux faire; et en même tems je ferai venir le général Marwitz, il ne remplacera pas Fouqué, mais voilà tout ce que je peux faire pour vous, nous n'avons pas des lieutenants-généraux par douzaine et je n'en ai pas à vous en envoyer d'autre." An demselben Tage schrieb Keith an Lord Marischal nach Neuchatel über den Stand der Sachen wie folgt: „I have received my dear brother's letter of the 4th of May, and have shewn it to the king, who was much pleased with the part relating to the canton of Berne. The taking of Schweidnitz dit not exactly occur in the way that it is reported. There was neither a breach, nor a piece of the wall fallen down; but a deserter gave information, that the soldiers, who where placed to guard a certain fort, were all below in the casemates, on account of the quantity of shells which we threw there. The resolution was, in consequence, taken to scale that part, which was done without resistance. The entrance of the casemates was then taken possession of, and those within were obliged to beg for quarter. The possession of the fort remained to us; upon which the town, of which all the strength consists in the forts which surround it, capitulated. We found 51 Austrian cannons in it, besides those we had ourselves left there. I wish I could also give you an account of the taking of Olmütz; but the baron de Marschall, who commands there, does not approve of my doing this immediately. He is a very brave old man, seventy-six years old, dexterous and experienced in this kind of warfare. He is in a very good place, provided with every thing

that he wants, and having, at his disposal, all the cannons and ammunition destined for the siege of Neisse, provisions in great abundance, and an old engineer named M. de Rochepine, who assists him admirably in his defence. His garrison consists of 18 battalions, and 3 squadrons of dragoons, but there are a good many recruits among them. I see, that, for the services of danger, he trusts principally to 6 Hungarian battalions, who are with him; for in the three sorties he has made, hardly any one but Hungarians have appeared. In the last he has given them a good dose of *aqua magnanimitatis*, as Lascy used to call it. They were all drunk, and in this state rushed into our batteries, and nailed up 6 pieces of cannon and three mortars, but so ill, that four hours afterwards all of them went off as well as before. Our people killed 100 of their soldiers, and 5 officers, with their bayonnets; and we took an officer and 47 men prisoners. The deserters assure us, that, with the wounded, they have lost 300 men, out of the 1200, of which the sortie consisted. In consequence for the last three days they have attempted nothing. I tell you nothing of prince Henry and prince Ferdinand of Brunswick, because they are nearer you than us. All that we know is, that they are both in motion, to try and execute the projects they have concerted with the king. I am much obliged to you for all the good things you send me. I can only send you *plans* in return. By that of Olmütz you will see how far we are advanced; and as Weideman did not send you that of Schweidnitz, I have begged Balbi to make me one, which I will send you in my next letter. Many compliments to mademoiselle Emété. You never tell me any thing of Ibrahim and Stepan. I should be glad to hear if they are still with you, and if they behave well. I believe I have already told you, that Motscho was not with me at the affair of Rossbach. He was then ill of a fever at Leipsig. I like him very much; he is exceedingly attached to me; and as he gets older, he becomes more steady. — The

king, who covers our siege, came yesterday to see our lines, and to receive a hundred or two cannon shots. Lieutenant general Fouqué received a contusion on his thigh from a twelve-pounder; but it is not a dangerous wound. I see that the king will be glad to receive letters from you from time to time. You can send them inclosed in those to me. Adieu, my dearest brother. The Swiss officer's remedy against danger made me laugh heartily, and the king also. Fermor and Browne have not been recalled. You know the Russian generals sufficiently well, to be aware, that they are not anxious for commands, where blows may be expected, so, probably, they will remain."

Am 18. Juni, welchen Tag der König, im Andenken an Kollin, als „ce jour funeste" bezeichnet, schrieb er dreimal eigenhändig an Keith, dem er eine Menge Vorschriften ertheilte, und darunter auch eine Anweisung, wie die ungeschickten Sappeure zu unterrichten seien. Am 19. fügt er zu dienstlichen Befehlen eigenhändig hinzu: „On me mande de Berlin la mort de mon frère, jugez de mon chagrin. Il faut que les officiers mettent un crêpe." Worauf Keith erwiedert: „Les exemples que j'ai vu de la sensibilité de Votre Majeste, non seulement sur la perte des parents, mais même de ceux qu'elle honorait de son amitié, me fait sentir combien la mort de monseigneur le prince de Prusse lui fera de la peine. Dieu nous conserve Votre Majesté, il faut que nous supportons les autres pertes avec fermeté." Diese Ausdrucksweise ist so bezeichnend für den König als für Keith, der zugleich schmeichelhaft und freimüthig in Kürze das Richtige zu sagen weiß.

Aus dem Lager von Smirschitz schreibt Friedrich am 21. Juni, daß Daun ihn schwerlich angreifen werde, denn seine rechte Flanke sei völlig gedeckt, die linke anzugreifen aber müßte Daun sich sehr bloßgeben. Jedoch stieg seine Ungeduld, die Belagerung nicht vorrücken zu sehen, auf's höchste, die Fehler, welche immerfort begangen wurden, die er einsah und doch nicht ändern konnte, erbitterten ihn, und am 23. Juni schrieb er im Zorn an den Obersten von Balbi: „Le colonel Müller vient ici me faire un conte bleu de

vos batteries, je n'y entends rien, et je crois que vous autres vous vous noyerez dans votre propre crachat; je ne peux point examiner d'ici vos batteries; il me dit ultérieurement, que parceque cette nuit passée il y avait eu quelques coups de canon de mon côté, que vous aviez fait revenir les travailleurs à leurs régimens, cela est pitoyable, enfin, il faut que vous vous tiriez d'affaire de l'autre côté et que vous n'écoutiez pas toutes les contes des vieilles femmes. Je ne sais ce que c'est que votre batterie, vous l'avez fait faire, et si elle est fait de travers, c'est votre faute. Fr." Gleich darauf schrieb er an Keith: „— Vous direz, s'il vous plaît, à messieurs les ingénieurs, qu'au lieu d'une belle couronne civique ou rurale je leur prépare un beau bonnet d'âne, dut-il m'en couter les oreilles de mon meilleur mulet. Federic."

Daß diese Vorwürfe, wenn sie auch Keith nicht treffen sollten und konnten, ihm doch unangenehm vorüberstreiften, läßt sich wohl mit Gewißheit annehmen. Auch er klagte bitter über den langsamen Gang der Arbeiten, und meinte, dergleichen habe er noch nicht erlebt. Den Ingenieuren mißtrauend, begab er sich selbst an die Spitze der Sappe, und fand mit Erstaunen, daß sie nicht, wie jene vorgegeben, schon am Fuße des Glacis, sondern noch 20 bis 30 Schritt davon sei. Allein Keith beschwert sich in allen seinen Berichten stets nur über die Sache, nie klagt er bei dem Könige die Personen an, noch sucht er das bisherige Mißlingen den Untergebenen aufzubürden, obwohl er wissen mußte, daß diese mancherlei Abneigungen gegen ihn hatten, und seine Befehle nicht stets willig ausführten. Das hauptsächlichste Uebel kam auch in der That nicht von den Befehlführern her, sondern lag in den Anordnungen des Königs selber, der das Unternehmen zu leicht geschätzt, und weder genug Truppen, noch auf gehörige Dauer Schießbedarf und Lebensmittel mitgenommen hatte, sogar an Bomben fing es schon an zu fehlen.

Zwar hatte Friedrich eine bedeutende Zufuhr aus Schlesien anbefohlen, und diese war über Troppau schon unterwegs; allein der Feind suchte sie abzuschneiden, und seine Schaaren

beherrschten das Feld. Zieten war deßhalb mit bedeutender Truppenmacht auf dem Wege von Troppau vorgesandt, und der König schien wenig besorgt; er schrieb am 25. Juni an Keith: „Hier sur les 5 heures nous avons entendu un terrible feu de canon à Olmütz, nous avons tous cru que l'ennemi avait tenté une sortie, mais comme aucunes nouvelles n'en sont venues, je m'imagine que Dieskau a voulu se divertir aux dépens des ouvrages d'Olmütz. J'envoie en même tems au général Zieten pour l'avertir de rester là-bas jusqu'à l'arrivée du secours de Troppau, ce qui sera après-demain. Ici tout est tranquille, et vous pouvez l'être tout-à-fait pour ce qui nous regarde. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Keith meldete seinerseits am 27., daß die Spitze des Wagenzuges an diesem Tage nach Gibau gelangen werde, und er deßhalb den Obersten Werner mit einer starken Truppenschaar dorthin geschickt habe, um 50 Wagen mit Bomben auf das schnellste herbeizuholen, und auch Briefschaften und Kouriere für den König in Empfang zu nehmen. Friedrich dankte für die Nachricht, und sandte den Quartiermeisterlieutenant von der Marwitz, um nach Keith's Befehlen mit Retzow die genauere Einschließung von Olmütz auf der anderen Seite anzuordnen. Am 28. Juni jedoch wurde der König besorgter, und befahl, Keith solle noch zwei Bataillons zu Zieten stoßen lassen, er schrieb außerdem: „L'ennemi a fait un mouvement, il a passé le défilé de Predlitz et s'est mis entre Nesnitz et nous, je crois que son intention est de détacher par sa droite du côté de Prerau, j'y serai attentif, en même tems je serai bien aise d'apprendre de vous que le convoi soit arrivé; car je crains toujours qu'il n'y soit arrivé quelque chose. Je ne puis donc rien vous dire de positif avant demain matin que je verrai plus clair dans les mouvemens de l'ennemi. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Fr." Am 29. Juni versicherte der König guten Muthes: — „Si l'ennemi veut me forcer de combattre, c'est moi qui lui donnera le terrain qui m'est convenable, ainsi ne soyez pas en peine de moi s'il s'agit de bataille."

Inzwischen war der Zufuhr, die noch immer ausblieb, auch Retzow mit einer Schaar entgegengesandt worden, der aber gegen den überlegenen Feind nichts unternehmen, sondern nur melden konnte, der Zug sei hinter Domstädtel aufgefahren, Zieten wolle in der Tagesfrühe des 30. aufbrechen, um durch Domstädtel nach Giban zu gelangen; der Feind jedoch sei überall nahe, und am stärksten auf der rechten Flanke des Zuges. Noch in der Nacht sandte Keith einen seiner Adjutanten, den Hauptmann von Schwerin, aus, um Nachrichten von der angstvoll erwarteten Zufuhr einzuziehen, auf der jetzt wirklich alles Heil beruhte. Aber am 30. hatten die Oesterreicher unter Laudon und Saint-Ignon mit 25,000 Mann den Wagenzug in den Engwegen von Domstädtel auf's neue angegriffen, ihn auseinander gesprengt, und den größern Theil, nebst der Schaar von Zieten, welche vergebens gegen die Uebermacht kämpfte, auf den Weg nach Troppau zurückgeworfen.

Bei der Nachricht von diesem Unfall mußte der König erkennen, daß die Belagerung von Olmütz aufzuheben sei; er schrieb gleich am 1. Juli aus dem Lager von Smirschitz an Keith: „Mon cher maréchal, il faudra incessament faire revenir le général Retzow, puisque j'apprends que le général Zieten s'est retiré vers Troppau. Je crois dans la situation présente qu'il faudra renoncer à notre siège, l'ennemi est marché à Kremsir et de là il marchera demain à Préran, faites donc d'abord revenri Retzow, car après ce terrible contretems je ne vois plus jour à prendre Olmütz, et comme les difficultés pourrainet aller en augmentant, je vous dirai sous le sceau du secret que je crois le meilleur parti pour nous sera de marcher à Königgratz, d'y prendre le magasin des Autrichiens, et de faire revenir à moi par Neisse les bataillons et régimens qui se sont retirés par Troppau. Pensez-y-bien, car il faudra retirer notre canon, emporter la farine que l'on pourra, ainsi que les fours, et quand je saurai votre avis sur tout ceci je prendrai mon dernier parti. Voilà ce que je vois de mieux et de plus certain, il vaut mieux prendre un parti désagréable que de n'en

prendre point, ou d'attendre les extrémités. Répondez-moi, s'il vous plaît, et écrivez en au général Retzow. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Und in einem zweiten Schreiben von demselben Tage ordnete er den Aufbruch folgendermaßen an: „Il faut marcher demain, mon cher maréchal, vous n'avez qu'à tout dire à Retzow et prendre avec lui les meilleurs arrangemens. Je compte de partir avec vous à-peu-près en même tems. Votre colonne peut passer par Littau. — — Il faut marcher le second jour à Müglitz; moi je serai le second à Mährisch-Tribau où je vous attendrai le troisième qui sera le 4. du mois. Je ferai garnir d'avance le défilé de Schönhengst, et alors nous pourrons poursuivre tranquillement notre marche à Königgratz, prendre le magasin de l'ennemi et aviser à ce qu'il y aura à faire. Adieu, je vous embrasse. Federic. Si vous voulez de la cavalerie je vous en enverrai." In einem dritten Schreiben vom 1. Juli gab er eine Vorschrift, die dadurch merkwürdig ist, daß er sie nothwendig erachten konnte; sie lautete: „Il faut bien imprimer à tous les officiers de notre armée que personne ne fasse le découragé, et que si quelque officier fait la grimace, ou dit que tout est perdu, qu'il sera mis à la forteresse avec cassation, s'il ne fait bonne mine et n'encourage les soldats; cela évitera beaucoup de désertion et diminuera considérablement les malheurs auxquels nous serions sans cela à coup sûr exposés. J'ai ordonné dans ce moment même que l'on vous envoye des chevaux. Adieu. Wopersnow vous enverra mes dispositions dont vous pourrez vous servir après-demain de Littau à Müglitz. Federic."

Keith hob in der Nacht vom 1. zum 2. Juli die Belagerung auf, ohne anderen Verlust, als 5 Mörser und eine vierundzwanzigpfündige Kanone, deren Lafetten zerschossen waren. Er hatte die Pferde der Reiterei zur Fortbringung des Geschützes zu gebrauchen versucht, aber davon wieder abstehen müssen. Der König, welcher gleichzeitig sein Lager bei Smirschitz verließ, zog mit seinen Truppen über Konitz nach Triban, Keith mit den seinigen über Müglitz und Littau

ebendahin, beide unverfolgt von Daun, der mit seinem errungenen Gewinn zufrieden ihnen nur seine leichten Truppen nachsandte. Keith wurde in Tribau wieder von heftigem Asthma befallen, und mußte während zweier Rasttage daselbst das Bette hüten; Fouqué besorgte das Einzelne der Anordnungen. Der König, anstatt nach Schlesien zu gehen, wie Daun erwarten mußte, nahm den Weg nach Böhmen, gelangte ohne Schwierigkeit nach Leitomischl, und über Hohenmauth am 11. Juli nach Königingrätz, wo er ein festes Lager nahm. Keith folgte mit seinen Truppen, die er in drei Schaaren getheilt hatte dorthin nach; er führte alles Belagerungsgeschütz und alles Gepäck, alle Kranken und Verwundeten, und alle Vorräthe, sowohl der eignen Truppen als der des Königs, in langen Wagenreihen mit sich. Beim Wiederaufbruche von Tribau führte Retzow die letzte Schaar, und Fouqué hatte auch sie mit Fuhrwerk schwer belastet, und ihr den 8. Juli zum Abmarsch angesetzt, während die erste und zweite Schaar, ebenfalls mit ihren Wagenzügen, jede um einen Tag voraus waren. Der General von Lascy suchte Retzow'n abzuschneiden, und besetzte die waldigen Höhen von Krenau, weßhalb Retzow nun schon am 7. aufbrach, den Feind am 8. Juli zurückwarf, und durch einen Nachtmarsch glücklich nach Zwittau gelangte. Hier sagte Keith, der noch krank daniederlag, bei Meldung dieser Vorgänge: „Je félicite le général Retzow de s'être si bien tiré d'affaire. J'ai prévu les inconvéniens qui résulteraient de la disposition donnée à Tribau, qui je vous assure n'a pas été de mon aveu. J'avoue que je vous comptai perdus, si le maréchal Daun avait témoigné autant de vigueur que ses généraux ont montré de sagacité." Retzow setzte darauf seinen Marsch mit Eifer und Vorsicht fort, vom Feinde gedrängt, warf er sich auf eine frei Nebenstraße, und gelangte so ohne den geringsten Verlust gleichzeitig mit der zweiten Schaar nach Leitomischl, wo Fouqué ihn verwundert anrief: „Eh! d'où venez-vous donc?" jener aber kurz erwiederte: „Par le grand chemin!"

Nach einem Ruhetage bei Leitomischl zog Keith mit seinen Truppen über Hohenmauth gegen Holitz. Retzow

führte jetzt die Vorhut, fand am 11. Juli die dortigen Höhen vom Feinde stark besetzt, und mußte sich am 12. abermals durchschlagen. Während des Gefechtes fuhren die Wagenzüge stets weiter, und Retzow, der die Generale Laudon und Saint-Ignon mit 10,000 Mann gegen sich hatte, leistete der Uebermacht glücklich Widerstand. Als seine Kürassiere vom Feinde geworfen waren, fiel der Lieutenant Kordshagen, der Befehle des Königs an Keith zu überbringen hatte und zufällig hier eintraf, mit seiner Bedeckung von 50 Husaren der feindlichen Reiterei in die Flanke, und diese wurde wieder zurückgetrieben. Nun kam auch Keith, jetzt wieder zu Pferde, mit seinen Truppen herbei, und griff das feindliche Fußvolk an, welches noch die Höhen besetzt hielt, aber bald weichen mußte. Einem General, der sich bei diesem Gefecht sehr ungeschickt und nach Keith's Meinung nicht herzhaft genug benahm, schickte dieser durch einen Adjutanten den Gruß, „qu'il pouvait être une bonne chose, mais qu'il n'était pas un homme", was der Adjutant, wie Kalckreuth erzählt, große Mühe hatte, dem General deutsch auszudrücken.

Die Vereinigung Keith's mit dem Könige war nunmehr glücklich erfolgt, und seine Truppen schlossen sich dem Lager bei Königingrätz an. Von hier schrieb er an seinen Bruder den gedrängten Bericht von diesen Vorgängen, welche unsere Leser in seiner eigenthümlichen Darstellung gern nochmals überblicken werden. Der Brief ist vom 14. Juli, unmittelbar nach Keith's Ankunft geschrieben und lautet: „You must have already heard, by the newspapers, of the raising of the siege of Olmütz; but as I am persuaded, that many false circumstances will have been added to the detail of that event, I am going to relate the whole transaction to you, with that accuracy, which you know I always adhere to. I must first allow, that we had by no means a true idea of the strength of the place or of the garrison; and that, consequently, we had not brought with us enough ammunition to take it. This obliged the king to order a great convoy from Silesia, under an escort of 8 battalions of infantry and of about 1100 horses. The enemies, who perceived that every

thing depended upon the arrival of this convoy, and who, being in their own country, were well informed of every step we took, collected several small bodies of men, which had already been posted in the mountains behind us, with the view of cutting off our communication with Silesia. With these they attacked our convoy on the 27th of june, but were repulsed with the loss of 200 or 300 men. As soon as I heard of this I sent lieutenant-general Zieten, with 5 battalions of grenadiers, (not very strong ones, I allow) and 3 regiments of cavalry and hussars, to meet the convoy, which was already within three leagues of us. The day after (the 28th), the attack was recommenced by the enemies, with the same troops as the day before. But while Zieten was occupied in repulsing them both in front and rear of the convoy, for they had attacked both parts at once, general Saint-Ignon arrived with 4000 grenadiers and 3000 dragoons, and fell upon the centre; so that our forces and convoy were divided into two parts, one of which arrived at the camp, but the other was destroyed: and Zieten, who was in the rear, was obliged to return to Troppau, with whatever scattered troops he could collect. You will readily perceive, that after the loss of our ammunition it was impossible to take any other part, than that of raising the siege, which we did on the morning of the 2d of july. I was obliged to leave a single cannon and 5 mortars behind us, which are the only trophies the enemy has to boast of; for I brought away with me all the sick and wounded, except 22, who were actually dying. — As soon as the siege was raised, the king resolved to quit Moravia, as all the provisions in it, both for men and horses, had been consumed, during the two months we had been there. He determined to march into Bohemia, where we hoped to find a fresh country. We arrived here without any difficulty from the enemies, except that the day before yesterday Laudon and Saint-Ignon, with a corps of 10,000 men, wished to make an attack upon the baggage

of the troops under my command. Instead of succeeding, however, they left behind them about 500 dragoons, either killed or taken prisoners, and only got possession of 4 or 5 carts of flour. My health has been very feeble ever since the month of april. The fever pursues me, but I cannot tell you what sort of fever it is, as there is nothing regular about it. The gout also takes its part, and at one time fixed itself in my right foot; but it has since risen into the body, where it gives me great pain. I have need of repose, but our situation does not permit me to hope for it for some time, so I must drag myself along as well as I can. Adieu, my dearest brother. I will try to send you news of myself, as often as I can."

Bei Königingrätz blieb das Heer am Zusammenflusse der Elbe und des Adler stehen, und eröffnete sich zuvörderst die Verbindung mit Schlesien, wohin Fouqué die Kranken und Verwundeten, sowie das überflüssige Geschütz und Gepäck zurückleitete. Laudon drohte dies zu hindern, und legte sich mit 4000 Mann in den Wald von Opotschna, allein der König rückte mit einigen Truppen dorthin vor, vertrieb den Feind, und nahm bei Opotschna eine Stellung, welche den Zug Fouqué's nach Glatz sicherte. Da jedoch in dieser Zeit auch Daun, der langsam und beschwerlich nachgefolgt war, wieder näher kam, und seine Vortruppen jenseits der Elbe schon umherstreiften, so wurde Keith besorgt, und warnte den König, Daun könnte eine Schaar bei Smirschitz über die Elbe senden, und ihn von dem Hauptlager abschneiden; allein der König, wieder im Gefühl seiner Ueberlegenheit, schrieb ihm am 19. Juli zurück: „Non, mon cher maréchal, il n'est point question de me couper de l'armée par Smirzitz; Daun a coupé un convoi, mais il ne coupera plus rien; je vois que vous n'êtes pas au fait du terrain. Si je ne couvre ici la farine, Fouqué pourrait en souffrir; mais cela fait, je prends le camp de Zwol, jusqu'à nouvel ordre, ou que les Barbares ne m'obligent de retourner en Silésie ou que j'aie occasion de battre notre homme dans vos environs. Adieu, mon cher maréchal, je vuso

souhaite une prompte reconvalescence et vous embrasse. Federic." Keith benachrichtigte darauf den König, daß Daun jenseits der Elbe sein Lager zwischen Dobranitz und Libitschan abstechen lasse, und in den nächsten Tagen eintreffen werde, worauf der König sogleich die Hoffnung faßt, ihm eine Schlacht zu liefern; er antwortet aus Opotschna am 21. Juli: „Mon cher maréchal. Je suis charmé de savoir l'ennemi entre Dobranitz et Libitschau, nous pourrons dans le terrain qu'il a à parcourir engager une affaire avantageuse, rien ne pourrait nous arriver de plus à propos dans les circonstances où nous nous trouvons, je travaillerai à rassembler ici tout ce que je pourrai de Fouqué joint au corps de Lattorf et au mien pour donner sur l'ennemi en force, je me flatte que cela pourra avoir lieu le 24 ou 25 de ce mois. Adieu, mon cher maréchal. Je vous embrasse. Federic." Daun kam den 22. mit dem Heere bei Libitschan an, und Friedrich kehrte an demselben Tage von Opotschna nach Königingrätz zurück. Aber Daun wollte sich auf keine Schlacht einlassen, und nahm seine Stellung so gut, daß er keine Blöße gab.

Da Friedrich seine Zeit hier nutzlos verloren sah, und auf anderer Seite seine Angelegenheiten hart bedrängt wurden, so brach er am 25. Juli mit allen seinen Truppen auf, und führte das Heer in langsamem Zuge über Politz und Friedel nach Schlesien zurück, wo dasselbe zwischen Grüssau und Landshut sein Lager nahm. Inzwischen waren die Russen unter dem General Fermor gegen die Oder vorgerückt, und bedrohten Küstrin. Der König traf alle Anordnungen zur Vertheidigung Schlesiens, und brach am 11. August mit 14,000 Mann Kerntruppen gegen den neuen Feind auf. Die Anfälle von Asthma, denen Keith bisher wiederholt erlegen war, und aus denen er sich immer zu früh und gewaltsam herausgerissen, hatten durch diese Unnachgiebigkeit sich nur verschlimmert, und ein neuerdings hinzugetretenes Fieber nöthigte ihn, jetzt andauernd im Bette zu liegen. Er konnte daher nicht daran denken, mit dem Könige zu ziehen, und eben so wenig vermochte er den Oberbefehl in Schlesien zu führen; dieser wurde dem Markgrafen Karl von Brandenburg über-

tragen. Keith sagte beim Abschiede dem Könige noch, um die Russen zu besiegen, müsse man sie, gleich einer hartnäckig vertheidigten Festung, erst durch Kanonenfeuer erschüttern, dann mit Gewehrfeuer näherücken, endlich mit Bajonet und Säbel wiederholt einstürmen, und endlich — ihnen den Abzug nicht schwer machen. Der König empfahl ihm herzlichst, für seine Genesung bestens Sorge zu tragen. Keith ließ sich nach Breslau bringen, wo er jedoch nur kurz verweilte, sondern nach einiger Besserung erschien er wieder im Feldlager bei Grüssau, und übernahm auf's neue die Befehlführung.

Nach angestrengtem elftägigen Marsch erreichte der König seine den Russen entgegenstehenden Truppen, vereinigte sich mit ihnen, und lieferte am 25. August die Schlacht von Zorndorf, in welcher er den Feind, nach hartnäckigem Widerstande, doch endlich siegreich überwältigte. Inzwischen hatte auch Daun gegen Schlesien nur Beobachtungstruppen stehen lassen, war mit der Hauptmacht nach Sachsen aufgebrochen, und hatte sogar schon 8000 Mann unter Laudon durch die Lausitz gegen die Mark vorgeschoben, um den Russen die Hand zu bieten. Der Prinz Heinrich von Preußen, welcher ein kleines Heer in Sachsen befehligte, war zu schwach um dem Feinde allein zu widerstehen. Keith und der Markgraf Karl von Brandenburg verließen am 20. August das Lager bei Grüssau, und zogen über Hirschberg und Langenau nach Löwenberg, wo sie am 23. bei Backwitz ein Lager nahmen. Hier empfing Keith am 27. die Nachricht von dem Siege bei Zorndorf durch einen vom Könige abgefertigten Offizier, der mündlich die näheren Vorgänge der Schlacht erzählen mußte; Keith hörte die Schilderung ruhig an; so oft aber die hartnäckige Tapferkeit der Russen erwähnt wurde, sagte er für sich hin: „cette canaille!" und der Offizier, welcher den Bezug dieses Wortes nicht kannte, sagte dem Könige unbefangen wieder, der Feldmarschall habe immer nur gesagt: „cette canaille!" Keith schrieb aber dennoch von Herzen glückwünschend an den König, der ihm darauf aus Blumberg am 2. September antwortete: „Mon cher maréchal. Je vous remercie de la part que vous prenez à la victoire que mes troupes ont emportée sur les Russes; ces gens

ne valent pas les Autrichiens, ils n'entendent rien à la guerre, ils ne sont que féroces et barbares. Adieu mon cher maréchal, je crois de vous revoir bientôt, en attendant je vous embrasse de tout mon coeur. Fr."

Friedrich selbst eilte nun mit denselben Truppen, die er nach Zorndorf geführt hatte, nach Sachsen seinem Bruder zu Hülfe, und auch Keith und der Markgraf Karl hatten schon Befehl, mit ihren Truppen zu dem Könige zu stoßen; während dieser über Müllrose, Lübben und Elsterwerda vorrückte, zog Keith über Bunzlau, Sprottau, Sagan, Muskau, Spremberg und Senftenberg, und am 9. September vereinigten sich beide Heerestheile bei Großenhain. Einige Gefechte, welche die Keith'schen Truppen unterwegs, am 30. August bei Bunzlau, am 2. September bei Priebus, und am 6. bei Spremberg, mit den feindlichen Streifpartheien zu bestehen gehabt, waren durch die Generale Werner und von Möhring zum Vortheil der Preußen entschieden worden; doch wurde bei Spremberg der Hauptmann von Schwerin, Keith's Adjutant, tödtlich verwundet, an dessen Stelle er bald nachher den Hauptmann von Gaudi, nachmals berühmt als General und Schriftsteller, zum Adjutanten erhielt.

Der König besprach sich am 10. September mit Keith in Groß-Dobritzsch, und am 12. mit dem Prinzen Heinrich; seine Absicht war, die Oesterreicher zu einer Schlacht zu bringen, und sie nach Böhmen zurückzuwerfen. Der König ging über Dresden voraus, und nahm ein Lager bei Schönfeld, wohin Keith am 13. folgte. Dann's Vortruppen waren überall zurückgedrängt worden, er selbst aber stand hier in fester Stellung unangreifbar dem Könige gegenüber, und sein Lager dehnte sich von Lohmen über Stolpen bis gegen Bischofswerda hin. Laudon hielt in der linken Flanke der Preußen mit einer ansehnlichen Schaar Radeberg besetzt, wurde aber von Retzow, den der König gegen ihn absandte, am 16. mit Verlust vertrieben und auf Arensdorf und Fischbach zurückgedrängt. Aber auch hier wollte der König ihn nicht stehen lassen, er ging mit einigen Truppen ihm in die linke Flanke, während die rechte von Retzow umgangen wurde, und der Prinz Franz von Braunschweig in der Fronte auf

ihn anrückte; die Bewegungen geschahen nicht in gehöriger Uebereinstimmung, sonst wäre Laudon verloren gewesen; doch gelang ihm nur mit beträchtlichem Verluste sich durch die Waldung auf Daun zurückzuziehen. Der König schrieb am 25. September aus Schönberg an Lord Marischal über seine Lage voll munteren Aergers: „J'ai été arrêté jusqu'à présent par les postes de ces gens là. L'on dirait que le mont Caucase, ou le Pic de Ténériffe, ou les Cordillières ont enfanté les généraux autrichiens, dès qu'ils voient une montagne ils sont dessus; ils sont amoureux des rochers et des défilés à la folie, cela rend la guerre pénible et longue, ce qui ne me convient ni l'un ni l'autre." Am 26. September zog Friedrich mit seiner Hauptstärke nach Hauswalde, und schrieb an Keith, da Laudon zurückgehe, so solle er das Lager, wo Retzow gestanden, einstweilen beziehen, am 27. aber zu ihm stoßen. Friedrich nahm darauf den 28. sein Lager bei Rammenau, und Keith vertrieb am 29. den Feind aus Bischofswerda. Von hier schrieb er am 1. Oktober im Auftrage des Königs an Daun, um Beschwerde zu führen, daß die Oesterreicher aus Schlesien mehrere Verwaltungsbeamte als Gefangene mit fortgeschleppt, und da dies wider Kriegsgebrauch, so verlangte er die Freilassung derselben, worauf Daun am 2. Oktober aus Stolpen artig antwortete: daß er befohlen, die verlangte Freilassung sogleich zu bewirken.

Für seine rechte Flanke mehr und mehr besorgt, verließ endlich Daun am 5. Oktober in der Nacht die Stellung von Stolpen, und zog am 7. in die noch festere auf den Höhen von Kittlitz, mit dem linken Flügel an die waldigen Berge bei Hochkirch, mit dem rechten an den Stromberg angelehnt. Der König hatte schon am 1. Oktober Retzow mit 14 Bataillonen und 30 Schwadronen nach Bautzen, und darauf mit der Hälfte dieser Mannschaft nach Weißenberg vorgesandt; am 6. rückte er selbst mit der Hauptstärke nach Bautzen, von wo er an Keith schrieb, daß er seine Angriffsbewegungen zu beginnen denke, dann aber hinzufügte: „Je suis informé de tout ce qu'il est possible d'apprendre, à moins que d'avoir eu une conférence sécrète avec Daun, qui peut-

être en aurait dit davantage. J'ai bonne espérance, mais il faut battre le fer tandis qu'il est chaud." Durch diese Aeußerungen der Zuversicht wird Retzow's Angabe bestätigt, daß der König in Daun's Hauptquartier eines Kundschafters sicher gewesen sei, der ihm allerdings die zuverlässigsten Nachrichten ertheilt, aber darauf, unglücklicherweise entdeckt, und gezwungen zu falschen Meldungen, ihn nur um so mehr in's Verderben geführt habe.

Retzow hatte die in Bautzen gebliebene Hälfte seiner Truppen nun wieder an sich gezogen, und hielt fortwährend die Stellung von Weißenberg besetzt, und dadurch die Straße nach Görlitz und Schlesien offen. Den Stromberg mitzubesetzen, reichte seine Mannschaft nicht hin, er hätte die Stellung von Weißenberg dann aufgeben müssen, denn zwischen dieser und dem Stromberge floß in steilen Ufern tief eingeschnitten das Löbauer Wasser und gestattete kaum eine Verbindung zwischen beiden Höhen. Weil aber von dem Stromberge die ganze Gegend weithin zu überschauen war, so hatte Retzow einen Beobachtungsposten dort aufgestellt. Als jedoch Daun sein Lager bei Kittlitz nehmen, und seinen rechten Flügel hinter dem Stromberg anlehnen wollte, vertrieb er den preußischen Posten, und besetzte nun den Berg mit hinreichender Macht. Retzow erkannte, daß Daun sich in seiner neuen Stellung behaupten wollte, und keinerlei Anstalten zum Abzuge machte; seine täglichen Berichte an den König bestätigten diese Meinung durch immer neue Gründe, welche dieser jedoch nie gelten ließ, sondern immer behauptete, der Feind gehe zurück, oder mache Anstalten dazu.

Keith folgte dem Könige am 9. Oktober nach Bautzen, und am 10. rückte dieser vor, und nahm sein Lager bei Hochkirch, dicht vor der Stellung Daun's. Sein Hauptquartier war in Rodewitz. Das eigentliche Lager des Königs hatte nur geringe Ausdehnung. Auf der Höhe von Hochkirch stand der rechte Flügel zusammengedrängt, in der Flanke gesichert durch eine Batterie von 15 Kanonen, rechtshin am Fuße des Abhanges durch Birkengebüsche, in denen preußische Freibataillone lagen. Von jener Anhöhe linkshin erstreckte sich die Linie in zwei Treffen auf geringeren Abhängen über

Rodewitz hinaus, längs der ganzen Front durch einen geringen, aber tief eingeschnittenen Bach gedeckt, den aber der linke Flügel überschritten hatte, um jenseits desselben zwei vortheilhafte Höhen zu besetzen, auf denen, den Dörfern Tschorna und Lauske gegenüber, starke Batterieen aufgeführt waren. Dieser Flügel stand in Verbindung mit der jenseits des Löbauer Wassers vorgerückten Truppenschaar Retzow's, welche auf der Höhe von Weißenberg in der rechten Flanke der Oesterreicher stand. Die Stellung wäre fest genug gewesen, hätte der Feind nicht eine vortheilhaftere und höhere gehabt, in der rechten Flanke, gegen Weißenberg hin, durch den starkbesetzten Stromberg, in der Mitte durch unangreifbare steile Abhänge gesichert, in der linken Flanke an das Hochgebirge gelehnt, dessen Schluchten und Waldungen Laudon mit seinen Schaaren besetzt hatte; der linke Flügel der Oesterreicher gewann hiedurch eine entschiedne Ueberlegenheit über den gegenüberstehenden preußischen, der gleichsam unter dem Kanonenschusse von jenen, und dabei der Umgehung offen stand.

Einen Versuch Laudon's am 10. Oktober in dem Engwege von Jenckwitz, den die leichten Truppen gegen das preußische Gepäck unternahmen, schlug Keith durch einige Regimenter, denen zur Unterstützung auch der König eine Schaar ausrücken ließ, mit bestem Erfolge zurück. Doch ließ dieses Unternehmen schon deutlich das Hauptgebrechen erkennen, an welchem die genommene Stellung litt, nämlich daß die Waldgebirge den Oesterreichern stets offne Ausgänge in die Flanke und in den Rücken der Preußen darboten.

Am 11. Oktober schrieb der König an Keith: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de ce que vous vous portez mieux. Le convoi qui est en chemin fait la base de toutes mes espérances, il faut, comme vous vous le proposez, tout employer pour qu'il arrive avec sûreté à Bautzen, j'ai des nouvelles de Dresde que des fausses alarmes ont retardé son départ le 8 mais que le 9 à midi tout s'est mis en train, je pense donc qu'à présent vous en avez sûrement des nouvelles et que demain tout arrivera à bon port à la boulangerie. L'ennemi a retiré de mon

voisinage les postes avancés, signe certain que les généraux voyent à quoi tendent mes mouvemens et qu'ils se préparent à nous prêter le collet. Ni plus ni moins, et quelque difficile que soit l'aventure il en faut tenter le succès. Je ne peux ni ne veux m'expliquer par écrit, mais comme nous nous verrons bientôt je vous dirai le reste verbalement. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Als Keith am 12. Oktober im Lager zu Hochkirch angelangt war, erstaunte er, daß der König diese Stellung habe wählen können, so nahe dem Feinde und so bloßgestellt dessen Angriffen. Er sagte zu den Offizieren die ihm entgegengeritten kamen: „J'ai vu beaucoup de camps dans ma vie, mais jamais un pareil, ni en réalité, ni en peinture." Schon der Quartiermeisterlieutenant von der Marwitz, überzeugt von der Gefahr, hatte sich geweigert, hier das Lager abzustecken, und war deßhalb in Haft gesetzt. Auch andere Generale machten dem Könige Vorstellungen, allein ganz fruchtlos. Keith sagte gradezu: „Convenez, Sire, que si les généraux autrichiens nous laissent tranquilles dans le camp que nous occupons, ils méritent d'être pendus." Der König erwiederte witzig: „Il faut espérer, qu'ils auront moins peur de la potence, que de nous autres." Keith muß bald die Ansicht des Königs mehr haben gelten lassen, denn in seinem Briefe vom 12. Oktober an Lord Marischal drückt er keinerlei Besorgniß aus, vielmehr hat auch er nun die Ueberzeugung, daß Daun an keinen Angriff denke, sondern bald völlig nach Böhmen werde zurückgehen müssen. Dieser denkwürdige Brief, das Letzte, was Keith geschrieben hat, darf hier nicht fehlen, und dieser letzte Ausdruck seiner Heldenseele, von dem Orte her, wo er sie zwei Tage später aushauchte, geschrieben, lautet wie folgt: „I received, two days ago, two letters from my dearest brother; one of the 10th of august, the other of the 10th of september. In one of them there was a letter for the king, which I delivered immediately. You see, by the newspapers that the Russians continue always to claim for themselves

the victory in the late battle. I wish them, with all my heart, such another victory; for you may rest assured, that their loss in that one was at least 25,000 men, I must, however, do them justice; they fought very well, especially their infantry, which threw the kings left wing into the greatest confusion, and was the cause that the victory was not more decisive. But if they gained the battle, why have they profited so little by it? since, instead of advancing, they have retreated behind Stargard; though the king was obliged to return here, with all the troops which had marched with him. It was, indeed, time that he should do this, for prince Henry began to be very much pressed by the two armies of Daun and the prince of Deuxponts. He is now in a better situation, for the king has obliged marshal Daun to quit his position of Stolpen, and, consequently, his communication with the Elbe, and to retire towards Zittau, where we have pursued him step by step, but without ever having had an opportunity of engaging a combat. He remains always among the mountains, and encamps in places so inaccessible, that it would be the greatest act of rashness to attack him. And it is only by secret marches, that one can draw him out from his position. It was by a march of this kind that we turned his right flank, and thus obliged him to abandon his camp at Stolpe. *Now* the devil has sent him to the top of the hill near Löbau, and we must try and contrive some means of drawing him out from thence, or he will stay there till the snows drive him away. It is true, that this would not be a peculiarly great evil, for we are now placed so, that he cannot receive any thing from Saxony, and that he is obliged to bring all his provisions etc. from Bohemia, which is behind him. One sees clearly that his intention is not to give battle, but that he wants to live as long as he can at the expense of Saxony, and so save Bohemia for his winter quarters. On our side we wish to prevent his foraging in Saxony, because we mean to

winter there. Here you have the secret of the rest of this campaign, which, according to all appearance, cannot be long; for it is already as cold as if we were in the month of december, on account of the nearness of the mountains, from whence, by the way, it is not possible to draw this tiresome man, in spite of all he must suffer there. For we see, by the desertion, that he must suffer a great deal; for in a single night we have had a 150 deserters come to us from his army, and not a day passes, that there do not come 30 or 40. Make many compliments from me to the dear chancellor. I am as anxious for peace as he can be; for my health can no longer sustain the fatigues of war, especially in the way we are now obliged to make it, against so many enemies, whom we are forced each campaign to run after, from one end of Germany to the other."

Der König scheint die Schwäche seines Lagers, welches zu Füßen des österreichischen von diesem aus völlig überschaut wurde, und auf der rechten Flanke fast mit diesem zusammenstieß, wohl eingesehen zu haben, allein er verließ sich auf seine Nachrichten, und wollte zeigen, daß er den Feind verachte und herausfordere. Noch am 13. Oktober Nachmittags hatten ihn mehrere seiner Generale, auf die Kunde von Bewegungen im österreichischen Lager, zur Vorsicht aufgefordert, und Zieten sich die Erlaubniß erbeten, seine Reiterei nicht absatteln zu lassen. Der König ließ auch wirklich schon einige Truppen ausrücken, allein da die Oesterreicher ruhig blieben, so glaubte er, es sei keine Gefahr, zog die Truppen wieder ein, und befahl nun ausdrücklich, die Reiterei solle absatteln, worauf Zieten, um nicht ungehorsam zu sein, dies zwar geschehen ließ, aber gleich nachher wieder zu satteln befahl. Auch dachte der König hier nicht lange zu verweilen, er hoffte durch Vordringen in Daun's rechte Flanke diesen auf's neue zum Rückzuge zu nöthigen. Deshalb äußerte er sein Mißfallen, daß Retzow von Weißenberg aus nicht auch den Stromberg besetzt hatte, der jetzt im Besitze der Oesterreicher deren rechte

Flanke sicherte. Er sandte ihm daher nun den Befehl, eine Stellung auf dem Stromberge zu nehmen, allein Retzow erwiederte, das sei jetzt unmöglich, er würde seine ganze Mannschaft aufopfern und dennoch den Zweck nicht erreichen; der König sandte zum zweitenmale, mit dem Zusatze, Retzow hafte mit seinem Kopfe für die Ausführung, worauf dieser ihm sagen ließ: „Ich lege meinen Kopf dem Könige zu Füßen, und rette mein Gewissen; ich würde mich versündigen, so viele brave Leute hier dem Tode zu weihen, bei der Ueberzeugung, daß kein Nutzen dabei sein kann.“ Eine dritte Botschaft meldete Retzow'n des Königs Unwillen, und gab ihm Haft. Aber den Angriff des Strombergs gab der König nun gleichwohl auf; vielmehr beschloß er, sobald die Zufuhren von Mehl und Brot eingetroffen sein würden, die sich aber unglücklicherweise um vierundzwanzig Stunden verspäteten, mit seinem Heere aufzubrechen und bei Weißenberg in die Stellung Retzow's zu rücken, diesen aber weiter in die rechte Flanke der Oesterreicher über Reichenbach vorzuschieben. Die Oesterreicher kamen dieser Ausführung zuvor.

Dann sah mit Verwunderung, wie verwegen Friedrich ihm unter den Augen lagerte, und wie durch Nichtbeachtung aller Blößen er den Gegner gleichsam geringschätzte und herausforderte; allein es bleibt zweifelhaft, ob er aus eignem Antriebe zu rechter Zeit etwas dagegen würde gethan haben. Seine Generale aber, besonders Lascy und Laudon, drangen lebhaft in ihn, die trotzige Tollkühnheit zu bestrafen. „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle kassirt zu werden, wenn wir diese Herausforderung nicht annehmen,“ hieß es im österreichischen Lager. Endlich, nachdem er alles sorgsam erwogen und geprüft, entschloß Dann sich zum Angreifen. Der Plan dazu wurde mit Ueberlegung entworfen, und die Ausführung in größter Stille mit Eifer vorbereitet. Um den König zu täuschen, ließ Dann neue Batterieen errichten, besonders auf seiner linken Flanke alle Schluchten und Zugänge durch Verhaue wahren, und indem er diese Vertheidigungs-Anstalten traf, nährte er zugleich die Vermuthung, er denke an Rückzug. Die sichtbare Arbeit an den Schanzen und Verhauen deckte aber andere Anstalten, welche hinter die-

sem Vorhange Statt fanden. Dann ließ Wege durch die Bergwaldung hauen und in Stand setzen, um mit Truppen und Geschütz ungehindert vorrücken zu können. Dann zog er unbemerkt seine Hauptstärke auf den linken Flügel, ordnete sie in drei Truppenzüge, außer der besondern Schaar Laudon's, welche er ansehnlich verstärkte, diese sämmtlichen Züge traten am 13. Abends nach eingetretener Dunkelheit ihren Marsch an, gingen auf den bereiteten Wegen durch die Wälder und hinter den Bergen linkshin bis zum Fuße derselben, und standen vor der Morgenfrühe in der rechten Flanke und zum Theil im Rücken der Preußen zum Angriffe bereit. Damit der bei solchem Nachtmarsch unvermeidliche Lärm nicht vernommen würde, mußten die Arbeiter an den Verhauen die ganze Nacht fortfahren Bäume zu fällen, und dabei einander anrufen, schreien und singen. Sogar der Umstand, daß die Oesterreicher in den letzten Tagen so viele Ausreißer gehabt, wurde mit List benutzt, und während der Nacht kamen deren schaarenweise bei den preußischen Vorposten an, so daß diese auf manchen Punkten ganz in der Minderzahl waren, und im entscheidenden Augenblicke von den verstellten Flüchtlingen leicht übermannt werden konnten. Ein dichter Nebel deckte die ganze Landschaft, und begünstigte die Angreifenden.

Als die Thurmuhr von Hochkirch — berichtet Archenholtz — 5 schlug, fielen die ersten Schüsse, und die preußischen Freibataillone in dem Birkengebüsch von der rechten Flanke sahen sich angegriffen. Man war gewohnt, daß die Panduren und Husaren mit diesen plänkelten, und ein Gefecht auf den Vorposten schien nicht beachtenswerth. Allein bald waren die Freibataillone zurückgedrängt, und das Gewehrfeuer entzündete sich in größerer Ausdehnung. Bald begann auch das Feuer aus dem groben Geschütz. Drei Grenadierbataillone des preußischen rechten Flügels wurden aufgeschreckt, griffen eiligst zu den Waffen, und wollten gegen den Feind vordringen, allein augenblicklich sahen sie diesen von allen Seiten aus dem Nebel hervortreten, und sich selbst von vorn und zugleich im Rücken angegriffen, sie wurden großentheils aufgerieben, und nur einer kleinen Zahl gelang es sich durch-

zuschlagen. Das tapfre Regiment Forcade warf sich dem Feinde entgegen, trieb ihn eine Strecke zurück, wurde aber ebenfalls in Flanke und Rücken genommen, und mußte hinter Hochkirch Schutz suchen. Die Batterie auf der Höhe von Hochkirch wurde von einem Bataillon tapfer vertheidigt, doch von allen Seiten überwältigt mußte es das Geschütz dem Feinde überlassen, der sogleich einige Kanonen umkehrte, und das preußische Lager daraus beschoß. Alles raffte sich hier aus dem Schlaf empor, und die Truppen, zum Theil nur halbbekleidet, standen rasch im Gewehr. Der König selbst erschien zu Pferde, ordnete die Regimenter und gab Befehl zum Vorrücken, allein die Niederlage seiner Grenadiere und der Verlust der Batterie zeigten genugsam, daß dem Feinde der Ueberfall völlig gelungen und mit ganzer Macht unternommen sei. Laudon mit seiner Reiterschaar war über Steindörfel vorgedrungen, griff die Stellung der Preußen im Rücken an, und stieß erst nach einiger Zeit auf die preußische Reiterei, welche Zieten etwas spät heranführte, weil er ungeachtet seiner Besorgnisse in tiefen Schlaf gesunken war. Dann selber befehligte den Angriff gegen Hochkirch, die ganze Kraft des österreichischen Fußvolkes war hierher gewendet. Noch befand sich das Dorf in den Händen der Preußen, aber die österreichischen Grenadiere drangen rechts und links desselben vor.

Bei dem ersten Lärm war Keith, der mit dem Prinzen Franz von Braunschweig in einem Bauerhause zu Pommeritz im Quartiere lag, rüstig zu Pferde gestiegen und begleitet von seinem Adjutanten, dem Hauptmann von Gaudy, seinem Läufer und John Tebay, einem jungen Engländer, der als Freiwilliger stets ihm zur Seite war, nach dem Kampfplatze geeilt, hatte die Ueberbleibsel der geschlagenen Bataillone rasch gesammelt und sie auf's neue gegen Hochkirch vorgeführt; da diese Angriffe mißglückten, so ließ er durch seinen inzwischen herzugekommenen Adjutanten Hauptmann von Cocceji, das Regiment Itzenplitz herbeiholen, welches muthig anstürmte, aber von dem feindlichen Geschütz größtentheils niedergestreckt wurde, Keith's Pferd wurde sogleich verwundet, er selber bekam einen Flintenschuß in den Unterleib, wollte aber das

Schlachtfeld nicht verlassen, sondern gab die nöthigen Befehle und ermunterte die Truppen. In diesem Augenblick erschien der Hauptmann von Anhalt abseiten des Königs, um von Keith über den Stand der Sachen auf dem rechten Flügel Nachricht einzuholen; Keith, im Vollgefühl des schweren, und nur mit großen Opfern durchzuführenden Kampfes, erwiederte kurz: „Sagen Sie dem Könige, daß ich diesen Punkt, damit die Armee sich sammeln könne, bis auf den letzten Mann halten werde. Adieu, wir sehen uns nicht wieder." Der Kriegsminister General von Boyen hat in seiner Jugend den alten Generallieutenant von Anhalt diese empfangene Antwort noch erzählen hören. Nachdem sich die Trümmer des Regiments Itzenplitz an das nächststehende Regiment Kannacker angeschlossen hatten, setzte sich Keith an die Spitze desselben, und rückte etwas rechts vom Dorfe kühn gegen den Feind. Dem stürmenden Anfall wichen die österreichischen Grenadiere, und auf's neue standen die Preußen auf der Höhe, unfern ihrer verlorenen Batterie. Zugleich kam die preußische Reiterei aus dem zweiten Treffen von Pommeritz hervorgesprengt, hieb mit Wuth in das feindliche Fußvolk ein, warf eine ganze Linie in die Flucht, und machte sogar viele Gefangene. Aber die Oesterreicher stürmten in frischen Schaaren heran, sie waren augenblicklich den Angreifenden wieder in Flanke und Rücken, und ihr Geschütz warf Kartätschenhagel. Keith war mit seiner gelichteten Schaar bald umringt, sie mußte sich in mörderischem Feuer mit dem Bajonet durchschlagen, und verlor hiebei, nahe dem Dorfe, ihren Anführer; Keith empfing gegen 9 Uhr einen zweiten Schuß in die Brust, und eine Kanonenkugel warf ihn vom Pferde; sprachlos sank er in die Arme seines Läufers und Tebay's; anfangs betäubt, doch bald erholt, wollte Tebay seinen Herrn wieder auf's Pferd heben, aber dieser sank zusammen, und blieb, da die allgemeine Flucht seine Getreuen gewaltsam fortriß, unter Todten und Verwundeten liegen, über welche die feindliche Verfolgung achtlos hineilte. Die preußische Reiterei rechts von Hochkirch stieß auf das Kartätschenfeuer der Batterieen Laudon's und wurde durch dessen Reiterei von Steindörfel her in Flanke und Rücken ge-

nommen, so mußte sie denn mit großem Verlust ebenfalls weichen. Ein finstrer Nebel verdunkelte den schwachen Mondschein, und mehrte die Unsicherheit des Kampfes und die Verwirrung der Truppen.

Doch Hochkirch stand nun in Flammen und leuchtete weit umher. Der Major von Lange, der sein Ehrenwort gegeben, das Dorf lebend nicht zu verlassen, zog sich mit seinem tapfern Bataillon auf den Kirchhof zurück, der in der Mitte des Dorfes hochgelegen und ummauert eine feste Stellung bot; hier vertheidigte er sich mit ausdauerndem Heldenmuthe eine geraume Zeit gegen mehr als 14 Bataillone, welche Dann nach und nach anrücken ließ. Als Lange getödtet und sein Bataillon fast aufgerieben war, versuchte der Rest noch sich durchzuschlagen, was jedoch nur wenigen gelang.

Der König, mitten im heftigsten Feuer Befehle gebend und Meldungen empfangend, ließ jetzt, nachdem es Tag geworden, aus Rodewitz die Brigade seines jungen Schwagers, des Prinzen Franz von Braunschweig, zu neuem Sturme heranrücken. Der Prinz, als er den Befehl erhielt, stutzte anfangs, und fragte, ob denn der König wisse, daß er durch seinen Abmarsch eine unausfüllbare Lücke lasse? Dann aber, von heitrem Muthe beseelt, rief er seiner Mannschaft in österreichischer Sprechweise munter zu: „So wollen wir sie denn halt wieder wegjagen!" Mit ihm stellten sich der Markgraf Karl von Brandenburg und der Prinz Moritz von Dessau an die Spitze dieses Angriffs, der auch soweit gelang, daß Hochkirch nochmals genommen, und sowohl das Fußvolk als die Reiterei des Feindes geworfen wurde, allein dessen Unterstützung war schnell zur Hand, die Preußen sahen sich auf's neue im Rücken angegriffen, und mußten Hochkirch wieder verlassen, dem Prinzen Franz riß eine Kanonenkugel den Schädel weg, den Prinzen Moritz trafen zwei Kugeln in den Leib, und die Truppen wichen in Unordnung zurück. Einen letzten Versuch machte der König selbst, an der Spitze von 7 Bataillonen, auch diese drangen links von Hochkirch vor, und warfen den Feind eine Strecke zurück, erlagen aber bald denselben Nachtheilen, welchen die anderen Versuche erlegen waren, und der König sah ein, daß er an den Rückzug denken müsse.

Er gab dem Major von Möllendorf den Befehl, mit seinem Bataillon im Rücken die Anhöhen von Dresa zu besetzen, wohin schon ein starker Zug feindlichen Fußvolkes im Anmarsche war, um sich auf die Rückzugslinie zu stellen. Nachdem er den Andrang aus der Mitte der feindlichen Schlachtordnung durch Besetzung der Höhen von Küpritz und Niethen gehemmt, nahm der König mit seinen noch übrigen Truppen eine neue Aufstellung in der Linie von Dresa, Pommeritz und Küpritz, ließ die Reiterei seines linken Flügels von Seydlitz geführt in der Ebene bei Belgern aufmarschiren, während die Reiterei des rechten unter Zieten die feindliche auf dieser Seite zu hemmen strebte. Der König stand auf's neue schlagfertig, das Geschütz feuerte unabläßig, und da Retzow von Weißenberg her erwartet wurde, so schien noch nicht alles verloren.

Inzwischen war auch Daun's rechter Flügel, nachdem er vorschriftsmäßig den Erfolg des linken abgewartet, gegen 8 Uhr unter dem Herzog von Aremberg zum Angriff geschritten. Der Widerstand weniger Bataillone, welche die Höhen und Engwege tapfer vertheidigten, hielt hier den Feind geraume Zeit auf, bis sie endlich der Uebermacht weichen mußten, wobei auch auf dieser Seite die große Batterie auf der Höhe von Lauske nicht zu retten war. Aber auch Retzow hatte einen Angriff zu bestehen, denn während er, der auf die Nachricht von der begonnenen Schlacht eigenmächtig die Haft verlassen, sich anschickte, dem Könige zu Hülfe zu eilen, rückte der Feind unter Anführung des Prinzen von Durlach ihm in die linke Flanke vor; da er dessen Angriff, der sich mit frischen Truppen stets wiederholte, dreimal zurückschlagen mußte, so verzögerte dies seinen Abmarsch, und er konnte dem linken Flügel des Königs nicht zu rechter Zeit Hülfe leisten. Doch sandte er einen Theil seiner Truppen sogleich, und folgte mit den übrigen in möglichster Eile; sie gingen über das Löbauer Wasser in verschiedenen Abtheilungen zurück, und nach einigen tapfern Gefechten und geschickten Bewegungen langten sie glücklich bei dem Könige an, der nun den Rückzug antrat, und ohne neuen Verlust, vom staunenden Feinde

unverfolgt, sein Lager auf den Höhen hinter Kreckwitz und Klein-Bautzen nahm.

Das war die Schlacht von Hochkirch am 14. Oktober 1758, in welcher Keith fiel. Außer ihm blieben der Prinz Franz von Braunschweig, und der General von Geist; fast alle Generale, wie auch der König selbst, waren von Kugeln getroffen, dem Könige ein Pferd unter dem Leibe getödtet; das preußische Fußvolk hatte von beinahe 24,000 Mann gegen 9000, die Reiterei von etwa 9000 Mann kaum 300 Mann verloren; aber 100 Kanonen, 28 Fahnen und 2 Standarten, nebst allen Zelten und dem größten Theile des Gepäcks waren die Siegesbeute des Feindes. Die Oesterreicher, gegen 50,000 Mann stark, verloren an Todten und Verwundeten über 6000, an Gefangnen etwa 700, unter denen der General Viteleschi war, und an Ausreißern über 2000. „Daun hat mir einen glupischen Streich gespielt, — sagte Friedrich —, aber da er uns aus dem Schach gelassen, ist das Spiel nicht verloren.“ Er rüstete sich ungesäumt zu neuen Kriegsunternehmungen.

Der Leichnam Keith's lag geplündert und nackt, nur von einem Kroatenmantel bedeckt, unter den Schaaren von Todten, welche den Boden um Hochkirch bedeckten, und wurde mit einigen anderen in die Dorfkirche gebracht, wo Daun mit mehreren seiner Generale auf einen Augenblick eintrat, und Lascy, den Mantel aufhebend, mit Bewegung ausrief: „Es ist meines Vaters bester Freund Keith!“ Die Kniewunde, welche Keith bei Otschakoff bekommen, trug dazu bei ihn zu erkennen. Daß jetzt ein Kroat in Keith's Uniform erschienen sei, und bezeugt habe, er habe sie dieser Leiche ausgezogen, und ihr dafür seinen Mantel übergeworfen, klingt verdächtig und wie nachträchlich ersonnen, um die Sicherheit zu vermehren, denn es fanden allerdings Zweifel Statt, und Kalckreuth sagt, obgleich eine Leiche als die des Feldmarschalls Keith begraben worden sei, so bleibe es doch ungewiß, ob es die seinige gewesen. Lascy jedoch war in gutem Glauben und weinte bei dem Anblick, denn er war in jungen Jahren eine Art Zögling von Keith gewesen; auch Daun und die übrigen Generale nahmen an der Rührung Theil, und Daun

ordnete ihm am 15. Oktober ein feierliches Begräbniß mit allen Kriegsehren an, unter dreimaliger Abfeuerung von 12 Kanonen und des Kleingewehrs zweier Regimenter. Als der König am nächsten Tage die Bitte, den Todten mit kriegerischen Ehren zu bestatten, an Daun gelangen ließ, konnte dieser mit Befriedigung antworten, er habe schon aus eignem Antriebe diese Ehrenpflicht erfüllt.

Dem Könige ging der Tod Keith's sehr nahe; sein Vorleser De Catt sagt in seinem Tagebuche, er sei am 14. Nachmittags zum Könige gerufen worden, der über die verlorne Schlacht ganz gefaßt mit ihm gesprochen, und fügt hinzu: „Il donna beaucoup de regrets à la mort du maréchal Keith, qu'il loua extrêmement pour ses grands talents militaires, ses connaissances et sa dextérité dans les affaires politiques." Und am 18. Oktober sagte Friedrich zu De Catt: „Vous me voyez affligé. J'ai bien pleuré pour le cher maréchal. Je le regrette au-delà de l'expression." So schrieb er auch an Voltaire: „Vous avez grande raison de regretter le maréchal Keith; c'est une perte pour l'armée et pour la société." Vor allem aber eilte er den Bruder von dem unersetzlichen Verluste, den sie beide durch diesen Todesfall erlitten, zu benachrichtigen, und ihm die innige Theilnahme auszudrücken, die er in doppeltem Bezug empfand. Lord Marischal konnte nicht härter getroffen werden, der Bruder war ihm zugleich der innigste Freund. Sehr nahe lag es, im Schmerze den König anzuklagen, daß seine Unvorsichtigkeit und sein Eigensinn den Tod des Bruders verschuldet habe; jedoch kein Schatten eines solchen Vorwurfs erhob sich, im Gegentheil widersprach Lord Marischal jedem Tadel, der gegen den König in dieser Hinsicht vielfach laut wurde; er schrieb einem Freunde hierüber: „Dans cette dernière affaire, où une aile de l'armée prussienne a été surprise, je ne puis douter que la faute ne soit venue de celui qui commandait à cette aile; et non pas du roi, qui par ses lettres me faisait voir qu'il n'était nullement dans une sécurité qui put donner occasion à une surprise. Il m'écrit du 4 Octobre: „Jusqu'à ce que la neige tombe, j'ai à danser sur la corde." Voilà comme il regarde le

métier de général d'armée. — Il me faisait entendre qu'il aurait donné la moitié de sa gloire pour un peu de repos." An Maupertuis schrieb Lord Marischal nach Basel, anstatt aller sonstigen Angaben, welche jener gewünscht hatte, die vier Worte: „Probus vixit, fortis obiit." An Madame Geoffrin aber späterhin: „Mon frère m'a laissé un bel héritage. Il venait de mettre à contribution toute la Bohême, à la tête d'une grande armée; et je lui ai trouvé soixante et dix ducats."

Im Dezember 1758 widmete der König aus der Winterruhe zu Breslau dem Lord Marischal die poetische Epistel über den Tod seines Bruders, voll ernster kühner Gedanken und voll Wärme des Gefühls. Im Januar 1759 aber ließ er die Leiche Keith's von Hochkirch nach Berlin abholen, wo sie am 3. Februar in der Garnisonkirche unter großen kriegerischen Ehren feierlich beigesetzt wurde. Ein Vetter des Feldmarschalls, Robert Keith, welcher sein Generaladjutant in Rußland gewesen, und jetzt als Oberst in dänischen Diensten stand, erschien dabei als nächster Leidtragender.

Keith starb im drei und sechzigsten Lebensjahre; er war von mittler Größe, dunkler Gesichtsfarbe, schwarzbraunen Haaren, starken Augenbraunen, entschlossenem Ausdruck, und doch edlen und milden Zügen. Sein vornehmes, festes Wesen gebot Ehrfurcht, während es zugleich Zutrauen einflößte. Sein ursprünglich starker und gewandter Körper hatte durch die Kriegsanstrengungen in Rußland gelitten, in seinen letzten Jahren befiel ihn öfters Kränklichkeit, die seinen Zügen einen weichen Ausdruck muß gegeben haben, denn Alle, die ihn gekannt, schildern ihn als einen sanften, liebenswürdigen Greis. Er liebte nicht Ueppigkeit und Pracht, hielt aber einen ansehnlichen Haushalt und zahlreiche Dienerschaft, die er stets gütig und liebreich behandelte, und deren Dienste er persönlich fast gar nicht in Anspruch nahm, indem er am liebsten selber that, was er hätte befehlen müssen. Er hatte sich nie verheirathet, hinterließ aber eine ihm nicht angetraute Freundin, die schon erwähnte Eva Merthens aus Finnland; sie war schön, von stattlichem Wuchs, und hatte bei großem

Verstand und muthigem hohen Sinn ein sehr einnehmendes Wesen. Sie sprach das Deutsche nicht geläufig, aber drückte sich vortrefflich im Französischen aus, las den Tacitus lateinisch, und hatte überhaupt ihren Geist sehr gebildet. In Friedenszeiten brachte Keith seine Abende gewöhnlich mit ihr zu, wo denn auch einige Freunde stets willkommen waren; im Feldlager besuchte sie ihn bisweilen, und war ihm bei Krankheitsleiden, z. B. während des Sommers 1758 vor Olmütz und in Schlesien, eine treue Pflegerin. Um andere Frauen war er wenig bekümmert, und liebte deren Gesellschaft nicht, wie denn auch sie hinwieder wenig auf ihn achteten. Nach Keith's Tode kam Eva Merthens in gerichtlichen Streit mit Lord Marischal, der die Erbschaft seines Bruders ansprach; es handelte sich weniger um Geld und Gut, dessen wenig vorhanden war, als um werthvolle Gegenstände des Andenkens. Das militairische Testament lautete zu Gunsten der Freundin, der König ließ der gerichtlichen Verhandlung ihren freien Gang, und Lord Marischal erhielt nur einen Antheil an dem geringen baaren Gelde, das sich vorfand, zufolge seiner bereits angeführten Aeußerung siebzig Dukaten. Eva Merthens heirathete später den Schloßhauptmann von Reichenbach in Stralsund, und lebte mit ihm in zufriedner Ehe. Das Andenken Keith's aber blieb ihr stets in höchstem Werthe, sein schönes von Pesne gemahltes Brustbild wollte sie sogar dem Könige, der große Summen dafür bot, nicht überlassen. Sie stand in allgemeiner Achtung, und genoß auch bei den höchsten Personen eines guten Ansehens, besonders bezeigte der Prinz Heinrich von Preußen ihr große Aufmerksamkeit und schrieb ihr die ehrenvollsten Briefe, die aber so wie zahlreiche Briefe desselben und des Königs selber an Keith, auf ihr Geheiß verbrannt worden sind. Sie erreichte ein hohes Alter, und bei fortgesetzter Abhärtung — sie pflegte im Winter eiskalt zu baden — blieb sie stark und munter bis zuletzt, besonders werden ihre kräftigen Augen gerühmt, deren Blick mächtig einzudringen schien. Sie starb erst im Jahre 1811 am 15. Oktober zu Stralsund, und hat also noch die großen

Wechsel der preußischen Zustände erlebt. Von den Kindern Keith's finden wir keine weitere Nachrichten; doch wird behauptet, daß noch heute Nachkommen des Feldmarschalls in Berlin leben.

Die strenge Rechtlichkeit und freundliche Menschenliebe Keith's sind von allen Zeitgenossen anerkannt und gerühmt worden; diese Eigenschaften stammten aus einem großen und freien Herzen, einem ursprünglichen edlen Triebe, der auch seinem Heldenmuthe zum Grunde lag; was Erziehung und gereifte Vernunft dabei gethan, kann nur beiher in Betracht kommen. Als er im November 1757 in Böhmen einrücken sollte, schrieb er an Mitchell, er werde das Land ganz nach der Art behandeln, wie der Marschall Richelieu sich in Hannover benehmen werde, und die hannöverschen Minister möchten dies nur den Marschall wissen lassen, denn die ganze Welt solle erfahren, daß er selber nur durch den äußersten Zwang dahin gebracht werden könne, den Krieg in einer Weise zu führen, die seiner Gemüthsart und Gewohnheit so völlig entgegen seien. Sein Benehmen war stets höflich und zuvorkommend, und die Art, wie er dabei die eigne Würde bewahrte, trat nie der Würde der Anderen zu nah, sondern erhob diese vielmehr durch Freundlichkeit. Allerdings erfüllten ihn Stolz und Ehrgeiz, aber zunächst für das eigne Bewußtsein, das ihn für den äußern Schimmer fast gleichgültig machte. So war ihm auch die Tapferkeit angeboren, eine Bedingung seines Daseins, jede Beimischung von Todesfurcht würde sein innerstes Wesen zerstört haben; sein Nichtachten der Gefahr, seine Kaltblütigkeit und Ruhe, wirkten als mächtiges Beispiel, und flößten auch Anderen Muth und Zuversicht ein. Von seiner Tüchtigkeit überzeugt, und fern jeder Eitelkeit und Prahlerei, zeigte er weder Eifersucht, wenn Andere gerühmt, noch Empfindlichkeit, wenn er getadelt wurde; wir sehen ihn während seiner langen Laufbahn nie bemüht, bei mißlichen Vorgängen sich herauszureden, seine Verantwortlichkeit zu mindern, oder sein Verdienst hervorzuheben. Diese stolze, freie Abgeschlossenheit, dieses kraftvolle Beruhen auf sich selbst, machte ihn unter den Generalen Friedrichs,

wo Ränke des Ehrgeizes und kleinliche Eifersucht so häufig waren, zu einer ganz eigenthümlichen Gestalt. Im Heere war er eigentlich nicht geliebt, die Generale und Offiziere sahen stets den Ausländer in ihm, den Soldaten blieb er fremd, da er nicht genug Deutsch konnte, um mit ihnen zu reden, aber sie folgten freudig seinem Befehl und Beispiel.

Seine Kriegslaufbahn war in der That von eigner Art. Leidenschaftlich seinem Vaterlande angehörig, und für dessen Sache die Waffen ergreifend, sieht er bald einzig diese Richtung verschlossen, und dafür jede andere aufgethan. Für oder wider fast alle größern Staaten Europa's hat er den Degen geführt; der vornehme Schotte wurde zum abentheuernden Glückskrieger, und erhob sich durch eigene Kraft auch hier zu den Kreisen, welche daheim die Geburt ihm angewiesen hätte. Die höchste Stufe des Dienstes, die vollste Beruhigung des Daseins, und vor allem sein Tod, machen ihn zuletzt entschieden zum Preußen, und als solcher lebt er fortan unter den ruhmwürdigsten Helden dieses Namens.

Der lebhafte, aufmerksame Geist, den er von der Natur empfangen hatte, folgte mit Leichtigkeit den mannigfachsten Richtungen, auch dem betrachtenden Nachdenken, welches in jener Zeit Philosophie genannt wurde, und das aus Ueberlieferungen und Vorurtheilen zu freiem Ueberblicke der Welt und des Lebens aufzusteigen strebte. Dies war nur eine andere Art von Tapferkeit, eine Kühnheit der Gedanken, die auch hier dem Tode frei in's Auge blickte. Keith und sein Bruder gehörten zu den Aufgeklärten ihrer Zeit, als reine Gottesgläubige den kirchlichen Bekenntnissen fremd, deren Vielfachheit schon und Entgegensetzung sie alle verwerflich zu machen schien. So stand ihnen zwar die christliche Lehre sehr hoch, aber diejenigen, welche sich nach ihr nannten, dünkten ihnen oft am meisten entfernt von ihr. So sagte Keith einmal in Böhmen, beim Anblicke soldatischer Verwüstungen: „Il faut avouer, Sire, que ces chrétiens sont une grande canaille.“ Auch über die Satzungen des Staats und der Gesellschaft hatte sich der Blick der Brüder erhoben, doch ohne sich den Formen derselben entziehen zu wollen,

oder die Vortheile zu verschmähen, die ihnen von daher zuflossen; der Stolz ihrer Abstammung war ihnen tief eingewurzelt, und wenn auch in Aeußerungen oft verläugnet, doch in Gewohnheiten kaum zu überwinden.

Von den gelehrten Kenntnissen Keith's dürften die Schriftsteller wohl zuviel gesagt haben. Allerdings hatte er in der Jugend eine gute Grundlage gewonnen, selbst in den alten Sprachen, und war auch späterhin beflissen, seine Kenntnisse zu erweitern, besonders im Kriegsfach, und hielt Wissenschaft und Geistesbildung jeder Art in hohen Ehren. Allein dies alles entsprach mehr den Bedürfnissen eines hochstehenden Mannes, der an jenen Zierden der Welt Antheil nimmt, ohne selbstthätig in ihnen wirken zu wollen. Daß er in Leipzig mit Gottsched von griechischen Dichtern sprechen konnte, und durch seine Kenntniß diesen Gelehrten in Verwunderung setzte, mag im Augenblicke mit Recht von großer Wirkung gewesen sein, jedoch die gewöhnlichste Schulerinnerung mochte dazu ausreichen. Das Talent für Sprachen scheint nicht groß in ihm gewesen zu sein; die Muttersprache blieb ihm die bequemste, und in dieser sprach und schrieb er seinem Bruder, doch hatte er auch hierin bei beschränkter Uebung manches vergessen, und Lord Dover gesteht, daß er bei den englischen Briefen, die er von Keith mitgetheilt, einige Nachhülfe angewendet habe. Seine Umgangssprache war die französische, die er gewiß mit Leichtigkeit gebrauchte, aber im Schreiben weder mit Fülle noch mit Eleganz, Lord Marischal übertraf ihn darin weit. Daß er weder Russisch noch Deutsch gelernt, ist aus mancherlei Anzeigen gewiß, etwan ein paar Ausdrücke abgerechnet, die das Kriegsleben aufnöthigt. Geschrieben hat er, soviel uns bekannt, nur einige militairische Denkschriften, einen Abriß seines früheren Lebensgeschicks, Briefe, und endlich dienstliche Berichte während des Krieges, die letzteren immer möglichst kurz und klar, ohne alle Ausschmückung; auch seine Handschrift war klar in schönen runden Zügen, angenehm für das Auge und leicht zu lesen. War er demnach weder Gelehrter noch Schriftsteller, so konnte er doch mit Recht ein kenntnißreicher Mann heißen. Sein

Wissen war vorzugsweise ein aus dem Leben geschöpftes, reich an vielartiger Anschauung und Erfahrung, und da er unterrichtet genug war, diesen Stoff auszubilden, und sein freier Geist diesen beherrschte, so darf es nicht wundern, daß sein Gespräch anziehend und belebend war, und der König immer seine Unterhaltung fein und gediegen fand.

Aus der Vereinigung dieser Lebenskunde und des zuverlässigen Karakters, den er überall dargethan, geht auch das Talent für politische Geschäfte und für diplomatische Verhandlungen hervor, welches er vielfältig bewiesen hat; Kaltblütigkeit und Scharfblick sind in diesem Gebiete nicht weniger als im Kriege die entscheidenden Eigenschaften, und listenreiche Ränke und glänzende Vielthätigkeit oft nur hinderlich dabei; eine gewisse Abgeschlossenheit, die sich einseitig auf bestimmte Zwecke richtet und nie den allgemeinen Lebenseindrücken hingiebt, dient gleicherweise den Aufgaben des Krieges und der Diplomatik.

Als ein besondrer Zug seiner Persönlichkeit ist der Humor zu erwähnen, der ihn durch alle Lebensumstände begleitete. Ein Theil davon mag als Erbtheil seiner Landsleute gelten, aber ein Theil war auch in ihm ursprünglich, und mit jenem zu einer neuen Eigenart verschmolzen. Die Schärfe dieses Humors liebte sich in wunderlichen Ausdruck und seltsame Bilder zu kleiden, sie war also da, und auch wieder nicht da, wie ein Schwert, das man in die Scheide steckt, und also nicht nothwendig mörderisch, wie etwa die satirischen Worte des Königs, die gleich in's Fleisch drangen. Keith's Humor- und Witzworte waren berühmt, und wurden oft angeführt; man nannte sie wohl seine Lakonismen, aber sie waren nicht immer kurze Sprüche, sondern bisweilen auch ausgeführte Redewendungen. Manche kamen aus dem französischen Kreise, dem sie zunächst angehörten, auch deutsch übersetzt in Umlauf. Wir haben einige solcher Worte mitgetheilt; eine große Zahl derselben ist untergegangen, oder längst von seinem Namen getrennt; eine vor vierzig Jahren noch vorhandene Sammlung hat sich verloren.

Sein Verhältniß mit dem Könige ist nie getrübt worden; nur in wenigen Fällen konnte die Strenge des Dienstes und

die Schwierigkeit der Kriegssorgen ein lebhaftes oder hartes Wort hervorrufen, das aber in Keith nie Groll erweckte, und bei dem Könige sogleich wieder den Ausdrücken des Vertrauens und der Zärtlichkeit wich. Von Friedrichs Mißlaune hatten alle seine Generale zu leiden, er aber nicht minder von ihrer Empfindlichkeit und Eifersucht, nur Winterfeldt und Keith machten eine Ausnahme, und am wenigsten wurde Keith dem Könige durch Unzufriedenheit und Ansprüche beschwerlich; er vertrug sich mit seinen Nebengeneralen, gehorchte und befehligte mit gleichem Eifer, und führte die kleinste Schaar so willig wie ein ganzes Heer. Mit Schwerin stand er in freundschaftlichem Vernehmen, Schmettau war ihm ergeben, Winterfeldt genoß seine Achtung, Seydlitz und Zieten scheinen ohne nahen persönlichen Bezug mit ihm geblieben zu sein. Als eigentlicher Widersacher von Keith wird nur der Prinz Moritz von Dessau genannt, der ihm bei dem Könige heimlich zu schaden suchte; doch dieser entschieden tapfre, aber sonst ungeschlachte und verwahrloste Prinz, der nicht französisch konnte und deutsch nur stotterte, hatte schon deßhalb mit Keith wenig Verkehr, und als er einst in Dresden, in einem Anfall von Verstellung oder Laune diesem die eifrigste Unterwürfigkeit bezeigte und ihm sogar die Schabracke küßte, antwortete Keith nur lächelnd mit einer Handbewegung und den deutschen Worten: „Gutte, gutte!" was Kalckreuth als: „Gehe nur, ich traue Dir nicht!" auslegt.

Lord Marischal überlebte seinen Bruder noch viele Jahre. Er versuchte in Schottland zu leben, kehrte aber bald zu dem geliebten Könige zurück, und starb in Potsdam am 28. Mai 1778 im sechsundachtzigsten Lebensjahre. Er hatte seine und seines Bruders Lebensereignisse, besonders die auf Schottland bezüglichen, niedergeschrieben, und die Handschrift dem Sekretair Engelbrecht übergeben, der bei Keith, während dieser Gouverneur von Berlin war, in Diensten stand; er stellte ihm frei, den Aufsatz in Druck zu geben, forderte ihn aber später doch zurück. Engelbrecht, in der Folge Geheimer Finanzrath in Berlin, meinte, Lord Marischal werde die Schrift nach seiner Aussöhnung mit England wohl verbrannt

haben. Der Sekretair Keith's während des siebenjährigen Krieges, Weidemann, hat ein Tagebuch seiner Feldzüge verfaßt, welches in Abschriften noch vorhanden ist.

Gleim hat in seinen Liedern eines preußischen Grenadiers den Namen Keith mit Ruhm genannt, der Geheimrath Formey in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1760 seine Lobrede vorgetragen. Mit Zustimmung Lord Marschal's ließ Sir Robert Murray Keith, englischer Gesandter in Wien, dem Feldmarschall in der Kirche zu Hochkirch im Dezember 1776 ein Denkmal errichten; auf einem Fußgestell von grauem Marmor steht eine Urne von weißem Marmor, an welcher zwei trauernde Genien ruhen, die Zeichnung ist von dem berühmten Oeser, die folgende Inschrift aber, goldne Buchstaben auf schwarzem Grunde, von dem Philologen Ernesti: „Jacobo Keith, Guilelmi Comitis Marescalli Hereditarii Regni Scotiae et Mariae Drummond filio, Friderici Borussorum Regis Summo Exercitus Praefecto, Viro antiquis moribus et militari virtute claro, qui, dum in proelio non procul hinc inclinatam suorum aciem mente, manu, voce et exemplo restituebat, pugnans ut heroas decet, occubuit d. XIV. Octobris, anno MDCCLVIII." Sir Robert Murray Keith hatte zwei andere Inschriften, die man ihm dargeboten, als zu lang und schwach verworfen, und seine Wiener Freunde Baron von Hagen und Abt Metastasio aufgefordert, ihm etwas Mannhaftes und Nachdrückliches zu liefern, was aber entweder nicht erfolgte, oder dem Entwurfe von Ernesti nachstehen mußte.

In seinem letzten Lebensjahre noch ließ der König das Standbild Keith's auf dem Wilhelmsplatz in Berlin errichten; dasselbe wurde von dem Bildhauer Tassaert in Marmor angefertigt, und am 5. Mai 1786 feierlich aufgestellt, als vierte Bildsäule zu den schon eben dort errichteten Bildsäulen von Schwerin, Winterfeldt und Seydlitz. Das durch den Prinzen Heinrich von Preußen im Jahre 1790 zu Rheinsberg den preußischen Helden errichtete Denkmal erwähnt die Rechtschaffenheit, die Kenntnisse und den Heldenruhm Keith's mit großer Auszeichnung.

Bernhard Rode hat dem Ruhme preußischer Helden, namentlich Schwerin's, Winterfeldt's, Keith's und Kleist's, vier allegorische Gemählde gewidmet, und der Garnisonkirche zu Berlin geschenkt; das für Keith bestimmte wurde daselbst im Jahre 1774 aufgestellt, und zeigt Keith's Brustbild und Namen auf einer Urne, welche der Genius des Ruhms mit Lorbeerzweigen kränzt.

Ein schönes Brustbild Keith's, für seine Freundin Eva Merthens im Jahre 1755 von dem Hofmahler Anton Pesne auf Leinwand in Oel gemahlt, befindet sich wohlerhalten im Besitze des Herrn Präsidenten Heuer zu Potsdam.

Zwei gute Gemählde Lord Marischal's und Keith's von Francesco Trevisani gemahlt, sind das eine in Craigston, das andere in Keith-Hall aufbewahrt.

Hans von Held.

Hans Heinrich Ludwig von Held wurde geboren am 15. November 1764 in Auras an der Oder unweit Breslau. Sein Vater, aus dem Herzogthume Mecklenburg-Strelitz gebürtig und dort begütert, verließ den herzoglichen Hof, wo er bis dahin Page gewesen, und begleitete einen Prinzen dieses Hauses nach Potsdam, wo beide in den Kriegsdienst König Friedrichs des Zweiten traten, der so eben den Thron bestiegen hatte. Er focht mit Auszeichnung in den bedeutendsten Schlachten der beiden schlesischen Kriege und des siebenjährigen Krieges mit, gerieth zwar bei Maxen als Hauptmann des Infanterieregiments von Zastrow in österreichische Gefangenschaft, wurde aber bald ausgelöst, und sogleich wieder im Felddienste gebraucht. Seine Redlichkeit, Ordnungsliebe, sein fester Muth und Gradsinn, waren allgemein bekannt und geehrt, doch diese Eigenschaften führten nur um so leichter dahin, daß er bald nach dem Hubertsburger Frieden wegen einer Widrigkeit mit dem General von Tauentzien, den Abschied nahm. Er war mit einer Tochter des Obersten von Haack, des Kommandanten der Festung Glogau, verheirathet, und wahrscheinlich um dieser Verbindung willen blieb er in Schlesien. Gegen ein Unrecht, an welchem hohe Vorgesetzte Theil hatten, war damals nicht leicht Abhülfe zu finden, und der Rechtschaffene trug sein Geschick mit der Stärke und dem Trotze seines vorwurfsfreien Innern. Eine solche Aufgabe aber kann schwerlich ohne einigen Unmuth erfüllt werden, und erzeugt in edlen Seelen eine reizbarere Empfänglichkeit für Recht und Wahrheit; diese Stimmung scheint sich von dem Vater früh auf seine Söhne übertragen zu haben, die er selbst unterrichtete, und die er in tüchtiger Weise, den

einen für den Kriegsdienst, den anderen für die Studien heranzubilden hoffte. Sein zu früher Tod erschwerte den Hinterbliebenen diese Laufbahnen, aber änderte sie nicht.

Der ältere dieser Söhne, Hans von Held, nachdem er eine höhere Schule in Züllichau eine Zeitlang besucht hatte, kam mit sechzehn Jahren als Alumnus auf das Joachimsthal'sche Gymnasium nach Berlin, wo er vier Jahre unter dem großen Schulmanne Meierotto vorzüglich den klassischen Studien mit großem Fleiß oblag, und seinen Geist mit der Kraft und Anmuth der Alten so glücklich erfüllte, daß der Trost und die Freude solches Besitzes ihn auf seiner ganzen Lebensbahn begleiteten.

Mit dem besten Zeugnisse, in welchem auch die Anmuth der Sitten gerühmt wird, verließ Held im Frühjahr 1784 das Gymnasium, und bezog die Universität zu Frankfurt an der Oder, um das Studium der Rechte und der Staatswirthschaft zu beginnen. Die deutschen Universitäten strebten in jener Zeit aus dem Zustande der Pedanterei und Rohheit, in welche sie versunken waren, mit frischem Geist empor, aber Frankfurt stand hierin noch sehr zurück, die Studenten führten ein wildes Leben, und die ankommenden Neulinge wurden gewaltsam in dasselbe mit fortgerissen. Held, in strengen Grundsätzen erzogen, mäßig und ehrbar, fand kein Gefallen an dem wüsten Treiben; aber Feuer und Muth der Jugend forderten ihre Rechte, und wenn Rauffucht und Schlemmerei ihn ungereizt ließen, so reizten ihn um so stärker die Anlässe, wo Freundschaft und Verbrüderung zu Kämpfen und Wagnissen verpflichteten, wo die Genossenschaft ein edler Eifer zu befeuern schien. Die meisten Studenten hielten sich in Landsmannschaften zusammen, Verbindungen der natürlichsten Art, und denen über die Universitätsjahre keine Dauer zu geben war. Daneben aber bildeten kleinere auserwählte Schaaren sogenante Orden, welche ihren ernsteren Zwecken auch für das spätere Leben dauernde Bedeutung beilegten. Unstreitig befand sich in diesen Orden, der strebsamere, kräftigere Theil der Universitätsjugend, derjenige Theil, der sich zu kühneren Vorsätzen, zu freierem Lebensblick erheben konnte. Durch einen dieser Vereine, durch den Konstantisten-Orden,

wurde auch Held angezogen, und erwies sich bald als eines der feurigsten Mitglieder desselben. Von Halle ungefähr im Beginn der Siebzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen, zählte der Orden daselbst und auf anderen norddeutschen Universitäten einige hundert Mitglieder, ungerechnet diejenigen, die schon dem bürgerlichen Leben angehörten. Ebenso hatten sich die Amicisten von Jena her verbreitet, und dieser Orden stand mit dem der Konstantisten, je nach Umständen und Anlässen, bald in Gemeinschaft, bald in Hader; der Wetteifer diente jedoch meist nur, die Bande der Vereinigung in jedem derselben straffer anzuziehen. Held wurde schnell ein leidenschaftlicher Konstantist, befeuerte die Mitglieder, warb deren neue, dichtete Lieder für die Zusammenkünfte, trat ritterlich für die Ehre und das Ansehen des Vereins zum Waffenkampfe vor, und bewirkte mit Hülfe einiger Freunde eine zweckmäßige Reform und neue Fassung der Gesetze des Ordens. Wenn er dabei die Studien nicht vernachlässigte, so war dies wohl selbst eine Folge des erhöhten Antriebes, den der Verein in einem solchen Gemüth auch für das Fortschreiten in den Wissenschaften entzündete.

Held vertauschte im folgenden Jahre 1785 Frankfurt mit Halle, und die Zahl der Konstantisten wuchs nun bedeutend an; der nachmalige preußische Gesandte in München Johann Emanuel Küster wurde von Held angeworben, der nachherige Geheime Kabinetsrath Albrecht, der Professor Kiesewetter, Friedrich Schulz, ein Herr von Clermont, und viele andere später namhaft gewordene Männer schlossen sich dem Orden an. Held schwärmte in den Gefühlen der Freundschaft, zahlreiche Gedichte sprachen die Gluth seiner Empfindungen aus, in denen die Freundesliebe stets mit der Begeisterung für Tugend, für Recht und Wahrheit, für Menschenadel und Menschenwohl zusammenging. Sein Herz war offen und arglos, folgte willig jedem Anscheine des Guten, traute Anderen mehr noch zu als sich selbst, und es gehörten die bittersten Enttäuschungen dazu, diesen Quell überströmenden Gefühls und Zutrauens zu hemmen, der jedoch nie ganz versiegte, sondern auch im spätesten Alter noch

oft unerwartet lebensfrisch hervordrang. Daß er die Ausbildung seines Verstandes und die Erwerbung gründlicher Kenntnisse hiebei nicht vernachlässigt habe, dafür zeugen seine nachherigen so mannigfachen als tüchtigen Arbeiten, die nothwendig einen früh und gut gelegten Grund voraussetzen.

Ein Zweikampf mit einem Studenten Früson, der später in Posen einer der besten Freunde Held's und Vormund seiner Stiefkinder wurde, regte den Eifer der Behörde auf, und scheint die Ursache gewesen zu sein, daß Held im Herbst 1786 Halle verließ und nach Helmstädt ging, wo er das letzte seiner Universitätsjahre zubrachte. Hier fand er nur eine kleine Zahl Konstantisten, und die Mehrheit der Studirenden nicht von der Art, um aus ihrer Mitte dem Orden würdige Jünger zu werben. Auch mag der Blick auf sein bevorstehendes Abgehen von der Universität und die Sorge wegen seines bürgerlichen Fortkommens den jungen Mann, dessen Hülfsmittel gänzlich erschöpft waren, jetzt wohl ernster und nachdenklicher beschäftigt haben. Er mußte vor allem eine Dienstlaufbahn wählen, und sich zu dieser anmelden und näher vorbereiten. Er that letzteres mit angestrengtem Eifer, unter großen Entbehrungen und Mühsalen.

Held erscheint uns als einer der Menschen, die früh fertig werden, deren Karakter und Talente gleich im ersten Anlaufe die Gränzen abstecken, innerhalb deren sie sich bewegen werden. Wir sehen in ihm zwei Hauptkräfte sich gleichzeitig entwickeln, seine Seele abwechselnd bestimmen, und in ihren ungelösten Widerspruch sein ganzes Leben hineinziehen; ihn erfüllt ein überschwängliches inniges Gefühl, und ihn beherrscht ein durchdringender, scharfer, unbestechlicher Verstand; jenes idealisirt alle Gestalten, dieser prüft sie nach abstrakter Regel, und da beide fortwährend ihr Gleichgewicht suchen, aber sich nicht zur höheren Einheit aufzuschwingen vermögen, da keiner der Gegensätze den anderen überwindet, sondern immer nur neu hervorruft, so laufen beide Richtungen in ewiger Trennung neben einander hin, und sie halten einander nur dadurch die Wage, daß sie wechseln. Gegen die Außenwelt entsteht hieraus ein peinliches Mißverhältniß; derselbe Gegenstand, mit heftiger Gefühlswärme erfaßt und weit über

seine Wirklichkeit erhoben, fällt tief unter diese hinab, indem er an die abstrakten Forderungen des Verstandes gehalten wird; das Verwerfen ist jetzt unmäßig, wie es früher das Ergreifen war; da jede dieser Thätigkeiten auf ihrem besondern Grunde wohlberechtigt und in ihrer Wahrheit ist, so kann keine die andere aufheben, und dieselben Erfahrungen werden sich nur immer wiederholen, ohne jemals ein berichtigendes Ergebniß zu erzeugen.

Nach diesem Zwiespalte des Innern stellen sich auch die Talente, welche demselben als Hülfsmittel der Aeußerung beigegeben sind. Die Poesie sowohl als die Philosophie halten sich im Gebiete der Reflexion, sie schöpfen nicht aus den Ursprüngen des Geistes, sondern handhaben überkommene Bilder und Allgemeinbegriffe. Wir wollen hiemit nicht tadeln, sondern nur bezeichnen, und erkennen sogleich an, daß beiderlei Talent, das poetische wie das philosophische in Held ungemein stark und frisch war; seine Gedichte erheben sich nicht selten zu dem Besten, was die berühmtesten Dichter solcher Gattung geliefert haben, und seine Gedankenfolge ist immer streng, kräftig und klar, stets der Wahrheit und nie dem Scheine zustrebend. Wie ganz anders aber hätten diese edlen Gaben sich dargestellt, wie ganz anders gewirkt, wäre zu ihrer Vermittelung und Leitung noch der Feinsinn gekommen, den wir Geschmack nennen, und der für alles Urtheilen und Thun richtiges Maß und sichernden Halt gewährt! Ein ganzes Leben würde durch diese Beigabe sich glücklicher gewendet haben! Aber dieser Sinn fehlte hier; wie er denn überhaupt selten und sein Mangel wesentlicher ist, als man gemeinhin annimmt. —

Sehen wir auf den Inhalt, der in diesen Gemüths- und Geistesformen vorzugsweise aufgegangen und angesiedelt war, so finden wir alle herrschenden Ideen der Zeit in stärkster Auffassung. In Deutschland war ein eifriges Streben rege, die Fesseln alter Vorurtheile abzuwerfen, das Leben aus dem Gesichtspunkte des Reinmenschlichen neu zu ordnen, das Gemeinwohl zu befördern, die gesammte Menschheit zu veredeln und dem Lichte zuzuführen; alles dies wurde mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet. Was in Frankreich

damals Philosophie hieß, stimmte mit dem deutschen Streben ziemlich überein; auf die Großen und Mächtigen hatte zumeist Voltaire eingewirkt, in ernsten und stillen Gemüthern waren Rousseau, Montesquieu und Diderot verehrt. Held insbesondre hatte die leidenschaftlichste Liebe zu Rousseau gefaßt. Die Regierung Friedrichs des Großen hatte den neuen Ansichten Freiheit und Stütze gewährt, Preußen war dadurch gleichsam ihre Heimath geworden, und auch die deutsche Philosophie, durch Kant in tiefe und weitreisende Bahnen geführt, ging aus Preußen hervor. So geschah es, daß der weltbürgerliche Sinn hier doch wieder ein besonderes Vaterland lieben konnte, das durch den Ruhm der Thaten und des Geistes weit über andere Länder sich erhob. Dieser Ruhm verdunkelte sich zwar nach dem Tode des großen Königs, die schmachvollen Namen von Wöllner, Hilmer und ihrer Genossen wurden unauslöschliche Flecken darin, aber die Freunde des Lichtes hielten nur um so fester an dem Staate, dessen eigenstes Wesen sie gegen solche innere Feinde zu vertheidigen berufen waren. Dies finden wir auch in Held lebendig ausgedrückt. In demselben Maße, in welchem er für die Menschheit im Allgemeinen glühte, war er Preuße mit Leib und Seele. Dieser Staat vor allen sollte gedeihen, zum eignen Heil und zum Beispiele anderer Völker, dieses Königsgeschlecht schien vor anderen berufen, Licht und Heil zu verbreiten, und wenn auch eine augenblickliche Verdüsterung eintrat, auf den jungen Thronerben hoffte man mit feuriger Zuversicht. Diese merkwürdige Verbindung des weltumfassenden Freisinns und der engsten Anschließung an das Vaterland ist die ehrenvolle Eigenthümlichkeit Held's und seiner Freunde, sie waren die eifrigsten Bürger dieses Staates, die reinsten Anhänger dieses Königthums.

Held's erste Anstellung im preußischen Staatsdienst erfolgte im Anfange des Jahres 1788, wo er Sekretair bei der niederschlesischen Accise- und Zolldirektion in Glogau wurde. Mittellos und auf seine eigne Kraft angewiesen, begann er mit Fleiß und Eifer in seinem Geschäftsberufe zu arbeiten, und durch nachträgliche Studien seine Kenntnisse zu erweitern. Er suchte eine freie Uebersicht der Verfassung

und Verwaltung des Staates zu gewinnen, und entdeckte leicht die Gebrechen und Mängel, die sich darin angesetzt hatten. Dabei hing er seinen schwärmerischen Neigungen lebhaft nach, unterhielt die Verbindung mit seinen Ordensbrüdern, knüpfte neue Freundschaften, widmete jeder Gelegenheit ihr angemessenes Gedicht, besang Tugend und Liebe, und gab sich gern geselliger Freude hin. Doch bei größter Hinneigung zu allen Reizen des Lebens, behielt er stets eine strenge Eigenart. Er lebte bei seinem geringen Einkommen mäßig und ordentlich, mied Trunk, Spiel und andere Ausschweifungen, war schon damals ein entschiedener Freund des kalten Wassers, hielt auf die äußerste Reinlichkeit, und wenn seine Erscheinung ungeachtet ihrer Strenge doch eine gefällige und liebenswürdige war, so war sie es grade durch diese ungesuchte Einfachheit, aus der im näheren Umgang ein edler Zartsinn hervorbrach, immer bereit das Beste zu thun und vorauszusetzen.

Mittlerweile kam in Frankreich die Revolution zum Ausbruch, welche durch die innere Arbeit gesteigerter Mißverhältnisse ein halbes Jahrhundert hindurch war vorbereitet worden. Ihr Anfang wurde in Deutschland fast allgemein als die Morgenröthe eines herrlichen Tages begrüßt, der für die ganze Menschheit aufzugehen schien. Die edelsten Geister unseres Vaterlandes, Klopstock, Bürger, Stolberg, Voß, Kant, begrüßten segnend die junge Freiheit, in der sie ein auch für Deutschland beginnendes Heil erblickten. „Hätt' ich hundert Stimmen — sang Klopstock — ich feierte Galliens Freiheit Nicht mit erreichendem Ton, sänge die göttliche schwach!" Held und seine Freunde waren heftig ergriffen von der großen Bewegung, die alles in sich zu vereinen schien, was Luther und Friedrich, Rousseau und Lessing angestrebt. Mit dieser Erscheinung, deren Folgen niemand überschauen konnte, begann in allen deutschen Geistesbestrebungen ein neuer Eifer, eine ernstere Thätigkeit, und das Bedürfniß wurde lebhaft gefühlt, die Gleichgesinnten zu kennen und mit ihnen enger zusammenzustehen.

Held richtete daher jetzt alles Ernstes sein Bemühen auf den Konstantistenorden, dem er eine freiere Entwickelung zu

geben unternahm. Die Studentenverbindung däuchte ihm sehr unvollkommen, und sollte auf höheres Allgemeines hinausgeführt werden. Er arbeitete neue Statuten aus, und suchte deren Geist in einer Einleitung auszudrücken, die wir hier als sprechendes Zeugniß der jugendlichen Meinung und Kraft in ihrer ursprünglichen Fassung mittheilen: „Unbekümmert darum — heißt es —, in wiefern das Böse mit in den Plan der Welt gehört, aber überzeugt, daß der größte Theil der Menschen aus Unwissenheit, Trägheit und Kraftlosigkeit, dessen eine Menge entstehen macht, welche vermieden werden könnte, treten wir zusammen in einen festen Bund, durch dessen gemeinschaftliche und zusammentreffende Kräfte wir in den Stand gesetzt werden, das Joch nichtswürdiger Vorurtheile abzuwerfen, die richtigen Ansichten der Dinge zu finden, unsre Meinungen zu läutern, unsre Einsichten zu vermehren, die ewigen Gesetze der Vernunft und Moral mit praktischer Entschlossenheit zu befolgen, und solchergestalt, und unter den Auspizien der treuen Freundschaft, die oft trüben Tage im Leben uns einerseits auf eine eben so sichre und würdige Art zu erhellen, als wir andrerseits, mittelst dieser Bestrebungen, dem Ziele der moralischen Vollkommenheit näher rücken, welches, falls man das Dasein nicht für völlig bestimmungslos halten will, wir in der Perfektibilität unsrer Anlagen und Triebe, als uns vorgesteckt durchaus annehmen müssen."

„Wenige, ob sie gleich den Verlust der angebornen Güte und Würde beseufzen, und sich nach Erlösung sehnen, haben Energie genug, dem Strome der Verschlimmerung sich entgegenzustemmen, sie lassen es bei frommen Wünschen bewenden, die Verzagtheit in dieser Hinsicht ist allgemein, und mehrentheils schwächen Lage und der Druck der Umstände auch den regesten Willen, sich thätig zu äußern, zumal da die Einsicht nichts weniger als häufig ist, daß, um seinem Dasein Würde zu geben, der Mensch sich selbst das einzige und nächste Mittel bleibt. Wehe überdies dem Einzelnen, der es wagt, auf der großen Heerstraße seiner Zeit stehen zu bleiben und seinen Mitwallern zuzurufen: Wir sind unrecht! Gerade um ihn, und jemehr er Mann von offner Stirn und warmen Herzen

ist, je unbefangener er der Natur schönes Gepräge vor sich her trägt, werden Bosheit, Verachtung, Neid und bittrer Haß sich bald versammeln, ihn zu schmähen und zu kränken, denn die Sklaven der Verderbnisse und Mißbräuche sind jederzeit die heftigsten Feinde derer, die mit ihnen nicht gleiches Joch erleiden wollen. Aber am Arm der Freundschaft wächst der Muth, und, von ihr begleitet, wird der Streit mit der Thorheit, dem Laster, mit dem hartnäckigsten Irrthum und Vorurtheil, gewiß immer glücklicher angefangen und ausgeführt, als von dem Einzelnen, der, sei er auch noch so dreist, gemeiniglich der Märtyrer seiner Grundsätze wird."

„Daß wir nun, zu diesem Zweck verbrüdert, um uns den Vorhang der tiefen Verschwiegenheit ziehen, ist nothwendig, weil der sparsam vorhandene Verstand von der zahlreichern, intoleranten und anmaßungsvollen Dummheit immerdar zu grob belästigt wird, wenn er sich ihr auf horizontalem Boden gegenüberstellt; weil die größere Schaar der Menschen für die Annahme unsrer Grundsätze jetzt und zumal in dieser Gegend der Erde noch keinen Sinn hat, und sie mißverstehen würde; endlich weil wir, wenn wir als eine wirkliche Elite der Menschheit, Einheit im Plan und Ordnung beobachten wollen, Verfassung und Form haben müssen."

„Wäre die Welt schon zu der Ausbildung gelangt, deren sie fähig ist, und die sie, nach der Analogie ihrer bisherigen, immer neue Steigerungen des Ganzen aufstellenden Geschichte sicher zu schließen, wenn noch Jahrhunderte verstrichen sein werden, einst erreichen wird, so wäre jede geheime Gesellschaft ein strafwürdiger status in statu, eine Verschwörung gegen die Zeitgenossen; so lange aber die Sachen noch wie dermalen stehen, kann uns wenigstens dieser Vorwurf nicht mit Recht gemacht werden, da wir uns grade darum aneinanderschließen, um unseres Orts, soviel wir vermögen, dazu beizutragen, daß die Menschheit über diejenigen Angelegenheiten, von deren redlicher Entscheidung ihre Mündigkeit abhängt, baldmöglichst zu einem ausgemachten System gelange. Wenn wir uns indeß anmaßen, das eben geäußerte Urtheil von unsrer Mitwelt zu fällen, so geschieht solches in der schönen Hoffnung, daß die Siege der täglich reifenden und sich

mächtig verbreitenden Vernunft, vereint mit dem sonnengleichen Aufsteigen allgemeingültiger Prinzipien in dem, was man nur immer die höchsten Ziele des Forschens der Erdbewohner nennen mag, der Nachwelt einst ähnliche Vorwürfe ersparen, und dann alle unter dem Schleier des Geheimnisses entstandene Verbündungen, die in irgend einer Art mit uns dieselben Absichten haben, unnöthig sein, mithin von selbst verschwinden werden, da der Schein der Fackel im hellen Sonnenlichte überflüssig ist. Unsre Blicke auf dieses erhabne Ideal der Zukunft gerichtet, fassen wir als Männer den durchdachten und tiefgefühlten Entschluß, so zu handeln, als hörten wir nie auf zu leben, den Entschluß, die Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschengeschlechts zu jenem hohen Grade der Reinheit kräftigst zu befördern, dessen Möglichkeit die edlern Seelen unter allen Himmelsstrichen jetzt nicht mehr bloß ahnden, sondern als gewiß erreichbar ansehen." —

„Demnach sind die Hauptzwecke unseres Bundes, welche uns überall klar und hell vor Augen stehen, auf welche wir all unser Thun und Lassen beziehen müssen: 1. Veredelung und Vollkommnerwerdung der Mitglieder an Geist und Herz; 2. Eine von den Regeln der Klugheit zwar geleitete, immer aber muthige und recht eigentlich praktische Ausübung und Verbreitung alles dessen um uns her, was im weitesten Sinne wahr, gut, schön und gemeinnützig heißen mag. Das allgemeine Mittel, diese Zwecke leichter und schneller zu erreichen, ist die Freundschaft, so innig, so werkthätig, so herzlich und unauflöslich fest, wie die profane Welt sie nicht kennt, und nicht übt; wir haben deßhalb, um immer daran erinnert zu werden, daß wir uns ihr geweiht haben, die Eigenschaft, die ihr erst den wahren Werth giebt, und ihr nur allein zur Basis dienen kann, die Beständigkeit, zum allgemeinen Symbol unseres Ordens, wie solches schon bei dessen früherer Entstehung auf Akademieen geschehen ist, gewählt." —

Nach dieser nicht ungeschickten Darlegung der Antriebe und Zwecke theilt Held seine Vorschläge mit, was für Formen dem Bunde zu geben seien. Er will diese höchst einfach, keine Grade keine unbekannten Obern, keine seltsamen Ceremonien; nur

ein Verschwiegenheitseid soll geleistet und ein Ordenskreuz auf der bloßen Brust getragen werden. Eine Hauptloge in Berlin bildet den Mittelpunkt, alle anderen Logen stehen mit dieser in Verbindung; jede hat ihren Vorsteher und ihren Schreiber, sonst herrscht vollkommene Gleichheit, der auch das den Brüdern empfohlene Du entsprechen soll. Nur sehr gewählte, unverdorbene, kluge und wackre Männer, die frei von Lastern, von Eigensucht und Schwäche, sollten aufgenommen werden. Die Kantische Moral wurde als oberster Grundsatz des Ordens aufgestellt, die Würde der Menschheit auch in dem verachtetsten menschlicher Wesen zu ehren befohlen. Gegenseitige Unterstützung in jeder Noth und Bedrängniß, besonders aber im Kampfe für Recht und Wahrheit, war heilige Pflicht, eben so die Sorge für die Wittwen und Waisen der gestorbenen Mitglieder. In Betreff der Staatsverhältnisse wird vorgeschrieben, die bestehenden zu ehren und alle damit verbundnen Pflichten treu zu erfüllen, so lange diese nicht in zu auffallenden Widerspruch treten mit den höheren Pflichten der Menschlichkeit und den ursprünglichen Forderungen des Naturrechts. Die Mitglieder durften keiner anderen geheimen Verbindung angehören, als etwa der Maurerei, doch mit dem Vorbehalte, daß die Konstantisten stets wissen sollten, wer von ihnen Freimaurer, die Freimaurer aber nie, wer von ihnen Konstantist sei.

Mit solchen wichtigen Grundzügen mischten sich andere Vorschriften von sehr willkürlicher Art, kleinliche Eigenheiten, die zum Theil drückend werden konnten, zum Theil unnütz und lächerlich ausfielen. So wurde zum Beispiel die möglichste Kurzfassung in Geschäften und ebenso das Baden des Körpers empfohlen, dagegen der Kaffee verbannt und alles Kartenspiel, der Haarbeutel und Galanteriedegen, die Visitenkarten! Was jeder Gesetzgeber erfährt, die Schwierigkeit Wesentliches von Unwesentlichem abzusondern, jenes festzuhalten und dieses freizugeben, erfuhr auch Held, welcher im Gefühl des redlichsten Wollens allen seinen augenblicklichen Ueberzeugungen unbedingte Geltung beilegte, und so das Wichtigste mit dem Unbedeutendsten zum Schaden des ersteren zusammenknüpfte. Mit Ausnahme der Bestimmung über das

Verhältniß zur Maurerei, wobei sich eine Unredlichkeit nicht läugnen läßt, ist aber der ganze Entwurf merkwürdig frei von jeder Arglist und Falschheit.

Wie es früher dem Nürnberger Arzte Erhard mit einem ähnlichen Bund erging, daß nämlich sein glühend ersonnener Plan die warmen Theilnehmer nicht finden konnte, deren es bedurft hätte, so erging es auch dem Eifer und den Anstrengungen Held's, er mußte nach vielen mühsamen und fruchtlosen Versuchen die Sache aufgeben. „Die Berliner", sagt er selbst in einem späteren Aufsatz, „konnten sich nicht einigen, weil das Aktenwesen, die Vergnügungen, Zerstreuungen und Liebschaften der Hauptstadt, endlich Heirathen, Unverträglichkeit, Klatschereien, Geld borgen und nicht wieder geben, dazwischen kamen: vielleicht auch weil das Projekt gar zu reinvernünftig war, den Thorheiten der Konvenienz, die der subalterne Zivilist bald als Wichtigkeiten betrachten lernt, zu sehr antagonisirte und der Einbildungskraft nichts zum Spielen lieferte, durch Grade, Geheimnisse, Symbole, Zierrathen und dergleichen Possen. Der Ernst fehlte, der dazu nöthig gewesen wäre. Ueberdem wollten die Studenten auf einem halben Dutzend deutscher Universitäten schlechterdings nicht ihre Konstantia fahren lassen." Doch fuhr Held seinerseits fort, die aufgestellten Grundsätze gewissenhaft zu befolgen, behandelte die alten Konstantisten so wie die Theilnehmer an den Anfängen des neuen Ordens immer als seine Brüder, verharrte unverbrüchlich bei dem einmal gewechselten und beschwornen Du, nahm sich der heruntergekommenen, hülfsbedürftigen Genossen treulich an, und brachte ihnen jedes in seinen Kräften stehende Opfer, gleich als bestünde noch die Gegenseitigkeit dieser Verpflichtung, welche von den Anderen nie ausgeübt worden war.

Ueber diesen Angelegenheiten hatte Held seine Amtsgeschäfte nicht vernachlässigt, im Gegentheil aus jenen einen neuen Antrieb empfangen, thätig und sorgsam in seinem Dienstberufe zu sein. Er wurde von seinen Vorgesetzten als ein trefflicher Arbeiter gerühmt, der eben so rasch als gründlich das ihm Aufgetragene ausführte. Als der Geheimrath von Struensee ihn kennen lernte, sah er gleich, daß er keinen

gewöhnlichen Beamten vor sich habe, sondern einen Mann von selbstständigem Geist und Karakter und von höheren Fähigkeiten, er gewann den feurigen Kopf lieb, und unterhielt sich gern mit ihm in freisinnigem Vertrauen. Held wurde im Mai 1791 zu einer besseren Stellung befördert, und nach Küstrin versetzt. Auch hier, während sein Eifer für allgemeine Anliegen nur höher glühte, widmete er seinen Arbeiten den treuesten Fleiß. Im Oktober desselben Jahres wurde sein Gönner Struensee zum Staats- und Finanzminister erhoben. Nicht weil seine persönlichen Aussichten dadurch vortheilhafter wurden, sondern weil er das Ereigniß überhaupt als ein glückliches für den Staat ansah, dichtete Held einen Glückwunsch, der in der berlinischen Monatschrift von Biester abgedruckt wurde. Jedoch schon damals überflügelte sein Ausdruck die Kühnheit der Anderen, und Strophen, wie die folgenden, schienen höchst bedenklich:

„Schon strahlt allmählig auch auf niedre Stände
Ein heitrer Tag. Verjährter Unsinn fällt
In Trümmer hin. Es stürzen, reif zum Ende,
Der Sklavenvorwelt düstre Scheidewände,
Im Heiligthum der Menschheit aufgestellt.
Dem Sturze tönt von beiden Hemesphären
Der Völker Jubellied in lauten Wechselchören."

„Nicht ferner wird erlauchte Habgier toben;
Das Gift verstockter Herrscherlist verraucht.
Matt sahn Gehorchende sonst nur nach oben,
Die jetzt zur hell'ren Umsicht stehn erhoben.
Wohl uns! Der Geist des Selbstgefühles haucht
Im Wehn der Kraft durch unsre bessern Zeiten,
Und bürgt dafür: die Welt wird nie mehr rückwärts schreiten!"

Er sollte nur zu bald eines anderen belehrt werden, und Rückschritte da erfahren, wo er sie für unmöglich hielt! Daß aber Rückschritte stets nur Anläufe zu höherem Vorschreiten sind, ist dem Einzelleben kein genügender Trost, denn die eigne Bahn ist kurz, und hat für sich selbst ihr Licht anzusprechen. —

Der Hang, durch moralische, von dem Weltgetriebe gesonderte Verbündung, die eigne Kraft zu erhöhen und freier

in das Ganze zu wirken, war in Held durch die gemachten Erfahrungen noch nicht überwunden, und ließ sich alsbald zu neuen Versuchen fortreißen. Im Jahre 1792 trat er in den Maurerbund, für den er eine Weile mit großem Eifer glühte; doch nicht lange, denn er fand auch hier den Geist und Muth nicht, die seiner Meinung nach einen so großen Körper beseelen mußten. Er hat viel über die Freimaurerei geschrieben, zahlreiche Lieder für den Gebrauch der Logen gedichtet, auch blieb ihm lebenslang ein reger Antheil für alles, was in dem Bunde vorging, immer bereit, verkanntes Gute dort zu entdecken, neue Aufschlüsse zu gewinnen; jedoch die Art, wie grade in Berlin die Sachen betrieben wurden, stieß ihn zu sehr zurück, und sein unbestechliches Urtheil mußte in der kahlen Wirklichkeit immer auf's neue verwerfen, was ihn im Ideale zu reizen nicht aufhörte.

Im Mai 1793, als die neuen Erwerbungen Preußens in Polen auf preußischen Fuß gesetzt und eine geordnete Verwaltung eingerichtet werden sollte, wurde auch Held zu diesem Geschäft berufen, und in Posen als Assessor bei der dortigen Zoll- und Steuerdirektion angestellt. Ein weiteres Feld eröffnete sich nun für die Thätigkeit, mehr noch für den Blick des jungen Geschäftsmannes, der bei seinem nächsten Fache nicht stehen blieb, sondern die Staatsverwaltung auch praktisch aus höheren Gesichtspunkten und im Ganzen zu überschauen begann. Wie sehr seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden waren, wie gute Zeugnisse sie ihm gaben, ersieht man daraus, daß schon im Dezember desselben Jahres Held das Patent als Ober-Akzise- und Zollrath erhielt. Diese Versetzung nach Posen wurde jedoch durch die Umstände für ihn verhängnißvoll, hier entspannen sich die Fäden, von deren Umstrickung er sein Leben hindurch leiden sollte. —

Der Krieg wider die Polen, welche für ihre Selbstständigkeit ihre letzten, verworrenen und dadurch matten Kräfte aufboten, dauerte noch fort; ein lebhaftes, frisches Volk, dessen höchste Verhältnisse jedoch durchaus verderbt waren, rang vergebens wieder die überlegene Macht, die sich von allen Seiten ihm aufdrängte, und die ungeregelte Freiheit mußte sich unter die Formen der fremden Ordnung beugen. Die

Preußen fanden ein verwahrlostes Land, aufgelöste Verhältnisse, Mißbräuche aller Art, unendlichen Stoff zum Bilden, aber leider auch zum Ausbeuten. Zahllose Beamte, oft nur durch Gunst oder Zufall ausgewählt, unter ihnen die schlechtesten Leute, die man anderwärts anzustellen nicht wagen durfte, ergossen sich in die neue Provinz, und statt der Ordnung, welche sie bringen sollten, brachten sie nur ihre Selbstsucht und Unredlichkeit. Den Edlen und Ehrlichen unter diesen Beamten war daher eine zwiefache Anstrengung auferlegt, den vorgefundenen Uebeln abzuhelfen, und die neueindringenden zu bekämpfen. Held, in seiner kraftvollen Rechtlichkeit, in seinem Hasse gegen alle Falschheit und Lüge, in seiner Begeisterung, für Freiheit und Menschenwohl, sah sich hier von Widersprüchen umgeben, die seine Denkart und Gesinnung nur stählten. Die furchtbaren Flammen der französischen Revolution, gegen welche der König und die Hauptkraft des Staates am westlichen Ende des Reiches den traurigen Krieg nur unheilvoll fortsetzten, sprühten dabei nachhaltig auch in den trüben Osten ihre Funken, und viele Gemüther nahmen sie begierig auf.

Ein früherer Freund Held's, der in Glogau angestellte Kriegsrath Joseph Zerboni, ein vortrefflicher Kopf, hellen Geistes und hochherzigen Muthes, heiß für das Vaterland erglüht und in dessen Dienste musterhaft, war mit dem aus Oesterreich geflüchteten Kapuziner Ignaz Feßler bekannt geworden, der jetzt in der Nähe von Glogau bei dem Fürsten von Carolath lebte, und wegen seiner Schicksale und Talente in gutem Rufe stand. Als Freiheitsfreunde, als Aufstreber zur Menschenveredlung, als Eiferer für Tugend und Recht, hatten beide Männer sich leicht gefunden und bis auf einen gewissen Grad verständigt. In ihren Gesprächen kamen sie bald auf die Mittel, welche ihren edlen Zwecken am förderlichsten sein könnten, und Feßler trat mit dem Vorschlag eines geheimen Bundes hervor. Wie in späterer Zeit jeder junge Litterator vor allem sein eignes Tageblatt haben wollte, so begehrte damals jeder Strebsame der Stifter eines Geheimbundes zu werden, wodurch denn so Vereine wie Tagblätter von selbst allmählig einander den Boden nahmen und

Ansehen und Wirkung einbüßten. Feßler brachte Geist genug und allerlei brauchbares Bauwerk zu der Stiftung mit, er gewann den Beitritt einiger angesehenen Personen, und durch Zerboni's Vermittelung schloß auch Held dem Unternehmen sich an. Im Oktober 1793 kamen die drei Freunde auf dem wüsten Schlosse des Dorfes Polnisch-Tarnau zusammen, und nannten ihren Bund den der Evergeten oder Gutesthuer, wie denn in der That ihr Plan nur Löbliches und Gutes darlegte. Das Ganze sollte als ein Zweig der Freimaurerei gelten, und aus dieser zunächst auch seine Mitglieder werben. Zerboni gewann seinen eben aus Frankreich zurückgekehrten jüngeren Bruder, und seine Freunde, den Hauptmann von Leipziger in Schweidnitz und den Kaufmann Contessa in Hirschberg, für den Bund. Doch blieb in diesem geringen Anfange die Sache bald stecken. Contessa wollte den Bund in republikanisches Wesen leiten, Feßler, vom Kloster her an Scheinsamkeit gewöhnt, allerlei Gaukeleien damit verknüpfen, beidem Bemühen standen Zerboni und Held entgegen; sie selbst, und bald auch Leipziger und Contessa, zogen sich von Feßler zurück, der sich darauf ganz auf die Maurerei warf, aber auch hier bald scheiterte und allein blieb. Der Bund ging unter, bevor er recht entstanden war, und die Freunde betrachteten ihn bald selber nur noch als ein Spielwerk jugendlicher Träume, nicht ahndend, daß aus diesem verlassenen Spielwerk ihnen noch furchtbarer Ernst erwachsen sollte! — Der Evergetenbund blieb die letzte Geheimnißkrämerei, von der sich Held locken ließ, er nahm fernerhin an keiner solchen mehr Theil.

Desto lebhafter wandten sich seine Blicke nun auf die öffentlichen Ereignisse, auf die Bewegungen des Staats- und Bürgerlebens. Er liebte die Freuden der Geselligkeit, den Umgang mit Frauen, und das muntere Zusammensein beim Mahle, wiewohl er selber dabei stets eine musterhafte Mäßigkeit hielt; die Offenheit freundschaftlicher Gespräche und der Frohsinn traulicher Scherze waren ihm Bedürfniß. Gern widmete er die Töne seiner allzeit bereitwilligen Poesie solchen geselligen Anlässen, und was irgend in dem Kreise seiner Freunde und Gönner vorfiel, empfing ein entsprechendes Ge-

dicht, worin denn gewöhnlich alles Gute zu feiern und alles Böse zu schmähen nicht versäumt wurde. Am größten jedoch erschien sein Eifer und auch sein Talent, wenn allgemeine Vorgänge zu besingen waren, in welchen sein auf Menschenrecht und Menschenwohl gerichteter Geist irgend ein Heil zu finden wähnte. Als Jean Jacques Rousseau's Asche am 11. Oktober 1794 zu Paris in das Pantheon gebracht worden war, übersetzte Held das diesem Vorgange gewidmete Gedicht Chenier's in der Form von Schiller's Lied an die Freude, und ließ diese Uebersetzung in der Südpreußischen Zeitung abdrucken, welche der aus Straßburg geflüchtete Buchhändler Schöll in freisinnigem Geist redigirte. Die erste Strophe lautete:

„Du, der mit den Urgesetzen
Der Natur, als Freund vertraut,
Stürztest der Verderbniß Götzen,
Einst vom Vorurtheil erbaut:
O! Begeistre Frankreichs Jugend,
Die das Vaterland Dir weiht,
Zu der Gleichheit Bürgertugend,
Zu der Freiheit Sittlichkeit!"

„Rousseau! Edelster der Weisen!
Freund der Menschen, sieh herab!
Dankbar stehen um dein Grab
Freie Bürger, dich zu preisen."

Deßgleichen übersetzte er das berühmte Lied: Le reveil du peuple und andere politische Gedichte jener Zeit, so wie auch manches aus Horaz und aus den Poesieen Friedrichs des Großen, wobei er den Vortheil genoß, in den Gedanken und Gesinnungen jener meist seine eignen auszusprechen. Auch der am 5. April 1795 zu Basel zwischen Preußen und Frankreich geschlossene Frieden war ihm ein willkommenes Ereigniß; er sah darin die Aussöhnung und künftige Verbindung zweier Länder, welche ihm bestimmt dünkten, einem höchsten Ziele vereint zuzustreben. Die Grundsätze reiner Menschlichkeit und freien Bürgerthums waren in Frankreich durch die Gräuel blutiger Gewaltherrschaft nicht zerstört worden, sie halten hier noch immer vorzugsweise ihre Heimath, und

Preußen, von gleichen Keimen erfüllt, versprach diese in seinem Königthume ohne jene Stürme zu entwickeln. Held sagte in solchem Sinne:

„Friedrich Wilhelm! Ruf' es wieder,
Ruf dein tapfres Heer zurück!
(Ach, der Kampf warf Viele nieder!)
Laff' uns sein der Franken Brüder!
So gebeut es das Geschick.
Heil dem fränkischen Senate!
Wenn er Treu und Glauben übt,
Nicht die Menschheit mehr betrübt,
Und dem neugeschaffnen Staate
Ruh' und Ordnung wiedergiebt!"

Wie sehr auf anderer Seite dieser Frieden und die politische Freundschaft eines Königs mit dem revolutionairen Freistaat als unnatürlich und verderblich getadelt und gehaßt, und welches Unheil dieser Verbindung zugeschrieben wurde, brauchen wir wohl nicht erst in Erinnerung zu bringen.

Das folgende Jahr 1766 brachte Widrigkeiten und Verwickelungen, die zunächst auf Zerboni fielen, in denen aber auch Held tief betheiligt war, und die er später durch freiwillige That ganz auf sich riß, so daß sein nachheriges noch langes Leben von den Folgen heimgesucht blieb. Zu dieser Erzählung müssen wir etwas weiter ausholen. Karl Graf von Hoym, geboren 1730 in Pommern, war Präsident der Kriegs- und Domainenkammer von Kleve und Mark, als ihn Friedrich der Große im Jahre 1770 zum Staatsminister ernannte und ihm die Verwaltung von ganz Schlesien übertrug. Die Provinz war in blühendem Zustande, der sich in den Jahren seiner Verwaltung, wenn auch nicht eben durch diese, nur noch mehr hob, und ihm die Zufriedenheit des Königs erwarb. Neben dieser hatte er sich aber vorzüglich der Gunst sowohl des Thronfolgers als aller Personen versichert, die in Berlin irgend Einfluß übten. Die Gunst Friedrich Wilhelms des Zweiten erhob ihn auch alsbald, im Jahre 1786 bei der Huldigung zu Breslau, in den Grafenstand und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden. Hoym war ein schöner Mann, der in seiner aus Freund-

lichkeit und Stolz gemischten Vornehmheit, bei freiem, offnen Wesen und feiner, verbindlicher Unterhaltung, auf den ersten Blick Ansehen und Zuneigung gewann. Er hatte wirklich Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit. Doch ohne sittliche Kraft entbehrten diese Eigenschaften alles ernsten Haltes, und dienten nur der Eitelkeit und Selbstsucht. Die Verwaltung Schlesiens war von dem Generaldirektorium in Berlin fast unabhängig, und Hoym benutzte dies Verhältniß, um in der Provinz alles nach seinem Willen anzuordnen. Seine persönliche Gunst verfügte Anstellungen und Ehren, vergab nach Belieben Geld und Gut. Von Schmeichlern und Ansuchern umgeben, seiner Stützen am Hofe sicher, überließ er sich bald allen Schwächen eines eitlen und mächtigen Mannes, der die Welt vorhanden glaubt, um seinesgleichen zu tragen und zu verehren; denn Geburt und Stand galten ihm über alles, und der traurige Wahn, daß vornehmes Befehlen und gewandtes Weltwesen zum Staatsmanne genüge, hatte sich tief in ihm festgesetzt. Der rechtliche Sinn der Behörden widerstand öfters der Willkür, die öffentliche Meinung rügte mit Schärfe das Benehmen eines Ministers, dessen Schwäche bald in weichliche Rührung versank, bald in zürnende Strenge aufwallte, stets aber nur der Einwirkung des Augenblickes folgte. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution, welche allen Staatsverhältnissen eine scharfe Prüfung brachte und die Forderungen des Zeitgeistes überall dringender aufregte, sprach die Verstimmung gegen Hoym sich um so stärker aus, als er im Gegentheil jetzt nur um so eifriger in den alten Vorurtheilen und Mißbräuchen beharrte, die so mächtig erschüttert und befehdet wurden.

Zerboni hatte sich von der persönlichen Erscheinung Hoym's angezogen gefühlt, und sich von dessen Rührung, scheinbarem Edelsinn und Eifer für Menschenwohl, eine Zeitlang täuschen lassen. Hoym schien auch seinerseits für Zerboni gutgesinnt, und als dieser, bei den neuen Erwerbungen Preußens in Polen, für sich einen weiteren Wirkungskreis in diesen Ländern wünschte, versprach Hoym, ihn dem Minister von Voß, der im Februar 1793 die preußische Verwaltung dort einzuführen beauftragt wurde, kräftig zu empfehlen. Allein er that dies

nicht, und als Zerboni sich bei Voß meldete, wußte dieser nichts von ihm, erkannte aber sogleich den Mann von hellem Geist und reinem Eifer, machte ihn zum Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer in Petrikau, und hörte bei vielen Anlässen seinen Rath. Voß blieb indeß nicht lange in dieser Wirksamkeit, sondern mußte im September 1795 die Leitung der neuen Provinz, für welche die Minister Freiherr von Schrötter und Hoym anfangs ihm nur beigeordnet gewesen, ganz an den letzteren abgeben. Hoym begann nunmehr auch in Südpreußen zu schalten, wie in Schlesien, und die Folgen wurden nur allzuschnell sichtbar. Durch den vom Könige genehmigten Vorschlag, einen Theil der in der neuen Provinz vorgefundenen Krongüter zu Schenkungen an verdiente Männer zu verwenden, hatte er das Mittel in Händen, sich die einflußreichsten Personen am Hofe zu verpflichten, und auf die Günstlinge Bischoffwerder, Wöllner, und Andere dieser Art, durfte er mit Sicherheit rechnen, wenn Anklagen wider ihn geschehen sollten, die er unter solchen Umständen kaum noch fürchtete. Doch Zerboni'n hier zu finden, dem er Gunst nur geheuchelt hatte, dessen Grundsätze und Ansichten er haßte, war ihm desto verdrießlicher, als dieser Mann grade jetzt durch die Unbefangenheit seiner redlichen Vorschläge und durch seinen geschäftskundigen Scharfblick sehr unbequem wurde. Zerboni entdeckte in der Verwaltung den abscheulichen Betrug einiger Angestellten, welche den Staat um eine Million Thaler übervortheilten, und pflichtgetreu berichtete er seine Entdeckung an Hoym. Doch dieser wollte nichts von der Sache hören, nannte Zerboni's Angaben einen unberufenen Fürwitz, und wies ihn, als derselbe sich nicht gleich bescheiden wollte, mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe. Nun gingen Zerboni'n die Augen auf, er sah in manchen Dingen einen Zusammenhang, den er bisher nicht hatte glauben wollen, doch schien ihm bei so vielem Schlechten, welches der Minister that oder guthieß, dieser mehr mißbraucht als selbstschuldig, und er konnte sich einer bemitleidenden Anhänglichkeit für denselben nicht entschlagen. Hoym aber fürchtete ihn, besonders auch wegen seines lauten Preisens und Hoffens auf den Kronprinzen,

mit dem er ihn sogar in geheimem Briefwechsel wähnte, um denselben mit Vorgängen und Thatsachen, die dem künftigen Könige wichtig sein mußten, im Stillen bekannt zu machen.

Die Unzufriedenheit in Schlesien war mittlerweile auf den höchsten Grad gestiegen, der Haß gegen Hoym zeigte sich immer offner und drohender, besonders hegte die Hauptstadt Breslau eine gährende Mißstimmung, und es bedurfte nur eines zufälligen Anlasses, so brach sie gewaltsam aus. Ein junger Offizier hatte einen siebzigjährigen Fischer hart mißhandelt, und der Anblick die Breslauer Bürger dergestalt erregt, daß sie laut die Bestrafung des Thäters forderten. Da diese nicht gewährt wurde, so stieg der Unwillen zu Thätlichkeiten, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die anrückenden Truppen wurden zurückgedrängt, und der Sturm, einmal losgelassen, wandte sich schnell mit ganzer Stärke gegen Hoym, gegen dessen Pallast das Volk herantobte. Erst kürzlich hatte ein Liebling Hoym's die öffentliche Meinung, die ihn arger Betrügereien anklagte, durch Trotz und Hohn auf das äußerste erbittert, und gegen ihn und seinen Beschützer, dessen sämmtliche Sünden nun zur Sprache kamen, wurden die heftigsten Verwünschungen ausgestoßen. Hoym, leichenblaß und zitternd, hielt sich für verloren, jammerte um sein Leben, versprach jede Besserung. Wir geben das Folgende mit den Worten, in welchen Held die Sache erzählt: „Ein Kammerreferendarius, der Graf von Kamecke, ein junger, interessanter, romantischer und jovialer Alcibiades, warf sich mitten in den Lärmen, trank mit den Bürgern, und trug durch seine heitere Laune und Treuherzigkeit das Meiste zu ihrer Besänftigung bei. Hoym umhalsete den Kamecke, nannte ihn seinen Schutzengel und Lebensretter, und versprach ihm ungebeten in der Angst alle seine Schulden zu bezahlen, wenn er die noch immer erboste Menge bald ganz beruhige. Kaum war letzteres geschehen, als Hoym mit dem sehr freimüthigen Kamecke über die wahren Ursachen des Aufstandes in Streit gerieth. Kamecke drohte, er würde einen eigenen Bericht nach Potsdam in das Kabinet schicken. Hoym eilte ihm zuvorzukommen, verläumdete den Kamecke bei'm Könige, und schilderte dessen Benehmen grade umge-

kehrt. Das Schuldenzahlen unterblieb, und der patriotische Referendarius wurde obenein aus Breslau vertrieben. Er trat in Berlin nun als Lieutenant bei den Husaren ein."

Wirklich, kaum war die Gefahr beseitigt, so trat Hoym gleich wieder in alter Hoffahrt auf, und nachdem er durch Truppen und Behörden seine Macht erst wieder gesichert sah, dachte er nur einzig an Rache für die erlittene Demüthigung. Der Breslauer Aufruhr hatte am 6. Oktober 1796 Statt gehabt, die tobende Menge war zuletzt durch Kartätschenhagel auseinandergejagt worden, gegen hundert Menschen waren umgekommen, Verhaftungen folgten und scharfe Drohungen, die ganze Stadt war in Trauer und Schrecken; Zerboni empfing in Petrikau mit tiefster Bewegung die Nachricht von diesen Vorgängen, von dem Muthe des Volkes, von der Angst des Ministers; mit Unwillen und Schmerz hörte er, wie Hoym nun zu Handlungen des Hasses und der Grausamkeit fortgerissen werde, und sich dadurch nur neues Unglück bereite. *) In der leidenschaftlichen Stimmung eines aus Erbitterung und Mitleid, Verachtung und Theilnahme gemischten Gefühls, seiner redlichen Absicht gewiß, einen guten Erfolg noch für möglich haltend, schrieb er am 12. Oktober an Hoym einen Brief, der zu verhängnißvolle Entwickelungen auch für Held's Leben in sich trug, als daß wir ihn hier übergehen dürften. Zerboni schrieb wie folgt:

„Hochgeborner Graf, hochgebietender Herr Geheimer Staatsminister! Ew. Exzellenz verdanken das gegenwärtige Blatt einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an Ihre Person. Einer Anhänglichkeit, die bei dem ersten Augenblicke meiner Bekanntschaft mit Ihnen entstand; bei den dringendsten Veranlassungen zum Gegentheile täglich wuchs; über die ich mir durchaus keine Rechenschaft zu geben vermag."

---

*) Gegen diese Erzählung macht K. A. Menzel (Zwanzig Jahre preußischer Geschichte) den Vorwurf, ich habe den Aufstand am 6. Oktober 1796 mit einem früheren vom 3. April 1793 verwechselt, nur bei letzterem habe Blutvergießen stattgehabt. Ich finde keine Aenderung zu machen. Ich habe aus authentischen Quellen geschöpft, und Menzels Angabe steht in der Luft.

„Es sind den 6. dieses Monats Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht erhört sind. Unsere Staatsverfassung ist gut; unsere Gesetze sind weise; wo kann also der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letzteren."

„Was hievon auf die große Schuldrechnung Ew. Exzellenz kömmt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6. zum 7. dieses Monats gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Vorsätze, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich, und Ihr Andenken verhaßt sein."

„Das Volk hat bei dem vorgewesenen Auftritte eine Energie gezeigt, die mich an meinen Landsleuten überrascht. Ein einziger entschlossener Bösewicht von Kopf, der sich an die Spitze des gährenden Haufens geworfen, seine regellosen Bewegungen nach einem Plane geleitet hätte, und — es wären Auftritte erfolgt, über die Sie jetzt mit der ohnmächtigen Verzweiflung eines Weibes die Hände rängen."

„Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft es zu vollbringen. Sie leben nur für die Empfindung des Augenblickes. Ueber dem Jammer eines Einzelnen übersehen Sie das Elend einer ganzen Generation. Um eine vor Ihren Augen geweinte Thräne zu trocknen, lassen Sie Ströme ungesehener Thränen fließen."

„Sie beugen Ihr Knie vor der Konvenienz, und huldigen der Laune des Momentes. Sie schätzen den Stein nur um der Folie willen. Der Mann von Kenntnissen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Abgeschliffenheit, hat für Sie keinen Werth; Ihre buntscheckigten, ignorirenden Herrchen von Ahnen und Ton drängen beide nicht nur aus Ihren Gesellschaften, sondern, was bedeutender ist, aus öffentlichen Posten, die keine Ahnen, aber Kenntnisse und Rechtschaffenheit erfordern."

„Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man so dreist jedem grauen Wahne in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Gränzlinien, die Sie in Ihren Zirkeln ziehen, unausstehlich, und sich dem gebildeteren Bürgerstande unerträglich gemacht. Ueber den

durch tausend bedenkliche Begünstigungen erkauften Bücklingen Ihrer soupéfähigen Herren, übersehn Sie die Achtung edler Männer, die im Sturm um Sie treten und Ihnen mit Rath und Entschlossenheit aushelfen könnten, wenn der Insektenschwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt ist."

„Mit Wehmuth habe ich es bei meiner kürzlichen Anwesenheit in Schlesien bemerkt, es ist weit gekommen. Männer von Kopf und Herzen hassen Sie nicht mehr; sie verachten Sie. Ihre Gunst ist der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen karakterlosen Menschen erkennt. Man arbeitet daran, Ihre Periode zu beschleunigen."

„Die Natur hat für die ganze Schöpfung, für alle ihre Kinder nur einerlei Gesetze. Eine gute Staatsverfassung ist in ihrer Oekonomie das Symbol der Natur. Sie erliegen der vergeblichen Arbeit, weiser zu sein als die letztere. Sie wollen Alle verbinden, und verbinden nicht Einen. Armer Mann, bei so vielen Opfern ohne Freund! Warum genügt es Ihnen nicht, die Neigung edler Menschen, und die Achtung aller zu erhalten. Die letztere wird Ihnen selbst der Verbrecher nicht versagen können, wenn Sie sein Urtheil unterzeichnen; sobald sich ihm die Ueberzeugung aufdrängt, daß ihn nicht Ihre Willkür, daß ihn das Gesetz verdammt."

„Das Schicksal hat wenigen seiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewiesen, den es Ihnen früh gab. Auf dem Orte, wo Sie stehen, was könnten Sie für Schlesien und Südpreußen, was durch diese Provinzen, für den ganzen Staat thun? Und was geschieht durch Sie? —"

„Unglücklicher Mann, mit so unendlichen Talenten zu eigener, und zur Glückseligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften albernen Schmeicheleien weniger karakterloser Menschen, die Sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrensäulen der folgenden Jahrhunderte; und — was mehr als dies alles ist, ein großes und edles Herz, das Sie über alle Zufälligkeiten des Schicksals erheben könnte! —"

„Ich spreche in diesem nur für Sie existirenden Blatte eine Sprache mit Ihnen, die Sie vielleicht überrascht; aber

es hat auch noch nie einem Sterblichen Ihre Erdenseligkeit wärmer als mir am Herzen gelegen. Wie hätte ich auch sonst bei meiner Denkart pflichtwidrig den Aufforderungen widerstehen können, unsere für mich so beleidigende Korrespondenz über die Diebereien des südpreußischen Feldkriegscommissariates dem Thronfolger vorzulegen? —"

„Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit wenig Geschicklichkeit für jede Laune Seiner hochgräflichen Exzellenz eine gesetzliche Formel zu finden beflissen sind, nur die Ausdrücke der Livree gewöhnt. Aber — Sie bedürfen nackter Wahrheit; und diese ist nicht gefälliger, als ich sie vortrage."

„Nehmen Sie dies Blatt auf wie Sie wollen. Ich befürchte nichts. Mein Schicksal ist außer der Gewalt jedes Menschen; nur von meinem eigenen Kopf und Herzen abhängig."

„Antworten Sie mir was Sie wollen; antworten Sie mir auch gar nicht. Wollen Sie mich aber kränken, so lassen Sie mir durch einen Ihrer Schreiber eine mit verbrauchten schalen Huldversicherungen angefüllte Antwort aufsetzen."

„Ueberzeugen Sie mich, daß meine unbegreifliche Anhänglichkeit an Sie nicht nur leidenschaftlich, sondern auch blind ist. Ich habe einem sehr edlen Triebe meines Herzens gefolgt. Ich kann mich in das Bewußtsein einer guten Absicht hüllen, und trete dann mit desto größerer Beruhigung und Energie auf die Ihnen gegenüberstehende Seite."

„Ich bin mit den Gesinnungen, welche mir meine absichtslose innige persönliche Neigung gegen Sie einflößt, und der Verehrung, welche das zwischen uns bestehende Dienstverhältniß nothwendig macht, Ew. Exzellenz ganz gehorsamster treuer Diener Zerboni. Petrikau, den 12. Oktober 1796. —"

Gewiß ein merkwürdiges Schreiben, und wie man auch über die Ausdrucksweise desselben denken mag, immer wird man den Muth ehren müssen und die Rechtschaffenheit, welche darin hervortreten. Auch hegen wir an der Aufrichtigkeit der ausgesprochenen Zuneigung nicht den kleinsten Zweifel; wer die Widersprüche, in denen jene mit der gleichfalls ausgesprochenen Bitterkeit und Verachtung zu stehen

scheint, nicht vereinbaren kann, der kennt das Menschenherz nur wenig und hat nur geringe Erfahrung von den einander feindlichen Richtungen, die sich oft fest in ihm durchschlingen. Doch war grade Held sehr unzufrieden mit dem Briefe, er fand ihn „ein unseliges Mittelding von Schmeichelei und Grobheit, nur halb dreist, und eigentlich mehr kränkend und neckend abgefaßt, als der Ausbruch eines von der Unordnung, Zweckwidrigkeit und Unmoralität in der inneren Verwaltung empörten Gemüths ist:" er meinte, „wer den Beruf fühlt, einen solchen Brief zu schreiben, muß ihn gleich so einrichten, daß der Empfänger ihn keinem Menschen zeigen könne." Zerboni blieb vier Wochen ohne Antwort, und mußte glauben, seine Aufwallung sei wirkungslos vorübergegangen. Allein er hatte sich diesmal in der Beurtheilung des Mannes, den er auf eine so scharfe Probe setzte, arg verrechnet. Hoym fühlte sich nach bestandener Gefahr nur um so übermüthiger in seiner Macht; heftig ergrimmt über die unerhörte Frechheit, mit der ein Untergebener ihm zu schreiben gewagt, wollte er sich durch den König selber Genugthuung schaffen; in blinder Wuth sandte er den schrecklichen Brief nach Berlin an den Generaladjutanten von Zastrow, und dieser legte ihn zu guter Stunde dem Könige vor, der leicht in die Vorstellung einging, daß sein eigenes Ansehen in dem des hohen Dieners angegriffen sei. In Folge eines Kabinetsbefehls wurde nun Zerboni Abends am 17. November in der Mitte seiner Familie plötzlich verhaftet, und als Staatsgefangener auf die Festung Glatz abgeführt.

Zwar sah Hoym baldigst ein, daß er sich übereilt habe, und in der That, wenn sein Schritt den Gegner unmittelbar auf das härteste traf, so war die Rückwirkung auf ihn selbst auch nicht gering, und verbitterte ihm alle noch übrigen Lebensjahre. Das Vergehen Zerboni's war nur eine Privatbeleidigung des Ministers, und konnte vor Gericht eine nur mäßige Strafe nach sich ziehen, der Bestrafte nachher aber nur um so erbitterter seine Feindschaft fortsetzen. Er trat also mit Zerboni in Unterhandlung, und sicherte ihm, falls er gewisse Bedingungen einginge, seine baldige Entlassung zu. Inzwischen hatte Hoym auch Zerboni's sämmtliche

Papiere in Petrikau wegnehmen lassen, und nach deren Durchsuchung glaubte er eine andere, weit schwerere Schuld auf ihn bringen zu können; von jenem Abkommen war nicht weiter die Rede, sondern Zerboni wurde, als er schon erwartete, in Freiheit gesetzt zu werden, am 17. Februar nach Spandau, und bald darauf in die Zitadelle von Magdeburg gebracht. Man hatte nämlich Schriften und Briefe gefunden, welche den Evergetenbund betrafen, und dieser wurde als ein Staatsverbrechen dargestellt. Auf dieses richtete nun Hoym den ganzen Eifer und Nachdruck seiner Anklagen. Die Wegnahme der Papiere, die durch den Oberanditeur Kriegsrath Pitschel geführte Untersuchung, das weitere Gerichtsverfahren, so wie die überaus harte Gefangenschaft, alles konnte angefochten werden, theils als nicht streng den Gesetzen gemäß, theils als entschieden partheilich. Ueberall hat man die traurige Erfahrung gemacht, daß die Richter, wenn sie einen sogenannten politischen Prozeß überkommen, alle Fassung verlieren, sie sehen sich in ungewohnter Wichtigkeit, das Gewissen wird von dem Eifer betäubt, sich bei solcher glänzenden Gelegenheit auszuzeichnen, den Dank und die Belohnungen der Herrschenden zu erwerben; da wird jeder zweifelhafte Umstand als erwiesene Schuld ausgelegt, jede gewaltsamste Schlußfolgerung versucht. So geschah es auch hier; vergebens berief sich Zerboni auf die gesetzlichen Vorschriften, verlangte vor seinen ordentlichen Richter gestellt zu werden, bestand darauf, die Anklage wegen des Briefes nicht mit der wegen des vergessenen Ordens vermengen zu lassen; das Verfahren ging seinen Gang, in welchem solche Unregelmäßigkeiten vorfielen, daß sogar zwei Minister, der Großkanzler von Goldbeck und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Haugwitz, eine Bekanntmachung unterschrieben, welche über die Verhafteten falsche Angaben durch die Zeitungen verbreitete. Dasselbe Loos der Verhaftung traf nun auch den Hauptmann von Leipziger, den Kaufmann Contessa und den jüngeren Zerboni, die durch die weggenommenen Papiere als Theilnehmer des Bundes erkannt worden waren. Von Held fanden sich Briefe an Zerboni, in denen er den Evergetenbund als unnütz und nicht aus-

führbar verwarf, und sich gänzlich davon lossagte. Gegen Feßler wurde nicht verfahren, weil man seinen eben erschienenen Mark-Aurel für eine Lobschrift auf den König nahm, und dieser den Namen auf der Verhaftliste mit dicker Tinte ausgestrichen hatte.

Die Gesetzgebung über geheime Gesellschaften war damals in Preußen sehr mangelhaft, und wurde erst nachher ausgebildet und geschärft; die Freimaurerei mit ihren verschiedenen Zweigen — und als einen solchen gab sich der Evergetenbund — war durchaus erlaubt; und selbst wenn dieser nicht zur Wirksamkeit gelangte Bund als ein unerlaubter bestraft werden sollte, so sprach das Gesetz dafür den Theilnehmern höchstens sechs Wochen Gefängniß oder fünfzig Thaler Geldstrafe zu. Das Gericht beharrte zwar darauf, hier ein größeres Verbrechen, nämlich eines gegen die Sicherheit des Staates anzunehmen, und erkannte hiernach in zwei Instanzen auf mehrjährige Festungsstrafe. Jedoch das eigentliche Sachverhältniß, welches der Welt nicht verborgen war, die Würde und Geschicklichkeit, mit denen Zerboni sich benahm und vertheidigte, die einstimmig vortheilhaften Zeugnisse seiner bisherigen Vorgesetzten und die im Stillen eifrigen Bemühungen seiner Freunde, besonders da auch mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Dritten die Günstlinge Bischoffwerder und Wöllner machtlos wurden, und der junge König auch die Verwaltung Südpreußens wieder in die bewährten Hände des Ministers von Voß legte, alles dies wirkte vereint so stark und vortheilhaft ein, daß Zerboni schon während des Prozesses milder gehalten, und im Sommer 1798 der Haft völlig entlassen nach Petrikau heimkehren konnte.

Wir haben diese Erzählung, um den Zusammenhang nicht abzubrechen, in flüchtigen Umrissen so weit vorausgeführt, kehren aber nun zu Held zurück, den wir in Posen verlassen haben, und der inzwischen nicht unthätig geblieben war. Durch die Verhaftung und Wegführung Zerboni's wurde Held im Innersten erschüttert, und als gegen denselben der Evergetenbund zur Hauptanklage gemacht wurde, ging er mit sich zu Rathe, ob er sich nicht freiwillig stellen und gleiches Loos mit seinen Freunden theilen sollte. Doch sah

er bald ein, daß er diesen damit keinen Dienst leisten, im Gegentheil ihre Sache verschlimmern würde; wohl aber konnte er als Freigebliebener ihnen von großem Nutzen sein, für ihre Angelegenheiten Sorge tragen, auch wohl Wege finden, ihnen heimlich Rath und Hülfe zuzuwenden. Indem er heißen Eifers jede Gelegenheit für die Freunde zu wirken suchte, wobei sein Haß gegen ihren Verfolger Hoym in wahren Grimm aufloderte, hatte er zugleich in seinen eigenen Lebensverhältnissen eine Zeit großer Spannung und bedenklicher Entwickelung. Eine Neigung, welche schon seit einigen Jahren ihn befangen hielt, war der Hindernisse entledigt worden, die bisher einer Verbindung entgegengestanden, und seine redliche Treue wie sein sittlicher Zartsinn geboten ihm, der Geliebten seine Hand anzutragen, wiewohl er schon zweifelte, ob diese Heirath für ihn angemessen sei und sein Lebensglück gründen könne. Die Heirath kam im Juli 1797 zu Stande, und obschon die schöne und reizende Wittwe ihm sogleich reichere Verhältnisse zubrachte, so fühlte er dabei doch nur zu bald den Mangel anderer Güter, auf die er mehr gerechnet hatte. Mit dieser Ehe begann für ihn eine Schule harter Prüfungen, die er männlich zu tragen und schweigend durchzukämpfen beschloß, aber zu tragen und zu verschweigen doch bisweilen nicht vermochte.

Sein Geist, der in diesem Kreise keine Befriedigung fand, wandte sich um so feuriger den öffentlichen Angelegenheiten zu. Damals herrschte in Preußen, ungeachtet des durch Wöllner und seine Genossen in Religions- und Meinungssachen ausgeübten Zwanges, eine große Freiheit des Wortes, und Haß gegen die Dunkelmänner wie Liebe für die Lichtfreunde sprachen sich überall ungehindert aus. Immer waren es die treusten Unterthanen und redlichsten Bürger, die tapfersten Offiziere und tüchtigsten Beamten, welchen die Vaterlandsliebe selber zum Sporn diente, dem Staate kein Gebrechen nachzusehen, Unrecht und Falschheit bis in die höchsten Stellen mit scharfem Tadel zu verfolgen. Unter den Freimüthigen war Held einer der kühnsten; er sah scharf und kannte vieles, daher gebrach es ihm in der Nähe und Ferne nicht an Gegenständen, die Geißel seines Hasses oder seines Spottes daran

zu versuchen; der Drang, seine unglücklichen Freunde zu rächen, mußte seinen Eifer noch besonders stacheln. Die Verwaltung Hoym's, sowohl in Schlesien als in Südpreußen, war nicht für Held allein, sondern für Hunderte von Stimmen der Gegenstand heftigster Erörterung; die Güterschenkungen in Südpreußen boten einen stets erneuerten Stoff; neben einigen Verdienten drängten Unverdiente sich heran, ja ganz Verwerfliche, bisweilen schien sogar der Zufall mehr noch als die Gunst die Loose zu bestimmen; die geringe Angabe des Werthes der Güter machte die Sache zum offenbaren Staatsbetrug; das ganze Geschäft, in den Händen eines Untergebenen und Vertrauten Hoym's, des ehemaligen Försters Triebenfeld, nunmehrigen Kriegs- und Forstraths von Triebenfeld, war ein fortgesetztes schmachvolles Aergerniß. So lange die Ausbrüche mündlich geschahen, war damit wenig Gefahr verbunden, denn, wie gesagt, das freie Sprechen war allgemein, und Horcher und Angeber hätten für unermeßliche Arbeit nur schlechten Lohn verdient. Anders aber war es beim Druckenlassen; hier war nicht nur eine Zensur zu bestehen, sondern das Gedruckte blieb auch überall und jeder Zeit erfaßbar, und zeugte von sich selber. Daher konnte hier schon kühn scheinen, was hinter dem gesprochenen Worte noch weit zurückstand, und auch bloße Anspielungen wurden beargwohnt und gerügt.

Unter solchen Umständen machte ein Festlied an den Gemeinsinn, welches Held zur Geburtstagfeier des Königs am 25. September 1797 in Posen drucken ließ, das größte Aufsehen. Strophen wie folgende wurden bei Gastmahlen mit lautem Jubel gesungen:

„Edel ist ein jedes Blut,
Das die Tugend fühlet!
Hochgeboren jeder Muth,
Der nach Wahrheit zielet.
Nur Verdienst giebt ächten Werth,
Nicht Geburt, nicht Güter;
Sklav' ist, wer die Launen ehrt
Frecher Volksgebieter."

„Daß der Preußen Staatssystem
Nimmer möge sinken,
Laßt uns laut: „Das Diadem
Unsres Königs!“ trinken.
Ein erlesnes Werkzeug sei
Er dem Geist der Zeiten,
Der auf vieler Länder Reih'
Eilt sein Licht zu breiten.“

Und wenn es gleich darauf hieß:

„Laß den goldumstrahlten Thron
Diener nur umgeben,
Dich nach innrem Tugendlohn,
Nicht nach Gütern streben,“

so blieb freilich nicht zweifelhaft, welches Wort hier durch nachdrücklichen Ton zur beißendsten Anspielung zu erheben sei. Um so jubelnder wurden dann die folgenden Strophen in demselben Bezuge fortgesungen:

„Fluch sei jedem Wahrheitsfeind!
Und Vernunftverdreher!
Jedem Schalk, der freundlich scheint!
Jedem Pharisäer!
Gönnt den Heuchlern ihren Schein,
Brave Zeitgenossen!
Enkel werden ihr Gebein
Einst mit Füßen stoßen.“

„Allen Buben ihren Lohn,
Die den Staat betrügen,
Und aus Raubsucht, um den Thron
Sich wie Schlangen schmiegen.
Später Rache heißer Tag
Dräut aus fernen Wettern
Sie mit Einem großen Schlag
In den Staub zu schmettern.“

Diese letzten Zeilen wurden als eine Anspielung auf den künftigen König Friedrich Wilhelm den Dritten gedeutet, der als Kronprinz in schweigendem Unwillen den herrschenden Günstlingen als ein drohendes Schreckbild erschien. Hoym war außer sich über den Druck und die freudige Aufnahme

dieses Gedichts, und der ihm schon längst verhaßte Autor sollte schwer dafür büßen. Die Druckerlaubniß war durch den Regierungspräsidenten von Tanckelmann in Posen harmlos ertheilt, aber es wurde nachher behauptet, dies sei nicht geschehen, und solchen Vorwand ergreifend sandte Hoym eine Anklage gegen Held nach Berlin, daß derselbe ein Gedicht von frechem und jedenfalls für die Geburtstagfeier des Königs unziemlichem Inhalt, gegen das Verbot der Zensur habe drucken lassen, er gehöre überhaupt zu den unruhigen Köpfen, die von dem Freiheitsschwindel ergriffen diesen überall zu verbreiten suchten, und es sei daher zweckmäßig, ihn aus Posen, wo er solches Aegerniß gegeben, und überhaupt aus Südpreußen zu entfernen. Diese Anklage gerieth, da Friedrich Wilhelm der Zweite mittlerweile am 16. November 1797 gestorben war, in die Hände seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm des Dritten, der in den ersten Tagen seiner Regierung solche Sache unbedenklich nach den Angaben seines Geheimen Kabinetraths entschied. Dieser war Menken, ein ehmals vielbelobter, aber schwacher und furchtsamer Mann, aus Helmstädt gebürtig, und von dorther mit Held früh bekannt, jetzt aber persönlich wider ihn eingenommen. Held war zur Zeit des Thronwechsels auf Urlaub in Berlin, speiste grade beim Minister von Struensee, als dieser über Tisch eine Kabinetsordre empfing, deren Inhalt er ihm noch desselben Tages durch folgendes Schreiben bekannt machte: „Des Königs Majestät haben mir durch die höchste Kabinetsordre vom 19. dieses Monats Ihr Mißfallen zu erkennen zu geben geruhet: daß der Herr Ober-Zoll- und Akzise-Rath von Held sich beikommen lassen zum Geburtstage des höchstseligen Königs Majestät ein Gedicht von sehr zweideutigem Inhalte, welches wenigstens zur Feier dieses Tages nicht passend war und welchem daher mit Recht das Imprimatur verweigert worden, dennoch drucken und sogar in Musik setzen zu lassen, um solchem desto mehr Publizität zu geben und es gleichsam zu einem Volksliede zu machen."

„Höchstdieselben haben daher auch dem Großkanzler von Goldbeck aufgegeben, ihn wegen dieser gesetzwidrigen Handlung zur Verantwortung und Strafe zu ziehen; mir aber, da Sie

schon längst Ihrer demokratischen Gesinnungen und unbedächtigen Aeußerungen halber bekannt sein sollen, den Auftrag ertheilt, Sie unverzüglich von Posen weg in eine kleine Stadt hiesiger Gegend zu versetzen."

„In Gemäßheit dieses Allerhöchsten Befehls habe ich Sie daher zum Mitgliede bei der Provinzial-Akzise- und Zolldirektion zu Brandenburg, mit Beibehaltung Ihres zeitherigen Gehalts von 900 Thaler ernannt und das Nöthige dieserhalb Dato verfügt; und ich muß Sie daher hiedurch anweisen, sich unverzüglich nach Brandenburg zu begeben und Ihren Posten daselbst anzutreten."

„Zugleich aber muß ich Ihnen, dem höchsten Auftrage zufolge, die gemessenste Weisung geben, sich diese Verfügung zur Lehre dienen zu lassen und sich künftig in Ihren Reden und sonstigen Aeußerungen vorsichtiger als bisher zu betragen, weil Sie sich sonst, wenn Sie Ihrer Zunge und Feder fernerhin ungezügelten Lauf gestatten, die härteren Maßregeln selbst beizumessen haben werden, die man höheren Orts ganz unvermeidlich gegen Sie zu ergreifen sich gemüssiget sehen wird. Ich hoffe durch die Art wie ich den Königlichen Befehl ausgerichtet, Ihnen einen Beweis gegeben zu haben, wie sehr ich Ihres eigenen Vortheils wegen wünsche, daß Sie dieser Weisung und meinem wohlgemeinten Rathe künftig genau nachkommen mögen. v. Struensee. Berlin, den 21. November 1797."

Im Gasthofe zur Stadt Rom, wo er dieses Schreiben empfing, schrieb Held ungesäumt seine Verantwortung, wurde noch über Nacht damit fertig, und reichte sie am nächsten Morgen dem Minister ein. Er sagte darin ohne Rückhalt und Scheu grade heraus, was die Welt von Hoym offenkundig wußte und urtheilte. Er bewies, daß eine Lüge sei, wenn gesagt werde, sein Gedicht sei ohne Zensur gedruckt, sodann bekannte er frei, daß er dasselbe absichtlich gegen manche Personen zugespitzt, welche die Gutmüthigkeit des vorigen Königs mißbraucht hätten, und welche der jetzige König bereits begonnen habe unter das Gesetz zu stellen und sie zu bestrafen. „Manches darin, sagt er, gilt den Verkrüpplern des gesunden Menschenverstandes und des an-sich

guten Nationalkarakters, die seit zehn Jahren ihr Unwesen getrieben und die Monarchie auswärts lächerlich gemacht haben; denn seit dem Religionsedikt stiegen zahllose Heuchler die Treppen der Konsistorien, insonderheit aber der Kanzeln alle Sonntage hinauf, und befahlen und predigten wunderliche, unfruchtbare, unbegreifliche Dinge, statt häusliche und bürgerliche Tugenden zu lehren, die auf die bessre Praxis des wirklichen Lebens eingreifen; doch ich befasse mich mit dieser Menschensorte nicht weiter, da ihr Reich jetzt dahin ist." Schließlich hofft er, daß der König diese Verantwortung lesen, die abgedrungene Nothwehr aus dem rechten Gesichtspunkte fassen, und die Frage: Ob solche Minister wie Hoym, oder solche Dichter wie Held, mehr der bürgerlichen Ruhe schaden? nicht zu des letzteren Unglück entscheiden werde. — Diese Eingabe, welche von der Vertheidigung so lebhaft zum Angriff überging, hatte nur zur Folge, daß Held mit wiederholtem Verweise den Bescheid erhielt, es habe bei dem Verfügten sein Bewenden.

Auf solchen unverhältnißmäßigen Schlag war Held allerdings nicht vorbereitet. Die Wirkung dieser ausgesprochenen Ungnade auf die Menschen sollte er sogleich in einem traurig lächerlichen Vorgang erfahren. Held erschien bis dahin als ein Mann, der durch seinen Geist und Muth, freilich aber in den Augen der gewöhnlichen Leute mehr noch durch seine Gunst bei Struensee bedeutend war, er schien bei dem Thronwechsel nur gewinnen zu können, man war daher um ihn bemüht und lud ihn ein. In jenen Tagen sollte er der Gast des Geheimen Oberbergrathes Rosenstiel bei einer Abendgesellschaft im Englischen Hause sein; doch dieser, von der Kabinetsordre zufällig unterrichtet, entschuldigte sich und übertrug den Gast dem Buchhändler Friedrich Nicolai, der wie die übrige Gesellschaft noch nichts erfahren hatte. Da kam ein Bekannter Held's, und fragte, was an der Sache sei, die er so eben als Gerücht gehört, und Held erzählte unbefangen das Geschehene, indem er mit derben Worten nicht zurückhielt. Die Anwesenden verstummten in Staunen und Schrecken. Alles war in Furcht vor der neuen Regierung, von der man sich der größten Strenge versah, und

noch nicht wußte, wohin sie einlenken würde. Alle gute Laune war ausgelöscht, das Gespräch kam nicht wieder in Gang, die Mitgäste sammt und sonders wurden kalt und fremd, und verschwanden einer nach dem anderen. Mit Verwunderung sah sich Held in dem großen Speisesaal ganz allein mit dem Kellner, der gutmüthig äußerte, es müsse etwas Merkwürdiges in der Stadt vorgegangen sein, denn es sei noch nicht 10 Uhr, und sonst blieben die Herren wenigstens bis 12. — Für Held, der die Hoffnung nicht aufgab, der König, auf den als Kronprinzen er selbst und seine Freunde immer mit begeisterter Zuversicht geblickt, werde später seine Sache in anderem Lichte sehen, blieb doch für den Augenblick nichts übrig, als sich dem Ausspruche zu fügen. Es war eine Vergünstigung, daß er die Erlaubniß erhielt nach Posen zurückzukehren, um seine Geschäfte zu ordnen. Die nächste Bekümmerniß lag für ihn hauptsächlich in seinen häuslichen und wirthschaftlichen Umständen. Seine Frau war durch Besitz und Gewohnheit an Posen gefesselt; er mußte nun aus ihrem reichen Hauswesen scheiden, um sich auf eigne Hand neu einzurichten. Zudem hatte er noch einige Schulden, die sein zartes Ehrgefühl aus dem Vermögen seiner Frau nicht hatte tilgen wollen, und die Uebersiedlung nöthigte ihn zu neuen. Die Trennung von Frau und Kindern — einen Stiefsohn liebte er gleich der eignen Tochter — war ein Mißgeschick, das in seinen Folgen zerrüttend auf die ganze Lebenszeit fortwirkte, da er die Nachtheile der zwiefachen Wirthschaft großmüthig nur sich selber aufbürdete. Hoym, der von diesen Verlegenheiten unterrichtet wurde, ließ ihm, theils aus gutmüthiger Schwäche, theils aus Klugheit, um den doch immer gefährlichen Gegner zu gewinnen, durch den Regierungsrath von Grävenitz in Posen ein Reisegeld anbieten, jedoch nicht auszahlen, weil Held unvorsichtig das Anerbieten sogleich laut ausplauderte, mit dem Zusatz, er werde es annehmen, um jenen in seiner Blöße zu zeigen, und es ihm dann vor die Füße werfen.

Held's Mißgeschick hatte auf die Stimmung seiner Leier keinen Einfluß. Freudig widmete er am 1. Januar 1798

dem Könige ein Huldigungsgedicht im Namen der Einwohner Südpreußens. Hier heißt es mit Wärme:

„Zu Dir hinauf, geliebter Fürst! erheben
Wir unsre Hand! Wir sehnten uns nach Dir
Erwartungsvoll, von ferne stehen wir;
Verschmäh' uns nicht, nicht unser reges Streben,
Zu werden was Du willst, — der Krone neuer Zier.
Das Schicksal, das Dich uns gegeben,
Gab Dir die schöne Pflicht, zu schaffen unser Glück;
Und freudig ahnden wir das freundlichste Geschick."

„Dich, Hasser aller Sklaverei!
Erwarten heiter wir, um Ehren Dich zu kränzen.
Der Ordnung, der Vernunft, Dir und der Hoffnung treu,
Sieh der Sarmaten Volk Dir hell entgegenglänzen.
Sie rufen Dich, bis von den weiten Gränzen
Rutheniens, zur Huldigung herbei.
Du sollst den freien Eid der alten Polen hören,
Den sie, die Faust am Schwert, dem freien König schwören."

Wirklich war es seine aufrichtige Meinung, daß die Polen unter dem preußischen Zepter einer höheren Entwickelung zugeführt würden, die mehr werth sei, als ein zerrüttetes Vaterland, und aus diesem Gesichtspunkt hielt er die gänzliche Theilung Polens für ein fruchtbares Ereigniß. War doch ihm selber das Vaterland Preußen hauptsächlich als ein Ausdruck geistiger Bildung theuer, als der Staat, in welchem Friedrich der Große Vernunft und Freiheit verbunden mit Gesetz und Ordnung zur Herrschaft erhoben, und dem in Deutschland keiner sich vergleichen konnte. In diesem edlen Sinne, nicht aus Eroberungslust oder Ruhmesschmeichelei, schloß er denn sein Gedicht auch mit der Andeutung, daß dem jungen Könige sein Reich über ganz Norddeutschland auszudehnen obliege. Noch andre Gedichte voll Muth und Frohsinn fallen in diese Zeit, zuletzt auch ein Abschied von Südpreußen, den er zu Meseritz an der deutschen Gränze niederschrieb, und worin er die ihm widerfahrne Unbill und seine nur noch geringen Hoffnungen ausdrückte.

Zu Brandenburg im Februar 1797 angelangt, fand er sich anfangs in der kleinen Stadt sehr einsam. Der Ruf

seiner Ungnade war ihm vorangegangen, man scheute den staatsgefährlichen Mann, einige Beamte und Offiziere wollten ihre gute Gesinnung dadurch beweisen, daß sie ihm mit schnöder Kälte begegneten. Doch bald überwand sein freies und liebreiches Wesen die künstlichen Vorurtheile, er wurde von den wackern Bürgern ehrenvoll anerkannt, und in die beste Gesellschaft gern aufgenommen. Der Wenigen, die knechtisch oder ängstlich sich zurückhielten, konnte er leicht entbehren. Hier machte er auch die Bekanntschaft des Professors Friedrich Buchholz, der damals bei der Ritterakademie angestellt war, und mit dem fortan lange Zeit die größte Uebereinstimmung der Ansichten, lebenslang aber herzliche Freundschaft ihn fest verknüpfte.

In seiner Geschäftsführung thätig und sorgsam, erwarb er sich auch hier die Achtung seiner Amtsgenossen und Vorgesetzten; ein so fähiger Kopf, und den man von Struensee im Stillen begünstigt wußte, schien sich aus der Ungnade bald wieder herausarbeiten zu müssen. Allein hieran grade arbeitete er nicht! Er fuhr fort, seine Meinung frei zu sagen, das Schlechte zu tadeln wie hoch es auch stehen mochte, er behauptete trotzig seine und seiner Freunde Sache als eine ehrliche und löbliche, er schalt auf das Unrecht, das ihm und ihnen widerfahren war. Ihm war inzwischen gelungen, mit Zerboni, der noch in Magdeburg gefangen saß, eine Verbindung anzuknüpfen, die so viel als möglich unterhalten wurde. Folgender Brief Zerboni's an Held läßt uns das Verhältniß beider Freunde in vollem Lichte sehen:

„Aus der anliegenden Abschrift ersiehst du den Schritt, den ich den 9. dieses Monats in meiner Angelegenheit gethan habe. Es ist der letzte mögliche; wenigstens finde ich in meinem ganzen Ideenvorrathe nichts, was mir einen anderweiten wirksameren und zugleich schicklichen, an die Hand geben könnte."

„Der Minister von der Reck ist ein ordentlicher würdiger Mann. Ich glaube, daß durch seine Hände meine Vorstellung sicher, und ihrem vollen Inhalte nach, an den König gelangen wird; und dann ist die Gewährung meines mit der strengsten Gerechtigkeit einverstandenen Gesuches un-

ausbleiblich). Wird es zurückgewiesen, umgangen, überhört — so ist es so gewiß, als es nur irgend etwas sein kann: daß es, ohneachtet aller Vorsicht von meiner Seite, dennoch meinen Gegnern gelungen ist, sich meiner Vorstellung selbst, oder mindestens des Vortrages derselben zu bemächtigen. Das Komplot ist groß, wähnt um seine Existenz zu kämpfen, und hat durch elf Jahre für seinen Beutel gesorgt."

„Meine Erfahrungen seit anderthalb Jahren, haben leider gegen meine Menschenkenntniß bewiesen. Ich bin leider mit innigem Schmerze dahin berichtigt: daß auch die besseren Menschen die Farbe des gegenwärtigen Augenblicks tragen, und nur ein Produkt der jedesmal auf sie wirkenden Umstände sind. Daß all die schönen Sentiments von Recht, Tugend, Männerwürde und uneigennütziger Freundschaft, als bloße dem Genius des Geschmacks und der Mode unterworfene Redensarten angesehen werden müssen; und ich bescheide mich dessen. Aber ich habe dem ohnbeschadet noch nicht aufgehört an der Möglichkeit von Menschen zu verzweifeln, die Energie genug haben, Wahrheiten, die sie in der Theorie mit Enthusiasmus umfangen, durch ihre Handlungen darzustellen."

„Du hast bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, daß du Ansprüche hast zu diesen letzteren gerechnet zu werden. Vielleicht daß mein Gegenstand dich bis zu dem Grade interessirt und indignirt, daß du dich aufgefordert fühlst, etwas für denselben zu thun. Auf diesen Fall bitte ich dich, dann, wenn du binnen 8 Tagen nach dem Empfange dieses nicht durch mich, oder auf einem andern zuverlässigen Wege, von meinem Prozesse oder meiner Befreiung unterrichtet wirst, meine Sache in den „Annalen der leidenden Menschheit" oder dem „Genius der Zeit" zum öffentlichen Vortrage zu bringen, und hiebei zugleich die Anlagen, mindestens meine Vorstellung an den König, abdrucken zu lassen. Wenn du in dem Hamburger Zeitungsblatte vom 3. dieses Monats den Artikel Berlin nachlesen willst, so wirst du dich überzeugen, daß ein solches Unternehmen für dich ohne Gefahr ist. Zudem ist es ja auch nicht nöthig, daß das Inserat unter deinem Namen erfolgt. Dasselbe wird übrigens nichts

enthalten, was unserem Könige, diesem seltenen Manne mißfallen könnte, dafür bürgt mir dein Verstand und dein Herz."

„Es ist, mein redlicher Held, die Frage: ob die lichtscheue Kabale dann wirklich einen entscheidenden Sieg über Recht, Gesetze und Ehrbarkeit davon tragen; ob ein Komplot Betrüger, im Angesichte eines gebildeten Publikums, eine Regierung, die sich durch Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigung auszeichnet, auf die unerhörteste schamloseste Weise, zum Verderben redlicher Männer mißbrauchen soll, welche die Entschlossenheit hatten, seinen verderblichen Machinationen entgegen zu wirken. Was du hier thuest, thust du nicht für Einzelne; du thust es für das Ganze. Ob du für dasselbe etwas unternehmen sollst, muß dir eine innere Stimme sagen, die bei Wenigen spricht, von noch Wenigeren gehört wird. Ich meines Ortes habe gethan, was meine Kräfte vermochten, um die Sache der Gerechtigkeit zu vertheidigen. Geschah es ohne Erfolg, so ist die Schuld nicht auf meiner Seite, sondern sie liegt an der Ueberlegenheit der Gegner, mit denen ich zu kämpfen hatte. Mein Aufsatz vom 12. Januar enthält Dinge von Erheblichkeit; Dinge, die vielleicht nicht ein jeder in einem Gefängnisse sagt."

„Siegt das Diebesgesindel, und sehn wir uns nicht mehr wieder, so überhöre meine Bitte nicht, so weit du es vermagst der Freund meines bedauernswürdigen Weibes zu bleiben, meinen ehrlichen Namen vor dem Publiko zu retten, und zuweilen an einen Mann zu denken, der auf eine beispiellose unverschämte Art, vor den sichtlichen Augen der Gerechtigkeit und einer ganzen gebildeten Nation, mit seinen Freunden das Opfer eines Böswichts wurde, der allgemein ein Schurke genannt werden würde, trüge er nicht Stern und Band, und hätte er nicht von jeher die Maxime befolgt, seinen Raub mit seltener Großmuth zu theilen."

„Von den Anlagen kannst du sofort Abschriften geben, an wen und wohin du willst, nur muß es verschwiegen bleiben, daß du sie von mir empfingst, da ich diesen Brief nicht auf dem geraden Wege an dich gelangen lassen, und deshalb auch keine Antwort empfangen kann."

„Sollte man die Unredlichkeit so weit treiben, bloße Privat-Sachen, die man in meinem Büreau fand, ins Publikum zu bringen, so wirst du gewiß eine solche Ehrlosigkeit mit den Geißelhieben rügen, die sie verdient. Zerboni. Im Staatsgefängnisse auf der Citadelle zu Magdeburg, den 16. August 1798."

Nachschrift. „Nimmst du auch Anstand die Anlagen in dem gegebenen Falle abdrucken zu lassen, so wirst du doch wenigstens meine Sache, wenn auch selbst ohne meinen Namen zu nennen, führen. Das letztere wäre freilich nicht sehr wirksam, aber doch etwas."

Daß Held alles was in seinen Kräften stand, eifrigst aufbot, um für den Freund zu wirken, bedarf keiner Versicherung. Allein die Gegner hatten Macht und Ansehen und alle Vortheile des Scheines auf ihrer Seite. Merkwürdig ist dabei das unerschütterliche Vertrauen, welches Zerboni wie Held auf den König selber setzen, von dessen edlem Willen und gerechtem Sinn sie fest überzeugt sind, dem sie mit wahrer Liebe anhängen, und dessen jetzt gegen sie gerichtetes Handeln sie doch keinen Augenblick zu irren vermag. Auch wurde Zerboni wirklich durch die Gnade des Königs früher, als man erwartete, der Haft entlassen, während der Prozeß, weil Zerboni sich bei dem Urtheil erster Instanz nicht beruhigen wollte, in zweiter Instanz fortdauerte. Zerboni kam auf der Rückreise nach Petrikau durch Brandenburg, und besuchte hier seinen Freund, mit dem er drei Tage zusammenblieb und mancherlei Schritte verabredete, die seiner Sache vortheilhaft sein konnten; es galt besonders, sowohl die Staatsverwaltung, als auch die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß die Angaben, welche Zerboni gemacht, nicht aus der Luft gegriffen seien, sondern auf thatsächlichen Beweisen ruhten. Daher unternahm Held, die schon erwähnten Betrügereien des Feldkriegskommissariates in Südpreußen auf's neue öffentlich zur Sprache zu bringen. Zerboni schickte gleich nach seiner Ankunft in Petrikau alle dazu erforderlichen Akten, und schnell hatte Held ein ganzes mit Rechnungsbelägen versehenes Buch darüber fertig, welches er im Dezember 1798 zum Druck an den Buchdrucker Füchsel in

Zerbst absandte. Jedoch der Postdirektor Pauli in Magdeburg witterte in dem Paket etwas Verdächtiges, ließ es eröffnen, und beförderte die gefundene Handschrift anstatt nach Zerbst, nach Berlin an den Minister Grafen von der Schulenburg, dem die Posten untergeben waren. Der Minister reichte den Fund beim Kabinette des Königs ein, wo die Schrift fleißig gelesen und besprochen, dann aber in der Stille beseitigt wurde. Daß Held als Verfasser errathen wurde, geht aus seiner Aeußerung hervor, es sei durch diesen Vorgang die üble Laune im Kabinette gegen ihn nur noch vermehrt worden, indem dasselbe es so zu sagen als Grundsatz und als eine Weisheit aufstelle, die unter der vorigen Regierung begangenen Missethaten nicht aufzurühren. Diese Sache war also erstickt; aber Held ließ sich durch den Verlust der Handschrift, deren Schicksal ihm erst später bekannt wurde, nicht abschrecken, sondern sann auf neue Maßregeln.

Seine Lage jedoch wurde von Tag zu Tag drückender. Das Diensteinkommen reichte wohl für die täglichen Ausgaben hin, die dadurch, daß er seine Kinder zu sich genommen hatte und für deren Erziehung sorgen mußte, doch sehr vermehrt waren. Aber die von Posen mitgebrachte Schuldenlast, so klein sie an sich war, ließ sich nicht abtragen, sie mußte verzinst werden, und die Bedingungen, unter denen dies nur möglich war, ließen ihn zu keiner Ordnung kommen. Er sah aber Schulden als eine Unehre, sich selbst gegenüber seinen Gläubigern als einen Unfreien an. Erfüllt von dieser Bedrängniß wandte er sich an seinen vorgesetzten Minister und richtete an Struensee, der ihm wohlgeneigt und befreundet geblieben war, am 25. März 1799 ein beredtes Schreiben, welches seine Lage genau darstellte und seine eigentliche Bitte in diesen Worten aussprach: „Schießen Sie mir aus einer Ihrer vielen Kassen 2500 Thaler ohne Interessen vor, ziehen Sie mir vom bevorstehenden Juli an (denn bis dahin habe ich schon bestimmte Abzüge) jährlich 500 Thaler ab, dann ist die Kasse in fünf Jahren rembourſirt, und ich bin auf Einmal im Reinen und dieses wichtigen Theils meines Kummers überhoben.“ Doch wenn Held bat und etwas nachsuchte, so geschah es nicht in ge-

wöhnlicher Art, sondern auf seine besondre Weise. Er öffnete dann sein ganzes Herz, dessen biedre Aufrichtigkeit sich in edlem Zutrauen weich und gefühlvoll aussprach, daneben aber auch in Wahrheitseifer entbrannte, und weder Sachen noch Personen schonte, auch selbst diejenigen nicht, deren guten Willen er nöthig hatte. So enthält denn auch dieses Bittschreiben die schärfsten Aeußerungen über das erlittene Unrecht, den bittersten Tadel seiner Gegner. „Bewilligen Sie meine Bitte nicht — schreibt er unter anderen — so unterwerfen Sie diesen Brief nur wenigstens nicht der Beurtheilung Ihrer Geheimen Räthe. Diese Herren hassen mich alle, ein Theil derselben kann, ein andrer will mich nicht verstehen. Sie wissen, daß ich sie sämmtlich für nicht viel mehr als bloße Postgäule halte, die, jeder so gut oder schlecht er es vermag, den Geldkarren des Staates ziehen, den Ew. Exzellenz über den holprichten und löchervollen Knütteldamm zahlloser innerer geographischer, provinzieller, lokaler und persönlicher Unebenheiten treiben, und der, vor Deutschlands gänzlicher Theilung und ohne eine totale innere Geschäftsreform und Ausbrennung der Registraturen, nie zur Chaussee werden wird.“ Nachdem er einige gegen ihn versuchte Verläumdungen mit derben Kraftausdrücken auf die Urheber zurückgeworfen, sagt er zu seiner Entschuldigung: „Nur weil ich auf Glück und Freude in dieser Welt schon gänzlich Verzicht gethan habe, verfalle ich in diesen frechen Ton. Dazu kömmt, daß man in Ew. Exzellenz gern den furchtbaren Minister vergißt und nur den Menschen sieht, dessen Herz selbst auf einem hohen Standpunkt gegen fremdes Leid nicht verdorrt ist. Es hat mir die angestrengteste Ueberwindung gekostet, diesen Brief abgehen zu lassen; er ist mein letztes Hülfsmittel, das ich kurz vor dem Versinken in Unehre und Menschenscheu und in täglich zum Ausbruch fertige weinende Wuth ergreife. Denn so oft ich hier die Post abfahren sehe, fällt mir ein, ob ich nicht am besten thäte, um meine Mitwelt zu zwingen mich wieder zu achten, wenn ich mich aufsetzte und zum Wohl des Staats, zur Rächung so mancher Thränen, den schlechten Schwächling aus der Welt jagte, der durch seine kindisch-boshafte Denunziation

auch mich noch zuletzt so unglücklich gemacht hat." Aus den Folgen, meint er, würde er sich so viel nicht machen, und fährt dann fort: „Seit ich mit dem Haß eines schlechten Ministers und der Ungnade des Königs behaftet bin, schlägt ohnehin jeder Esel im Lande nach mir Hilflosen aus, beurtheilt jede Frau Base, neckt jede Bettel mich, und schändet nach Belieben meine Ehre, Namen und Ruf, und ich bin wirklich nicht poetisches Genie genug, um gegen Schmach und Schande fühllos sein zu können. Jenen Ennemiendenbesuch hätte ich auch wahrhaftig bei Seiner Exzellenz in Breslau schon abgestattet, wenn ich meinen Gläubigern nicht für mein Leben verantwortlich wäre, als welches, so lange ich einen Groschen schuldig bin, nicht mir, sondern ihnen gehört." Wir könnten uns nicht wundern, wenn der Minister dieses Schreiben mit strengem Tadel erwiedert hätte; daß er diese Sprache, welche nur anzunehmen schon verfänglich für ihn war, nicht einmal rügte, sondern mit Stillschweigen überging, und nur auf die Sache antwortete, gereicht seiner Einsicht und Billigkeit zur Ehre. Jedoch gewährte er die Bitte nicht; zu der Herzenswärme, die er wirklich besaß, war durch die eiskalten Maximen, mit welchen er sie bedeckt, nur selten durchzudringen. Er schrieb an Held eigenhändig zurück wie folgt:

„Es thut mir leid, aus Ew. Hochwohlgeboren Schreiben ersehen zu haben, daß Ihre Finanzen noch nicht gehörig arrangirt sind. Indessen ist nach meinem Dafürhalten Ihre Situation noch nicht verzweifelnd, und unsre Gesetze zeigen Ihnen ganz deutlich den Weg, wie Sie sich durch eine einige Jahre soutenirte Sparsamkeit aus Ihrem Labyrinthe reißen können, um hernach ruhig und ohne Finanzsorgen Ihres Lebens zu genießen. Der Vorschlag, den Sie mir thun, daß ich Ihnen 2500 Thaler aus irgend einer Kasse ohne Zinsen vorschießen und dagegen 5 Jahre hinter einander 500 Thaler von Ihrem Gehalte einbehalten soll, ist praktisch nicht ausführbar, weil ich dazu vom König nicht autorisirt bin, es auch schwerlich erwarten kann, dazu autorisirt zu werden, und weil es bei mir, wie Sie selbst fühlen werden, Grundsatz sein muß, mein eigen Vermögen niemals mit dem

des Staates zu meliren. Sie werden wahrscheinlich sagen, daß dies eine sehr kalte Antwort auf einen Antrag wäre, den Sie mir aus wahrem Zutrauen zu meiner Freundschaft gemacht hätten. Ich gebe dies gern zu; wenn Sie aber die ganze Sache mit kaltem Blute in ihrem ganzen Zusammenhange überdenken, so werden Sie mir zugeben, daß ich Recht thue, wenn ich in meinen Handlungen nach Grundsätzen und nicht nach Gefühl und Leidenschaft zu Werke gehe."

„Mein Rath ist der, daß Sie Ihren Gläubigern in der Sprache eines gesetzten Mannes die Proposition machen, ihnen jährlich 500 Thaler bestimmt anzuweisen, und daß Sie, sobald die Gläubiger nicht konsentiren wollen, sie gerichtlich dazu verbinden lassen. Auf diese Art werden Sie zwar fünf Jahre lang bei dem Abzuge bleiben; aber die Kur ist auch desto sicherer."

„Mein Rath ist, daß Sie diese Kur je eher je lieber vornehmen, weil Zerrüttung in den Finanzen ein sehr großes mit den nachtheiligsten Folgen verbundenes Uebel ist. Lassen Sie sich ja durch keine falsche Scham von Ergreifung des gesetzlichen Weges abbringen, und wenn Sie meinen Rath befolgen, so stehe ich dafür, daß es gut gehen wird, und daß Sie mir dafür danken werden. Es wird mir sehr lieb sein, wenn Ihre Antwort mir die Nachricht giebt, daß Sie meinen Rath gut befunden haben, und nun alsbald zur Ausführung schreiten wollen. Struensee. Berlin, den 30. März 1799."

Der Rath war jedoch nicht ausführbar, und Held blieb in seiner qualvollen Bedrängniß, die sich durch die unglücklichen Störungen seines Familienwesens nur täglich mehrte. Er mußte sich darein ergeben, den Kampf mit den untersten Ansprüchen des Lebens mühsam fortzusetzen, von denen er sich aber nie so hinnehmen ließ, um darüber die höheren Ansprüche, welche Wahrheit, Recht und Freundschaft an ihn machten, jemals außer Acht zu lassen. Ja, was noch rühmlicher ist, und von der seltnen Gemüthskraft des Mannes zeugt, auch seine dichterische Stimmung und die persönliche Herzlichkeit für das Vaterland litten durch den zwiefachen

Druck, der auf ihm lastete, keinen Eintrag; wir sehen ihn stets bereit, der treuen Gesinnung für den König sein dichterisches Wort zu leihen; so feiert er in einem Liede für den Schützenverein zu Brandenburg den König mit aller Wärme, so übernimmt er, als am 25. Mai 1799 der König und die Königin auf ihrer Reise nach Westphalen durch Brandenburg kommen, die ihnen Namens der Bürgerschaft zu überreichenden Gedichte zu verfassen, und drückte darin die zarteste Verehrung aus.

Aber Held schien einmal bestimmt, nicht ohne Anfechtung zu bleiben, und wo er sie nicht aufsuchte, da suchte sie ihn. Ein zufälliges Begegnen mit hohen Militairpersonen im Anfange des Septembers 1799 nahm eine so beleidigende und aufreizende Wendung, daß Held, ohne seinen Karakter ganz zu verläugnen, unmöglich still dabei bleiben konnte, und weil hier ein Zweikampf aus Gründen, die er selber angiebt, kaum statthaft schien, so wandte er sich gradezu an den König. Die näheren Umstände der Sache sind in seiner Eingabe bezeichnungsvoll mitgetheilt, und wir lassen dieselbe hier folgen als ein merkwürdiges Zeugniß des Mannes selbst wie der Erscheinungen jener uns schon so entlegenen Zeit. Held schrieb an den König:

„Es geschieht nur aus Druck der bittersten Nothwendigkeit, daß ich von meinem Vorsatz mit meiner Handschrift Ew. Majestät nicht mehr lästig zu fallen, eine Ausnahme mache, und Allerhöchstdero oberstrichterliche Gewalt und Pflicht, in einem Falle, wo die gewöhnlichen Rechte schweigen, als ein außerordentliches Hülfsmittel zu meinem persönlichen Schutz hierdurch anrufe."

„Ich muß nämlich den Generallieutenant von Rüchel wegen unbefugter und neckender Anmaßungen, den General von Puttkammer wegen Brutalität und den Major von Bömcken wegen anderer Ungezogenheit gegen mich, anklagen und Ew. Majestät bitten, diesen Leuten zu befehlen, daß sie, denen ich gewiß gern überall aus dem Wege gehe, mich, wo mein Unstern mich mit ihnen von ohngefähr künftig wieder zusammenführen möchte, mit ihrem lahmen Witz und ihren

Grobheiten verschonen, und dadurch die Ruhe nicht stören, die jeder Bürger dem andern zu belassen schuldig ist."

„Vorgestern besah ich in Gesellschaft des Kammerpräsidenten von Harlem aus Posen und des hiesigen Kriegs-Raths Koch, Nachmittags um 5 Uhr das hiesige Armenhaus und traf darinnen die vorgenannten Militair-Personen. Der Generallieutenant von Rüchel erkundigte sich, wer ich wäre, ob ich mit dem von Leipziger verwandt sei, torquirte mich hiernächst mit beleidigenden Fragen über meine und des von Leipziger's politische Grundsätze, demonstrirte mir mit auffallendem Nachdruck, daß ich einen Königlichen und zwar wie er wisse, mit sehr lukrativem Einkommen verbundenen Posten hätte; sprach von meinem Bruder, den er übrigens zu meiner wahrhaften Freude einen rechtschaffenen Mann nannte, in dem Sinne, als sei ich das Gegentheil, und benahm sich überhaupt gegen mich mit der Arroganz eines wahren Inquisitors; eine Rolle, die ganz außer seinem Wirkungskreise liegt, und ein Geschäft, dessentwegen Ew. Majestät ihn sicherlich nicht nach Brandenburg beordert hatten."

„Ich habe auf alle diese Kränkungen bescheiden und nach meinen Begriffen von Ehre geantwortet, und diesem unedlen Uebermuth bloß Gelassenheit entgegengesetzt. Um aber doch an einem schicklicheren Platz mich mit der vollen Sprache der Wahrheit vor diesem bei Ew. Majestät geltenden Manne zu rechtfertigen, bat ich ihn endlich um eine einzige Viertelstunde Privatandienz in seinem Quartier; er bestellte mich zu sich, ließ mich aber nachher nicht vor sich."

„Der General von Puttkammer, durch diese Mißhandlungen des ꝛc. von Rüchel gleichsam angesteckt und muthig geworden, fuhr mich hiernächst auf eine grobe Weise mit der Frage an: ob ich ihn nicht kenne und warum ich den Hut nicht abnähme, wenn ich ihm begegnete? Ich antwortete ihm der Wahrheit gemäß, daß, nachdem ich ihn vor anderthalb Jahren mehrmals höflich gegrüßt, aber immer bemerkt hätte, daß er mir nicht danke, auch erfahren hätte, daß er niemals einem Zivilisten oder Bürger, sondern nur den Musquetiren danke, ich natürlicherweise meine Komplimente einstellen müssen. Nichtsdestoweniger brach er in plumpe Schimpfworte, und

wenn ich nicht irre, in Drohungen aus, wozu ich stille schwieg, da es dem ꝛc. von Puttkammer deutlich anzusehen war, daß er sich im Trunke übernommen hatte."

„Der Major von Bömcken mengte sich nunmehro in dies garstige Gespräch, dichtete mir blöde Augen an, und behauptete am Ende, daß man einen preußischen General grüßen müsse, er möge danken oder nicht. Ich erwiederte hierauf, daß ich die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifelte und daß ja der König selbst jedem Bauer danke, der seine Mütze abziehe."

„Diese fatale Szene fiel in einer Stube und einem Gange des Armenhauses in Gegenwart von 20 Personen vor, und hat mich, dessen Gemüthsruhe nur allmählig wiederzukehren auf dem Wege war, von neuem in Schmerz und Besorgnisse der finstersten Art zurückgeworfen. Ich sehe offenbar, daß man mir zu Leibe und mich beschimpfen will, und daß ich wüthende Feinde von Wichtigkeit habe, die meinen Untergang beabsichtigen. Es ist unerträglich hart, immerdar der Gegenstand von großen und kleinen Verfolgungen zu sein, und niemals zur Ruhe zu kommen. Wer auf diese Art unaufhörlich gequält wird, muß durchaus zuletzt an Geist und Körper erkranken, und selbst wüthend werden."

„In solche Ungerechtigkeiten sollten Ew. Majestät doch ein strenges Einsehen haben. Brutale Soldaten schaden offenbar der Achtung und Liebe zum Regenten im Ganzen. Ich bin ohne irgend einen vernünftigen Grund in der Sphäre des Thrones recht absichtlich geschmäht und verlästert. Was der ꝛc. von Rüchel die Grundsätze des Leipziger nennt, weiß ich wirklich nicht, ich bleibe bei der simpeln Erinnerung der angenehmen Stunden stehen, die ich vor Jahren in Glogau unter andern klugen Männern auch mit Leipziger verlebt habe, und werde sein Geschick immer laut bedauern, wenn ich darnach gefragt werde. Es wäre ja niederträchtig von mir, wenn ich anders empfände und spräche, und aus elender Verzagtheit die Freundschaft eines Mannes, den ich ungemein hochschätze, darum verläugnete, weil er unglücklich und verkannt ist."

„Von der berüchtigten Ordensverbindung des Leipziger

weiß ich keine Silbe und halte sie für eine läppische Lüge; wohl aber hat mir und vielen andern, im Jahre 1793 der Professor Feßler einen Plan zu einer Kantisch-philosophischen Gesellschaft vorgelegt, an dem ich bloß darum keinen Theil nehmen mochte, weil er für praktische Menschen mir gar zu abstrakt und unausführbar schien. Dies ist derselbe Plan, den jetzt unter mancherlei Modifikationen die Loge Royal-York von Feßler'n bekommen und zu ihrem System angenommen hat, und den der ꝛc. von Rüchel kennt, falls er anders im Stande ist, den Feßler zu verstehen. Lukrativ habe ich meine dreizehnjährige Dienst-Karriere mir nie gemacht, sogar in Südpreußen nicht, wo doch rings um mich her ganz dreist gestohlen wurde. Ich bin mit einem hartnäckigen, aus den akademischen Theorieen mitgebrachten Unschuldssinn in Ew. Majestät Geschäfte getreten, und es haftet auf meiner Dienstehre nicht die kleinste Schmutzigkeit. Des ꝛc. von Rüchel's Meinung von mir ist daher ganz unrichtig, und ich verstehe gerade nichts weniger, als das lukrative Wesen."

„Ueberhaupt, was gehe ich den ꝛc. von Rüchel an, daß er meinen Hofmeister machen will? Befragte mein Chef der Minister Struensee die Kapitains des Rüchel'schen Regiments um ihre Grundsätze, so würde der ꝛc. von Rüchel das gewiß sehr übel nehmen. Ew. Majestät allein sind der Herr und Beurtheiler Ihrer Diener und die Männer, denen Allerhöchstdieselben Ihr Vertrauen schenken, und von denen manche sich so gerne das Ansehen geben, als regierten eigentlich sie, sollten billig jeder in seinem Fache sich darauf einschränken, kalt und vernünftig überall die Wahrheit zu ergründen, damit sie in keine Lügen verfielen, die in der hohen Region des Throns für den Unterdrückten, der da nicht hinkommen kann, immer wichtig und entscheidend sind."

„Auch berechtigt das Glück in der Suite und Ew. Majestät nahe zu sein, den Major von Bömcken nicht, im Hause und am Tische seines hiesigen Schwiegervaters, wo er gewissermaßen selbst Wirth ist, von Königlichen Räthen mit pöbelhaften und niedrigen Benennungen zu sprechen, während einer von ihnen als eingeladener Gast neben ihm

zu sitzen gezwungen ist. Ich habe Gelegenheit gehabt, in der innrbanen Gesellschaft dieses Menschen Betrachtungen darüber anzustellen, was Ew. Majestät wohl mit mir anfangen würden, wenn ich gegen die Majors der Armee in Gegenwart des ꝛc. von Bömcken dergleichen beschimpfende Ausfälle machte. Wir Zivilisten sind offenbar gegen solche Militairs nicht geschützt und im gesetzlichen Gleichgewicht; Klagen haben keinen Erfolg, und wollen wir uns durch eigene Kraft Respekt verschaffen, so leiden es unsre Minister nicht, sie kassiren uns und der Fiskal fordert nach dem Duellmandat schwere Geldstrafen ein, oder verhilft uns auf die Festung; der Offizier hingegen sitzt 14 Tage in der Wache, und lacht."

„Es ist hier nicht der Ort, diese traurigen Verhältnisse näher zu erörtern, welche Ew. Majestät nur dann genau einleuchten würden, wenn Allerhöchstdieselben vollkommen sich herabdenken könnten in die Lage eines kleinen engbeschränkten Privatmanns, der nicht Soldat ist. Nur dann könnten Allerhöchstdieselben ganz fühlen, daß auf Erden nichts unerträglicher und empörender ist, als militairische Insolenz gegen den ruhigen unbewaffneten einheimischen Bürger. Jeder der es hört, daß ein Generallieutenant, ein Generalmajor und ein Major, alle Drei auf Einmal sich über mich hermachen, um an mir, der ich noch obenein bekanntlich von der Königlichen Ungnade betroffen und niedergebeugt bin, ihre Bravaden auszulassen, weil der eine in mir den Freund des Rivals seiner Talente haßt, der andere von mir gegrüßt sein will, ohne jedoch danken zu wollen, und dem dritten vielleicht bloß meine Physiognomie zuwider ist, kann nicht anders als totale Indignation gegen ein solches Benehmen fühlen."

„Ich sehe indeß wohl ein, daß ich gegen Männer, die im Glanze des Throns stehen, nicht aufkommen und auf keine sattsame Genugthuung rechnen kann, daher wage ich bloß die allerunterthänigste Bitte: Ew Majestät wollen geruhen, den ꝛc. von Rüchel und von Bömcken zu mehrerer Klugheit, Vernunft und Bescheidenheit wenigstens in Zukunft gegen andre vielleicht weniger geduldige und mehr rachgierige

Männer als ich bin, anzuweisen; dem von Puttkammer aber anzubefehlen, daß er entweder danke, wenn man ihn höflich grüßt, oder alle solche wunderliche Ansprüche auf Achtungsbezeigungen fahren lasse, auch seine anstößigen Drohungen zurückhalte, übrigens aber des von Puttkammer's wegen, wie hier verlauten will, mich nicht schon wieder zu versetzen, da meine durch die letzte Versetzung zerrüttete Oekonomie dies schlechterdings nicht erlaubt, sondern mich, der ich schier lebensmüde bin, an diesem Orte meine Tage ruhig beschließen zu lassen."

„Ich weiß nicht, welcher Unstern über mich waltet, daß ich Ew. Majestät auf alle Weise verhaßt werden muß, das aber weiß ich bestimmt, daß ich es bisher noch immer zu Allerhöchst Dero Person sehr gut gemeint habe. Ich ersterbe ꝛc. von Held. Brandenburg, den 5. September 1799."

Der König empfing diese Beschwerde durch den Generaladjutanten von Köckritz, der am 12. September darüber an Held schrieb: „Euer Hochwohlgeboren beweisen mittelst Schreibens vom 5. dieses mir ein Zutrauen, das an sich schon sehr angenehm mir sein muß, mehr aber noch in der Erinnerung gewinnt, daß ich in meiner frühesten Jugend verschiedene Dero Verwandten gekannt habe. Natürlich empfinde ich daher den Wunsch auch Euer Hochwohlgeboren wahrhaft zufrieden und glücklich zu sehen, und ich bin in diesem Gefühl daher auch redlich bereit gewesen, Seiner Majestät dem Könige von Dero Beschwerden gegen die Generals von Rüchel und von Puttkammer und gegen den Major von Bömcken durch schuldige Ueberreichung der Bittschrift Nachricht zu geben. Der König hat das Betragen dieser Offiziers gegen Sie nicht gebilliget; nach Ihren Grundsätzen wünschen Sie nichts sehnlicher, als daß unter den verschiedenen Ständen zum Wohl des Staates die beste Harmonie herrschen möge, indessen muß ich auch gestehen, daß Allerhöchstdenselben einige Ausdrücke Ihres Schreibens sehr auffielen. Zu Ihrer Beruhigung sage ich Sie, daß die Besorgniß wegen einer abermaligen Versetzung ungegründet ist. Empfangen Sie hiermit die aufrichtige Versicherung meiner Werthschätzung, mit welcher ich stets beharre als Euer

Hochwohlgeboren ganz ergebenster Diener von Köckritz. Paretz, den 12. September 1799." Minder freundlich lautete der Bescheid, welcher amtlich aus dem Kabinet erfolgte, und der es rügte, daß Held nicht an die nächsten Behörden, sondern gleich an den König gegangen war.

Zerboni hatte im Gefängnisse zu Magdeburg, wie sehr auch die Arbeiten zu seiner Vertheidigung ihn anstrengen mußten, doch noch Stimmung und Kraft gefunden, eine Schrift über Südpreußen abzufassen, welche in vaterländischem gemeinnützigen Sinne die Aufgabe des Staates in Betreff dieser Provinz, und die Mittel dem Lande und Volke aufzuhelfen, mit hellem Geiste untersuchte. Diese Schrift gab er im Herbste 1799 in Druck, sie erschien im Anfange des Jahres 1800 bei Frommann in Jena unter dem Titel: „Einige Gedanken über das Bildungsgeschäft von Südpreußen." Der edle Sinn des Verfassers, schon durch das bezeichnende Wort des Titels angedeutet, und die Triftigkeit seiner sachgemäßen Vorschläge, wurden von allen Unbefangenen und Gutmeinenden günstig anerkannt, auch der Minister von Voß, welcher seit dem April 1798 wieder die Provinz verwaltete, äußerte sich mit Beifall. Den Gegnern aber war es verdrießlich, den Mann durch Kerker und Verurtheilung so wenig gedemüthigt zu sehen, daß er sogar öffentlich das Wort wieder zu nehmen wagte. Unangenehm empfanden sie es auch, daß der Dienstentlassene, nach ihrer Meinung Verarmte und Brotlose, plötzlich mit angeliehenen Geldern einen Grundbesitz in der Nähe von Kalisch erkaufte, und zwar so vortheilhaft, daß der Werth sich bald doppelt so groß als die Anleihe erwies. Weit mehr noch mußten sie erschrecken, als im Juni desselben Jahres bei Vollmer in Hamburg ein Band „Aktenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreußischen Kriegs- und Domainenrathes Zerboni und seiner Freunde" im Druck herauskam, unter der Vorrede mit des Herausgebers vollem Namen unterzeichnet. Doch diese Herausgabe, als ohne Befugniß und höhere Erlaubniß geschehen, schien einen neuen Anklagepunkt gegen ihn zu liefern, und man hoffte, ihn auf's neue in einen schlimmen Gerichtshandel zu verwickeln.

In dieser Zeit hatte Held mit manchen Männern sich in Verbindung gesetzt, von denen seine Hoffnungen und seine Thätigkeit belebt wurden. Er war mit Fichte bekannt geworden, und der gediegene Karakter und helle, feste Geist des Philosophen erfüllten ihn mit freudigster Verehrung. Mit dem liebenswürdigen Wandsbecker Boten Matthias Claudius, mit Hennings in Plön, mit Archenholz in Hamburg, stand er in Briefwechsel, jener gab den Genius der Zeit, dieser die Minerva heraus, und beide Zeitschriften empfingen von Held manche Beiträge, die doch nicht alle zum Druck gekommen scheinen. Auch mit Fülleborn, mit Garve, und Andern in Breslau wechselte er Briefe, desgleichen mit Oelsner, der, als er sein Vaterland Schlesien nach längerem Aufenthalt in Frankreich wiedersehen wollte, auf Hoym's grundlose Verdächtigung, gegen die seine diplomatische Eigenschaft als frankfurtischer Resident bei der französischen Republik ihn nicht schützte, unvermuthet in rauhster Weise verhaftet, bald aber, bei kräftiger Verwendung des französischen Gesandten Sieyes, als völlig schuldlos wieder frei gelassen worden war. Mit den Gelehrten und Schriftstellern in Berlin scheint Held wenig Verkehr gehabt zu haben, einige waren ihm zu feig und zahm, wie Rambach, Jenisch, Gentz, andere zu frech und wild, wie die beiden Brüder Schlegel, deren Erzeugnisse ihn anwiderten, und die Mischung von Weichheit und Stärke, die in ihm selbst war, fühlte sich von der, welche Jean Paul Richter in sich trug, bei mancher Anziehung doch mehr noch abgestoßen.

Im Juni 1800 kam Zerboni wegen der Geldanleihe, deren er zu seinem Güterkauf bedurfte, unvermuthet nach Berlin, und berief auch seinen Freund von Brandenburg herbei. Dieser berichtet über den damaligen vierzehntägigen Aufenthalt: „Das war eine vergnügte Zeit. Das Publikum erwies Zerboni'n überall, wo er erkannt und sein Name genannt wurde, die größte Achtung, und wo wir erschienen, betrachtete man uns beinahe als zwei Freunde im Stile des klassischen Alterthums. Wir konversirten viel mit Struensee, der Zerboni'n zu seiner Anleihe (von dreißigtausend Thalern bei der Wittwenkasse) behülflich war, mit dem pensionirten

Minister von Buchholz, mit Fichte und dem Schriftsteller Friedrich Buchholz, und speisten am Johannistage, von Feßler eingeladen, in der Loge Royal-York, wo ich den Professor Schummel aus Breslau kennen lernte. Unter andern gab uns auch der Professor Unger im Schulgarten ein ländliches Mittagsmahl, wobei der Schriftsteller und Geheime Legationsrath Woltmann die Honneurs machte, und ich den Geheimen Justizrath und Generalfiskal von Hoff zum erstenmale sah. Letzterer wirkte mit besonderer Anziehungskraft auf mich. Sein würdiges Aeußere, sein ernstes verständiges Kritisiren und dreistes Sprechen über die Fehler der Regierung, die strenge Opposition, die er gegen verschiedene mächtige Männer verlautbarte, die vertraute Freundschaft, die ich zwischen ihm und Fichte bemerkte, das Interesse so er für Zerboni und die Neigung zur Vertraulichkeit, die er mir bezeigte, machten, daß ich ihn sofort außerordentlich lieb gewann und wünschte, auch ihm etwas werth zu sein." Wie verschieden war diese Stimmung von der, welche Held vor drei Jahren in Berlin erfahren hatte!

Held war von Zerboni dringend eingeladen worden, ihn auf seinem neuen Gutsbesitze — einem „Schlüssel Güter" wie man es in Polen nannte — zu besuchen. Er empfing Urlaub von Struensee, reiste mit Zerboni nach Posen, und nachdem er hier bei seiner Frau und in verdrießlichen Händeln fünf Wochen verweilt, folgte er dem Freunde nach Plugawice. Er fand ihn in einem seltsamen vieleckigen hölzernen Hause, umgeben von Waldung und Wiesen, in voller Thätigkeit, mit Bauten, Ziegelbrennereien und aller Art Verbesserungen seiner Ländereien beschäftigt, und schon mit dem glänzendsten Erfolg. Die Bauern, menschlich und sanft behandelt, griffen gleich dem Herrn alles mit munteren Kräften an. Da an dem sonderbaren Wohnhause bauliche Arbeiten vorgenommen wurden, so wohnten und schliefen die beiden Freunde in einem Gartenhäuschen, von Wiese, Wasser und Gebüsch umgeben. Zerboni las nach dem Erwachen gewöhnlich irgend einen der Gesänge Ossian's vor, und eilte nachher zu seiner Wirthschaft, wo seine Frau mit ihm an Thätigkeit wetteiferte. Held freute sich dieses glücklichen Zustandes, der für die

Folge den größten Segen verhieß. Doch konnten diese Eindrücke den Unmuth nicht lange beschwichtigen, den die Betrachtung der öffentlichen Dinge stets neu hervorrief. Das Staatswesen schien den Freunden in sonderbaren Widersprüchen befangen. Der König hatte im Juli 1800 eine Kabinetsordre an das gesammte Staatsministerium erlassen, durch welche die Gebrechen der Staatsverwaltung auf das schärfste gerügt wurden. Wir müssen diesen merkwürdigen Erlaß hier einfügen; er lautet: „Seine Königliche Majestät von Preußen ꝛc. unser allergnädigster Herr, haben zwar bald nach Höstdero Regierungsantritt durch eine eigenhändige Ordre dem gesammten Staatsministerium auf das ernstlichste zu erkennen gegeben, wie nothwendig es sei, den fast erstorbenen Geist der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der preußische Zivildienst sich ehemals so musterhaft ausgezeichnet hat, durch angemessene, allenfalls strenge Maßregeln, wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Offizianten aufzumuntern, Unvermögende zum Dienst, die es ohne ihr Verschulden geworden, mit Pension zu entlassen, unbrauchbare, untreue oder nachlässige und nicht zu bessernde Offizianten aber zu Remotion und dem Befinden nach zur Bestrafung derselben anzuzeigen; bis jetzt aber haben Allerhöchstdieselben hiervon nur eine sehr geringe und fast gar keine Wirkung bemerkt. Nur einige Departements haben die so nothwendige Reform des ausgearteten Geistes im Dienst mit einigem Ernst begonnen, in den mehresten läßt man den Offizianten nach wie vor die Zügel schießen. Fast allgemein werden die Stellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber gerade nur so viel thun muß, als erforderlich ist, um das Gehalt zu erheben und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre, wie sie es nennen, auf solche Art gedient hat, begehret gleich für seine eingebildete Verdienste ansehnliche Beförderungen, Titel und Gehaltsverbesserungen, und findet sich gekränkt, wenn sie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geschäft soll besonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geschäfte bei einer Stelle sich vermindern, so wird niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Emolument sich kürzen zu

lassen, aber keine unbedeutende Geschäftsvermehrung darf ohne Gehaltszulage entstehen. Dieser verderbte Geist ist unter den Räthen der höheren und niederer Landeskollegien, besonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen herrschend, und hat sich von ihnen aus in die Provinzen und besonders auf die Subalternen verbreitet, wo er sich noch in weit verderblichern Folgen, besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Venalität äußert. Ueberall wo Seine Majestät auf Ihren Reisen durch Ihre Staaten hingekommen sind, wird hierüber von allen Seiten laut und einstimmig geklagt. Da sich Allerhöchstdieselben auf diesen Ihren Reisen es besonders angelegen sein lassen durch Verdienste und Geschicklichkeit sich auszeichnende Offizianten kennen zu lernen, so haben Sie selbst die traurige Erfahrung gemacht, wie selten diese anzutreffen sind. Die häufigen eingekommenen Beschwerden Ihrer Unterthanen, die Sie sogar nicht selten durch unmittelbare Einforderung der Akten selbst prüfen, bestätigen diese Erfahrung, und die Chefs der verschiedenen Departements befinden sich bei ihren Vorschlägen zu wichtigeren Stellen fast immer in Verlegenheit in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjekte, oft sehr mittelmäßige vorschlagen zu müssen. Es ist also nicht blos die jetzige Generation ausgeartet, sondern es entstehet auch die größte Besorgniß für die Zukunft, die Seiner Majestät es zur ersten Pflicht gegen den Staat machen, die anfangs gedachte Ordre sämmtlichen Departementschefs von neuem einzuschärfen und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, wovon sie vielleicht nur Mitleiden mit diesem oder jenem unwürdigen Subjekte, das aber unter diesen Verhältnissen höchst verderblich werden kann, oder die Besorgniß, daß ein strenges pflichtmäßiges Betragen als Gewaltthätigkeit von der Stimme des Publikums getadelt werden dürfte, abgehalten haben kann; die letzte ist zwar in so weit allerdings zu betrachten, daß man desto gewissenhafter die Gründe des Verfahrens prüfen muß; wenn die Gründe aber wirklich bewährt befunden worden, so muß man die Zustimmung seines Gewissens sich über das Urtheil des sogenannten Publikums, welches gemeiniglich nur in einer geringen Anzahl dabei noch interessirter Personen bestehet, er-

heben lassen, und die erkannte Pflicht ohne alle weitere Rücksicht ausüben. Seine Majestät haben zu sämmtlichen Departementschefs das Vertrauen, daß ein jeder in seinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wissen werde, um das davon abhängende Dienstpersonal endlich wieder zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen und wollen Sich auch deßwegen nicht in ein vollständiges Detail einlassen, im Allgemeinen aber müssen Allerhöchstdieselben bemerken, daß die ganz fast außer Acht gekommenen Visitationen, besonders der Unterbehörden, öfter, unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverschwendung in Ansehung unwesentlicher Dinge verfügt werden müssen, und daß die Konduitenlisten gewissenhafter zu führen, und sorgfältiger, als bisher geschehen, von den vorgesetzten Behörden zu beachten sind. Allerhöchstdieselben wollen künftig auf beides sehr aufmerksam sein und befehlen zu diesem Ende, Ihnen mit jedem Jahresschluß die Listen von jedem Departement und den demselben untergeordneten Landeskollegien unmittelbar einzureichen und dabei anzuzeigen, welche Unterbehörden, auch von wem sie visitiret und was dabei zu bemerken befunden worden. Aus diesen Listen und Anzeigen werden Seine Majestät Veranlassung nehmen, besondere Recherchen zu verfügen und Sich von dem Grunde zu überzeugen, und diejenigen Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, die bei deren Anfertigung nicht aufmerksam oder aufrichtig genug zu Werke gegangen sind. Friedrich Wilhelm. Charlottenburg, den 26. Juli 1800."

Held erzählt ein Jahr später, welchen Eindruck er und Zerboni empfangen, als dieses Aktenstück ihnen zuerst vor Augen kam. „Eben saß ich mit Zerboni im August vorigen Jahres in seinem abgelegenen Dorfe Plugawice einsam bei einem frugalen Abendbrote, als er eine Abschrift gedachter Kabinetsweisung aus Kalisch erhielt. Wiewohl sie für uns nun nichts Neues enthielt, und der darin so richtig geschilderte zerbrochene Geisteszustand der Offizianten unter uns beiden längst als eine ausgemachte Sache galt, so kam sie uns doch so unerwartet und wir freuten uns darüber so sehr, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich versichere, daß wir sie beinahe küßten; wir, die man kassirt und auf Festungen schickt, weil

wir schnurgrade derselben Meinung mit dem Könige sind, und diese praktisch geltend machen!"

Held war erst sechs Tage bei seinem Freunde, so kam ein Brief aus Berlin an Zerboni von Fichte, worin derselbe meldete, daß ein zweiter Kriminalprozeß gegen ihn, und zwar weil er die Akten des ersteren habe drucken lassen, im Werke sei, die Absicht gehe dahin, ihn abermals auf ein Jahr zur Festung zu bringen, und zwar diesmal nach Graudenz. Der dieserhalb erlassene Kabinetsbefehl war an den Justizminister von Arnim ergangen, und von ihm nicht ohne stille Mißbilligung dem Generalfiskal von Hoff mitgetheilt worden. Dieser, für Zerboni günstig gesinnt, hatte Fichte'n veranlaßt, den Bedrohten im voraus davon zu benachrichtigen. Zerboni rief sogleich: „Nun bin ich auf immer unglücklich, denn werde ich meiner Wirthschaft, worin ich alles umgekehrt habe und alles im Entstehen ist, auf ein Jahr entzogen, so muß das ganze Wesen zu Grunde gehen, ich mit den Gütern bankrott machen." Doch diesmal betheuerte er, solle man nicht so leichtes Spiel haben, und wenn die Formen der Gesetze nicht beobachtet würden, werde er Widerstand leisten, und man nur seinen Leichnam fortschleppen. Die Freunde besprachen diese Sache abwechselnd mit Ueberlegung und Heftigkeit. Der neue Angriff erschien ihnen durchaus widerrechtlich, sie sahen die Veröffentlichung der Prozeßakten als eine auch durch das Gesetz genehmigte ursprüngliche Befugniß an, als einen nachträglichen Ersatz der allem gerichtlichen Verfahren gebührenden, durch unsere Einrichtungen nur ungerecht verkümmerten Oeffentlichkeit. Die ganze Verfügung war ihnen überhaupt ein schreckliches Zeichen, daß Zerboni's Feinde nie aufhören wollten, willkürlich und schonungslos gegen ihn zu verfahren. Da ergrimmte Held, und beschloß auf der Stelle, das Verderben, welches dem Freunde drohte, auf die Häupter seiner Feinde zurückzuwälzen, und sie durch die Macht der sonnenklaren Wahrheit zu erdrücken. Vergebens mühte sich Zerboni ihn zu beruhigen, ihm vorzustellen, daß erst noch auf dem juristischen Felde der Kampf zu führen sei. Held nahm hier eine Saat von Aufreizung in sein Gemüth, die schnell und gewaltig emporstieg, und ihm per-

sönlich das größte Unheil brachte. Seinen Eifer spornte noch mehr das Erscheinen einer Schrift, die unter dem Titel: „Untersuchung, ob dem Kriegsrathe Zerboni zu viel geschah", in dieser Zeit — obwohl sie das Jahr 1801 führte — zu Leipzig herauskam, deren Verfasser, der Professor Schummel in Breslau, dafür von Hoym dreihundert Thaler empfangen hatte, und in welcher Zerboni und Held scharf angegriffen waren. Held wollte nicht, daß Zerboni dawider aufträte, weil diesem ohnehin eine neue Untersuchung drohte, und weil ihm derselbe in seiner ländlichen Abgeschiedenheit dem litterarischen Verkehr allzufern schien; er selbst aber versprach, der Sache des Freundes durch kräftiges Auftreten allen Vorschub zu thun.

Hier in Plugawice wahrscheinlich entstand noch die Ode, welche bald nachher im September 1800 zu Berlin einzeln gedruckt erschien unter dem Titel: „Ergebung, an Zerboni in Plugawice in Südpreußen. Fatis agimur! cedite fatis!" und in welcher Held den vollen Grimm seines Unmuths, seiner Verwünschung des gesammten Weltgetriebes, mit den allergrellsten, ja lästerlichsten Worten aussprach. Was ihm Ergebung heißt, können wir nur Verzweiflung nennen; er giebt jede Hoffnung auf, und auch die Zuversicht auf ein Jenseits schilt er hier eine kranke! Zwar tröstet er sich mit der Betrachtung:

„Was wir litten, wird verfliegen,
Gleich dem Schall in freier Luft.
Doch der Stolz, daß nie ein Schuft
Konnte unsern Sinn besiegen,
Steht — ob wir auch unterliegen —
Trotzig über unsrer Gruft."

Aber den Gedanken eines Wiederbegegnens mit demselben Gelichter, das ihnen hier zu Schmach und Verderben geworden, kann er nicht ertragen; er fragt den Freund:

„Könnten friedlich auf der Straße
Einer andern Welt wir gehn?
Träfen uns nicht neue Wehn
Im Verein mit dieser Race,

Der uns hier zum Tigerfraße
Das Geschick hat ausersehn?"

Nochmals blickt er auf das Erdentreiben zurück, und bestärkt sich in der trostlosen Ansicht:

„Glücklich wird hier nur der kühne
Gauner, der den Staat bestiehlt.
Frechheit baut ihm seine Bühne,
Wo mit schadenfroher Miene
Er auf uns herniederschielt.
Liebe zu dem Vaterlande
Windet unten sich im Staub!
Wahrheit wird des Heuchlers Raub!
Dummheit gönnet dem Verstande
Statt des Sieges lieber Schande,
Und des Helfers Ohr ist taub."

Als die letzte seiner Freuden giebt er an, daß er der Leiden Zerboni's trauernder Gefährte ward, und wünscht nur vereint mit ihm in demselben Augenblicke durch Einen Blitz, Einen Todesstoß, aus diesen Körperbanden zu fliehen.

Aber während er solche Verzweiflung sang, war sein Gemüth in Zorn und Haß zum kräftigsten Handeln erglüht, und ihm dämmerte schon die That, welche den Feind furchtbar treffen sollte.

Held reiste über Kalisch nach Posen zurück, wo er wieder einige Zeit verweilte und die Vermögenssachen seiner Frau zu ordnen strebte, aber mit größerem Eifer und Erfolge Waffen für sein politisch-litterarisches Vorhaben sammelte. Er wußte sich durch Ueberredung und Schlauheit Abschriften der Akten eines höchst ärgerlichen Prozesses zu verschaffen, in welchem Hoym und Goldbeck sehr bloßgestellt erschienen, schrieb in rascher Eile, begeistert von Unwillen und Zorn, heftige Erläuterungen dazu, und nahm die druckfertige Schrift auf der Rückreise mit nach Berlin. Er nahm auch eine Tochter von Posen mit — eine andere war bereits in Brandenburg — und hielt sie unterwegs fast beständig auf seinem Schoße. Die Handschrift lag tief unten im Koffer. In Berlin stieg er im Gasthof ab, und brachte zuerst seine Tochter zu einer Freundin; dann ging er zu Struensee, erbat sich geheimes Gehör, und legte ihm die Schrift vor. „Struensee's

Mienen," sagt Held, „waren anfänglich mißbilligend und er schüttelte den Kopf, je länger ich aber sprach und ihm alles verdeutlichte, je mehr klärte sich sein Gesicht auf, bis zu jenem sardonischen Lächeln, welches diese in der Regel ernsthafte Physiognomie so wohl kleidete und so großes Zutrauen erweckte." Struensee behielt die Schrift einige Tage, und als er sie zurückgab, erklärte er die Thatsachen für ganz richtig, allein bei weitem noch nicht vollständig, er wisse den tieferen Zusammenhang, ein Geheimniß, das der Verfasser nicht habe wissen können. „Indeß", fuhr er fort, „enthält das Buch Stoff genug, um dem Könige aufzufallen. Sie wagen damit viel. Entweder wird damit etwas recht Gutes oder etwas recht Schlimmes gestiftet, und Sie können sich dadurch recht glücklich oder noch unglücklicher machen als Sie schon sind. Abrathen will ich Ihnen nicht, mich davon meliren kann und will ich aber auch nicht. Die Zugänge sind zu sehr verriegelt. Nachdem diese Sache unter Mitwissen des jetzigen Königs beendigt und zu Grabe getragen worden, darf ich, ohne die seltsamsten Verdachte persönlicher Animosität gegen Hoym mir zuzuziehen, sie nicht neuerdings zur Sprache bringen. Werde ich befragt, ob die in dem Buche von mir vorkommenden Briefe ächt sind, so werde ich, wie es wahr ist, Ja sagen. Uebrigens hoffe ich, werden Sie, so lange ich lebe, es verschweigen, daß Sie mir das Manuskript gezeigt haben. Jetzt weiß ich nichts von ihrem Vorsatze. Handeln Sie nach Gutdünken. Gelingt es, so kann die beste Wirkung erfolgen." Held empfand es schmerzlich, daß Struensee ihm eine eigennützige Absicht auf Glück beizumessen schien, und lehnte dies entschieden ab, worauf Struensee nur erwiederte: „Für Ihr Heil würde eine Portion Egoismus Ihnen sehr dienlich sein." Er fügte noch hinzu: „In unserm Staate ist kein Reformiren möglich, als das unmittelbar vom Könige ausgeht, im Einzelnen ist nirgend ein vernünftiger Anfang damit zu machen; jeder Geschäftsmann bei uns arbeitet nur dahin, daß er sich durch die Form decke und nicht aktenmäßig verantwortlich werde." Und so sprach er noch vieles, was den Zustand des Staates betraf, für Held aber, anstatt ihn abzuschrecken, nur zur stärkeren Anreizung

wurde. Er beschloß ohne Zögern den Druck seines Buches. Hierin lag übrigens noch keine unmittelbare Gefahr. Hätte er die Handschrift von Berlin, auf sichrem Wege, nach Leipzig oder Jena gesandt, wie er anfangs wollte, so würde der Schlag getroffen und vielleicht niemand erfahren haben, von wo er geführt worden. Zu seinem Unglück aber sprach er den Buchhändler Frölich, den er von der Universität Helmstädt her kannte, glaubte diesen so beherzt und fest, als er in leicht hingesprochenen Worten sich zeigte, und ließ sich verlocken, ihm das Geheimniß zu vertrauen. Frölich erbot sich sogleich, die Schrift heimlich drucken zu lassen, und ging auch alsbald an's Werk; eine Buchdruckerei war in Frölich's Hinterhause nah zur Hand. Der Besitzer, zugleich Polizeikommissarius, Namens Schmidt — bekannt als Verleger des Volksblattes „Der Beobachter an der Spree" — gehörte zu Held's vertrauten Freunden.

Sehr ruhig über diese Angelegenheit, kehrte Held nach Brandenburg heim, und ging wieder mit gewohnter Sorgfalt an seine Dienstgeschäfte; kam aber im Dezember auf's neue nach Berlin, hörte, daß der Druck beinahe vollendet sei, nahm mit Frölich die Abrede auf Ehrenwort, daß keiner den anderen in dieser Sache je nennen wolle, gab der Schrift den Titel: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder aktenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischer Staatsminister," statt des Druckortes auf dem Titel setzte der Verleger: „Nirgens und überall" und die Jahreszahl 1801 dazu; der Umfang betrug etwa 250 Seiten. Held bedingte sich statt alles Honorars ein Dutzend Abdrücke, und begab sich hierauf wieder nach Brandenburg. In den letzten Tagen des Januar 1801 ließ er durch einen Boten seine Abdrücke holen, und sandte sie zum Einbinden in eine benachbarte sächsische Stadt, wo dem Werkchen durch die Hand des Buchbinders die Ausstattung ertheilt wurde, von welcher ihm der Name „das schwarze Buch" gekommen und verblieben, denn unter diesem nur ist es weltberühmt geworden, während der eigentliche noch jetzt fast unbekannt ist, wie das Buch selbst. Denn wir gestehen, so viel und oft wir auch seit mehr als

vierzig Jahren von dem schwarzen Buche, seinem gewichtigen Inhalte und seiner beispiellosen Freimüthigkeit reden gehört, nie hatten wir es zu Gesicht bekommen, noch jemanden gefunden, der es mit eignen Augen gesehn, und erst unsere öffentliche Besprechung desselben rief die hin und wieder bewahrten Abdrücke an den Tag, obschon nicht in der von Held beliebten Einkleidung; in dieser nämlich war nicht nur der Umschlag, sondern auch der Schnitt völlig schwarz, auf dem Rücken stand in Silberschrift: „Hoym und Goldbeck." Drei solcher Abdrücke ließ Held in den ersten Tagen des Februar 1801 von Nauen zur Post nach Berlin abgehen, an den König, an den Obersten von Köckritz, und an den Minister Grafen von der Schulenburg, für den letzteren war ein anonymer Brief eingelegt, des Inhalts, daß der Verfasser, nach einiger Zeit, und wenn er sich überzeugt haben würde, daß keine unregelmäßige Gefahr für ihn obwalte, als ein rechtschaffner Mann, der seiner Behauptungen eingeständig sein müsse, freiwillig ihm dem Minister sich zu erkennen geben wolle, daß einstweilen dieser sich der Sache annehmen und besonders dafür sorgen möge, daß der König die Schrift wirklich bekomme und lese. Denn dies letztere war in Held's Ansicht der Hauptpunkt, welchen er durch alle diese Anstalten zu erlangen hoffte. Eine schriftliche Eingabe solches Umfangs, meinte er, würde der König nie lesen, sie würde auch zu leicht verschwinden können; gedruckt lese sich dergleichen eher, und das auffallende Aeußere solle noch besonders dazu reizen; aber auch für den Fall, daß dem Könige der zugesandte Abdruck unterschlagen würde, wollte er Vorkehr treffen, und fand deßhalb die gleichzeitige Erscheinung im Buchhandel nöthig, damit das öffentliche Gerede und Geschrei den König aufmerksam mache. War dies nur erreicht, so glaubte er nichts mehr fürchten zu dürfen, er sah nur auf dem Wege Gefahr, am Ziel keine. Er hatte das Bewußtsein, indem er für den Freund wirkte, zugleich dem Gemeinwesen nützlich zu sein, sich um König und Staat verdient zu machen, ja er träumte wohl gar, wiewohl er darauf am wenigsten ausging, von Ehren und Belohnungen. Ganz ohne Schanzen des Erfolgs durfte die Sache selbst einem klugen

Berechner nicht dünken. Struensee und Schulenburg waren lange schon Hoym's Gegner, der Minister von Alvensleben hatte sich in den stärksten Ausdrücken gegen ihn erklärt, der Generalfiskal von Hoff, einer der angesehensten Justizbeamten, wünschte Goldbeck's Fall, um an dessen Stelle zu treten, war Held's Vertrauter, und reizte ihn, der nicht ahndete, daß er mißbraucht würde, nur heftiger an, indem er ihm seinen ganzen Beistand zusicherte. Auch der Minister von Buchholz hatte die Handschrift gelesen und sehr gebilligt.

Es traf sich zufällig, daß grade um diese Zeit, nämlich in den ersten Tagen des Februar, zwei Freunde Held's nach Berlin kamen, welche sehr wünschten, daß auch er sich einfinden möchte; einer der Freunde war der Justizkommissarius Früson aus Posen, der Vormund der Held'schen Stiefkinder daselbst, und der andere war der Geheimrath und Kammerdirektor von Heydebreck aus Stettin. Held stand lange bei sich an, ob er bei dem Ausbruche der Krisis nicht besser von Berlin wegbliebe; damit indessen Heydebreck nicht ohne das schwarze Buch nach Stettin zurückginge, schrieb er an ihn einige anonyme Zeilen, die ihn aufforderten, dieses Buch, sobald es erschiene, zu kaufen, bevor dessen Absatz etwa durch eine Kabale verboten würde. Heydebreck wohnte bei dem Geheimrathe von Beguelin, und las den beim Mittagstisch empfangenen Brief als eine Merkwürdigkeit sogleich laut vor. Beguelin, der lebenslang nur das Interesse der Macht anerkannte, beeilte sich, den Geheimen Oberpostrath Seegebarth, Schwager Goldbeck's, und ebenso dem grade in Berlin gegenwärtigen Grafen von Hoym die Nachricht mitzutheilen. Der Buchhändler Frölich hatte die ganze in Berlin gedruckte Auflage nach Leipzig geschickt, von dort aus sollten die Abdrücke in die Welt gehen, und so auch die für Berlin bestimmten den Schein haben aus dem Auslande zu kommen. Diese klugen Vorkehrungen scheiterten nun großentheils durch die Anzeige Beguelin's, die meisten Sendungen wurden in der Stille aufgefangen. Indeß waren doch einige durchgedrungen, der Werth von diesen stieg mit ihrer Seltenheit, und der Lärm war über alle Erwartung. Heydebreck, als er jenes Benehmen seines Gastfreundes Beguelin erfahren,

wollte nicht länger bei ihm wohnen, und zog in den Gasthof zum goldnen Stern, wo auch Held zufällig einkehrte, als er doch endlich nach Berlin kam, um seine Freunde und die Wirkung seines Buches zu sehen. Er hatte aber die Wanderung zu Fuß gemacht, bei seinem Bruder in Potsdam, wo derselbe als Hauptmann stand, nur flüchtig eingesprochen, und sich durch die Anstrengung in der Winternässe eine Rose zugezogen, weßhalb er nun meist das Zimmer hütete, wo Heydebreck ihm treulich Gesellschaft leistete. Die Sache wurde nun stets ruchbarer. Der Minister von Buchholz erzählte, was für lange Gesichter Hoym und seine Frau bei der Kour gemacht, und hoffte noch, das Spiel Held's, das allerdings ein va banque war, könne gewonnen sein. Dagegen hielt der Polizeipräsident Eisenberg, Held's Freund, es schon verloren, und warnte ihn in der Loge Royal-York; Frölich hatte schon alles gestanden, doch Held wollte es nicht glauben, und blieb ganz ruhig. Als Heydebreck nach Stettin zurückgekehrt war, wollte auch Held wieder abreisen, und sich am 22. Februar auf der Post für den folgenden Tag einschreiben lassen. Doch inzwischen hatten sich Wolken über ihm gehäuft, die sich plötzlich verderbenvoll entluden. Was sich begab, lassen wir am besten hier ihn mit eignen Worten selbst erzählen.

Seine hierüber gleich in den nächsten Tagen aufgeschriebene Erzählung lautet wie folgt: „Ich war Sonntags den 22. Februar 1801 eben aus dem Schauspiel „das Sonntagskind" und auf meinem Zimmer im Wirthshause zum Stern auf der Leipziger Straße angekommen, in der Absicht mich zeitig niederzulegen, da ich am folgenden Tage früh über Potsdam nach Brandenburg zurückzureisen gedachte, als ungefähr um 9 Uhr der Polizeikommissarius Obermann sich einfand und mich ersuchte, ihm zum Geheimen Justizrathe von Warsing, der in der Hausvogtei wohnt, zu folgen. Dies that ich ohne Bedenken. Warsing fragte mich, ob ich der Verfasser des gegen den Großkanzler von Goldbeck und den in Schlesien dirigirenden Minister Grafen von Hoym erschienenen Buches: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate" sei, und legte mir das mit dem Buchhändler Frölich wenige Stunden

vorher abgehaltene Protokoll vor, in welchem derselbe sich als Verleger, mich als Verfasser bereits eingestanden hatte. Ich antwortete weder Ja noch Nein, sondern drang darauf, daß der Frölich gerufen würde, um mir dieses Geständniß in's Gesicht zu sagen. Frölich kam, sagte es mir in's Gesicht, und ohne Weigerung gestand auch ich, und unterschrieb das kurze Protokoll, das Warsing sogleich auch in Ansehung meiner aufnahm."

„Frölich wurde entlassen, mich aber überredete Warsing, über Nacht bei ihm zu bleiben; diese Komplimente waren gewissermaßen darum nöthig, weil Warsing einen bloß mündlichen Auftrag von dem Kabinetsrathe Beyme bekommen hatte, mich mit guter Art fest zu machen. Ich glaubte anfangs, ich sollte die Nacht in der Gerichtsstube, etwa auf einem großen Stuhl oder dergleichen, zubringen, um am folgenden Morgen früh fernerweitig verhört zu werden, da bereits 10 Uhr verflossen war, und vermuthete nichts sicherer, als daß ich nach geschlossenem Verhör entlassen werden würde, daher meine Bereitwilligkeit zu bleiben. Aber Warsing setzte seine Höflichkeiten und Ueberredungen fort, versicherte mir, daß ich weiter hinten ein gutes Logis bei einem anständigen Manne finden würde, und sprach immer in dem Tone, als ob es nur auf eine Nacht abgesehen sei. Gutwillig folgte ich auch diesem Ansinnen, ich wurde über zwei Höfe geführt, ein Inspektor mit einem großen Gewächs am rechten Auge und ein Mann mit einer Laterne und einem großen Bunde Schlüssel in der Hand (der Schließer) begleiteten mich, führten mich in einen langen Gang, vor eine kleine starke Thür, deren ungeheure Schlösser und Riegel, nicht ohne Verwunderung und üble Ahndungen von meiner Seite, beim Scheine der Laterne geöffnet wurden, und hießen mich in ein dunkles schmutziges Zimmer (Nro. 5) treten. Daß statt des guten Logis ein gewöhnliches Gefängniß meiner wartete, merkte ich nun freilich. Kaum war ich drinnen, so brachte man eine Bettstelle und eine elende Matratze, zündete ein Dreierlicht an, schlug die Thüre zu, legte die rasselnden Riegel und Schlösser auswendig wieder vor, und so ward ich in aller Geschwindigkeit ein Staatsgefangener."

„Meine Blicke überflogen nun den kleinen Raum, in dem ich mich befand. Auf Einmal stieg aus dem Bette linker Hand eine lange, hagere, blasse Mannsfigur mit einer überaus großen Nase, trüben verlöschten Augen, eine schmutzige Nachtmütze auf dem Kopf und in ein überall löcherichtes Nachtkamisol gekleidet, empor. Wir begrüßten uns, und meine erste Frage war: Warum sitzen Sie hier? was haben Sie gethan? — Antwort: Ich habe an das Kammergericht geschrieben, daß dessen Mitglieder Spitzbuben, Mörder und Schinder wären, und habe mit dem Justiziarius in der Stadt Straßburg einen Prozeß wegen eines Mädchens gehabt, welches mich als Vater zu einem Kind angab, dessen eigentlicher Vater der Justiziarius wohl selbst sein mochte; ich bin reformirter Prediger in Straßburg gewesen, sitze schon zum Drittenmal, und dies letztemal bereits in den achten Monat."

„Das war nun eben nicht sehr erfreulich. Mehr trotzig und indignirt, als verlegen und betrübt, legte ich mich halbbekleidet auf meine Matratze, deckte mich mit dem aus Potsdam mitgenommenen Mantel meines Bruders zu, und schlief so sanft und erquickend, als läge ich auf Schwanenkissen. Am folgenden Morgen ließ ich meinen Koffer aus dem Stern holen, voll Sehnsucht erwartete ich zum Verhör gefordert zu werden, aber vergebens. So brachte ich beinahe acht Tage zu. Dann fingen die Verhöre an; mich vernahm der Kammergerichtsreferendarius Lindner, und Warsing ging bloß ab und zu. Ich entsagte anfänglich der Vertheidigung, ließ mich aber endlich doch bereden, den Justizkommissair Mathis zum förmlichen Defensor anzunehmen. Der Prozeß hatte demnächst seinen Fortgang."

Wer von unseren Zeitgenossen wachen Auges und fühlenden Herzens an den Tagesereignissen Antheil nimmt, dem brauchen wir nicht zu sagen, welch ein trauriges Geschick in den meisten Fällen das eines Staatsgefangenen ist. Die schreienden Beispiele in Deutschland, des Professors Jordan, des Rektors Weidig, die bittern Klagen, die unaufhörlich aus Frankreich herüberschallen, sind aller Welt bekannt; einzig England macht in diesem Bezug eine nie genug zu preisende Ausnahme. Wir sehen, wie für den Unglücklichen, der unter

jene Benennung fällt, mehr noch als die Strenge des Gesetzes, die Leidenschaften der Macht zu fürchten sind, wie Unpartheilichkeit und Milde dem unterthänigen Eifer, der fühllosen Härte weichen, wie die Untersuchung fast immer in Haß und Feindschaft, in schadenfrohen Hohn ausartet. Wir wissen, durch welche unnöthige Versagungen, peinliche Förmlichkeiten und endlose Hinzögerungen die Kerkerhaft zur verzweiflungsvollen Marter wird, wie jede Kleinigkeit zur Erleichterung des Lebens, zur Erquickung des Geistes, oder gar zum Bedarf der Vertheidigung, meist demüthig erbettelt, langwierig erwartet, und allenfalls mit Geld aufgewogen werden muß; nicht zu gedenken der tausendfachen Quälereien, welche bald durch Einsamkeit und Stille, bald durch unwürdige Genossenschaft, durch Unbill und Tücke der Unterbeamten, durch verrätherische Aushorcher, durch alle die schnöden Hülfsmittel, die man zu dem sogenannten Mürbemachen gebraucht, auf den politischen Gefangenen sich häufen, der vielleicht das reinste Bewußtsein trägt, noch nicht verurtheilt ist, vielleicht am Ende wirklich freigesprochen wird, einstweilen aber schlimmer als der gemeinste Verbrecher gehalten wird, aufgegeben von den erschreckten Freunden, abgeschnitten von der öffentlichen Stimme, deren scheues Anfragen in dunkler Unkunde auch bald verhallt. —

Dank der Menschlichkeit und Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland hervorgearbeitet und hauptsächlich in Preußen dem Staat einverleibt hat, findet diese Schilderung auf unseren Freund in der Hausvogtei nur geringe Anwendung; aber theilweise leider doch. Zwar empfahl Beyme, auf Held's unmittelbar an ihn gerichtete Klagen, die Pflichten der Humanität für ihn im Auge zu haben, und jede Pein des Gefangenen, die von der gewöhnlichen Haft unbeschadet der Sicherheit zu trennen sei, zu mildern, aber die Antwort von Warsing, daß das Gefängniß kein Putzzimmer sei, läßt genug erkennen, mit wie wenig Neigung er in diesen Sinn einging. Held hatte gleich von Anfang den freien Gebrauch von Feder und Tinte, schrieb an Behörden und Freunde, und durfte sogar Besuche annehmen. Auf Struensee's Verwendung erhielt er ein besseres Zimmer.

Auch wurden ihm nach einiger Zeit seine in Brandenburg gerichtlich weggenommenen und durchsuchten Papiere wiedergegeben, mit der Erklärung, daß nichts gegen den Staat darin gefunden worden, obschon vieles darunter war, was eben so schlimm lautete als das Schlimmste im schwarzen Buche. Die größte Qual war für Held, daß Tage auf Tage vergingen, ehe nur ein Verhör Statt fand. Als dies endlich erfolgte, wurde freilich sofort klar, daß die verstrichene Zeit noch viel zu kurz gewesen, um den Gefangenen mürbe zu machen.

Er hatte gleich in den ersten Tagen niedergeschrieben, welche Beweggründe und Triebfedern er bei Abfassung des schwarzen Buches gehabt, sie gingen auch schon aus der dem Buche voranstehenden, fast rührenden und offenbar treugemeinten Bitte an den König sattsam hervor; er gestand willig ein, daß er in der Art der Bekanntmachung und einigermaßen auch der Abfassung des Buches gefehlt habe, daß er aber die Wahrheit des Inhalts fortwährend behaupte und zu erweisen erbötig sei; einige harte Ausdrücke gegen die beiden angeklagten Minister berene er zwar, aber eigentlich nur um seiner selbst willen, weil er der Sache und seinem Zwecke bei manchem Leser dadurch vielleicht in ästhetischer Hinsicht geschadet habe; mit dem Kriegsrath von Triebenfeld jedoch habe er geglaubt weiter keine Umstände machen zu dürfen, weil der sich längst selber preisgegeben, und ihm einmal in Posen wörtlich gesagt: „Vetterchen! wenn Sie bei den Ministern etwas durchsetzen wollen, so sagen Sie es nur mir, die Kerls müssen alle nach meiner Pfeife tanzen!" Es sei nicht seine Schuld, wenn die Gegner zum Theil von der Art seien, daß man fast nur durch Schimpfwörter sie bezeichnen könne. „Mein Schicksal," sagte er, „sehe ich voraus, doch beruhigt mich der Gedanke, daß, sei es auch erst wenn ich längst aufgerieben bin, der König ganz gewiß einst einsehen wird, wie nützlich manchmal dergleichen enthusiastische Exzesse sind, um die kleineren Großen daran zu erinnern, daß sie beobachtet werden. Der König ist Herr meiner Freiheit, meines geringen Einkommens, und wenn er will meines Lebens. Ich überlasse ihm, selbst wenn er sich in der Richtung

seines Zorns irrt, das alles recht gern, und wünsche, daß irgend ein reeller Nutzen für ihn, die Gesetze und den Staat aus dieser meiner Resignation entstehn möge." Edle einfache Worte, wie Unterthanentreue und Vaterlandsliebe vereint sie nicht schöner aussprechen können!

Einige Hoffnung setzte Held anfangs noch auf Struensee, auf Schulenburg, und einige andere Männer in hohen Aemtern und Würden, denen er sein Vorhaben mehr oder minder vertraut, und die dasselbe nicht nur gutgeheißen, sondern zum Theil ihn noch zur Ausführung angespornt hatten. Er durfte an die Minister schreiben, und that dies ohne Zögern. Allein Schulenburg antwortete gar nicht, und Struensee, den er wegen seiner Dienstführung ein Zeugniß zu den Akten zu geben ersucht hatte, erwiederte freundlichst, erst wenn die Untersuchungsbehörde ein solches fordre, könne er es ertheilen, wie er späterhin auch wirklich that, und zwar mit vollem Lobe. Held ergab sich in das Loos aller Verfolgten, und entschuldigte jene Männer, die ihm keinen Beistand zugesichert hatten; daß ihn aber auch der erwähnte hohe Justizbeamte nicht nur vergaß, sondern völlig verläugnete, derselbe Mann, der ihn angereizt hatte, der ihn hatte abhalten wollen, einen gegen Beyme gerichteten heftigen Ausfall wegzulassen, der ihm betheuert, wenn es nöthig werde, wolle er des Königs Schwager den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz angehen, und auch selbst vor den König treten und das Wort für die gute Sache nehmen, daß dieser Mann jetzt sogar sich rühmte, er habe sich mit ihm nur eingelassen, um ihn auszuhorchen, — das verdroß ihn zu bitter, um nicht seinen ganzen Zorn in dieser Richtung zu entladen; er that dies durch einen Brief, worin er jenem alles zwischen ihnen Verhandelte umständlich vorwarf und ihn der Falschheit und des Verrathes zieh; daß dieses Schreiben von der Untersuchungsbehörde gelesen wurde, war für den Empfänger keine geringe Strafe. Einige weniger hochstehende Freunde, unter anderen der Artilleriehauptmann von Nothardt, der Mahler Darbes, der Polizeikommissarius Schmidt, Friedrich Schulz und Andere, besuchten Held, jedoch immer spärlicher. Die meisten begriffen ihn nicht, sie irrten sich über seine Antriebe;

nur Friedrich Buchholz erkannte gleich den edlen Enthusiasten, und war auch der Einzige, der ihm stets rieth nicht nachzugeben, sondern fest und beharrlich zu sein; die anderen riethen immer zum klugen Einlenken, ja zum Widerruf. Drei seiner Vertrautesten, ehemalige Konstantisten, hielten sich gänzlich fern. Dagegen war die allgemeine Theilnahme in Berlin sehr groß, sein Name war in aller Leute Mund, sein um diese Zeit von Bollinger gezeichnetes und gestochenes sehr gelungenes Bild wurde eifrig gekauft; allein die Volksstimme hatte nicht das geringste Mittel der Wirksamkeit. Zerboni sandte einen kleinen Geldbetrag, leider nicht aus eignen Hülfsmitteln, sondern aus solchen, die er für Held's Frau in Schuldprozessen erstritten hatte, woraus in der Folge die unheilvollsten Verwirrungen entstanden. Zuletzt völlig verlassen und einsam hatte Held keine andere Stütze, als seine innere Kraft, und diese allein hielt seinen Muth aufrecht. Er beschäftigte sich meist mit Schreiben, und machte sogar Verse, wie er denn gleich nach den ersten Verhören die Epistel Friedrichs des Großen an Keith über die Nichtigkeit der Todesfurcht und des Schauders vor einer Zukunft jenseits des Grabes in sechs und sechzig achtzeilige Stanzen sehr glücklich übersetzte.

Auch der edle Fichte, erst kurze Zeit mit Held bekannt und selber noch keineswegs in sichrer Stellung, benahm sich wie ein treuer Freund, und leistete gern was er vermochte. Fichte's treffliche Frau sah nach den Töchtern des Gefangenen, ließ sie zu sich kommen, überzeugte sich, daß sie gut gehalten wären, gab dem bekümmerten Vater von ihrer Gesundheit Nachricht. Aber auch durch geistige Mittheilung wirkte Fichte kräftigend auf Held. In einem späteren Briefe, vom 20. Oktober 1802, sagt er ihm: „Ueber Ihre Ansichten erlauben Sie mir nur zwei Worte. Ich für meine Person habe es — Ihre Begebenheit kann auch dazu mitgeholfen haben — zu einer so tiefen Erkenntniß der Nichtswürdigkeit des allgemeinen Treibens, und zu einer so gründlichen Verachtung desselben gebracht, daß ich es sehr bedauern würde, wenn ein Mann, den ich achte und liebe, dies Wesen länger würdigte sich damit abzugeben. Furcht bleibt niederträchtig, und diese kommt den

rechten Mann wohl nie an; aber, Freund, es giebt noch einen anderen höheren Grund sich in den Unflath nicht zu mischen, außer der Furcht, von ihm befleckt zu werden; — dieser ist die Verachtung des Unflaths." Held hatte Fichte'n das neueste Werk von Buchholz „Gravitationsgesetz für die moralische Welt" empfohlen; hierauf erwiedert Fichte: „Buchholz's Werk habe ich nicht gelesen, werde es auch nicht, weil ich an einem frühern dahin einschlagenden Aufsatz desselben in der Eunomia, den Vogel schon im Ei erkannt habe. Daß er sich einbildet, die Metaphysik zu schlagen, ist ihm zu verzeihen; er weiß nicht, was Metaphysik ist, und hat keinen metaphysischen Atom in seiner ganzen Wesenheit. — Mit dem Betäuben hat es gute Wege. Unser einer hat z. B. den Spinoza ausgehalten, und ihm sogar die Wege gewiesen; und ohne Schimpf und Spaß, Spinoza ist doch ganz etwas anderes, als Buchholz; ja sogar La Métrie ist etwas anderes. Buchholz vermag einiges Interesse nur bei denen zu erregen, deren Kenntniß sich nicht viel über die Deutsche Bibliothek und die Berliner Monatsschrift hinaus erstreckt." — Für Held mußte es schmerzlich sein, zwei Männer, die für ihn in sittlicher Wirkung so zusammengehörten, im Denken so aus einander zu sehen, und die Weisung in Betreff der Metaphysik traf ihn selber eigentlich mit. —

Wir haben nicht die Absicht noch die Mittel, den Prozeß in seiner juristischen Entwickelung darzulegen, oder zu beurtheilen, auch der eigentliche Stoff desselben liegt hier außerhalb unseres Zweckes, der nur ein Karakterbild aufstellen will. Daß Held in seinen Anklagen einseitig, wild, übermäßig und oft ohne die gehörige Unterscheidung verfahren war, mußte er selber zugeben, daß er aber aus tiefer Ueberzeugung und redlichem Eifer gehandelt, wurde selbst von den Richtern eingestanden. Sein Vertheidiger hielt sich lediglich an juristische Formen, das Gericht that das auch. Die Beleidigung der beiden Staatsminister war offenbar — die weit schmachvollere des Kriegsrathes von Triebenfeld ließ das Gericht unter der Angabe, derselbe habe nicht geklagt, unbeachtet —, die Verletzung der Ehrfurcht für den König wurde nachdrücklich hervorgehoben, und so konnte es nicht fehlen, daß Held unterlag.

Die Kriminaldeputation des Kammergerichts erkannte für Recht, daß Held mit Amtsentsetzung und achtzehnmonatlicher Festungshaft zu bestrafen sei. Der Verleger und Drucker wurden zu geringeren Strafen verurtheilt, doch diese gleich darauf erlassen oder gemildert.

Held erklärte sogleich, daß er von diesem Urtheil erster Instanz an die zweite, nämlich an den Appellationssenat des Kammergerichts, Berufung einlege, und wiewohl er anfangs den von ihm sehr geschätzten Justizrath Uhden zum Rechtsbeistand für diese zweite Instanz erbeten hatte, so besann er sich doch bald anders, und beschloß, nun seine Vertheidigung selbst und allein, ohne Zuziehung eines Rechtskundigen, zu führen. Diese schrieb er während der Sommermonate 1801 in der Hausvogtei mit angestrengtem Eifer, und brachte eine Arbeit zu Stande, in welcher seine ganze Gesinnung und sein tiefstes Herz athmeten, aber auch sein ganzer Zorn und Grimm austobten. Sie beginnt mit folgender Einleitung: „Indem ich mich entschließe, vor der zweiten und letzten Instanz, die im eigentlichsten Sinn über das Schicksal und die Wendung meines übrigen Lebens entscheiden wird, mich wegen der That selbst zu vertheidigen, deren Folgen jetzt mich äußerlich unglücklich machen, bin ich zweifelhaft, ob ich besser thue, lediglich mein Buch zu rechtfertigen, oder lediglich die Sentenz erster Instanz zu widerlegen, zur Sophistik der gesetzlichen Formen oder zu dem Wesen des Gegenstandes meine Zuflucht zu nehmen, noch Einmal auf die Güte der menschlichen Natur zu bauen, oder diese Hoffnung, und mit ihr fast alles, was diesem Dasein einigen Werth giebt, gänzlich fahren zu lassen? Der bloße Jurist kann mich, das fühle ich, nicht länger vertreten. Was die Gesetze in Bezug auf den vorliegenden Fall pro et contra enthalten, ist in der ersten Instanz sattsam verhandelt. Ich kann die Quellen, die Wärme, die Uebermacht meiner Ueberzeugungen niemandem lebendig genug mittheilen, dessen kalter Beitritt Worte wägt, und ängstlich zwischen Zuviel und Zuwenig wankend, mich mit der ihm fremden Besorgniß quält, den Kern in der Schale verworfen zu sehen. Was jetzt noch zu sagen ist, muß ich selbst sagen. Ich bin von einem souverainen schaudernden

Ekel gegen den Verlaß auf Formen überfallen, seitdem ich handgreiflich belehrt bin, daß unter ihrem Schutze jede Schandthat leicht gelingt, und der beste Trieb, die einfachste Wahrheit verstoßen werden, wenn sie es vernachlässigen, mit jenem Behang sich zu kleiden. Mir genügt kein Gehülfe. Sie Alle, die ich gerufen habe, wollen nur mich aus der Noth künstlich herausmanövriren; ich hingegen will die Sache retten, der ich Glück, Ruhe und Freiheit aufgeopfert habe; und das begreift keiner. Die Sache liegt mir am Herzen, und gilt mir alles, mein eignes Selbst ist mir minder werth. Für die Sache habe ich diesen heißen Kampf unternommen, nicht für mich; ihr will ich getreu, und mir selbst konsequent bleiben, es entstehe auch daraus was da wolle! — — Tugend ist ihr eigener Lohn, wie ihr eigenes Gesetz, und unterscheidet von dem zusammenhangslosen Lebenstumult der Bösewichter hauptsächlich sich dadurch, daß das über jede ihrer Handlungen herrschende Prinzip der beständige recht lebhafte Gedanken einer engverbundenen Konsequenz der jetzigen und der künftigen Welt ist. Der Tugendhafte berechnet seine Existenz astronomisch, der Schuft nach den vier Spezies. Mitten in der Anfluth der auf mich einströmenden Ideen, von einer beständigen Ohnmacht sie ordnen zu können, von der Bangigkeit des Mißlingens, von allen nur erdenklichen Schmerzen geschwächt, weiß ich daher nichts Besseres zu thun, als die letzten Reste meines Muthes aufzubieten, und den geradesten und kürzesten Weg querdurch einzuschlagen, zu bestreiten was mir entgegensteht, mir anzueignen was mich unterstützt, regellos, je nachdem beides sich mir naht." Nachdem er seine neuen Richter bei ihrer eignen Seelenruhe, bei ihrem Gewissen, bei dem einstigen Rückblick auf ihr Leben, ja bei den nützlichen Folgen, die aus diesem Prozeß entstehen könnten, angerufen und beschworen, nicht bloß den dürren Buchstaben der Gesetze zu lesen, sondern auch ihn zu hören und den Inhalt seiner Rede ernsthaft zu erwägen, fährt er fort: „Unbegränzte Aufrichtigkeit, die offenherzigste Erklärung, die reinste Wahrheitsliebe, werden hier aus mir sprechen. Als der unbefangenste Sohn der Natur will ich mich hingeben, ohne alle Ziererei, grade so wie ich fühle, denke und urtheile.

Ich kenne, so romantisch es auch klingen mag, nächst dem Sammeln von Einsichten für den Geist, nächst der Freundschaft für das Herz, kein weiteres Interesse am Leben, als gut und wahrhaft und für beides feurig wirksam zu sein. Leicht möglich ist es, daß das, was ich zu sagen habe, übelgeordnet, und im juristischen Sinne verworren geräth. Aber ich bin nicht im Stande es anders zu sagen. Mein Stoizismus ist nicht stark genug, um nicht dem vielen Leid zu unterliegen, das mich jetzt fast erdrückt. Die Natur vindizirt ihre Rechte. Im Gefängnisse wohnt nur der Schmerz, und dieser weiß nichts von künstlicher, am allerwenigsten von juristischer Logik. Meine Absicht ist, meinen neuen Richtern neue Data und Ansichten zu einem neuen Urtheil über die Sache, und durch die Sache auch über mich zu liefern. Ihre Pflicht ist es, das, was ich zerstreut vorbringe, unter dem Brennpunkte Ihres Scharfsinns zu vereinigen." —

In diesem Sinn und Ton beharrt die mehr als zweihundert Seiten füllende Vertheidigung auf den Anklagen, welche das schwarze Buch enthält, sucht ihre einzelnen Punkte durch genaue Thatsachen zu erweisen, giebt die Orte an, wo die weiteren Belege zu finden sind. Um einen Theil seiner Angaben stärker zu erhärten, fügt er unter dem Namen „schwarzes Register" eine umständliche Aufzählung der in Südpreußen von 1795 bis 1798 verschenkten Güter hinzu, ihres vorgespiegelten und ihres wahren Werthes, der Empfänger und etwanigen späteren Besitzer. Die sehr verworrenen Materialien wurden ihm nur nach und nach unter Struensee's Adresse zugesandt und in das Gefängniß abgeliefert. Die Liste enthält zweihundert und ein und vierzig Güter, die zu viertehalb Millionen Thaler geschätzt, aber zwanzig Millionen werth und an etwa zwei und fünfzig Personen verschenkt waren. So hatte z. B. der berüchtigte Triebenfeld dafür, daß er die Schenkungen anordnen und ausführen half, selbst acht Güter geschenkt bekommen, welche im Werthe von 51,000 Thaler angegeben waren, aber bald nachher auf 700,000 abgeschätzt, und am 9. März 1801, als Held schon gefangen saß, wirklich für 750,000 verkauft wurden! Gegen unbedeutende Irrungen in den Angaben des schwarzen Registers

ist späterhin Einspruch geschehen, gegen die Richtigkeit im Ganzen niemals. Held, auf die Thatsachen, die er anführte, gestützt, behauptete nun mit Eifer, nicht nur müsse er selbst freigesprochen werden, sondern vielmehr seine Gegner hätten Amtsentsetzung und Festungsstrafe verdient, und fügte die betreffenden Gesetzesstellen bei. Er fragte, was er denn in seiner Schrift ausstreichen könne, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten? Daß auch Minister Uebelthäter sein könnten, glaubte er durch nahe Beispiele zu beweisen, Friedrich der Große habe den Minister von Görne als einen überführten Betrüger auf die Festung geschickt, der regierende König den Minister von Wöllner als einen schlechten Menschen aus dem Dienst gestoßen; er meinte, wenn er nicht falsch angeklagt habe, wenn man ihn in der Sache nicht widerlegen könne, so müsse ja König und Staat ihm danken, den Anlaß gegeben zu haben, daß wieder solche Gerechtigkeit geübt würde. „Ich werfe, sagt er weiterhin, das Hauptgewicht meiner Entschuldigung auf den König selbst. Ihm, der der Herr seiner Minister ist, schiebe ich, trotz der weiten Kluft, die im Gefängnisse mich vom Throne trennt, mit der menschlichsten Freimüthigkeit die Frage in sein Gewissen: Ob ich wirklich Unrecht, und jene Minister, insonderheit aber den Hoym, anders beurtheilt habe, als der König selbst ihn beurtheilt? Ich könnte, wäre ich in Ansehung redlicher Männer, die mir ihr Zutrauen schenken, indem sie auf meine Ehre und Verschwiegenheit rechnen, nicht ein ganz Anderer, als gegen zweideutige Karaktere, ipsissima verba des Monarchen über diesen Gegenstand anführen, die sein eigner Unwille ihm schon sehr oft wider den Hoym entrissen hat. O der König hat darin völlig Recht! Und doch werde ich — gewiß ein unerklärbares Phänomen — weil ich das nämliche sage, als ein Ruhestörer und Pasquillant behandelt. Nein, das geht nicht!“ — Dem Vortheil, hohe Staatsbeamte als Zeugen anzurufen, entsagte Held wirklich, und so schonungslos er die Gegner angriff, so wenig verrieth er diejenigen, welche ihm vertraut hatten. Diese Zartheit allein vermochte ihn auch zu der einzigen Lüge, die er sich im Laufe des ganzen Prozesses erlaubte, nämlich bedrängt und befragt, durch wen

er zu den Akten gelangt sei, auf die sein Buch sich gründe, nannte er, um den lebenden Mittheiler nicht unglücklich zu machen, einen zu Posen verstorbenen Kriegsrath Wasserschleben, und auch hiezu entschloß er sich nur, weil er fürchtete, wenn er keinen nenne, möchte man von selbst auf den Rechten kommen.

Held schloß und unterzeichnete seine Denkschrift am 2. Juli 1801. Den Lesern wird längst klar sein, daß diese Vertheidigung zu keinem glücklichen Ziele führen konnte. Die Erörterung aller Thatsachen, welche Held aufthürmte, und welche seine Schrift tragen sollten, half ihm vor den Richtern, welche schlechterdings nur diese beurtheilten, so wenig als die beredte Darlegung seiner Triebfedern, und die Anführung von Fichte's Naturrecht, von Stellen aus Lessing oder Rousseau. Seine Vertheidigung hatte die Richter nicht gewonnen, der Haß der Feinde dagegen wurde nur neu entflammt.

Während er nun in Einsamkeit und Langweile den zweiten Spruch abwartete, suchte Held von so angestrengter ärgervollen Arbeit sich durch eine andere von freiem und heitrem Bezuge zu erholen. Für Preußen stand infolge des Friedens von Basel ansehnlicher Länderzuwachs in Aussicht, doch ehe dieser Statt fand, traten Verwicklungen mit England ein, von so besondrer Art, daß die Besetzung Hannovers durch preußische Truppen ebensowohl drohend als schützend erscheinen konnte. Durch diesen Vorgang aufgeregt, und in seiner persönlichen Gefahr noch immer leidenschaftlich mit dem Vaterlande beschäftigt, schrieb Held in etwa zwei oder drei Wochen eine Schrift „Ueber Preußens Vergrößerung im Westen, von Innozenz", worin er die äußere Gestaltung des Staates besprach, und aus vielfachen Gründen darlegte, wie derselbe seine Vervollständigung hauptsächlich in jener Richtung suchen müsse. Hiebei hielt er den früheren Gedanken fest, daß Preußen mit Frankreich verbündet am sichersten und erfolgreichsten seine politischen Aufgaben verfolgen werde. Anfangs dachte er die Handschrift an Schulenburg einzusenden, dem die Verhältnisse in Betreff Hannovers übertragen waren; doch kam er von dieser Absicht bald zurück, und ein Zufall gab der Handschrift eine andere Richtung. Ein Student

Britt aus Brandenburg, der auf der Universität von Held unterstützt wurde, kam von Halle zu Fuß nach Berlin, um ihn im Gefängnisse zu besuchen. Durch diese Theilnahme und Anhänglichkeit tief gerührt, und ohne Mittel dem guten Menschen die Reisekosten anders zu vergüten, schenkte ihm Held die Handschrift, und wies ihn an den Buchhändler Füchsel in Zerbst, der ihm auch dreißig Thaler dafür gab. Der Autor hatte sich zwar nicht genannt, verläugnete aber seine Arbeit nicht, und da es auch hier an scharfen Zügen und beißenden Ausdrücken nicht fehlte, so erklärte Beyme die Erscheinung der Schrift eine Frechheit und den Verfasser einen unverbesserlichen Rumorgeist, Warsing ließ ihm alle Schreibmaterialien wegnehmen und die Schrift überall polizeilich unterdrücken.

Inzwischen wurde in der Mitte des Septembers 1801 das zweite Urtheil gefällt; die Sitzung dauerte bis 4 Uhr und dann entschied auch nur die Mehrheit von Einer Stimme die Bestätigung des ersten Spruches, gegen den Antrag, ihm die überstandene Haft als Strafe anzurechnen. Nun erstattete der Justizminister von Arnim dem Könige Bericht, und sprach darin günstig für Held, allein dies blieb ohne Wirkung, der König bestätigte das Urtheil, und die Strafe wurde noch durch den Umstand, daß Held die Haft nicht, wie zuerst bestimmt war, in Spandau, sondern in Kolberg erleiden sollte, für ihn sehr geschärft. Diese Abänderung hatte den Zweck, ihn von allem litterarischen Verkehr zu trennen. Da Held des Dienstes entsetzt war, und folglich sein Gehalt aufhörte, er aber außerdem nichts besaß, so ließ der König ihm auf Struensee's Fürsprache zum Unterhalt auf der Festung aus Gnaden monatlich sechs Thaler anweisen. Rothardt lieh dem Freunde fünfhundert Thaler, von denen dieser die im Gefängnisse gemachten Schulden bezahlte und den Ueberschuß mitnahm. Seine Prozeßakten wurden in der Hausvogtei versiegelt und beiseite gelegt, ihm selbst aber unter der Hand schärfstens angedeutet, falls er versuchte, dieselben zu veröffentlichen, er zeitlebens sitzen müsse. Held hatte keinen solchen Gedanken, denn der an seine hülflosen Kinder, die er mit Zärtlichkeit liebte, machte ihm zur Pflicht, seine Ge-

fangenschaft nicht willkürlich zu verlängern. Nach Brandenburg zu reisen, und sein zerrüttetes Hauswesen zu ordnen, wurde ihm nicht erlaubt, dagegen verstattet, in Berlin die nothwendigen Geschäftsgänge zu machen. Als er zuerst wieder ausging, wurden ihm die Füße wund, sie waren im Gefängnisse so fein geworden; dasselbe hatte auch dem nur Siebenunddreißigjährigen die Haare des Scheitels genommen und die übrigen gebleicht. Die Straßen kamen ihm ungeheuer weit und alle Gegenstände wie Traumbilder vor.

Einige Tage vor seiner Abführung nach Kolberg ließ ihn Schulenburg zu sich bescheiden, um mit dem sonderbaren Manne, dem er doch immer etwas günstig war, und dessen Angriff gegen Hoym er im Stillen gern gesehen, freundlich zu sprechen. Der Minister der Finanzen war auch General, und liebte dies zu zeigen, obschon ihm der Kriegsdienst eigentlich fremd war. „Im Vorzimmer", berichtet Held, „lag ein blauer Mantel, auf dem der gestickte Stern des schwarzen Adlerordens sich präsentirte und absichtlich herausgekehrt schien; er selbst, in seinem Kabinette, trug einen Kürassierrock, und große Reuterstiefeln mit klirrenden Sporen und handbreiten Sporenledern; auf einem Tische lag ein befiederter Generalshut." Dieses Gepränge machte auf Held einen üblen Eindruck, der auch durch die Unterredung nicht gebessert wurde. Doch war Schulenburg äußerst gütig und gestand offen, Held's Schicksal gehe ihm nahe, er sei in der Sache nicht um seine Meinung befragt worden, sonst würde er der Dämpfung der ihm unähnlichen, bloß unnützen Schreier wegen, ihm nur eine kurze halbjährige Festungshaft zuerkannt und dem Könige den Rath gegeben haben, ihn alsdann an seinen rechten Platz zu stellen, denn überhand nehmen dürften solche Exzesse nicht; die Sache sei aber bloß im Rechtswege geblieben, aufdringen habe er sich dem Könige nicht gewollt, weil er mit Hoym in Disharmonie stehe, und es alsdann hätte scheinen können, als spreche er aus bloßer Antipathie wider Hoym. Er sagte darauf: „Eigenmächtige Privatversuche, Staatsbetrügereien zu rügen, wie damals mit dem auf der Post weggenommenen Manuskript und hinterher mit dem schwarzen Buche, die Sie sich in den Kopf gesetzt haben,

können nicht gelingen, wenn die Regierung einmal den Beschluß gefaßt, davon keine Notiz zu nehmen. Die Welt ist nicht, wie die Herren Philosophen meinen, eine Welt der Theorieen und Grundsätze, sondern eine Welt der Verhältnisse." Als bei diesem Anlasse Held sich über das Eröffnen und Wegnehmen der Briefe auf dem Postamte beschwerte, erwiederte Schulenburg, das sei nichts Unrechtes, da es seitens der Obrigkeit immer nur in guter Absicht geschehe; da habe er einen Schweizer in Spandau sitzen, der ein gefährliches Projekt gegen den Staat im Schilde geführt, wie hätte man dahinter kommen können, als durch Eröffnung seiner Korrespondenz? dagegen habe er den Verdacht gegen Held, als habe derselbe Hang zu Meutereien, gänzlich fallen lassen, nachdem er mehrere insgeheim eröffnete Briefe desselben gelesen, und er gebe ihm nun sein Wort, daß ihm ferner keine Briefe mehr erbrochen werden sollten. Er fragte endlich: „Nicht wahr, Ihre Absicht ist gewesen, es dahin zu bringen, daß der Graf Hoym abgesetzt würde?" — Held erwiederte: „Ja, wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich es gern bewirkt, weil ich überzeugt bin, daß dieser Mann dem Staat und der Provinz Schlesien schadet." — Da rief Schulenburg lachend: „Wie konnten Sie doch so etwas unternehmen und auszuführen hoffen, was ich nicht kann? Das hängt alles an persönlichen Verhältnissen, wovon Sie nichts wissen. Nun, reisen Sie nur nach Kolberg, und haben Sie Geduld; es kann sich noch manches ändern, und wenn Sie einmal etwas zu suchen haben, so wenden Sie sich an mich."

Ernster und herzlicher nahm der Minister von Struensee von Held Abschied. Offen und feurig legte dieser dem alten Freunde die Antriebe vor, die ihn zu dem Schritte bewogen, der ihn jetzt auf die Festung führe; er berief sich auf die edlen und reinen Absichten, die ihn beseelt, auf die gerechte Erwartung, daß ihm von oben nur Beifall und Dank dafür werden könne, auf sein vorwurfsloses Bewußtsein, das ihn freisprechе, wo die Welt ihn verurtheile, und mit dem er auch jetzt lieber in den Kerker wandere, als ohne dasselbe die Macht, den Glanz und die Ueppigkeit seiner elenden Gegner zu theilen. „Da küßte mich Struensee, — erzählt Held, —

was er sonst nie zu thun pflegte, die Zeichen wehmüthigen Mitleids glänzten in seinen Augen, und er sagte zu mir: „Sie erinnern mich an meinen Bruder, der übereilte auch alles grade so wie Sie, und erwog die Hindernisse nicht genug, denn was das eigentlich Wesentliche anbelangte, so" — — das Weitere wird nicht berichtet. Struensee hielt ihm darauf eine ausführliche Vorlesung über den Zustand der Welt, über die Stellung der Gebieter, welche überall, freilich aus eigner Schuld, weit weniger mächtig seien, als man im gemeinen Leben dafür halte; sie scheuten sich die Verbrechen derer, welchen sie ihre Macht und ihr Ansehen geliehen, aufzudecken und zu strafen, weil sie dadurch die Achtung vor aller Obrigkeit zu schwächen fürchteten, — wiewohl das Gegentheil dies noch schneller zu bewirken pflege. „Er demonstrirte es mir an den Fingern, — so berichtet Held weiter — warum die Obrigkeit, in der Aufrechthaltung ihrer Stellung obenan in der Sozietät, sich erleichtert finde, wenn sie von den boshaften Streichen der das Wesen der Gesetze verhöhnenden Bösewichter, so lange sie die Formen geschickt beobachten, keine Notiz nimmt, und die rechtschaffenste That des tugendhaftesten Mannes, die gegen die Formen anstößt, als ein Verbrechen ahndet. Er sagte unter vier Augen geradehin, daß, so weit er sehe, die Welt nur von einem minimum sapientiae und von persönlichen Rücksichten, keinesweges aber nach reinen, konsequenten Grundsätzen regiert werde; daß die Macht alles, die Vernunft wenig oder nichts sei; endlich, daß die Menschen insgesammt, ohne Ausnahme, mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Sympathieen und Antipathieen, mehr noch unter der Herrschaft des Geldes, als selbst des Hungers und der Wollust ständen."

Ehe Held nach Kolberg abging, hatte er wieder so viel Fassung, Kraft und Laune, dem Schließer in der Hausvogtei, dem alten Husaren Bock, ein Abschiedsgedicht zu widmen. Er rühmt des wackern Mannes herzliche Gutmüthigkeit, Theilnahme und Schonung, wie er den Gefangenen aus Mitleid Nahrung und Labemittel, die sie nicht bezahlen konnten, dennoch zubrachte, die Strafen ungern vollzog, und auch gegen wirkliche Verbrecher sich nie verhärtete. Für Held

scheint er besondere Zuneigung gehabt und an dessen Schuld nicht geglaubt zu haben. Der Dichter sagt ihm gerührt:

„Viele, die auf fernen Jugendfluren
Einst mit mir der Freundschaft Bund beschwuren,
Wohnen nah — jetzt kannten sie mich nicht.
O! da habe ich in trüben Stunden
Oft den letzten Rest von Trost gefunden
Nur in Deinem redlichen Gesicht."

„Selbst Dich schien es täglich zu betrüben,
Mußtest Du die schweren Riegel schieben,
Und verschließen auswärts meine Thür:
Ja, bei Deiner eignen reinen Ehre
Schwurst Du, daß ich kein Verbrecher wäre.
Ehren, lieben muß ich Dich dafür."

Doch auch dieser Rührung wird beißende Schärfe zugemischt, und es heißt:

„Wenn doch Manche, die in stolzen Wagen
Bei der Hausvogtei vorüber jagen,
Träfe Deines Ochsenziemers Hieb!
Nur die Kleinen, die sich fangen lassen,
Sitzen hier. Die Großen draußen prassen,
Gleich dem reichen Mann, wie Lukas schrieb."

Wer es mit dieser Poesie zu genau nehmen möchte, dem sind des Ovidius Worte zuzurufen: sie sei nicht besser als das Geschick des Dichters selbst! —

Nach beinah acht Monaten Aufenthalts in der Hausvogtei, verließ Held Berlin früh am 19. Oktober 1801 in Begleitung eines Landreiters, für den er Post und Zehrung mitbezahlte. Als er beim Schlosse vorbeikam, rief er aus: „Nun, Schicksal, du wirst richten, ich appellire an dich!" Es war ein trüber Tag, regnigt und kalt; doch freute sich Held der frischen Luft. In Bernau fiel ihm ein, daß die Hussiten vor Bernau ein theatralischer Stoff wären, und dachte sich die Anordnung der Szenen aus, empfand aber bald Langeweile dabei, und ließ die Sache fahren. In Stettin sah er flüchtig ein paar Freunde, unter denen Heydebreck war. Eine Meile vor Kolberg hörte er zuerst das Meer rauschen, er

nahm die neuen Eindrücke frisch und lebendig auf, wie ein neugieriger Reisender. Dies milderte seinen Unmuth, seinen Trübsinn. Er selbst erzählte späterhin von diesem Aufenthalt auf der Festung: „In Kolberg habe ich ganz allein das aus einem einzigen kleinen rothen Häuschen bestehende Staatsgefängniß auf dem Stein- oder Lauenburger Thore bewohnt, wo in der letzten französischen Belagerung Gneisenau wohnte. Es hatte damals keine Dielen, aber einen guten Ofen, und die Aussicht auf das Meer. Hier sah ich bald nach meiner Ankunft, im November, sieben in einem außerordentlichen dreitägigen Sturme gescheiterte Schiffe am Strande liegen, wovon eins „die Freundschaft", das andre „Constantia" hieß. Anfangs war ich eingeschlossen und hatte eine Schildwache vor der Thür. Aber die Schildwache schmälerte das Einkommen der Hauptleute, und wurde darum bald weggenommen." Ueberhaupt erhielt er in kurzem mehr Freiheit, durfte spaziren gehen, und sich im Meere baden, welches er wohl dreihundertmal that. Auch der Briefwechsel wurde ihm freigegeben. Im Sommer freute ihn die frische gesunde Luft auf dem Walle, das dunkelgrüne Gras, auf das er aus seiner Thüre trat. „Ich kann also, fährt er in jener Erzählung fort, über keinen düstern Kerker, dumpfige Luft, Schlösser und Riegel klagen. Nil adeo fortuna gravis miserabile fecit, Ut minuant nulla gaudia parte malum. Nur die häusliche Mazeration ist das Schlimmste, und damit eben wollen, unter der Maske der Humanität und der Nachsicht im Rechte, die Thoren einen mürbe machen!" In der That war er zu den größten Entbehrungen genöthigt, sein Frühstück bestand in Wasser, sein Mahl war mehr als kärglich; Sachen des nothwendigsten Bedarfes anzuschaffen, reichte das Geld nicht aus. Er wußte dabei seine Töchter in Berlin gleicherweise bedrängt, von dem guten Willen fremder Menschen, bei denen sie in Pension waren, abhängig. Daß er von seinen zahlreichen Freunden so wenig hörte, war seinem Gemüthe bitter, für das er außer einem Besuche Heydebreck's und einem antheilvollen Briefe Struensee's keine Erquickung hatte. Struensee gab ihm unter dem 24. Juli 1802 aus Berlin den vertraulichen Rath, unmittelbar an den König

zu schreiben, daß er fernerhin nur mit den Pflichten seines Amtes sich beschäftigen wolle, und meinte, der König werde ihn dann wieder anstellen. Struensee wünschte aber acht Tage vorher von dieser Eingabe benachrichtigt zu werden, und versprach, alles was in seinen Kräften stünde dazu beizutragen, daß die Entscheidung günstig ausfiele. Er fügte hinzu: „Und wenn Sie gleich von dem Ruhme eines Verbesserers des preußischen Staats abstrahiren, so werden Sie sich doch um eben diesen Staat ein wahres Verdienst, und den Dank von allen Ihren Mitarbeitern erwerben."

Sein Geist aber konnte nicht unthätig bleiben. Er unternahm, den Umständen gemäß, eine würdige Arbeit, die Geschichte der Stadt Kolberg und insbesondre der von ihr überstandenen Belagerungen. Wir hoffen diesen Beitrag eines auch im Gefängnisse dem Vaterlande heißergebnen Mannes den Geschichtsfreunden nicht verloren. Auch verfaßte er mancherlei Aufsätze, die zum Theil in Zeitschriften Aufnahme fanden. Den Briefwechsel mußte er schon der Kosten wegen sehr beschränken. Die Geselligkeit in Kolberg konnte ihn unmöglich reizen, er fand die sogenannten Honoratioren abgeschmackt; dagegen freute er sich der Bekanntschaft des Schiffers Nettelbeck, und zweier Soldaten, die sich oft zu gleicher Zeit in seinem Gefängnisse zusammen trafen, und von denen der eine aus Island, der andere vom Vorgebirge der guten Hoffnung in preußischen Dienst gerathen war. An Gedichten ließ er es auch hier nicht fehlen, er besang das Meer, die ihm noch gebliebenen Freunde, den Tod seines Freundes Fülleborn, er übersetzte manches aus dem Französischen. Der Besuch eines Geheimsekretairs Navache aus Berlin, damals berühmt und gefürchtet wegen seiner Karikaturen, reizte ihn zu einem Spottliede, welches in der Weise von Goethe's „Kennst du das Land" die Schattenseiten von Hinterpommern und Kolberg so derb aussprach, daß die ganze Stadt darüber in Bewegung gerieth; die Dummen tobten, aber die Klügern lachten, und Offiziere und Bürger bekamen Ehrerbietung vor dem Manne, der so Treffendes zu sagen wußte.

Nach Ablauf seiner Strafzeit wurde Held freigelassen; er

dichtete noch Abschiedslieder an das Meer und an Kolberg — diesmal ohne Spott — und kam im Sommer 1803 nach Berlin zurück. Der König hatte verfügt, er solle ein Wartegeld von fünfhundert Thalern beziehen, dafür von Struensee beschäftigt, und wenn er sich ein Jahr hindurch ruhig verhalten habe, auch wieder angestellt werden. Sein früherer Titel Ober-Zoll- und Akzise-Rath verblieb ihm unbestritten, nur der Kürze wegen wurde dafür außeramtlich öfters Kriegsrath gebraucht. Daß Held sich ruhig verhielt, war wohl zu erwarten, alle Hülfsmittel fehlten ihm, den früheren Gang fortzusetzen, auch hatte er für seine Kinder zu sorgen, seine Gläubiger zu befriedigen, an schriftstellerischen Erwerb zu denken, der seinen Umständen etwas aufhelfen sollte, doch nur wenig einbrachte, da er seine meisten Aufsätze ohne Honorar weggab. Ueberdies genoß er die große Genugthuung, daß der König die gegen Zerboni wegen Veröffentlichung seiner Akten gerichtlich ausgesprochene Strafe einjähriger Festungshaft in Graudenz völlig niedergeschlagen hatte; Held's Wagniß und Leiden waren also dem Freunde zu gute gekommen, hatten das neue Unheil von ihm abgeleitet, ihn wahrhaft gerettet. Daß Zerboni jetzt nichts von sich hören ließ, während es ihm doch in jedem Betracht wohl erging, schmerzte zwar Held, aber in seiner Freundschaft wankte er deßhalb nicht, und ließ keine Klage laut werden. Zu seinen Trübsalen kamen im Herbst auch heftige und langwierige Leiden von dem Hufschlag eines Pferdes, der ihn auf der Straße traf und beinahe getödtet hätte.

Nach seiner Genesung wandte er sich mit Eifer den Geschäften wieder zu, denn er bekam nun ehrenvolle Arbeiten, und ein Zimmer dazu im Struensee'schen Hause; der Minister hielt die gewöhnlichen Geschäftsleistungen zu gering für ihn, und trug ihm höhere auf, die seinen Fähigkeiten gemäßer waren, und dabei nicht sehr seine Zeit in Anspruch nahmen. Held benutzte die ihm bleibende Muße, um sein Wissen zu vermehren, er hörte Vorlesungen über die Astronomie bei Bode, über Physiologie bei Mayer, denn für die Naturwissenschaften fühlte er stets die größte Neigung.

Das Jahr 1804 begann für Held unter guten Zeichen.

Struensee hatte ihm beim General-Akzise und Zolldepartement eine Anstellung von bedeutender Wirksamkeit zugedacht, und als diese grade deßhalb Schwierigkeiten fand, wollte er ihn beim Salzwesen vortheilhaft anbringen. Ein alter Geheimerath dieser Behörde wirkte entgegen und verursachte Verzögerung, aus der sich Held nicht viel machte, denn in der Nähe Struensee's und häufig sein Gast, durch rückhaltlose Gespräche mehr und mehr in das Innere der Verwaltung eingeweiht, erschrak Held über den Abgrund, in den er blickte, er sah, wie das ganze politische und finanzielle Treiben dem Scheitern zueilte, und daß nirgends Idee noch Kraft waltete. Held arbeitete unter anderen eine Handels- und Gewerbs-Uebersicht des preußischen Staates aus; Struensee, der die Schrift sehr lobte, wollte sie jedoch nicht zum Vortrage bringen, weil daraus, wie er meinte, nur Gezänk unter den Räthen, und nichts Gutes für die Sache noch für Held entstehen würde, zu Reformen sei noch nicht die rechte Zeit, und Held's Namen einmal nicht beliebt. Die Nutzlosigkeit solcher Arbeiten verleidete ihm weitere Anstrengungen: „Ich war faul geworden", sagt er selbst, „und gab mir um nichts mehr Mühe."

Wie sehr er eines guten Amtes und Diensteinkommens bedurfte, wie nöthig es war seine Ansprüche geltend zu machen, konnte er ganz vergessen, wenn die Lage des Staates und die Zukunft des Vaterlandes ihm vor die Seele traten. Von öffentlichen Anlässen war sein Herz stets erregt; den empfindsamen fehlte seine Dichtung nie, den herben nicht seine Geißelrede. Die Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, Braut des Prinzen Wilhelm von Preußen, welche am 10. Januar 1804 in Berlin ankam, begrüßten zwei Lieder von ihm, eines im Namen der Bürgerschaft, das andere in dem der Schützengilde; die Leute hatten in solchen Dingen ein besonderes Vertrauen zu ihm. So feierte er auch Schiller's Besuch in Berlin durch ein feuriges Gedicht. Dagegen war er voll Ingrimm gegen Bonaparte, dessen Aufsteigen ihm für Frankreich und Deutschland verderblich erschien, und den er nun eben so haßte, wie er ihn früher geliebt und bewundert hatte. Zwei flammensprühende Schriften gab er

wider ihn im Sommer 1804 in Druck, anonym wegen der preußischen Behörden, aber bald wußte jederman den Verfasser. Eine dieser Schriften, „Sendschreiben an Bonaparte" fing gleich so an: „Nein, Bonaparte! dich zu lieben ist ferner nicht mehr möglich. Du machst es zu arg. Du thust gerade das Gegentheil von dem, wessen die Moral, die Tugend und Vernunft sich zu dir versahen. Viele Tausende in Deutschland, die enthusiastisch an dir hingen, deren Idol du mehrere Jahre hindurch warst, können nicht anders, sie müssen nunmehr auf die entgegengesetzte Seite treten, und eingestehn, daß du nicht einmal ein außerordentlicher Mann, sondern ein ganz gemeiner Heuchler, ein platter Narr, Summa Summarum ein Bösewicht geworden bist. — — Mögen Erfolge dem großen Haufen imponiren, du — deine künftigen Erfolge seien noch welche und wie scheinbar groß sie wollen — wirst die Meinung der edleren Menschen niemals wieder gewinnen." Er sagt ihm, sein selbstsüchtiger Karakter werde ihn „an einen wilden öden Strand" treiben, wo kein freundliches liebendes Auge gern verweilt, und wo die Wellen der Zeit von seinem einst guten Rufe nichts übrig lassen werden, als den Wrack der Hoffnungen, mit welchen die Welt anfänglich seiner Erscheinung jauchzend entgegengesehen. Zuletzt sagt er zu den deutschen Fürsten: „Ihr lieben Fürsten Deutschlands! konfiszirt diese Schrift nicht! Der Verdacht, daß ihr auf dem Wege seid, bloße Reichsgroßoffiziere oder Präfekten von Bonaparte zu werden, steigt bei uns sonst immer höher. Lieber konfiszirt die Schriften der Thoren, die sein Sprudeln und Tränen für die Kraft eines zweiten Karls des Großen ausgeben."

Held hatte das Sendschreiben unter anderen auch dem Verfasser der damals erschienenen Schmähschrift „Wider die Juden", dem durch diese und andere Herbheiten berühmten Justizkommissarius Grattenauer mit einem Briefe zugeschickt, in welchem er nach seiner Weise nicht lassen konnte, dem Empfänger die schärfsten und empfindlichsten Wahrheiten zu sagen. Diese Weise jedoch war auch Grattenauer's, in diesem Punkte stimmten die sonst allerverschiedensten Sinnesarten beider Männer überein. Es wird ergötzlich sein, den völligen

Gegensatz Held's in dessen eigner Art sich auszusprechen zu hören; hier ist das Hauptsächliche aus Grattenauer's Antwort! „Mit unendlichem Vergnügen — schreibt er — habe ich Ihren Brief gelesen! Weit entfernt, nur eine Minute auf Sie böse zu sein, habe ich Sie vielmehr lieber als je. Daß Sie in jedem Worte Recht haben, ist wahr, aber eben so wahr ist's, daß ich nur eben dadurch glücklich bin, daß Ihre Schilderung in jedem Jota richtig ist. Nichts halte ich für lächerlicher, abgeschmackter, verrückter und unsinniger, als sich mit einer einzigen unbehaglichen Minute, mit einer einzigen unbequemen Sekunde, mit Einem Worte: mit einer einzigen Entsagung die Unsterblichkeit der Ehre und die Heiligkeit eines Frommen zu erkaufen. Ich habe nicht bloß ein Sopha, sondern auch fünf und zwanzig Stahlfedern darin, und gestern erst einen Fleck entdeckt, wo nicht Elastizität genug ist, und morgen noch fünf neue Stahlfedern eingesetzt werden sollen. Ich lebe bloß um zu genießen, und lache über jeden, der sich irgend einem andern Zweck, als dem des Genusses aufzuopfern nur einen Augenblick sich einfallen läßt. Sobald ich einmal ein Possenspiel schreibe, sollen die Männer, welche auf dreibeinigen Schemeln Grütze fressen und schwarze Bücher gegen Minister und Kaiser schreiben, zuverlässig auf's Theater gebracht werden. Auch wird der Kammergerichtsräthe Erwähnung geschehen, die mit solchen Prinzipien einverstanden sind; so wie sich diese Herren überhaupt vor mir sehr in Acht nehmen mögen, da sie die Einzigen sind, denen ich es zu seiner Zeit wohl einmal recht fühlbar machen werde, daß ich meine Bequemlichkeit auch noch zu überwinden, und mich von meinem Sopha zu erheben im Stande bin, wenn es darauf ankommt, eine ernsthafte Rache zu nehmen. — Wenn wir uns noch einmal in der Welt sprechen, lieber Held, so bin ich überzeugt, daß Sie sich, alles Ekels, aller Abneigung und alles Schimpfs ungeachtet, den mir Ihr Brief anzuthun die Ehre erzeigt, ganz zuverlässig ein paar Stunden angenehm unterhalten werden. An Massow begehen Sie ein unverantwortliches Unrecht. Er ist ein braver, durchaus rechtlicher und ächt humaner Mann, dem ich, so lange ich lebe, mit der lebhaftesten Dankbarkeit ergeben bleiben

werde. — Ueber nichts habe ich unbändiger gelacht, als daß Sie ein Manuskript schreiben, das erst nach Ihrem Tode gedruckt werden soll. Das ist eine vollendete Tollheit, wofür mich Gott bewahren wird. Wenn ich das Honorarium nicht noch in dieser Zeitlichkeit mit Bequemlichkeit und Ueppigkeit verzehren kann, so hole der Teufel alles Schreiben. — Gosmar'n (Verfasser einer Schrift „Für die Juden") thun Sie Unrecht. Er ist wirklich ein so honetter und rechtlicher Mann, als ein Justizkommissarius in der ganzen Monarchie ist und sein kann. Deßhalb soll und muß er von Rechts wegen konservirt werden. Er ist mein Feind — aber Gerechtigkeit jedem! — Daß wir auf's allerbestimmteste über unsere Tendenzen und Ansichten der Welt im Widerspruche stehen, — darüber haben Sie so wenig als ich nur einen Augenblick in Ungewißheit sein können. Ein Mensch, der sich vergeblich wie Sie — bloß deßhalb aufopfert, weil er den Martyrertod sterben will — ist über und unter meinem Verstande. Ich habe bei allem was ich thue nur Einen Zweck, den der angenehmsten Existenz; wo dieser mit irgend einer Sache kollidirt, gebe ich die letztere allemal auf. Ich selbst bin mir alles; Sie aber sind sich absolut nichts. Sie opfern der Idee alles auf, ich nicht das Allergeringste. Was Ihnen das Höchste ist, hat für mich nur relativen Werth, und was ich absolut schätze, verachten Sie. — Was ich aber an Ihnen verabscheue, und was jeder wirklich denkende Kopf höchst verächtlich finden muß, ist der Umstand, daß in Ihnen der willkürlichste, frivolste Tyrann steckt, den es geben kann; mit Inbrunst muß jeder gutdenkende liebende Mensch Gott bitten, daß er Sie lieber in Ketten schlagen, als zu einem Manne werden läßt, der irgend etwas zu regieren hat, weil Sie ganz zuverlässig viel lächerlichere, abgeschmacktere und schändlichere Streiche machen würden, als Bonaparte der Korse! — Es war hier schon seit acht Tagen bekannt, daß Sie Verfasser des Sendschreibens sind. Nicht für zehntausend Thaler möchte ich eine Zeile darin geschrieben haben, und jeder Jurist muß Ihnen sagen, daß es nach Form und Inhalt ein Pasquill ist. — Ich wünsche herzlich, daß diese Piece nicht die allerunglücklichsten Folgen

für Sie haben möge. — Leben Sie wohl. Wer nicht mit seiner Intelligenz die Welt des Idealen erfassen kann, ohne die wirkliche Welt mit Füßen zu treten, der thut besser, nach jener nie zu greifen! Grattenauer. Breslau, den 17. August 1804." Wir sehen leicht, daß Grattenauer sich selbst zum Theil verläumdet, aber auch nach Abzug der Verläumdung bleibt in seinem Bekenntnisse doch so viel Verkehrtes und Lästerliches, daß man über die Naivetät erstaunen muß, mit der sich der wunderliche Kauz darüber ausspricht. —

Die zweite Schrift, „Patriotenspiegel für die Deutschen", war in demselben Geiste verfaßt. Sie sah Preußen in seinen Grundfesten bedroht, „aber noch Rettung möglich, wenn nur schleunigst preußischerseits die elende deutsche Reichsverfassung kassirt und ganz Norddeutschland bis an den Rhein und Main, ohne weitere Komplimente und ohne sich an Schulmoral und sogenannte Rechtsbegriffe zu kehren, der preußischen Krone unterworfen würden." Der Autor meinte, gewissen Leuten um so verständlicher zu werden, und ihnen seine Vorschläge begreiflicher zu machen, je mehr er gegen Napoleon loszöge; „Daher, — sagte er später, — der viele Hauptwachenwitz, den ich anbrachte und dessen Unanständigkeit ich selbst recht gut fühlte, aber doch der Sergeanten-Intelligenz jener Leute für angemessen hielt." Späterhin sagte er über denselben Gegenstand: „Die Schulmoral und das Landrecht haben bei Staatenvergrößerungen nicht das Mindeste mitzusprechen. Der Fürst, der die Vorschriften jener zu seiner Norm in der Politik erwählt, muß auf alles Mitwirken in der großen, politischen Welt verzichten; ihm wird, von Gottes, Schicksals und Natur wegen, genommen, eben deßhalb, weil er nicht nimmt; er wird von fremden Ideen umsponnen, weil er keine eigne Ideen hat, ausspinnt und geltend macht. Eroberte denn die Justiz oder der Degen Schlesien?" — Solch kriegerisch erobernder Eifer, den er aus höherer Geschichtsansicht als vollkommen berechtigt erweisen wollte, war in Held ein vaterländisches Erbtheil altpreußischen, durch Friedrichs des Großen Ruhm genährten und allgemein verbreiteten Sinnes, der bis in die neuesten Zeiten noch immer die jungen Gemüther entflammt, und sie

auf dem Gebiete der Litteratur die Kühnheiten üben und die Gefahren suchen heißt, welche das verschlossene Kriegsfeld nicht gewähren kann.

Trotz aller Hindernisse war Held's Anstellung beim Salzwesen durch Struensee so gut wie entschieden, als dieser am 17. Oktober 1804 starb. Mit diesem Tode fielen alle Hoffnungen Held's danieder. Der Nachfolger Struensee's war der Freiherr vom Stein, der für Held keinen guten Willen hatte, an seine Beförderung nicht dachte, im Gegentheil ihm einige Vortheile sogar entzog. Aber Held vergaß abermals was ihn selbst betraf, und lebte nur im Schmerz über den Gönner, den Freund, den er verloren. Wenn er den Verlust, den der Staat erlitt, weniger beachtete, so war dies nur darum, weil Struensee längst aufgegeben hatte, nach eignem Geist und mit voller Kraft zu wirken. Wie er aber gewesen, als Mensch, als Staatsmann, was er geleistet hatte und hätte leisten können, das wollte Held treu darlegen, diese Pflicht der Liebe und Dankbarkeit zu erfüllen, war ihm nun die wichtigste Angelegenheit. Zwei andere Todesfälle trafen ihn zu derselben Zeit; sein Freund Rothardt starb, als er eben zum Kammerdirektor in Kalisch ernannt worden war, und seine Tochter Aurora, die er unaussprechlich liebte, sank in der Blüthe des Lebens dahin. Er hatte das Kind zärtlich geliebt, und fand eine Befriedigung eigener Art, indem er der Leiche, bevor der Sarg geschlossen wurde, noch eiligst den Kopf abschneiden, diesen durch einen Arzt auskochen ließ, und den kleinen Schädel dann auf seinem Schreibtisch aufstellte, um das traurige Andenken stets vor Augen zu haben. Dieser gehäufte Schmerz fand seinen gemeinsamen Ausdruck in dem Bilde, das er von Struensee entwarf und worin auch Rothardt's und Aurorens Erwähnung geschieht. Das Ehrengedächtniß: „Struensee. Eine Skizze für diejenigen, denen sein Andenken werth ist", konnte schon im Februar 1805 ausgegeben werden. Diese Schrift schildert mit so scharfer Wahrheitsliebe als herzlicher Theilnahme einen sonderbar gemischten und leicht zu verkennenden Karakter, der wenigstens nicht in die große Reihe bedeutungsloser Minister gehört, und unter den preußischen jener Zeit mit einigem Ruhme zu

nennen bleibt. Das kleine Buch ist mit nachlässigster Freiheit geschrieben, und unseres Bedünkens das Beste, was von Held im Druck erschienen.

Freilich hatte der mit diesem Gegenstande so warm und eifrig Beschäftigte inzwischen versäumt, den neuen Minister für sich einzunehmen, oder sich nach anderen Gönnern umzusehen! Er wurde in seiner beengten Lage kaum bemerkt und bald vergessen. Ihn drückte überdies schwer der Ehescheidungsprozeß, den seine Frau leichtsinnig angeregt hatte, und infolge dessen die Scheidung im Mai 1805 ausgesprochen wurde. Eines unglücklichen Verhältnisses frei, fühlte er sich doch kaum leichter, denn nun traten langwierige Auseinandersetzungen ein, die nur bittern Verdruß häuften, und die Zerrüttung der häuslichen Lage vollendeten. In dem Gange des öffentlichen Lebens war kein Trost zu finden. Die Macht Bonaparte's befestigte sich in Frankreich, der General Moreau mußte die Heimath aufgeben und freiwillige Verbannung wählen; seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika widmete Held einige Strophen, die aber damals wegen ihrer Heftigkeit nirgends gedruckt werden durften. Die Stellung Preußens zu Frankreich entwickelte sich schnell und schneller zu bedenklicher Aufregung, die Partheien sprachen ihre Meinungen heftig aus. Der Freund der Freiheit haßte schon den französischen Kaiser als deren Unterdrücker, nun durfte der Vaterlandsfreund ihn auch als den Bedroher Preußens anfeinden. Held hatte bisher keine Gelegenheit versäumt, diesen Doppelhaß laut auszusprechen. Jetzt erschien aber „der neue Leviathan" von Buchholz, und diese Schrift bewirkte in Held eine große Umkehr seiner politischen Ansichten. Er fühlte sich „wie aus tiefer Nacht zum hellen Tage emporgehoben", und begriff nun, daß Napoleon, wenn auch kein Mann nach seinem Herzen, doch unzweifelhaft einen großen Beruf habe, daß er ein Werkzeug in den Händen der Vorsehung sei. Sonderbar ist es, daß grade Buchholz, der unbeschadet seiner Redlichkeit und seiner anzuerkennenden Talente mit Held an Karakterkraft nie gleichstand, diesen durch sein Ansehen gewissermaßen bezwang und lange Jahre hindurch festhielt. Solch ein Anschließen oder Gefangengeben

ist nicht ohne Gefahr, wie wir an ein paar namhaften litterarischen Beispielen gesehen haben, wo die edleren Kräfte gradezu gelähmt wurden durch ein Verhältniß, das ihnen Aufschwung zu geben verhieß. So war auch dieses Zusammengehen mit Buchholz für Held mehr hemmend, als fruchtbar; er bedurfte des Anschlusses an ein fertiges Ideenganze, daß er aber an das trockne, wurzellose, täuschungsvolle gerieth, welches Buchholz im Neuen Gravitationsgesetz und im Neuen Leviathan aufstellte, war ein Unglück. Wie ganz andere Gebiete hätten sich ihm erschlossen, wäre ihm eine Weisheits- und Staatslehre erschienen oder verständlich gewesen, wie Fichte sie in sich trug, und später verkündete! —

Die Vorträge, welche Doktor Gall im Sommer 1805 zu Berlin über die Schädellehre hielt, waren eine Erheiterung für Held, der sich mit Eifer diesen Forschungen hingab, und immer einige Vorliebe für sie behielt. Dagegen hatte die Naturphilosophie, wie sie damals hochfahrend auftrat, und die romantische Schule, die sich im Stillen ausbreitete, keine Anziehungskraft für ihn: er fühlte sich allem als Gegner, was von dem klaren Wege des Verstandes abwich, was mit schmeichelnden Phantasieen alter Zeiten auch deren Vorurtheile und Gebrechen zurückzuführen schien. Der Drang der Gegenwart rief überdies gewaltsam von solchen Liebhabereien ab. Ein Krieg wider Frankreich stand in naher Aussicht, und als er auf eine Weile noch zurücktrat, geschah dies unter Bedingungen, welche den Stolz der Preußen tief kränkten. Während dieser Aufregung, wo die Eiferer für das Vaterland, die Muthigen und Kampfbegierigen, einander suchten, wünschte der Prinz Louis Ferdinand, der als ein Haupt dieser Meinungsgenossen dastand, auch nähere Bekanntschaft mit Held, als einem Manne, von dessen Kraft sich Ungewöhnliches hoffen ließ. Held ging daher zu ihm, fand sich aber durch den Empfang wenig befriedigt, und völlig abgestoßen durch das Gespräch, das in der Unruhe des Ankleidens und in Gegenwart der Lakeien zu keinem festen Inhalt kam, sondern in sprudelnde Allgemeinheiten zerfloß. Von diesem Besuch und von dem Prinzen selbst hat Held eine Schilderung entworfen, die mit scharfer Wahrheit alles Schlechte erfaßt,

das neben und theils aus den großen Eigenschaften des so tapfern als liebenswürdigen Prinzen reichlich wucherte; dergleichen muß zugestanden werden und wir am wenigsten wollen es unterdrücken; allein die Farben sind so grell aufgetragen, die Züge so brennend, daß ihre Aufnahme hier nicht möglich ist.

Um diese Zeit kam ein Buch heraus, welches unter dem Titel „die wirkliche Erscheinung meiner Frau nach ihrem Tode" aus einer albernen Geisterseherei die Unsterblichkeit der Seele beweisen wollte, und durch seine plumpe Zumuthung bei schwachsinnigen Lesern großen Beifall fand. Julius von Voß lieferte eine witzige Parodie, Bernhardy deßgleichen, und Held besprach ebenfalls die Sache mit guter Laune. „Wie wär' es, lieber Schmidt, — sagte er bei solcher Gelegenheit zu seinem Freunde —, wir gäben uns wechselseitig das Wort, daß wer von uns zuerst stirbt, dem anderen nach dem Tode erscheinen soll?" Schmidt erwiederte lachend, indem er in Held's Hand einschlug: „Topp. Es gilt." Neun Jahre später, am 27. November 1814, kam Held am frühsten Morgen in Schmidt's Wohnung, und fragte eifrig: „Was macht Schmidt? Ist er todt?" Er las die Bejahung dieser Frage auf den verstörten Gesichtern der Familie; Schmidt war wirklich in der Nacht gestorben, und Held versicherte, er sei ihm in der Nacht erschienen, und deßhalb habe er sich aufgemacht, um nachzufragen. „Ich möchte wohl darauf schwören," sagte er, „daß ich wach gewesen, und nicht bloß lebhaft geträumt habe. Ich werde mich aber wohl hüten, dieses Begebniß verlauten zu lassen. Ich will nicht dem Aberglauben Vorschub leisten." Uebrigens wußte Held seinen Freund schon lange krank, dachte oft an dessen Tod, und so war denn die vernünftige Erklärung seines Gesichtes nahe zur Hand, und seine Denkart blieb davon ganz unerschüttert.

Das Jahr 1805 lief ab, ohne daß Held eine der ihm ertheilten Zusagen erfüllt sah, ohne daß seiner jammervollen Lage ein Schimmer von Verbesserung leuchtete. Die Bedrängniß jedoch, in der er sich befand, ließ ihm keinen Augenblick Ruhe, und so griff er nach jedem Hülfsmittel, das retten konnte. Der Geheime Kabinetsrath Beyme, wiewohl er sich im Amte schroff benommen, war nicht ohne Theil-

nahme für Held, wünschte demselben besseres Ergehen, und hatte ihn, als er von Kolberg zurückgekehrt, zu sprechen verlangt. Held aber fühlte noch zu große Bitterkeit, die Unterredung war nicht ergiebig, und es fand keine zweite statt, obschon Beyme anfänglich die freundlichsten Mahnungen dazu nicht fehlen ließ. Nach zwei Jahren hörte Held, daß Beyme sich beklagt habe, jener sei nicht wiedergekommen; zugleich versicherten ihn Freunde, Beyme sei ganz anders, als er ihn sich vorstelle, er sei wohlwollend, herzlich bis zur Rührung, nehme sich gern der Leidenden an, und werde für ihn gern thun was er irgend könne. Schwer ließ Held sich überreden, und mit schwachem Vertrauen entschloß er sich, Beyme'n anzugehen; doch die Umstände drängten, und er wollte den Freunden zeigen, daß Eigensinn und Stolz ihn nicht beherrschten. Er schrieb daher an Beyme, entdeckte ihm die ganze Verzweiflung seiner Lage, und bat ihn um Hülfe. Aber Held bat nicht wie andere Menschen, sein Bitten hob mit Trotz und Vorwurf an; so begann sein Brief: „Länger ist es mir nun nicht mehr möglich zu schweigen. Es muß heraus, was mich drückt, selbst auf die Gefahr, daß Sie mich wiederum in ein Gefängniß schicken. Mein Zustand und das endlose Warten sind mir unerträglich und die Geduld verläßt mich. Sie, der Sie mich herbe genug gezwungen haben, täglich an Sie zu denken, so daß ich Ihren Namen mir gar nicht mehr vor der Stirn wegtilgen kann und er meine fixe Idee zu werden droht, Sie zwingen mich abermals, indem Sie meiner so ganz vergessen, daß ich Sie antreten muß. Einerseits absehend von den Verhältnissen dieses Lebens, die Ihnen alle formelle physische Gewalt gegen mich, und mir keine solche gegen Sie zutheilten, andrerseits mit Berufung auf das moralische Geistertribunal Ihres und meines Grabes, frage ich Sie: Fühlen Sie denn wirklich nicht, daß, während wir beide noch auf dieser Erde neben einander verweilen, Sie wohl auch etwas gegen mich gutzumachen hätten, daß der Schmerz, — den billig Sie stillen sollten, weil Sie, sein wesentlicher Mitveranlasser, allein es können, — es eigentlich allein ist, was mich immer aus mir selbst hinaustreibt, und mich, meinem Willen und meiner Natur

entgegen, zum öffentlichen Menschen macht! — Wie oft habe ich schon seit Struensee's Tode die Feder weggeworfen, wenn ich diesen Brief anfangen wollte! Wie oft habe ich ihn abgeändert! Mit wie vielen Besorgnissen ringe ich jetzt, wo ich ihn dennoch endlich schreibe! Wie ängstigt mich der Gedanke, daß, nach der Vorstellung, die Sie nun einmal von mir haben, Sie ihn platthin für einen neuen frevelhaften Ausbruch von Bosheit, Neckerei, Rechthaberei und Beleidigungssucht erklären, und mir durch irgend eine Form abermals den Karakter eines Verbrechers aufdringen werden!" — Nach einigen Zeilen heißt es weiter: „Nicht aus freier Wahl ergreife ich die Feder. Daß ich dieß thue ist lediglich ein Produkt der Nothwendigkeit, in die größtentheils Sie selbst mich gestoßen haben. Niemand lebt indeß, der Sie in Bezug auf mich bereitwilliger entschuldigt, als eben ich. Unter dem ungeheuren Andrange der Geschäfte, deren Verweser Sie sind, bin ich Ihnen in meiner Unbedeutsamkeit entschwunden; Sie kennen den tiefen Jammer, in dem ich liege, um so weniger, da ich ihn sogar meinen vertrautesten Freunden streng verberge; und wiewohl ich die Beschaffenheit Ihrer Situation mehr ahnde als bestimmt begreife, so ist mir doch soviel klar, daß auch Sie, wandelnd zwischen tausend Pressungen, nicht alles vermögen was Sie vielleicht wollen. Aber eben darum müssen Sie es mit sanftem Sinne erkennen, wenn meine Individualität die Ihrige in Anspruch nimmt, und wenn ich meine Hoffnung, gehört zu werden darauf baue, daß Sie, einst mit den niedern Qualen des Lebens bekannt, derselben auf der hohen Stufe, wohin Ihr Schicksal Sie getrieben, noch eingedenk sind, daß im Kabinetsrathe der Mensch noch nicht untergegangen ist, und daß Sie es ehren werden, wenn ein andrer unbeschreiblich unglücklicher Mensch Sie unter das Obdach der Ehre und Kraft fordert, um Ihnen seine Anliegen vorzutragen." Hierauf erzählt er in strengen Worten sein gehäuftes Unglück; den Anfang seiner Schulden, die er nicht aus Liederlichkeit oder Leichtsinn, sondern aus harter Nothwendigkeit gemacht, als er noch ohne Besoldung diente; die verderblichen Folgen seiner Versetzung nach Brandenburg, seine unglückliche, auch für die äußere Lage nur un-

heilbringende Ehe, die völlige Niederwerfung durch seine mehr als zweijährige Haft, durch die Kärglichkeit seines Wartegeldes, bei fortwährend ungestümen Ansprüchen aus den früheren Verhältnissen. Er verlangt nur, daß er durch Erfüllung der ihm geschehenen Zusagen in die Möglichkeit versetzt werde, nach und nach schuldenfrei zu werden. Er lebt elend, er hält bei jeder Ausgabe die treuste und schärfste Rechnung für seine Gläubiger, aber seine Ersparnisse bleiben zu gering. Nachdem er ihm das Innerste seiner Verhältnisse aufgeschlossen, sich gegen falschen Anschein und unverdiente Vorwürfe gerechtfertigt, fällt ihm aber ein, daß nicht er allein so getadelt wird, daß auch Andre schlimme Blößen geben, und zunächst Beyme selbst; er hält ihm vor, was man von ihm sagt, was man mit Recht an ihm rügt, daß er mit dem und dem gar nicht umgehen sollte, daß ihm das und das anhafte, er führt ihm das spitzeste Wort gradezu in das innerste Herz. „Ich rede als Mann zum Manne, — schließt er diesen Absatz, — und mein Unglück und Ihre hartnäckig verschobene Ansicht meines Innern geben mir das Recht, folglich auch den Muth, mich so auszusprechen." Dann berichtet er, wie seine Wiederanstellung sich verzögere, welche Schwierigkeiten ihm Neid und Haß entgegensetzen, dabei fällt er über Personen und Sachen die strengsten Urtheile, sagt wie er von Stein nichts erwarte, den er nach genauen Wahrnehmungen sehr übel schildert. Beyme soll daher sorgen, daß er anderweitig eine Stelle bekomme, eine solche, wozu ein entschieden ehrlicher Mann als Aufseher brauchbar sei. Zuletzt sagt er: „Ich werde sterben ohne das Glück gesehen zu haben. Warum wollen Sie mir nicht gönnen, ruhig, unbedeutend, unbeschimpft von Gläubigern zu sterben? Da, wer Schulden hinterläßt, immer beschimpft ist, so lasse ich, wegen meiner unverdienten Schuldenlast, schlechterdings nicht von dem Vorsatze ab, wenn ich mit Schulden sterben soll, diesen Schimpf in einem freiwilligen Tode durch ein solches Verdienst um die Welt, welches den Schimpf vollkommen überwiege, zu zerstören."

Ein Bittschreiben dieser Art möchte kaum nochmals zu finden sein; nur noch Rousseau hätte vielleicht in solchem

Falle solche Sprache geführt. Was Beyme geantwortet, was er gethan oder zu thun versucht, ist uns nicht bekannt. Ganz entsprochen hat er dem gränzenlosen Zutrauen nicht, denn wir finden Held in der nächstfolgenden Zeit noch immer aufgebracht und bitter, wenn er den Namen nennt. Auch mag es schwer gewesen sein, selbst für den vielvermögenden Kabinetsrath, die geforderte Hülfe sogleich zu leisten, und sogar bedenklich, auf solche drohende Bitten sich einzulassen. Genug, Held verblieb in seinem Jammer, und sollte ihn noch lange tragen. Was ihn am tiefsten beugte, war ein Umstand, der wieder unwillkürlich an Rousseau erinnert. Wir haben erwähnt, daß Struensee im Finanzgebäude ihm ein Zimmer eingeräumt hatte; Held wohnte sehr elend, an der entlegenen Fischerbrücke, „zwischen armen Schuhflickern und Hökern, umgeben von Unsauberkeit, Gestank und Lärm", dem von Jugend auf reinlich und für das Gegentheil höchst empfindlich gewöhnten Manne zur unleidlichen Qual; jenes Zimmer war für ihn unter diesen Umständen sein einziger Trost, hieher flüchtete er mit seinen Arbeiten, hier fand er Ruhe, Ordnung, hier fühlte er sich noch edlerem Dasein verknüpft. Stein aber nahm ihm jenes Zimmer, und verstieß ihn damit ganz in jenes Elend; die sechzig Thaler, die ihm als Entschädigung angeboten wurden, konnten ihm den Verlust der einzigen Zuflucht nicht ersetzen! —

Nicht lange nachher sollte neuer Verdruß aus den alten Geschichten ihm erwachsen, und zwar von einer Seite, woher keine Gefahr zu drohen schien. Der Kriegsrath von Cölln, durch seine Schriften noch nicht berüchtigt wie späterhin, kam aus Südpreußen, und suchte Held, der ihn dort wenig gekannt und geachtet, als einen alten Freund auf. Eine zuvorkommende freundliche Behandlung hatte für Held einen Zauber, dem er nicht widerstand, er dachte jedesmal, der Andere meine es wahr und herzlich, und dieß riß ihn zu gleicher Stimmung hin; er ließ sich daher harmlos die Annäherung Cölln's gefallen. Dieser aber befragte ihn lebhaft über das schwarze Buch und das schwarze Register, und zeigte die größte Begier, beide zu lesen. Auf vieles Dringen sandte Held ihm diese Schriften, indem er bemerkte, daß er

sie ungern aus den Händen gäbe. „Die Sache ist vorbei, — schrieb er, — sie liegt weit hinter mir, vergessen wie ein abscheulicher Traum. Ich will nicht, wenigstens nicht so lange ich lebe, ihr fernerer Verbreiter sein. Daher mache ich es Ihnen zur ausdrücklichen Bedingung, beide Piecen nicht zu verleihen und sie überhaupt keinem Menschen zu zeigen." — Weiterhin sagte er noch: „Schmerz, Aerger und Ekel haben so sonderbar auf mein Gehirn gewirkt, daß ich im Ernste den ganzen Inhalt des schwarzen Buchs rein vergessen habe, gradeso als wenn ich es nie verfertigt hätte, und seit vier Jahren habe ich mich nicht mehr entschließen können, eine Zeile darin zu lesen. Nur durch die neuliche Unterhaltung mit Ihnen ist es mir wieder einigermaßen interessant geworden. Wenn Sie daher mir die Seiten andeuten wollen, wo Sie Fehler finden, so will ich das Ding abermals durchstudiren, damit ich orientirt bin, wenn ich die Ehre habe Sie wiederum zu sprechen. Es ist mir an einer gründlichen Kritik nicht weniger gelegen, als an Ihrer eigentlichen Meinung, da Sie von diesen schlimmen Gegenständen besser als viele Andre unterrichtet sind." Cöllu sandte nach einigen Tagen die Schriften zurück, begleitet mit Bemerkungen, die fast einer Lobrede Hoym's und Triebenfeld's gleich kamen, auf die er doch mündlich wacker geschimpft hatte! Zugleich entdeckte Held, daß Cöllu in einem Buche, als dessen Verfasser er sich verrathen hatte, kurz vorher gegen Held schändliche Dinge vorgebracht. Empört über diese niedrige Falschheit, nahm Held sogleich die Genugthuung, dem Manne vor Zeugen zu sagen, was er von ihm denke; und jetzt auch Mißbrauch der gelesenen Schriften fürchtend, ließ er die Erzählung des Hergangs nebst den gewechselten Briefen als Handschrift drucken, um sie solchen Personen mitzutheilen, an deren Meinung ihm gelegen war. Noch einigemal griffen anonyme Druckschriften ihn tückisch an, ohne daß er sie öffentlicher Antwort würdigte, da die rechte Antwort doch nicht erlaubt sein konnte.

Unter allen diesen Widrigkeiten erstarb in Held's Gemüth nicht die frische Wärme, welche die öffentlichen Vorgänge in ihm anglühten. Als Schiller gestorben war, dichtete er

zu dessen Todesfeier am 19. März 1806 drei edle Stanzen, deren letzte heißt:

„Die Menschheit dankt, wenn Muth und Kraft zu stiften,
Ein Mann ergreift den schnellen Lebenstraum.
Das Ideal umarmt mit Geisterlüften
Die Wirklichkeit. Durch weiten Sonnenraum,
Vom Erdball fern und seinen Todtengrüften,
Nicht mehr gedrückt von trüber Wolken Saum,
Zur Ewigkeit, voran den Völkerchören,
Gehn Sänger ein, die heil'ge Wahrheit lehren."

In dem Sommer dieses Jahres, während Held, wie er sagt, nur so hindämmerte und verdüsterte, reiften die politischen Verwirrungen mehr und mehr dem furchtbarsten Ausbruch entgegen; der Krieg war unvermeidlich, die Preußen rückten in's Feld. Die Kampfeslust war im Volk erwacht wie im Heere, und auch Held wurde von ihr ergriffen, wie ein Marschgesang bezeugt, den er im September drucken ließ. Wie sehr auch sein Haß gegen den französischen Kaiser, hauptsächlich durch Buchholz, mit dem fast allein er noch Umgang hatte, gedämpft und in bewundernde Anerkennung umgestimmt war, so schwand doch gleich alles Erwägen und Richten, als das Vaterland wirklich von ihm bedroht wurde, Napoleon als Feind gegen dasselbe mit Heeresmacht heranzog. Mochte Held oft gewünscht haben, den Hochmuth seiner Gegner gedemüthigt, ihre Unfähigkeit aufgedeckt, seine erlittne Unbill gerächt zu sehen, im Augenblicke der Entscheidung war alles Persönliche vergessen, er fühlte sich als Preuße, nicht fremde Hand sollte die Schäden des Vaterlandes berühren, sondern nur innre Kraft sie gesetzlich heilen. Zwar hatte er oft das Verderben vorhergesagt, den Untergang als unvermeidlich verkündigt, aber den Verstand überwältigte das Gefühl, er sah die preußischen Truppen dahinziehen, und sein Herz war mit ihnen, seine Hoffnung und sein Zutrauen.

Diese Gefühle wurden indeß bald erschüttert, als die ersten Nachrichten von der Kriegführung eintrafen; schnell folgten einander die Trauerbotschaften, und immer größer entfaltete sich das Unglück. Heftige Widersprüche zerrissen hiebei Held's Gemüth: ihm gab das Geschick eine furchtbare

Genugthuung, die er mit Schaudern aufnahm, und in dem Augenblicke, der ihn ein höheres Werkzeug in Napoleon verehren hieß, war er persönlich vor ihm zu fliehen genöthigt. Denn die früheren Schriften waren bekannt genug, um auf den Verfasser die Rache des Siegers herabzuziehen, und das Schicksal Palm's konnte sich wiederholen. Zwar den Tod fürchtete Held nicht, wohl aber neue Gefangenschaft, Wegschleppung nach Frankreich, Verkommen im Kerkerelend. Von seinen Freunden dringend ermahnt, verließ er, um diesen Gefahren nicht unmittelbar bloßzustehen, bald nach dem Einzuge der Franzosen die Hauptstadt, und zog sich nach Neu-Ruppin zurück, wo ihm Verborgenheit gesichert schien.

Hier verlebte er unter dem angenommenen Namen Hellmuth eine Zeit der Noth und Spannung, des Schmerzes und der Erbitterung, die den auf der Hausvogtei und in Kolberg erlittenen zu vergleichen waren. Zwar hatte er dort einigen Anhalt durch zwei seiner Cousinen, die höchst ausgezeichneten Frauen von dem Knesebeck und von Salisch, deren Umgang ihn erfreute und stärkte; doch litten auch diese das allgemeine Unglück mit, und bald auch störten die politischen Mißhelligkeiten auch diesen freundlichen Verkehr. Die Drangsale der eignen Lage, mit denen des Vaterlandes eng verflochten, wuchsen mit jedem neuen Ereignisse. Für Held wäre jetzt aller Raum und die freiste Gelegenheit gewesen, das verlorene Spiel gegen die Widersacher, die ihn bedrückt hatten, wieder aufzunehmen und nochmals durchzuspielen, wozu das Geschick ihm alle Vortheile in die Hände gegeben; die einst Mächtigen lagen jetzt niedergeworfen, und das Unglück des Staats wurde ihnen mit als Verschuldung aufgebürdet. Der Kampf wäre leicht, der Sieg unfehlbar gewesen; aber Held hatte keinen solchen Gedanken, er bedurfte keiner persönlichen Rache, die allgemeine war schon allzugroß vorhanden! Er meinte jene alte Sache los zu sein, und wollte sie für immer abgethan haben. Als ob man das könnte! Als ob jede Handlung nicht eine Saat von Folgen ausstreute, die unter unseren Füßen aufgehen, und denen wir nicht entfliehen, auch wenn unser Sinn und Handeln längst verändert ist!

Die Gesinnung des Vaterlandsfreundes war damals nothwendig einem Zwiespalt überliefert, in welchem ihre Aeußerungen sich zu widersprechen schienen, während sie doch aus derselben Quelle flossen. Gegen das Einzelne wurden Haß und Verwünschung laut, für das Allgemeine in demselben Maße treuer Eifer und frische Zuversicht. Held, der in Gesprächen und Briefen die stärksten Ausdrücke nicht sparte, um die Unfähigkeit und Feigheit, den Dünkel und Stumpfsinn derer zu bezeichnen, welche als die heimischen Urheber des Zusammensturzes galten, derselbe Mann konnte im Jahr 1807 einen Rundgesang dichten, in welchem es ächtpreußisch hieß:

„Liebend lohnen
Nationen
Nimmer Dir, Napoleon!
Dir, vor ihrem Hochgerichte,
Spricht den Fluch die Weltgeschichte,
Dich verschlingt der Acheron."

„Aus den fernen
Himmelssternen
Leuchtet noch uns Friedrichs Blick.
Friedrich! Du wirst uns erhören!
Und zu unsern Fahnen kehren
Wieder Ehre, Ruhm und Glück."

Wir sehen, er ist von der angenommenen Hinneigung zu Napoleon hier völlig frei, und nur auf Augenblicke noch kehrte sie wieder, wenn die Selbstsucht des Herrschers in höheren Zwecken der Vernunft bisweilen sich zu verbergen schien. Ein großes Gedicht von fünf und zwanzig elfzeiligen Strophen, „Fatalismus" überschrieben, fällt ebenfalls in diese Zeit, und erschien im April gedruckt in der Minerva von Archenholz; es heißt darin:

„Und nun schließt sich an mein Scheiden
Noch das Leid, daß deiner Leiden,
Vaterland! Gefährt' ich ward!"

Und zuletzt:

„Deutschland! O! wie dich ermannen?
Wird kein Retter dir erstehn?
Wo ein Hermann? Und von wannen
Läßt er, Fremde zu verbannen,
Neuer Freiheit Fahnen wehn? —
Sinkst du — an dem letzten Strande
Wähl' auch ich das Todesloos;
Wähle dann — sie rettet bloß —
Flucht aus diesem Körperbande,
Flucht aus alles Lebens Schande
In des Nichtseins dunklen Schooß."

Schon Lessing sagte: „Willst du leben, so dien! Willst du frei sein, so stirb!" —

Inzwischen war eine Schriftstellerei in Norddeutschland aufgetaucht, die sich heißhungrig auf die jüngsten Ereignisse warf, alle Umstände und Beziehungen derselben erörterte, über die frühere Staatsverwaltung Preußens und über hohe und niedre Personen willkürliches Gericht hielt, und meist die schärfsten Verurtheilungen aussprach. Jene Besprechungen gingen zum Theil von wackern Männern aus, und hielten sich in guten Gränzen. Auch die Schriften von Buchholz, wie schmerzlich sie einschneiden mochten, bewegten sich meist in geistiger Allgemeinheit. Aber schnell waren auch niedrige Gewinnsucht, Bosheit und Schadenfreude am Werk, wühlten allen Schmutz, alles oft lügenhafte Geklatsch auf, und gewannen ein großes Publikum. Die vertrauten Briefe, die Feuerbrände und ähnliche Schriften, größtentheils Erzeugnisse des Kriegsraths von Cölln, der jetzt eben so schmähte wie er früher geschmeichelt hatte, geben noch heute Zeugniß, wie vieles Schlechte von eben so schlechten Anklägern damals an den Tag gezogen wurde. Buchholz und Held waren zur Mitarbeit an den Feuerbränden eingeladen worden, hatten aber jede Theilnahme abgelehnt, weil ihnen Cölln zuwider war. Noch andere Zeitschriften wurden unternommen, Flugblätter, Hefte, ganze Bücher wurden geschrieben, des Zankens und Lärmens war kein Ende. Die Franzosen ließen dies ruhig geschehen, auch der im Sommer 1807 zu Stande gekommene Frieden von Tilsit machte darin keinen Unterschied,

sie waren nur aufmerksam, daß nichts gegen sie selbst mit einflösse.

Held schrieb in dieser Zeit an den Kriegsrath Müchler nach Berlin: „Ich befinde mich ungemein gesund, und bade mich alle Morgen um 6 Uhr in dem hiesigen herrlichen See. Daß ich noch nicht nach Berlin komme, daran ist weiter nichts schuld, als daß ich noch kein Geld dort bekomme, und darauf warte, ob das Akzisedepartement nicht endlich einen etwas verständigen Chef bekommen wird, der von mir Gebrauch machen will. Ich habe Gründe beides zu vermuthen, und dann will ich der starrste Egoist werden, weil es ja doch unmöglich ist, die allgemeine Sache zu lieben." Allein die letztere bekümmerte ihn gleichfalls in tiefster Seele, nur nahm seine Liebe stets das Gewand des herbsten Unmuthes an, und seine Empfindsamkeit wurde zum Hohn. So schrieb er am 12. Oktober 1807 an Müchler; „Lesen Sie Buchholzens jüngst erschienene treffliche Schrift: „Untersuchungen über den Geburtsadel." Lange hat mir kein Buch so wie dies gefallen. Ohne alle Deklamation, wie dieser Gegenstand bisher immer behandelt worden ist, räumt dasselbe unerbittlich siegerisch in allen deßfalls möglichen Ideen auf. Es kann auch, welthistorisch betrachtet, gar nicht anders sein. Alle Bewegungen der europäischen Menschengesellschaft um uns her, haben keine anderen Zwecke als: Vernichtung der Feudalität, Placirung der Virtuosität aller Art an die Stelle der Anmaßung, und Einheit Deutschlands. Diese drei Tendenzen erklären alles. — Bülow soll todt sein. Man sagt, er sei in oder bei Memel gestorben. So hat mir der Major Roche-Aymon von den schwarzen Husaren erzählt, der seit acht Tagen auf Urlaub aus Preußen auf sein hier nahes Gut Köpernitz bei Rheinsberg angekommen ist." Und am 26. Oktober an ebendenselben: „Die Figur des Dinges, welches jetzt noch „Preußischer Staat" heißt, zeigt ganz deutlich, daß dieses Ding nicht bleiben kann. Ich habe mich darüber in einer Schrift wider Cölln auch sehr lustig gemacht. Narren sind sie, die Verfasser der Broschüren „Mein Vaterland Preußen" ꝛc. und des Schreibens „An Seine Majestät Friedrich Wilhelm den Dritten nach dem Tilsiter

Frieden.“ Alle diese Leute schwatzen von etwas, das nicht mehr ist. Archenholz ist ebenfalls nicht recht bei Sinnen, daß er im Ernste glaubt, seine Verwendung für den König bei Napoleon könne jenem etwas nützen, und daß er ordentlich einen Werth auf des Königs Dank dafür legt. Ein König, der sich erst bei einem Journalschreiber bedankt, daß dieser ihm unter die Arme greifen will, hat bereits aufgehört König zu sein.“

Cölln konnte den Widerwillen den ihm Held offen bezeigt hatte, nicht vergeben. Bald griffen die Feuerbrände diesen mit Schmähungen an, suchten die alten Geschichten hervor, und druckten sogar, rein aus Gefallen am Aergerniß, das schwarze Register wieder ab, indem sie zugleich den Verfasser lästerten und seine Schrift unbefugt sich aneigneten. Vernarbte Wunden wurden aufgerissen, und bluteten auf's neue. Held sah sich abermals in Händel verflochten, die er ausgekämpft zu haben meinte. Er mußte sich verantworten, und that dies durch eine kleine Schrift, in welcher dem Herausgeber die Schlechtigkeit seines Verfahrens und die Unreinheit seiner Triebfedern bündig nachgewiesen wurde. Selbst der Abdruck des schwarzen Registers war nicht getreu, sondern verfälscht und mangelhaft. Mit der einen Schrift war die Sache nicht erledigt, es folgten noch verschiedene Aufsätze, in welchen Held in seiner Weise das Persönliche mit Allgemeinem verknüpfte. Alle diese Aufsätze gab Held ohne Honorar dahin, was Buchholz eine Thorheit nannte, und darüber, als jener bei seinem Sinne blieb, sich also ausließ: „Ihre Delikatesse in Ansehung eines Ehrensoldes hängt — wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen — mit der Fendalehre zusammen; und da diese sehr wenig für Sie da ist, so müssen Sie auch jene ablegen. Die Hauptsache im Leben ist, daß man frei sei; was daraus folgt, versteht sich alles von selbst. Wie sind wir doch so ganz verschieden! Ihnen tritt das Blut in die Wangen, wenn Sie von Honorar sprechen hören, und mir begegnet dasselbe, so oft ich an Abhängigkeit von Verwandten denke.“

Wie Held aber immer seine beste Kraft nicht öffentlich auf den Markt brachte, sondern unberechnet in persönlicher

Verhandlung ausgab, so ging er auch hier lebendiger und schärfer, als es in der Druckschrift geschehen, in einem vertraulichen Schreiben auf die Sache ein, und setzte sich mit einem ehemaligen Freunde aus Südpreußen, dem nachherigen Kammergerichtsrath von Grevenitz, der sich über unrichtige Angaben in dem schwarzen Register jetzt nachträglich heftig beklagte, auf nachfolgende Weise umständlich und aufrichtig in's Klare. Der Brief, in welchem Held's eigenstes Wesen sich getreu abspiegelt, lautet wie folgt: „Ihr Schreiben vom 1. dieses Monats ist unter einem Kouverte von Buchholz erst am 16. dieses zwar richtig an Ort und Stelle angekommen, mir aber, weil ich auf einige Tage verreiset war, nicht eher als den 25. dieses eingehändigt worden. Ich bitte demnach dieses genau zu berücksichtigen und mir nicht als Unhöflichkeit auszulegen, woran ein doppelter Verzögerungsfall, wenigstens in der letzteren Hälfte der erwähnten Zeit, Schuld ist. Von der ersteren Verzögerung, nämlich bis zum 16. glaube ich, daß sie nur eine Scheinsache ist und Sie absichtlich zurückdatirt haben. Wie lieb würde mir überhaupt Ihr Brief sein, wenn er nicht von der List diktirt wäre! Traurige Erscheinung, daß selbst von Hause aus zur Gutmüthigkeit bestimmte und mit vielem Verstande ausgerüstete Männer, wenn sie sich der Juristerei ergeben, schlechterdings alle wahre Aufrichtigkeit verlieren und ihr ursprünglicher Karakter immer in den armseligen Formeln ihres Metiers untergeht! Kein ächter Jurist unsrer Tage ist wahrhaft und wirft sich mit freier Hingebung, mit dreistem Vertrauen in die Arme der liebenden Moralität. Bekannt mit der Sicherheit, so die kahle Legalität gewährt, nimmt er in jeder Verlegenheit nur zu ihr seine Zuflucht. Handelt er gegentheilig, so ist er ein schlechter Jurist. — Ehe Sie dieses: Beleidigung oder Witzelei nennen, hören Sie mich erst weiter. Meine Sprache ist die der allerreinsten Aufrichtigkeit; und so wie die Sachen zwischen uns stehen, ist es offenbar, wenigstens halte ich es meinerseits für das Beste, mich auf das vollkommenste gegen Sie zu expektoriren, damit Sie, wo möglich, einen andern Gesichtspunkt für mich fassen, der am Ende für uns beide die Ruhe befördern könne."

„Ob ich, da ich dem Könige das schwarze Buch schickte, moralisch recht oder unrecht und als Phantast oder richtiger Seher gehandelt habe, bedarf keiner weitern Dispüte, nachdem, wie unbedeutend ich immer sein mag, das Weltgeschick selbst mich handgreiflich und augenscheinlich gerechtfertigt hat. Das Ganze meiner damaligen That läßt sich in wenig Worten zusammenfassen. Ich wollte damit nichts anderes als, dem Könige die Unzuverlässigkeit der büreaukratischen Formen in Hinsicht des Wesens der Staatsverwaltung beweisen, und rief ihm zu: Werde strenger, zeige mehr Energie gegen deine nächsten, meist unfähigen und demoralisirten Verwaltungsorgane, oder du stürzest durch deine Apathie dich sammt dem Staate in's Unglück! Aus der Hausvogtei ertönte hiernächst meine Stimme noch lauter: Derjenige Theil der Finanzen, der mit den Weltverhältnissen zusammenhängt, liegt in der höchsten Konfusion und kann nicht anders als durch eine solide arrondirende Eroberung in Westen reformirt werden, darum also, erobere! — Nenne man dies Einsicht, Instinkt oder wie man will, es gilt mir gleich. Genug, ich fühlte es tief und es leuchtete mir so klar wie der helle Sonnenschein in's Gemüth, daß bei den jetzigen Weltbewegungen der preußische Staat nächstens schlechterdings würde übergerannt werden, dafern die Regierung nicht andere, dem drängenden Zeitgeiste mehr angemessene, politische und Verwaltungsmaßregeln ergreife. Aber diese Regierung war, was ich nicht gehörig bedacht hatte, eine juristische; sie beschaute sich selbst und Europa mit der Brille des Landrechts. Inzwischen habe ich, wie Figura leider zeigt, dennoch Recht gehabt. Daß ich gehaßt werde, weiß ich und begreife auch, warum. Immer wird der gehaßt, der das Schlimme vorhersagt, und hinterher wird er wieder gehaßt, wenn das Schlimme eintrifft, denn nach beiden Richtungen hat er die Eigenliebe derer beleidigt, so die Lage der Dinge besser hätten einsehen sollen. Im Grunde ist dieser Haß absurd. Die Sturmmöwe macht ja nicht den Sturm, ihr Geschrei kündigt ja nur dessen Herannahen an, weil sie nicht anders kann und ihr Instinkt sie dazu treibt. Schießt auch der Haß eines unvernünftigen Steuermannes sie aus der Luft herab, so ändert das in der

Sache selbst nichts; der Sturm kömmt darum doch. Mir ist genau dasselbe widerfahren, was mutatis mutandis ein Sultan thut, der einen Boten deßhalb spießen läßt, weil er ihm von ferner Gegend her eine fatale Nachricht bringt. Meine That war allerdings ein Exzeß, aber sie war kein Frevel. Mit diesem Namen konnte sie nur der böse Wille der Geistesbeschränktheit und Faulheit stempeln. Gleichwohl ist, laut der Geschichte, gewiß, daß da, wo ein Mensch auf solchen Exzeß verfällt, er schon immer ein böses Anzeichen für die Regierung ist, und diese bereits aufgehört hat, eine tüchtige zu sein. Physisch der Schwächere mußte ich es dulden, daß meine That unter lächelnder Anwendung der Gerichtsformen von der Gewalt die Ausgeburt eines Rumorgeistes, Spektakelmachers, unnützen Reformators, unruhigen Kopfs ꝛc. genannt wurde, obgleich sie sichtbar einen ganz andern, höchst ernsten Karakter trug. Wo sind nun alle meine damaligen Hasser, die mich so sinnlos hart behandelten und kassirten? Der Weltgeist, das waltende Schicksal, Verhängniß, die Vorsehung, oder wie man das Numen und Wesen, welches der moralischen Oekonomie des Menschengeschlechts vorsteht, sonst nennen mag, hat sie, die meine Kassandrastimme nicht hören wollten, sammt und sonders ebenfalls und zwar mit der ihnen gebührenden Schande kassirt, und sie in die Nacht ihrer Unwürdigkeit verstoßen, während dem ich noch Gottlob! mit Ehren auf den Beinen bin." — —

„Gewiß glauben Sie selbst, daß ich keinen Theil an der Publicirung des schwarzen Registers habe. Davon ist also nicht weiter die Rede. Plötzlich erschien es im zweiten Hefte der Feuerbrände. Jede Art von Unmuth überfiel mich dabei, um so mehr, als ich dasselbe und obenein noch meine Person im dritten Hefte, von Cölln, dem ekelhaftesten Schmierer, der je sich in die Schriftstellerzunft gemengt hat, geschändet sah."

„Endlich kamen auch Sie hervor, ohne zu bedenken, daß, wenn Akten, die ursprünglich nur für die Augen des Königs und der Richter bestimmt waren, gedruckt werden, lediglich der Urstifter des Druckens der Injuriant ist, nannten mich: den schwarzen Registrator, forderten mich vor ganz Deutsch-

land auf, das gegen Sie lautende Vorbringen zu beweisen, mißhandelten mich und droheten mit einem Prozesse und obenein mit Drucken. Der Prozeß erregte bloß mein Lachen, aber diese Druckwuth, womit Cölln, Stiller und Sie mich von allen Seiten bedrohten und heimsuchten, stieß meine Geduld um. Oeffentlich angefallen, antworte ich öffentlich; und der Druckwuth ist nichts Besseres entgegenzusetzen als das Drucken. Ich setzte mich also nieder und schrieb wider Cölln. Der Bogen, der meine Antwort an Sie enthält, ist bereits gedruckt und es steht nicht mehr in meiner Macht, ihn zurückzunehmen. Wäre dies aber auch noch möglich, so würde ich es dennoch nicht thun. Zwar kann das was ich gesagt habe Ihnen eben nicht angenehm sein, doch sind Ihre Besorgnisse wegen eigentlicher Beleidigungen unnütz. Dergleichen kommen darin nicht vor. Ich bin in der kalten Region des Ernstes geblieben und Sie dürfen nichts befürchten als die Wahrheit. Mein Unrecht, daß ich Sie als Richter angeführt, habe ich ohne Rückhalt eingestanden und die Sie betreffende Stelle abgeändert. Dies ist also lange vor Empfang Ihres Schreibens, mithin ohne Ihre jetzige Privatanforderung geschehen. Sie sind kein Betrüger, aber als man Sie suchte, benutzten Sie Ihr Verhältniß zu den damaligen Güterverschenkungsquellen, und nur insofern liegt in Ihrer Erwerbung des Gutes ein inneres Unrecht. Laut der von Ihnen selbst publizirten Akten haben Sie das Gut für dreitausend Thaler gekauft und nachdem Sie es nur anderthalb Jahre besessen, in dem Handel zu siebenundsechzigtausend Thaler taxirt. Wie ist es möglich, wäre auch sogar Thaer Ihr Verwalter gewesen, ein Gut in so kurzer Zeit bei allen erdenklichen Meliorationen, so ungeheuer zu erhöhen? Silbergruben haben Sie dort doch wahrlich nicht gefunden."

„Wozu alle die Berufungen auf Reskripte des Großkanzlers, Pakta, Akten, Protokolle u. s. w. Dies sind ja nur Formen, deren Richtigkeit kein Mensch bestreiten wird und die für das Innere der Sache nichts, sondern bloß den äußeren Hergang beweisen. Die Frage ist: was ist hinter den Koulissen abgehandelt worden? Dabeigestanden habe ich freilich nicht; inzwischen habe ich den Zusammenhang zwischen

den Leuten so deutlich entwickelt, und gezeigt, wie diese Verhältnisse auf Sie wirken und Sie, gleich so vielen Andern, auf die Güterspekulation führen mußten, daß es ein Kind begreifen kann. Nochmals wiederhole ich indeß: Sie haben nicht nöthig wegen Beleidigungen in Sorge zu sein. Sie werden vielmehr finden, daß ich dabei mit mir selbst unerwartet hart umgegangen bin und Dinge berührt habe, von denen ich eigentlich wünschen müßte, sie möchten in ewiger Nacht begraben bleiben."

„Ihre Zuschrift beweiset mir kein reines ehrliches Vertrauen. Ich schwöre de credulitate, daß Sie das schwarze Register schon vor fünf Jahren im Manuskript gelesen haben. Der verstorbene Rothardt hat mir gesagt: Sie seien Willens gewesen, dafür weil Sie im schwarzen Register ständen, während ich in Kolberg saß, mich durch eine eigene Schrift moralisch zu tödten, indem Sie, Gott weiß, welche Jugend- und Privatgeschichten von mir, die mich als Rousseau's Affen darstellen gesollt, in's Publikum zu bringen die Absicht gehabt. Folglich haben Sie auch gleich, da das zweite Heft der Feuerbrände erschien, längst gewußt, ich sei der Verfasser des schwarzen Registers. Zweifelsohne ist überdem meine Warnung vom 28. August in beiden berlinischen Zeitungen, Ihnen zu Gesichte gekommen. Demohngeachtet stellen Sie sich jetzt in Ihrem Briefe so an, als hätten Sie erst aus meiner Addresse an Cölln vom 25. September in der berlinischen Vossischen Zeitung, mich als Verfasser des schwarzen Registers erkannt und schreiben erst in der Mitte des Monats Oktober an mich, datiren aber vom 1. Oktober zurück, weil es Ihnen Ueberwindung und Besinnen kostete, ob Sie Zutrauen zu mir fassen sollten oder nicht. Wahrscheinlich sind noch andere Veranlassungen zwischen dem Erscheinen jener meiner letzten Addresse an Cölln und der Mitte des Oktobers hinzugekommen, die es Ihnen räthlicher gemacht, sich mit mir selbst in Rapport zu setzen. Ich soll nun glauben, Sie hätten sofort nach Anblick der Zeitung geschrieben. Buchholz ist nie säumig, und es ist nicht abzusehen, warum er Ihren Brief beinahe vierzehn Tage bei sich hätte liegen lassen sollen, ehe er ihn an mich beförderte. Durch diese unselige Manövres

haben Sie mir selbst verhindert, was Sie doch wünschen: Herstellung des Friedens zwischen uns. Hätten Sie gleich da das zweite Heft der Feuerbrände erschien klares dreistes Vertrauen (welches ich, zufolge meiner Gemüthsorganisation, selbst vom Feinde herkommend nie täusche und mißbrauche) zu mir gefaßt, und sich unmittelbar an mich gewendet, statt sich mit dem heillosen Cölln einzulassen, so wäre mir die wahrlich sehr unangenehme Mühe erspart worden, Ihnen öffentlich zu antworten, und ich hätte die Sache auf einer einzigen Seite in meiner Schrift wider Cölln vollkommen sanft abgemacht. Jetzt ist durch Ihre Sämmiß das nicht mehr zu ändern. Ich verdenke Ihnen nicht absolut, was Sie gegen mich gethan haben, um Ihre Ehre zu retten. Aber die meinige ist mir eben so lieb und Sie müssen einsehen, daß ich, um diese und den allgemeinen Werth meines schwarzen Registers zu retten, öffentlich antworten mußte. Cölln und Stiller sind gar zu schändlich mit mir umgegangen und ich bin zu diesen Händeln gekommen, ohne zu wissen, wie. Da vollends Sie sich zu solchen Leuten gesellten, konnte ich nicht schweigen. Die Rücknahme meiner öffentlichen Antwort ist schon deßhalb unmöglich, weil ich, für den Fall, daß meine Schrift schlimme Folgen für meine Person haben sollte, es absichtlich so eingerichtet habe, daß ich den Verleger nicht weiß, ihn also nicht verrathen und meine Unwissenheit beschwören kann, da ich fest entschlossen bin, alles, entstehe auch daraus was da wolle, lediglich auf mich zu nehmen. Ein auswärtiger, sehr entfernter Freund besorgt die Sache. Welche Verwirrung würde ich in dem fast vollendeten Druck, welche Verzögerung und Kosten erregen, wenn ich jetzt noch die Umdruckung eines oder zweier Bogen veranstalten wollte!"

„Beliebt Ihnen, abermals gegen mich zu schreiben, immerhin! Ich werde Ihnen gern das letzte Wort lassen und keine Feder mehr deßhalb ansetzen. Wollen Sie mich verklagen, wie Sie drohen, meinetwegen! In mir ist bis auf die letzte Spur jede Achtung vor aller Justiz verschwunden, und ich betrachte sie bloß als ein kindisches Treiben, besonders seit ich erlebt habe, daß es wirklich eine Schicksals-

justiz giebt, die die große Gerechtigkeit ausübt. Meine Schrift wird Ihnen lehren, indem ich darin mich selbst am wenigsten geschont und einem Heere von Gefahren ausgesetzt habe, so daß rings umher für mich kein Zufluchtsort mehr existirt, wie Ihre Drohung mit einem Prozesse und deren Ausführung nicht die allermindeste Bedeutung für mich haben kann. Ueberhaupt legen Sie zu viel Wichtigkeit auf unsern Zwist. Er verschwindet gleichsam in meinem Buche und wird ein wahres Nichts, in Vergleich mit einer Menge darin vorkommender viel mehr erheblicher Gegenstände und Personen, die ich weder schonen wollte noch konnte. In vier Wochen denke ich, wird mein Buch in Ihren Händen sein."

„In Ihrer Stelle hätte ich, statt mit Akten anzumarschiren, mich auf eine ganz entgegengesetzte Art benommen und dem schwarzen Registrator ganz anders gedient. Es bedurfte hiezu nur des heroischen Entschlusses, mit unbedingter Aufrichtigkeit zu erzählen, wie Ihr wahres Verhältniß mit Bischofswerder, Hoym, Goldbeck, Lüttichau und Triebenfeld beschaffen gewesen und wie Sie das Gut acquirirt haben. Tausend Gelegenheiten hätten Sie in solchen Confessions gehabt, die interessantesten und trefflichsten Dinge zu sagen und zu enthüllen, sogar das dabei unvermeidliche Komische hätte für Sie militirt, da der, der sich selbst nicht schont, berechtigt ist, Andre noch weniger zu schonen. Ein freimüthiges Geständniß hätte Ihnen die größeste Ehre gemacht, versanken auch Andre darüber in Schande. Dreist konnten Sie sagen: Ich — bin noch einer der besten in Südpreußen gewesen. Ist es nun mit mir so hergegangen, waren meine Verhältnisse dieser Art, so läßt sich schließen, wie vollends erst die Wirthschaft jener Herren angethan war. Ich — that weiter nichts, als daß ich mir von der allgemeinen Beute da einen Knochen zueignete, wo Andre pêle-mêle die Braten an sich rissen. Aber das ist eben das Unglück, daß zu solchem Entschluß kein Jurist den Muth hat, sondern lieber sich in die List retirirt. Ihre gute Natur zieht Sie beständig zur Moralität, und Sie möchten vor Ihr Leben gern sich nun in der Moralität bewegen, wenn Sie Kraft genug besäßen, den Juristen abzulegen, gleichsam einen neuen Menschen an-

zuziehen und der Legalität die Stirn zu bieten. Mit Unrecht waren Sie gegen mich aufgebracht. Sie kennen mich ja und wissen, wie leicht mit mir auszukommen ist und wie versöhnlich ich bin, wenn man mir ehrlich entgegentritt. Die Erscheinung der List ist es eigentlich immer allein, was mich in allen Streitigkeiten erbittert und zur Heftigkeit treibt. Geduldig stecke ich die herbesten Grobheiten ein, wenn ich sehe, sie sind aufrichtig gemeint. Die List zwingt mich immer, sie zu zerstören und dabei kann es denn nicht fehlen, der Kampf wird schonungsloser und dauert länger. Warum wendeten Sie sich nicht augenblicklich an mich, privatim schon vor drei Monaten, statt hinterher öffentlich auf mich loszuschlagen, mit formellen Waffen, deren Stumpfheit ich erweisen mußte? Ich hatte Ihnen ja doch nichts öffentlich Böses gethan. Sie und ich, wir haben den ganzen Lärmen lediglich dem verwirrten Cölln zu verdanken, der uns auslacht. Inzwischen habe ich auch uns beide dermaßen gerächt, daß er schwerlich je wieder litterarisch emporkommen wird. Unter andern, da es doch ohne Schimpfen nicht abgehen konnte, habe ich ihn den litterarischen General Rüchel genannt. Ein ärgeres Schimpfwort wußte ich nicht."

„Nach allem diesem, ein Vorschlag zur Güte. Lange kann es nicht mehr dauern, so bin ich in Berlin. Konstituiren wir dann eine Jury, die über uns entscheide, bei der jedoch ich alle Juristen verbitte, unter dem Präsidio des ehrwürdigen Buchholz, der in jedem Betracht zu hoch über uns Beiden steht, als daß wir ein Mißtrauen gegen seine Unpartheilichkeit hegen könnten. Vor diesen Tribunal lassen Sie uns unsere Sache plaidiren. Lautet der Ausspruch dann so:

1) daß ich Unrecht that, als ich Sie überhaupt im schwarzen Register vor meinen Richtern mit anführte;
2) daß ich an der Publizirung des schwarzen Registers Schuld sei;
3) daß ich Ihnen in meiner öffentlichen Antwort zu viel gethan;

so will ich in Ausdrücken, die Sie selbst vorschreiben mögen, und wo Sie es verlangen, Ihnen öffentliche Abbitte leisten und mich obenein selbst für verrückt erklären."

„Ich bin Ihnen nicht gram, kann niemals das dauernd hassen, was ich einst geliebt habe, und ehre wenigstens den Schimmer von freundlicher Absicht, die Sie bewog an mich zu schreiben. Glauben Sie sicherlich, daß mir diese Streitigkeit mit Ihnen äußerst fatal ist, und ich sehnlich wünsche, sie möchte einen sanften Ausgang nehmen. Halten Sie dies nicht für leere Worte und lesen Sie diesen Brief nach Verlauf einer Nacht nochmals durch. Ich habe an Buchholz weiter keine Silbe darüber geschrieben, als die kurze Bitte, ihn an Sie zu befördern. Daß ich ihn offen schicke, geschieht darum, weil ich wünsche, Buchholz möge ihn lesen, und ich auf dem ganzen Erdenrunde für mich keinen so achtbaren Richter weiß, als eben diesen, in den mannigfaltigen Situationen meines Lebens treubewährten, redlichen Freund, der, wenn gleich er nicht überall mit mir einstimmig denkt, mich dennoch achtet und am besten versteht, und deßhalb mein bester Trost gegen den Haß einer Menge starrdummer Narren ist, die ich leider auf allen meinen Wegen finde und meine Ideen nicht vertragen können. Leben Sie wohl. Gern biete ich meine Hand zum Frieden, wenn Sie ihn wollen. Gehen wir doch Alle jetzt nicht auf Rosen, und sollten wir daher nicht lieber die Verträglichkeit dem Gezänk vorziehen? Mit ungeheucheltem Dank erkenne ich die Empfindungen, die Sie mir äußern und will sie herzlich gern erwiedern, machen Sie es mir nur möglich, denn lügen will und kann ich nicht. Gleich Ihnen unterschreibe ich mich, bereitwillig, als Ihr ganz ergebener Freund und Diener von Held. Neu-Ruppin, Mittwoch den 28. Oktober 1807."

Held glaubte es angemessen, dem Minister von Stein, der jetzt in Memel an der Spitze der preußischen Staatsgeschäfte stand, einen Abdruck seiner Schrift wider Cölln zu übersenden, und schrieb dabei, nach bittern Klagen über den Geheimen Kabinetsrath Beyme und den General von Köckritz — der für Cölln's Beschützer galt — in seiner gewohnten Weise: „Der Zusendung dieses Buches an Ew. Exzellenz liegt keineswegs die Absicht zum Grunde, als wollte ich das Mindeste bei Ihnen suchen, Sie um etwas bitten, Ihr

Interesse für mich erregen. Das Bitten ist, wie Sie wissen, nie mein Fehler gewesen. Habe ich, indem ich vormals Ew. Exzellenz Gleichgültigkeiten gegen mich gelassen ertrug, und mir keine Mühe gab, die, aus wahrlich unwürdigen Insinuationen, ohne alle nähere eigne Prüfung, in Ihnen entstandene Verdächtigkeit des doch immer nur geringen Beisatzes von poetischem Wesen zu meiner Natur, zu widerlegen, habe ich Sie damals um nichts gebeten, so wäre ein solcher Einfall unter den jetzigen Umständen doppelt absurd. Ich wünsche bloß, daß Ew. Exzellenz unterrichtet seien, und wissen mögen wovon die Rede ist, falls dieses Buch, welches Cölln gewiß an Köckritz schicken wird, in Ihrer Umgebung Anlaß zu allerlei Gewäsche geben sollte, und habe übrigens nichts dawider, wenn Beyme und Köckritz meine Gesinnungen gegen sie erfahren." — Im Zusammenhange dieser Angelegenheiten, deren Verzweigung sich nach Rußland erstreckte, schrieb er auch an den General von Klinger in St. Petersburg, der ihm theilnehmend antwortete, wiewohl er den empfangenen Auftrag nicht erfüllen konnte.

Das Buch „Galerie preußischer Karaktere", welches um diese Zeit großes Aufsehen machte, wird gewöhnlich dem Professor Buchholz zugeschrieben, der jedoch die Verfasserschaft nie eingestanden hat. Daß Held wenigstens einigen Stoff dazu geliefert, dürfen wir aus einem seiner Briefe an Müchler schließen, worin er unter dem 1. Februar 1808 sagt: Suchen Sie doch möglichst herauszubringen, wer der Verfasser der Galerie ist. Dieses Buch hat mich nicht wenig frappirt. Ich habe darin eine Menge Stellen aus meinen bisherigen Privatbriefen an Archenholtz, und zwar meist aus meinen eignen Worten gefunden. Die Schilderung des Köckritz ist beinahe ganz von mir, eben so in dem Artikel Beyme alles das was ein Tadel ist und namentlich der Schluß. Desgleichen im Artikel Prinz Louis, Rüchel und Schulenburg. Die Worte: „Ihr Herren Philosophen glaubt immer, die Welt sei eine Welt der Theorie, das ist aber nicht wahr, sie ist eine Welt der Verhältnisse", sagte mir Schulenburg den Tag vorher, ehe ich nach Kolberg transportirt wurde. Hinten die Stelle, wo von den Ministern in Stiefel und

Sporen und in Schuhen die Rede ist, ist auch von mir, oder vielmehr vom verstorbenen Struensee, der mir diese Worte einst unter vier Augen sagte. — Kurz, unsäglich vieles in dieser Galerie ist aus meiner Korrespondenz mit Archenholtz; wobei ich übrigens gern einräume, daß der Verfasser noch mehrere Korrespondenzen gehabt haben muß und benutzt hat. Die Benennung „Stadtphilosoph" bei Kiesewetter, ist auch von mir, wie vieles andere in diesem Artikel. Ich habe nichts dawider. Meine obige Bitte geschieht nur aus Neugier. Archenholtz selbst kann ich nicht darum befragen, ich bin mit ihm wegen des Cölln zerfallen, und er nimmt den elenden Cölln in Schutz." Hierauf sagt er weiter: „So eben bin ich dabei ein flammendes Buch gegen meine Kaste, als einen Nachtrag zu Buchholzens trefflichen „Untersuchungen" ꝛc. zu beendigen. Ich freue mich ordentlich auf die Händel, die mir diese Schrift erregen wird. Buchholz hat ganz Recht. Nur verfährt er immer zu sanft. — In Ansehung dieser Schrift habe ich endlich einen Verleger, der Muth und Verstand genug besitzt um alle Mittel einzuschlagen, sie recht im Galopp in's Publikum zu treiben."

Im März 1808 verlor Held seine Mutter, die in Guhrau im Hause ihrer Schwester starb, wo sie jahrelang Liebe und Pflege gefunden hatte. Sie hatte von einer kleinen Pension, die sie als Hauptmannswittwe bezog, und von der Unterstützung gelebt, welche ihre beiden Söhne ihr mit treuer Liebe zukommen ließen. In der letzten Zeit hatte diese Unterstützung freilich oft gestockt; der ältere Sohn war in der bedrängtesten Lage, der jüngere, als unangestellter Hauptmann in Potsdam lebend, in keiner viel besseren. Die Noth war allgemein, und das war insofern gut, daß niemand sich ihrer schämte. In dieser Franzosenzeit lag schwerer Druck auf allen Klassen; das ganze Land verarmte; schon die örtlichen Leistungen erschöpften alles Vermögen, die Beiträge zu den allgemeinen waren unerschwinglich. Der Staat, überladen mit Beamten, konnte nur wenige thätig anstellen, die Besoldungen der meisten stockten, wurden nur spät, theilweise, oder, wie bei Held, gar nicht ausgezahlt. In welchen Entbehrungen und Bedrängnissen dieser in der kleinen Stadt

jetzt hinlebte, läßt sich aus den allgemeinen Zügen schon ermessen. Ohne die unverhoffte immer nur kärgliche Aushülfe eines Oheims hätte er gar nicht bestehen können. Er wäre wohl gern nach Berlin zurückgekehrt, was Buchholz abwechselnd anregte und wieder abrieth, aber die Mittel zu dieser Uebersiedelung fehlten, und es war überdies bedenklich, sich dort alten Ansprüchen und neuer Aufmerksamkeit bloßzustellen. So blieb er denn wie gebannt an dem Orte, wo er grade war, und der leider auch seinem Geiste gar nichts darbot. Einen Augenblick mochte der Umgang französischer Offiziere ihn anfrischen, aber die Gedanken und Gesinnungen, welche er bei den meisten fand, stießen ihn bald wieder zurück, weder seine Freiheitsliebe noch seine Ansicht Napoleons war ihnen genehm, und es fehlte wenig, so hätte ihn ein Oberst Lepin wegen gefährlicher Grundsätze angezeigt. Nicht viel besser erging es auch Buchholz, der bei ausgesprochener Vorliebe für Napoleon und als öffentlicher Wortführer der Aufgabe, die er demselben zuschrieb, mit den Franzosen keinen Verkehr hatte, ihren Behörden unbekannt blieb, und überzeugt war, von dieser Seite am wenigsten ein Verständniß hoffen zu können. Mit guter Laune trug er daher auch die Lasten, welche durch die Siege des gepriesenen Kaisers ihm mitauferlegt waren, und schrieb an Held, indem er den guten Ertrag seiner Bücher rühmte: „Es macht mir, die Wahrheit zu sagen, einiges Vergnügen, daß ich für das Verdienst, Napoleon in der Welt pronirt zu haben, einige französische Soldaten füttern kann.“ Wie Held selber über solche Lasten dachte, und mit welchem Sinn er sein Theil an den Opfern für das Vaterland trug, ergiebt sich aus den schönen Worten, die er zum Lobe derer, welche bei solchem Anlaß auf ihre Vorrechte verzichteten, um diese Zeit niederschrieb: „Die Schönheit eines menschlichen Gemüths zeigt sich besonders deutlich in jenem Gefühle für Billigkeit, welches bei öffentlichen Drangsalen es verabscheut sich auszuschließen, und freiwillig zum Mittragen der gesellschaftlichen Leiden, und zur Theilnahme auch dann erbietet, wenn es sie vermeiden könnte.“

Einen Blick in Held's gepeinigte Seele und grimme Herbheit giebt uns der Brief an Müchler vom 15. April

1808: „Ihre zwei Briefe will ich hier, obwohl vom drückendsten Mißmuth geplagt, beantworten. In welchem Zustande ich mich befinde, können Sie aus meinem heutigen Schreiben an Matzdorff ersehen. Massenbach hat mir seine Erklärung über die „Galerie" geschickt, und ich bekenne, die Feigheit, die diesen Wisch diktirt hat, hat mich mit dem bittersten Ekel durchdrungen. Was fürchtet, was respektirt denn der Narr? Diese Art Leute können gar nicht aus dem gewohnten Tone der Livrei heraus. Was man auch gegen die Galerie sagen mag, sie ist ein Buch, das immer nur ein Mann von vielem Geiste schreiben konnte. Sollen denn die Suetone immer warten, bis die Cäsaren todt sind? Und was ist der ganze Sueton gegen diese ganze Galerie? Massenbach hätte gar nicht nöthig gehabt sich zu rechtfertigen, denn er konnte in der That solch Buch nicht zu Tage fördern. Ich habe weiter nichts an der Galerie zu tadeln, als daß die Hauptkaraktere fehlen, und daß Phull'n zu nahe getreten, Beyme zu sehr geschont ist. Das Uebrige alles möchte so ziemlich richtig sein. Ephraim hat wahrlich mehr Kourage als Massenbach. — Ist es wahr, daß Sander an den Minister Stein geschrieben, er habe sich noch obenein mit Herausgabe der Galerie ein Verdienst um die Königliche Familie erworben, weil er die sie betreffenden Artikel weggelassen: so ist dies die Fülle der Naivetät. Ein König, zu dem ein Buchhändler sagt: „Ich habe Dein geschont", ist ja schon so gut wie vernichtet. — Die Friedensvollziehungs-Kommission ist närrisch, daß sie sich mit Bücherverboten abgiebt. Welch elendes Flickwerk von Autorität, solche Verbote! Diese Kommission gleicht dem Heupferde in Gellert's Fabeln, welches dem Viehe die Sache leichter machen wollte. Es geht ja doch alles drunter und drüber, die Bücher thun das wenigste Uebel. Und überdem, wir die wir so heiß im Schmelztiegel liegen, sollen wir denn nie erfahren, wer uns eigentlich so gebettet hat? Giebt es ein Privilegium, auch für die Dummheit, zahlloses Unglück, Schmerz und Thränen zu veranlassen, ohne daß gesagt werden soll: „Ihr seid die Anstifter!" — Ob der Minister Stein verschwiegen arbeitet oder nicht, ist ganz gleichgültig. Es wird doch nichts Kluges bei seinen Konferenzen mit Daru

herauskommen. Die Franzosen haben uns nur zum Besten, und spotten über unsere Regierungskünsteleien eben so sehr, wie über unsere Schriftsteller."

Die höchste Steigerung des Unmuths und der Bitterkeit findet sich in folgender Herzensergießung von demselben 15. April an den Kommerzienrath und Buchhändler Matzdorff: „Ach! liebster Matzdorff, was ist das hier und gewiß überall für eine elende Zeit! Mir fängt es an an allem zu fehlen. Von Holz ist bei mir schon lange nicht die Rede. Licht habe ich auch nicht, und darum gehe ich alle Tage schon um 8 zu Bette, und stehe bald nach 4 wieder auf, welches im Grunde recht gesund ist. Mein Schlafrock zerfällt in Fetzen. Seit ich mich mit allen meinen hiesigen erzdummen adeligen Verwandten wegen Buchholzens Buch „Ueber den Geburtsadel" ꝛc. unversöhnlich entzweit habe, ernähre ich mich, das heißt seit zwei Monaten, bloß von Brot, Bier und Milch, und dabei verdirbt mir der Magen und ich werde ganz schwach und elend. Aber eher will ich krepiren, als je wieder einen Bissen bei den infamen Aristokraten essen, zumal jetzt, da sie so laut jubeln, daß Napoleon den Erbadel wieder retablirt hat. — Jetzt setze ich wirklich aus Desperation in die Lotterie, wie erbärmlich auch eine solche Hoffnungsstütze sein mag. Wüßte ich nur mein Leben auf eine würdige Art zu verlieren, mit Freuden gäbe ich es hin. Mein Projekt ist immer gewesen, wenn es so weit mit mir käme, irgend einen bedeutenden Unheilstifter mit hinunter zu nehmen in den Abgrund der Todesnacht. Aber jetzt weiß ich — Gott strafe mich — nicht, wen? Es ist keiner in der Nähe, zum Reisen habe ich kein Geld, und die kleinen Köter sind der Mühe und des Lärmens nicht werth. Letzteres würde auch gar keinen Nutzen haben, und doch wäre die Hauptsache, durch solch eine That einen reellen Nutzen zu stiften. — Sehen Sie, mit solchen Gedanken trage ich mich. Ist das nicht ein grausamer Zustand? Schreiben Sie mir doch ein Wort des Trostes, hauptsächlich melden Sie mir einen tüchtigen Gewinn in der Lotterie."

Mit Buchholz war sein Briefwechsel in dieser Zeit sehr lebhaft, aber auch mit dem Obersten von Massenbach, mit

dem General von Phull, mit seinem Freunde Schmidt und noch Anderen stand er in brieflichem Verkehr, der sich hauptsächlich auf die Ereignisse und Schriften des Tages bezog, in welchen letztern er fortwährend und sehr wider seinen Willen betheiligt blieb. Der vielen Angriffe, die wider ihn geschahen, endlich müde, und empört über die Entstellungen, welche man sich in Schilderung so mancher Zustände erlaubte, mit denen sein Schicksal so eng verflochten war, faßte er den muthigen Entschluß, gegen diese Verläumdungen und Lügen nothgedrungen die eigene Sache und freiwillig die des Vaterlandes mit offner Wahrheit zu vertheidigen. Er schrieb unter dem Titel „Blicke hinter Vorhänge" eine ausführliche Streitschrift, deren Absicht und Stimmung durch einige Worte des Eingangs klar zu erkennen sind. Er sagt: „Ginge ich darauf aus, denen, die mir jetzt noch schaden können, wiewohl auch der Rest ihrer Macht bald dahin sein wird, zu gefallen, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, meinen Ton zu mildern und die strengen Wahrheiten wegzulassen, die der Unwissende nicht begreift, der Einfältige sehr übel angebracht hält, und der Schurke, der Narr, der Lebemann, der Allerweltsfreund, weder hören noch lesen wollen. Allein theils ist mir alles Halbe unleidlich, theils enthält die Größe meines Unglücks selbst den Grund, warum es mir gar nicht schwer wird, alles zu wagen und im höchsten Grade dreist zu sein. — — Nie wird der Schmerz mir andere Worte als die des Trotzes auspressen, und statt zu klagen und mich zu schmiegen, werde ich nur desto stolzer. Nemo enim resistit sibi cum coeperit impelli (Senec. Epist. 13). Was umgiebt mich denn? Wo sind um mich her Menschen, achtbar und wichtig genug für mich, um mich zu bewegen, eine sanfte Sprache ihnen gegenüber zu führen? Meint ihr diejenigen, so jetzt noch das Fragment des preußischen Staates taliter qualiter regieren? — — Fast Alle, die ich jetzt noch im Preußischen regieren sehe, kommen mir vor wie die gierigen Plünderer eines gescheiterten Schiffswrackes, an dem sie das Strandrecht ausüben. Jeder hat seinen eigenen Kahn, und ist erfinderisch, wie er von dem übrigen Gute, unter dem Vorwande des Bergens, sich etwas zueignen könne. Die drei oder vier,

vielleicht sechs, Rechtschaffenen und Verständigen in diesem Regiererhaufen, was vermögen sie gegen das verworrene und verwirrende Jahrmarktsgetümmel des Unsinns und — trotz ihrer Unwirksamkeit, Erbärmlichkeit und augenscheinlichen, zur Selbstvernichtung hinstrebenden Nullität — jeden Gedanken der rettenden Vernunft kindisch überschreiender, unendlich alberner Partheien; da das Tiefverächtliche in der ganzen Umgebung alle möglichen Ideen und Plane zu einer wohlthätigen Verschwörung, um die unheilbar Verrückten und Schlechten niederzuwerfen und wegzustoßen, in ihnen erdrückt, und das Ekelhafte der Gegenstände und der Personen ihnen alle Lust zu einem nervosen Handeln benimmt? — Nennt ihr das Publikum? O! der Gesichtspunkt, von dem es am häufigsten grade gegen diejenigen ausgeht, die es am besten zu ihm meinen, ist ohne alles feinere Gefühl, ohne allen Edelmuth, ohne allen philosophischen, ächte Wahrheit ehrenden Blick und Sinn, sogar ohne allen gesunden Menschenverstand, vermischt mit Neid und einer geheimen dummschadenfrohen Neigung, sich an dem Unglücke der Behaupter der Wahrheit und Tugend zu ergötzen. Auf Freunde, wirklich thätige, zu redlichem Streben kühn und redlich mithelfende, mitangreifende Freunde zu rechnen, ist leider völlig vergebens. Sie schweigen entweder, oder sprechen doch nur lau und behutsam. Zum Durchgreifen ist keiner zu bringen. — — Zwar wende, weil ich ein Mensch bin, ich mich an das Publikum, aber es geschieht ohne das Richteramt dieses Ungeheuers anzuerkennen, das aus disharmonischen Theilen und den rauhesten Extremen zusammengesetzt ist; es geschieht mit Trotz, Unwillen und dem männlichen Entschlusse, standhaft jedem Vorurtheile, jedem leeren Regiererdünkel, jedem betrügerischen Hohlschädel, jedem Unglück und Interesse entgegen zu treten, und dem eigenen Sinne zu folgen, unbekümmert um irgend einen heutigen guten oder schlimmen Ruf, Beifall oder Haß des Tages. Dies wird mir um so leichter, da es mir mit dem Publikum im Ganzen wie mit einzelnen Wohnorten ergeht. Immer bin ich, so lange ich an einem Orte lebte, daselbst von den Meisten gehaßt, hinterher aber, wenn ich lange fort war, umgekehrt von den Meisten gelobt, und das was ich gesprochen

und gethan hatte, ist gebilligt und richtig befunden worden. Ebenso ist die Zeit ganz nahe, wo das Publikum mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, mich loben, vielleicht lieben wird." — —

Ein Mann, der so spricht, kann allerdings in den Sachen irrig sein, aber an seiner Rechtschaffenheit läßt sich nicht zweifeln, und bis ihm bewiesen worden, daß er irrt, muß ihm freie Rede gestattet sein. Wir theilen noch seine Schlußworte hier mit: „Ungetrübt in meinem Gewissen, mit freier Stirn und dem Vorwurf stinkenden Selbstlobes unberührbar, darf ich behaupten, daß ich nicht zu den Schriftstellern gehöre, die, wie Fichte in seinen Reden an die Deutschen so schön und richtig sagt, gleich dem vom politischen Winde aufgewühlten und bestimmten Pöbel, ihre Weisheit nur aus dem Erfolge ziehen, die ehemals aus Gewinnsucht schmeichelten, oder aus Furcht vor den Personen schwiegen, und nun die Gefallenen schmähen. Ich redete von diesen Gefallenen, da noch alle Macht und alles Ansehen an ihnen hafteten, eben also wie ich heute rede; ich riß einzelne Personen, die im vollen Glanze ihrer Gewalt an der Spitze des Staats standen, vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, bewies sonnenklar ihre Untauglichkeit, Trägheit, Schlechtheit, ihren bösen heuchlerischen Willen, und daß aus solchen Ursachen solche Wirkungen, wie wir erlebten, hervorgehen müßten und würden; ich sah schon ehmals, wo die aus der Verwaltung solcher Machthaber nothwendig erfolgenden Uebel noch abzuwenden gewesen wären, eben dasselbe ein, was ich jetzt einsehe, und sprach es eben so laut aus. — Aber ich werfe nicht, wie so viele andere erst spät herzugelaufene Schreier und Skribenten, mit Koth und Schutt nach den Ruinen der eingestürzten Monarchie; ich stehe, das eigne Weh in dem des Vaterlandes bejammernd, neben diesen Ruinen, sage die ernsthaftesten Wahrheiten, sage mein Urtheil, und bin zum Urtheilen befugt, weil ich mit Aufopferung meines Glücks und meiner Ruhe den Einsturz prophezeihte und davor warnte."

Außer dieser Schrift verfaßte Held im Jahre 1808 noch eine andere, durch Inhalt und Umfang nicht minder bedeutende, die er dem Freunde Buchholz widmen wollte. Beide

sind unter des Letzteren sichtbarem Einflusse, in größter Verehrung der Schriften desselben geschrieben, aber dennoch zeigt sich in dem Grundwesen eine tiefe Verschiedenheit. Buchholz führte alles im Staat auf ein bestimmtes Wissen zurück, und selbstgefällig und ausschließend wie er war, auf das Wissen der von ihm ausgedachten oder aufgestellten Sätze, ohne welche kein Heil in der Welt sein sollte. Buchholz meinte es gut mit dem Vaterlande, weil er hoffte, Preußen werde der Staat werden, den er sich ausgedacht. Held hingegen sah alles Heil in der sittlichen Kraft, in der Tüchtigkeit des Karakters, und vergaß dabei sich selber völlig; er rief nicht: „Seht, ich bin solch ein Mann!“ sondern nur immer: „Seid solche Männer!“ Der Karakter, war er überzeugt, wird die ihm nöthige Kenntniß leicht erwerben, sie sich aneignen oder gesellen. Sein Preußenthum war stets ein Königliches, die Macht des Königs war ihm die der Freiheit, des Fortschritts; seine Klage war am bittersten, wenn dies grade verdunkelt schien. Zu dieser Verschiedenheit kam noch eine nicht minder erhebliche im Gebiete der Darstellung. Buchholz hatte das Talent des Schriftstellers, er faßte die Sachen leicht und gewandt, und war stets eingedenk, daß er zu seinen Lesern sprach; daher wußte er selbst seinen Kühnheiten stets eine Art von Angemessenheit zu geben, wurde wohl bestritten und gehaßt, aber nicht eigentlich verfolgt oder angefochten. Held im Gegentheil, bei reicheren inneren Gaben als Buchholz, bei größerer Macht und oft auch Schönheit des Ausdrucks, entbehrte des eigentlich schriftstellerischen Talentes gänzlich. Nie, wenn er schrieb, dachte er an das Publikum, wollte er es einmal, so gelang es ihm nicht, es war gegen seine Natur. Er dachte an die Sache, an die Wahrheit, und diese, mit allen darein verwickelten oder daran klebenden Personen, warf er ohne Rückhalt und Schonung in die Oeffentlichkeit; daher auch gleich, wenn Held etwas schrieb, Angst und Lärm und Gefahr! Auf die Personen aber mußt' er losgehen, weil eben der Karakter ihm alles war; die Quelle des Guten wie des Bösen mußte er grade darin aufzeigen. Er schrieb wie jemand, der mit sich selber spricht und daher mit Stoff und Ausdruck keine Umstände macht

Der Schriftsteller aber weiß, und muß wissen, daß er zu Anderen redet, er sichtet seinen Stoff, wählt seine Ausdrücke. Dieser Gesichtspunkt scheint uns in Betreff Held's nothwendig festzuhalten, wenn man ihm nicht Unrecht thun will.

Diese Schrift, gleich der vorigen, ist unseres Wissens nicht gedruckt worden, wenigstens nicht ganz, und könnte auch heute noch nicht ganz erscheinen. Wir theilen einige Stellen mit, in denen sich Gesinnung und Ansichten entschieden aussprechen. Von den Staatsmännern des Jahres 1806 wird gesagt: „In dieser ganzen Reihe befand sich nicht ein einziger Mann, genugsam mit Verstand im Kopfe und Muth im Busen ausgerüstet, um den großen Gegenständen des Zeitgeistes gewachsen zu sein. — Woher im Allgemeinen der Trieb kam, wohin die Sehnsucht ging, wußte keiner. Keiner wollte oder konnte sich dem alltäglichen Kreise seiner gewohnten Geschäfte, persönlichen Verhältnisse und Einkünfte entwinden, um mit der vollen Macht der Phantasie, mit jener kühnen lyrischen Freiheit, welche Göttern ähnlich schreitend auf den Gipfeln der menschlichen Dinge einhergeht, mit der Poesie, der Andacht und dem Heroismus, den Offenbarern der schrecklichen sowohl wie der entzückenden Geheimnisse der Natur und des Göttlichen, sich über Vergangenes und Künftiges, über jetzige und ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche im weiteren Sinne zu verbreiten und des Lebens umfassende Resultate zu ziehen. Keiner war über dem Stoffe. Alle waren mit demselben, und zwar mit dessen unterstem Schlamme vermengt.“ An einer andern Stelle heißt es: „Gesetzt, Bacon's erhabene These: „Kenntniß allein ist Macht“, sei ihnen gelegentlich zu Ohren gekommen, so drückte sie sich doch auf ihre Hirne nicht ein, und schien ihnen bloße lateinische Schulfüchserei. Macht auf Kenntniß zu gründen, wie konnte ihnen das in den Sinn kommen, da ihnen die Kenntniß fehlte, und in den Fesseln der Formen und der Gewohnheit zu vegetiren, für sie einen weit größeren Reiz hatte, als Bewegung mit Verstandeshelle in der Ideenfreiheit? Napoleon's Laufbahn lehrte offenbar, daß, wer herrschen und an der Spitze der menschlichen Dinge stehen will, zu den zeugenden und schaffenden Geistern, nicht zu den

empfangenden und gebährenden gehören müsse. — Was auch die ganz eigene und für sich sehr konsequente Logik der Feigheit und Gemächlichkeit vorwenden mag, der Werth des Mannes liegt entweder in seinem Karakter und in dessen fester Behauptung, oder nirgends. Staunen, sich verwundern, nur immer erst dann expostuliren und schreien und klagen, wenn man angestoßen wird; statt dem Schicksal mit keckem Vertrauen etwas abzufragen, ängstlich abwarten und horchen was es bringt; statt über den Massen zu schweben und mit ihnen Gott weiß wohin wogen, ohne alle Ideenreaktion schlummern, bis man von außen von fremden Ideen gedreht und getummelt wird; — zweideutiges Schwanken zwischen Trotz und Nachgiebigkeit, zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen halben Maßregeln und halben Entschlüssen: das ist die Manier der Stümper, nicht die intelligenter Regierer, die ihre Bestimmung erkennen und erfüllen." Die folgende Stelle darf sich hier anschließen: „Die Natur, wie sie sich im Menschengeschlechte ausspricht, wird von einem ewigen Kunstgeiste belebt, der, unerschöpflich in seinen Produktionen, nachdem er Gestalten gebildet und vollendet hat, über sie wegeilt, und sie als Elemente, als Anfangs- und Ausgangspunkte zu neuen Bildungen verbraucht. Sie klingt dem trägen Egoismus widrig. diese Wahrheit, dennoch gründet sie sich auf eine höhere und offnere Anschauung der Natur und Geschichte als jenen Befangenen zu Theil geworden, die, weil sie nicht vorwärts wollen, zurückgingen, und keinen Maßstab für das Große in sich trugen, weil sie nach keiner einzigen Richtung und in keiner einzigen Beziehung sich zur Größe erhoben hatten."

Er läuguet nicht, daß unter den Männer jener Zeit auch vortreffliche Köpfe gewesen, aber in solchen Verhältnissen befangen, daß ihnen alle kräftige Einwirkung unmöglich gemacht, und selbst den Willen und Muth dazu benommen. „Unmöglich, — sagt er, — können Menschen, die seit Jahren sich an das Verstellen, Zurückhalten, Temporisiren gewöhnt haben, in so heißen Momenten die Kühnheit einer eigenen Meinung zeigen, denn alle langdauernde Verstellung macht listig aber nicht klug, macht schlecht aber nicht rechtschaffen, macht schwach aber nicht stark. Ein edelstolzer, sich fühlender

Mann ist zu stolz um sich zu verstellen; er zieht ein Ja oder Nein auf jede Gefahr der Künstlichkeit vor, und weiß es, wie nichtswürdig alle Vortheile der List gegen die Genüsse eines freien, offnen, lebendigen und seelenvollen Karakters sind. Offne Seelen können nicht anders, sie müssen sich verrathen. Was aber unter der Presse einer langen Zurückhaltung gelegen, hat die Elastizität verloren, ist nur noch kränkelnd vorhanden, und nie mit einem kräftigen Antriebe zum Hervorbrechen verbunden." Weiterhin spricht er über den Gegensatz des Weltbürgersinnes und der Vaterlandsliebe, und gleicht beide folgendermaßen aus: „In der Angst, da die Donner des Schicksals sich naheten, brauchten sie das Wort: Patriotismus, bloß als eine Zauberformel, mit der sie den bösen Geist zu bannen gedachten. Aber nur derjenige, der als Mensch Kosmopolit ist, kann als Bürger, und mehr noch als Staatsdiener, Patriot sein. Schaler Witz, über den Weltbürgersinn zu spotten! Er sucht, da wo er den Kopf erleuchtet, ja ohnehin von selbst im Herzen seine Beschränkung, weil auch den stärksten Geist die Weite eines Welthorizontes ermüdet und ihn immer zum Gefühl der Nationalität zurückführt. Unterdeß leistet er jedoch den wichtigen Dienst, daß er, weit entfernt den Patriotismus zu schwächen, ihn erhöht, bestimmt, umsichtiger macht, damit dieser nicht in politische Schwatzereien, in lächerlichen Eifer, in persönliches Interesse, in schlechte Anhängigkeit an verächtliche Beutelvortheile ausarte. Nur der Kosmopolitismus giebt dem Patriotismus erst den wahren Gehalt, jenen hochherzigen Hang zur bereitwilligen Vergessenheit seiner selbst, um des Staates willen, zur uneigennützigen Theilnahme an dem richtigen Interesse der Nation, zur edelmüthigen, thätigen, alles aufopfernden Mitwirkung für das Wohl des Vaterlandes, für Ehre und Kraft der Regierung."

In Erklärung der Ursachen, warum er mit seinen Darlegungen nicht warte, und sie bis nach seinem Tode zurückhalte, stimmt er mit neueren Anregungen überein, die auch meinen, des Schreibens sei genug, jetzt sei das Thun nöthig, und die doch bei dieser Gesinnung auch nichts können, als eben nur sie niederschreiben, und noch dazu in dicken Büchern!

Held sagt hierüber: „Gewiß nicht verwerflich ist der Trieb, auch nach dem Tode noch in Wirkungen fortzudauern. Doch sind nur sehr wenige, höchstedle und zugleich politisch sehr wichtig und auf eine eingreifende Weise thätig gewesene Männer berechtigt, in seltenen Fällen, Geheimnisse und Wahrheiten, wenn dergleichen vorhanden sind und ihre Enthüllung schädlich wäre, der Mitwelt vorzuenthalten, um sie der Nachwelt zum historischen Unterricht zu überliefern. Solche eminente Karaktere schonen sich aber überhaupt selten, indem ihr Muth, die Poesie der Thaten der des Bücherschreibens und Versemachens vorziehend, es würdiger achtet, im Leben zu handeln, als nach dem Tode gelesen zu werden. Der Tugendhafte fürchtet nie des Lasters, der Mann von Einsicht nie der Dummheit Macht, darum darf nur der an den Tod appelliren und seinen Kranz von der Nachwelt erwarten, der lebend viel geleistet hat. Zum Schreiben seine Zuflucht nehmen, ist nur dann der Mühe werth, verdienstlich und erlaubt, wenn die Thaten unmöglich geworden sind, denn an sich sind Thaten mehr geeignet, der Welt ein Andenken persönlicher Virtuosität zu hinterlassen, als Schriften. Zwar freilich spricht die Schrift, fand der fliehende Saturnus sie ausgezeichnet genug, um sie zu fixiren und nicht mitgehen zu heißen, auch noch nach Jahrtausenden, aber um die That windet sich doch das hellere ätherische Licht. Dem, der nicht an seine Zeit sich mit Thaten anschließt, fehlt das Fußgestell zum Aufschwunge in die Zukunft, und in den historischen Himmel steigt keiner, als dem schon die Gegenwart Strahlen mitgiebt auf den langen Weg. Im Grunde ist es doch immer ein Anzeichen von Furchtsamkeit, die Gefahr zu scheuen, wenn Handeln und Reden Nutzen stiften könnte, und erst nach dem Entrinnen aus der Gefahr, aus dem Schreiben ein Handeln machen zu wollen, wenn es keinen Nutzen mehr stiften kann!“ —

Held's Vertrauen auf Napoleons weltbildenden Beruf, bestand trotz aller Täuschungen insofern noch fort, daß er denselben als das Werkzeug ansah, dem auch wider Willen an dem großen Werke der Franzosen zu arbeiten auferlegt sei, an der Ausbreitung der Freiheit und Aufklärung, die mit

den Anfängen der Revolution zusammenhingen. Einen Augenblick wurde diese Ansicht erschüttert, als im Jahre 1809 die Erhebung Oesterreichs neue Hoffnungen für Deutschland eröffnete, und zum erstenmal auch auf dieser Seite die Sache und der Antheil des Volks ehrenvoll und kräftig auf dem Kampfplatz erscheinen durften. Allein diese Spannung erhielt sich nicht lange. Sowohl die Kriegsereignisse als auch der Ausdruck der Dinge überhaupt machten ihn bald stutzig, und er schrieb darüber am 8. Mai 1809 an Müchler mit heftiger Leidenschaft: „Ich zweifle übrigens, welche Schwankungen auch jetzt im Kriegsglücke vorgehen mögen, keinen Augenblick daran, daß das französische System, d. h. die gesunde Vernunft, die Oberhand am Ende behalten werde. Wo schon ein so erzschlechter demoralisirter Schuft wie Gentz Hand mit anlegt, da stockt, da hapert alles, da kann nichts gelingen. Ich bin auch völlig überzeugt, daß Gentz weiter nichts will, als brittisches und österreichisches Geld einstreichen; hinterrücks muß er nothwendig die Anderen auslachen. Wie elend sind die österreichischen Proklamationen! Z. B. der Erzherzog, der in Warschau eingerückt ist, sagt: „Was haben die Weichsel und der Tayus mit einander zu schaffen?“ ꝛc. Damit zeigt er bloß, daß sein Prinzenkopf nichts von der Welt begreift und nicht zum Regieren gemacht ist. Denn Weichsel und Tayus haben sehr viel mit einander zu schaffen bekommen. In solchen Kombinationen liegt eben Napoleons Ueberwucht. Ferner sagt Karl in seinen Proklamationen: die Herzen der Unterthanen würden von ihren rechtmäßigen Regenten losgerissen. Ei, so hätte Oesterreich auch nicht Polen sollen theilen helfen. Alles dieses ist eitle Salbaderei, ohne Kern und Gehalt; und in jeder Zeile mit dem Abc der Geschichte und Politik zu widerlegen; nicht einmal der höheren Gesetze des: continuo perficitur mundus und des unaufhaltsamen Entwickelungsganges zu gedenken.“ —

Am 29. Mai 1809 starb in Kassel Johannes von Müller, der aus einem Hasser Napoleons, wie Held, ein Bewunderer desselben geworden war, aber mit dem Unterschiede, daß während er in Glanz und Ehren der siegenden Sache angehörte, Held nur fester an das Vaterland sich anklammerte, und dessen

tiefstes Elend mitgenoß. Ueber Johannes von Müller urtheilte Held schon in früherer Zeit nicht günstig, und hat zum Theil vorausgesprochen, was später durch Andere, besonders durch Woltmann, nachdrücklich durchgeführt worden. Held sagt ganz offen: „Für mich gehört es zu den unbegreiflichsten Erscheinungen, woher dieses Schriftstellers Ruhm entstanden sein mag, und warum er der deutsche Tacitus genannt wird, da ich, der ich doch den wirklichen Tacitus hoch verehre, mit dem aufrichtigsten Willen drei- oder viermal recht ernstlich angesetzt habe, Müller's Schweizergeschichte zu lesen, und dennoch, von unüberwindlichem Ekel abgestoßen, es nie bis über die erste Hälfte des ersten Theils dieser pretiösen Kronik bringen konnte. Der Aufwand ungeheurer Mühe berechtigt noch nicht zur Verwandtschaft mit dem edlen, gediegenen Karakter des kernichten, und gedrängter Gedanken vollen, römischen Annalisten. Eine Klafter knorriges Holz klein sägen oder über Sturzäcker Karriere reiten, wäre mir viel leichter, als mich durch dieses holprige Buch zu arbeiten. Wunderbar gleichen die Schriften des Müller seinem Körper- und Gliederbau. Man sieht es seiner Nase, seiner Hand deutlich an, daß die Natur, im Begriff eine männlich schöne, imponirende Nase, eine kräftige Faust, kurz, etwas männlich Vollkommenes zu bilden, davon gegangen, das angefangene Werk unvollendet liegen geblieben, und, mehr verschrumpft als zur Reife gediehen, in das Leben getreten ist. — Grade eben so ist es mit allem was er geistig produzirt, schreibt. Halber Embryo; Ansatz zur Kraft, keine vollendete, gereifte; ein beständiges Wollen, straff und fest einherzuschreiten, das sich aus Ohnmacht selbst überspringt. Und dieser Mann, dem Friedrich der Große Geist und Ideen absprach, wurde zum Geschichtschreiber Friedrichs des Großen bestellt! Wo ist je ein ärgerer Verstoß, eine tollere Sottise begangen worden? — Ja, was noch mehr, wenn ich recht auf's Gewissen, auf Ehre, und die Hand auf das Herz fordernd, nachfragte: „Haben Sie, hast du denn in der That des Johannes von Müller's Schweizergeschichte von Anfang bis zum Ende durchgelesen?" ergab es sich jederzeit: Nein! und dann kam das ehrliche Geständniß hinterher, es sei nicht zum Aushalten gewesen.

So betheure ich, daß ich bis jetzt, in meiner ausgebreiteten Bekanntschaft noch keinen einzigen Menschen habe auffinden können, der jene gleichwohl berühmte Schweizergeschichte ganz durchgelesen hätte. Einer plappert das Rühmen immer dem Andern blindlings nach, und die wenigsten wissen, wovon die Rede ist." — Er folgert hieraus, daß es um den Ruhm bei den Zeitgenossen, der noch nicht die Prüfung der Jahrhunderte bestanden, ein zufälliges, zweifelhaftes Ding sei, und daß dieser Ruhm für den wahrhaft Ruhmwürdigen wenig bedeute, als welcher seinen Lohn in seinem Innern trage, in der Einigkeit mit sich selbst; einen anderen gäbe es nicht, wenigstens nicht in dieser Welt. — Was Johannes von Müller betrifft, so sind wir der Meinung, sein Ruhm gründe sich auf seine Leidenschaft zur Geschichtskunde, und auf deren Ausdruck in seinen Briefen, Kritiken und kleinen Aufsätzen, die den Kern seines Wesens und das Werkzeug seines Ansehens enthalten. —

Nach unsäglichen Drangsalen, welche Held in Neu-Ruppin während drei Jahren, gleichsam als Gebannter, gelitten und durchgemacht, und zu denen zuletzt auch noch schwächende Krankheit sich gesellt hatte, gelang es ihm endlich, im Sommer 1809, den Aufenthalt wechseln und zuvörderst eine Erholungskur im Bade zu Freienwalde unternehmen zu können. Er gesteht aber, daß er in jener Zeit des Bannes, ungeachtet alles herben Ungemachs und Leidens, wo das Lesen des Montaigne, der Elegieen des Ovid, der Hieroglyphen des damaligen Majors Rühle von Lilienstern, der Briefe des Seneca, und der Schriften von Buchholz, seine einzige Erfrischung gewesen, sich geistig viel wohler und kräftiger befunden, als in den vorhergegangenen drei Jahren, jenem Zeitraume von 1803 bis 1806 zu Berlin. Ueber die Hieroglyphen schrieb er einem Freunde: „Ich habe gejauchzt, ich bin ganz entzückt gewesen, und diese Empfindung dauert noch immer steigernd fort, je mehr ich darin lese. Es fehlt mir an Worten, den Grad der Liebe und Bewunderung vollkommen auszudrücken und die hohe Achtung darzuthun, wovon ich für den Verfasser durchdrungen bin. Welch eine Welt lebt und bewegt sich in diesem reichen Kopfe, in diesem

strahlenhell schönen Gemüthe! — Das ganze Buch ist gediegener Geisteskern, und giebt zu tausend neuen Ideen Anlaß. — Was ich nur nicht zu begreifen vermag, ist, wie Rühle seinen Zustand in Potsdam, mitten in solcher Umgebung von Strohköpfen und Pinseln, hat aushalten können!" — Freienwalde wurde ihm wohlthätig für Körper und Geist, er fühlte seine Kraft und Munterkeit wiederkehren. Auch seine dichterische Ader schlug wieder lebhafter. Die Aussichten für Preußen waren trübe, der Staat schien auch im Frieden noch unterzugehen; da dichtete Held ein Trostlied für die Deutschen an der Spree und Oder, worin es heißt:

„Zaget nicht, wenn Schmach und Noth und Trauer
Schwer das deutsche Vaterland bedeckt.
Deutschlands Blüthen wurden stets von rauher,
Sturmbewegter, trüber Luft geweckt.
Deutschland stieg noch immer aus Beschwerden
Glänzender empor, und können wir
Nicht als Preußen wieder glücklich werden,
Doch als Deutsche werden wir's dafür."

Und der Schluß, auf die damals neue Gesetzgebung deutend, sagt:

„Zaget nicht! Schon weht der Freiheit Flügel
Euch, ihr armen Bauersleute, an.
Zage nicht! Ergreife selbst die Zügel
Deiner Stadt, du guter Bürgersmann!
Endlich wird auf Deutschlands frommen Herden
Lodern heil'ges Patriotenlicht.
Sind wir wirklich Deutsche — besser werden
Wird dann alles; darum zaget nicht!"

Im August dieses Jahres empfing Held durch Altenstein und Heydebreck, welche jetzt den preußischen Finanzen vorstanden, aus Königsberg endlich die Nachricht, daß sein Wartegeld wieder regelmäßig ausgezahlt werden solle. Auch die alte Absicht Struensee's ihn beim Salzwesen anzustellen, lebte wieder auf, und wie Heydebreck fortfuhr Held's eifriger Freund zu sein, so verläugnete Altenstein die hohe Achtung nicht, welche der Karakter des Mannes ihm von jeher ein-

geflößt hatte. Held kehrte vorläufig nach Neu-Ruppin zurück, um seine häusliche Lage zu ordnen. Inzwischen hatten die Franzosen das Land, mit Ausnahme der Oderfestungen geräumt, und während sie einen neuen ernsten Kampf wider Oesterreich zu führen hatten, konnte die preußische Staatsverwaltung etwas zu Athem kommen. Ein ganz neues Preußen bildete sich heran, die einst Mächtigen waren todt, beseitigt, vergessen, die früheren Geschichten klangen nur wie Mährchen aus alter Zeit. Jedoch setzte Held auf die Personen, welche er an der Spitze sah, noch immer wenig Vertrauen, und wenn er dennoch voll Hoffnungen für die Zukunft war, so gründeten sich diese hauptsächlich auf den Geist, den er im Allgemeinen wirksam glaubte. Diese Hoffnungen hielt er auch noch fest, als Oesterreich den Wiener Frieden geschlossen, und die Aussicht für Norddeutschland sich auf's neue getrübt hatte. Er schrieb im November an einen Freund: „Sie prophezeihen Deutschland und besonders uns Preußen, jetzt nach dem Wiener Friedensschluß, allgemeine Verzweiflung und die ärgste Sklaverei! Mit nichten! Dahin wird und kann es aus natürlichen Gründen nicht kommen. Denn nahe ist die Zeit, wo alles um uns her eine freiere, hellere, offnere Aussicht gewinnen wird, und unzählige noch schlummernde Keime des Glücks sich entfalten werden. — Gesetzt aber auch, daß wir beide keinen guten Erfolg erlebten, und unsre Augen, so lange sie noch offen stehen, immerfort nur Hudelei, Schimpf, Schmach, Schande sähen, so würde ich für meine Person dennoch nicht verzweifeln, und zwar darum nicht, weil ich nicht im Fühlen, sondern im Denken lebe, und dieses Denken mich lehrt, daß in der Weltgeschichte die Ellen des Völkerglücks oder Unglücks oft sehr lang sind. — Soll denn der Weltgeist die Angelegenheiten dieses Erdballs gleichsam citissime expediren, um meinen Beifall einzuärnten, und von mir ein: Herr, du hast alles wohlgemacht! zu vernehmen? — Daure Deutschlands und unser preußisches Elend noch zwanzig dreißig Jahre; schichten Sie alle erdenkliche Leiden in diese Jahre zusammen, immer antworte ich Ihnen: es ist ein historisches Interimistikum, woraus unfehlbar sich etwas Gutes entwickeln wird."

In dieser Zeit machte Held eine Bekanntschaft, die nicht wenig dazu beitragen konnte, sein verwundetes Gemüth mit dem Leben auszusöhnen. Er hatte heiß geliebt, und war getäuscht worden, er glaubte für sich kein Eheglück mehr möglich. Aber in dem Vierzigjährigen war die Neigung noch nicht erloschen, und er durfte sogar Gegenliebe erwarten. Er feierte diese Empfindung in Liedern, die seinen Schmerz und seine Freude mit Rührung aussprachen und die neue Stimmung begeisterte ihn zu einer Hymne an die Reinheit, die ihm wie im körperlichen so auch im sittlichen Sinn eine heilige Tugend war. Indeß waren seine Verhältnisse im Augenblicke nicht von der Art, um an eine Verbindung denken zu dürfen. Er war völlig arm, verschuldet, ohne sichern Boden unter den Füßen, und die Aussicht, ein neues Hauswesen zu begründen, lag in weiter Ferne.

Nachdem er im Sommer 1810 seinen Aufenthalt in Berlin genommen, fand er hier zwar eine ganz veränderte Welt, aber wenn sie ihm nicht feindlich war, wie die frühere, so war sie doch für ihn bei weitem noch keine günstige. Von seinen Feinden war nicht mehr die Rede; Hoym, nachdem er noch das Zusammenbrechen des Staates erlebt, war in Dunkelheit gestorben; Goldbeck, als Großkanzler durch Beyme abgelöst, lebte zurückgezogen, und auch Beyme war wieder verabschiedet und jetzt auf Reisen; Rüchel lebte in stiller Einsamkeit auf dem Lande. Aber dem Freiherrn von Hardenberg, welcher jetzt als Staatskanzler an der Spitze der preußischen Angelegenheiten stand, war Held so gut wie unbekannt; auf die Fürsprache von Freunden durfte er wenig rechnen, da diese, der eignen Verhältnisse eingedenk, einen Mann seiner Art zu empfehlen fürchteten; und genug Fähige und Unfähige drängten sich zu jedem Amt, um einem Manne, der im Drängen und Bitten sehr ungeschickt war, den Zutritt zu erschweren, ja unmöglich zu machen. Ein freierer Geist war in der Behandlung der Geschäfte wahrzunehmen, eine lebhaftere und raschere Regsamkeit, die Lage des Staates erforderte große Anstrengung und neue Hülfsmittel, und die Noth der Zeit wurde benutzt, um allgemeine Reformen zu bewirken, die in ruhigen Zeiten schwerlich Eingang gefunden

hätten. Diese Bewegungen geschahen alle unter den Augen eines mißtrauischen Feindes, und mußten seiner Aufmerksamkeit möglichst entzogen werden; besonders ihre politische Bedeutung, sofern Preußen durch diese großen gesetzgeberischen Maßregeln innerlich erstarkte und sich zu künftigen kriegerischen in der Stille vorbereitete. Diese Verwickelung zu beherrschen, war Hardenberg ganz der Mann, und es lag in der Natur der Sache, daß diese Verwickelung denen, welche nicht das Ganze übersahen, als eine Verwirrung erschien. Dieses war auch der Fall mit Held, der Widersprüche auf Widersprüche sich häufen und nirgends eine Richtung sah, die ihm eine entschiedene hätte heißen können. Dies gab ihm Anlaß, eine Hymne an die Konfusion zu dichten, und den Zustand des Staatswesens mit herber Satyre zu beleuchten. Das Gedicht konnte denen, welche das Allgemeine desselben irgendwie auf sich beziehen mochten, nicht gefallen, und der Polizeipräsident von Berlin, Justus Gruner, verweigerte ihm die Erlaubniß zum Druck; wenn er diese auch der Hymne an die Reinheit versagte, so erschien das als bloße Willkür, und dem Freisinne, den man an ihm rühmte, wenig gemäß.

Daß auch in der Rechtspflege die Früchte des neuen Geistes kaum zu spüren waren, erfuhr Held in einem ihn selbst betreffenden Falle, der seinen alten Groll gegen die Gerichtsformen bitter aufregte. Sein Freund Nothardt war in solchen Vermögensumständen gestorben, daß das Kammergericht einschreiten mußte. Das Darlehn, welches Held in der Zeit seiner größten Bedrängniß von Nothardt empfangen hatte, kam hiebei zur Sprache, und es fragte sich, ob Held der Masse noch zweihundert Thaler schuldig sei; das Kammergericht entschied Nein, und Held empfing von demselben eine Verfügung, worin dies ausgesprochen, zugleich aber ein Kostenbetrag von fünfzig Thalern sieben Groschen gefordert wurde, unter nochmaligem Anbefehlen und mit Berufung auf bereits zugefertigte Rechnungen. Er war nicht wenig betroffen über eine solche Zumuthung, und wies zuvörderst die Angabe zurück, daß ihm früher irgend eine Mittheilung des Kammergerichts zugekommen sei, oder auch nur habe zukommen können, denn er habe die letzten Jahre in der größten Verborgen-

heit gelebt, und nur wenige Freunde hätten seinen Aufenthalt gewußt: sodann verlangte er die genaue Darlegung der einzelnen Beträge, aus denen jene unverhältnißmäßige Summe erwachsen solle. Seinen ganzen Unmuth gegen das Gericht auszusprechen, hielt er sich diesmal doch zurück, schrieb aber desto rückhaltloser an den Minister Kircheisen, der an des abgetretenen Beyme Stelle jetzt Justizminister war. Dieser hatte früher als Mitglied des Kammergerichts an der Verurtheilung Held's Theil gehabt, doch dabei seine Achtung und selbst Vorliebe dem rechtschaffenen und muthigen Manne nicht versagt, den er das Opfer der Formen werden sah. Jetzt widmete er dem Wiedergekehrten die freundlichste Theilnahme, und bezeigte besonders auch ein lebhaftes Verlangen nach dessen Gedichten, und Held säumte nicht, ihm einige zu senden, wobei die neuesten nicht fehlen durften. Er hatte schon dem Minister seine Klage in rauhen Worten geschrieben: „Daß ich in der Rothardt'schen Sache freigesprochen worden, das konnte nicht anders sein, insofern noch einigermaßen Funken von gesunder Vernunft nicht ganz verglimmt sind. — Bin ich aber freigesprochen, was will denn die Justiz von mir? Kann sie mir nicht Ruhe gönnen, da gränzenloser Abscheu mich auf den ganzen Rest meines Lebens von ihr zurückstößt, und ich ihre Hülfe niemals wieder in Requisition setzen werde? Was sind denn das für Kosten, die ich zahlen soll, und aus welchen Gründen? Um zu erfahren, daß ich der Masse keine zweihundert Thaler schuldig bin? Das wußte ich ja vorher, und erklärte das Mißverständniß, gleich anfänglich vor sechs Jahren, dem Kammergerichte mit der vollkommensten Aufrichtigkeit und Bündigkeit. Ich erkläre also hiemit, daß ich keine fünfzig Thaler sieben Groschen bezahlen kann und will. Die Exekution mag morgen oder in vierzehn Tagen bei mir einbrechen, das ist mir völlig gleichgültig. Mit schallendem Gelächter werde ich sie empfangen, mich mitten in mein Zimmer stellen, und die Landreiter nach Belieben schalten und walten lassen, ob sie da etwas finden, wo ich nichts sehe? Nichts in dem Zimmer, welches ich bewohne, gehört mir, nicht einmal das Wasserglas, aus dem ich trinke. — Von meinen Büchern, die keinen

Geldwerth haben, würde ich mir den Tacitus und Sueton in die Tasche stecken, und die übrigen gern den Landreitern überlassen. — Ist es nicht wahre Grausamkeit und elende Pracherei, mich, der ich wegen Entfernung von dem Ausgange des Rothardt'schen Prozesses nicht unterrichtet werden konnte, sogleich, als ich kaum wieder hier warm geworden bin und einige Thaler Wartegeld empfange, mit einer solchen Rechnung zu quälen, deren Unbezahlbarkeit jedem nur halbvernünftigen Dezernenten einleuchten muß? Will das Kammergericht sich zum zweitenmale an mir prostituiren? Ist eine in dem Verhältnisse zu dem Objekt so ungeheure und unverschämte Kostenforderung nicht ein eben so strenger als kläglicher Beweis, daß ein Land, worin die Justiz so verwaltet wird, seine Revolution noch nicht überstanden hat und der ferneren Korrektionspeitsche des Schicksals bedarf." Zeigt ein solches Schreiben, unter den in ihm selbst angegebenen Umständen geschrieben, ein unbeugsam trotziges, ein Catonisches Gemüth, dem wir unsre Theilnahme nicht versagen können, so sehen wir doch mit nicht geringerer die edle Billigkeit und Großmuth des Ministers, der ein solches Schreiben gütig aufnimmt, und nur freundlich mahnend rügt, um den Schreiber wegen eines Tones zu warnen, der ihm an andern Orten unfehlbar Haß und Ahndung erwecken müßte.

Endlich kam denn doch Held's Angelegenheit bei dem Staatskanzler zur Sprache, und dieser machte es sich zur Pflicht, den vielgeprüften und bewährten Mann, nach so vielen Kämpfen und langen Leiden, durch ehrenvolle Anstellung dem Staate zu versöhnen und wiederzugewinnen, dem Staate, der nur den übertriebenen Eifer der redlichsten Vaterlandsliebe in ihm gestraft hatte, und dem er mit Herz und Seele stets anhänglich geblieben war. In der That ist es bemerkenswerth, daß während aller Stürme und Krisen, da dieses Preußen, das ihn so hart verstoßen, selber kaum fortbestehen zu können schien, niemals in der Seele des Gebeugten auch nur der Gedanke aufsteigen konnte, dieses Land zu verlassen, und anderswo sein Glück zu suchen; im Gegentheil, je schwerer das Unglück wurde, desto mehr fühlte er sein Recht an Land und Staat. Ihn so herzustellen in seinen Verhältnissen,

als ob er in den früheren ununterbrochen fortgerückt wäre, fand Hardenberg zu eignem Bedauern unthunlich, aber er wollte ihm ein Amt geben, bei welchem er versorgt wäre, und ohne Widrigkeit seine nie verkannten Fähigkeiten dem Gemeinbesten widmen könnte. Dazu schien die Salzfaktorei zu Berlin, welche schon Struensee ihm zugedacht hatte, vollkommen geeignet. Das Amt war gut ausgestattet, hatte seine geordnete Arbeit, und mit politischen Meinungen nichts zu schaffen. Allein Hardenberg konnte nicht wehren, daß die eben erledigte Stelle aus Ersparungsgründen in ihren Vortheilen fast um die Hälfte verringert wurde, das Amt war also nicht mehr das ursprünglich ihm zugedachte; aber auch so war Held gern damit zufrieden, und sah es als seine Rettung an. Indeß auch dieses bescheidene Loos wollten ihm Neid und Bosheit nicht gönnen, und gehässige Ränke suchten den Staatskanzler umzustimmen. Da Held seine Gegner kannte, so trat er nochmals zum letzten Kampfe muthig auf, und schrieb an den Staatskanzler offen und klar die wahre Lage der Sache, und wie er fürchte, daß ihm der Willen und die Gesinnungen desselben fruchtlos blieben, wenn sein Befehl nicht durchgreife, und ohne, und nöthigenfalls wider seine Räthe, das Beschlossene ausführe. Er gab an, wie der Befehl beschaffen sein müsse um jeden Widerspruch zu beseitigen, und fuhr dann fort: „Auf diese Weise, und wenn Euer Exzellenz Befehl genau in obigen terminis und Zahlen ausgedrückt würde, hätte ich jährlich etwa zwölfhundert Thaler, und dies ist dasselbe was ich hatte, da vor zwölf Jahren der damalige Kabinetsrath Beyme mich verhaften ließ, und mich und meine Kinder so unglücklich machte. Mit zwölfhundert Thalern bin ich völlig und auf mein ganzes Leben zufrieden. — Das ganze Einkommen des Vorgängers behalten zu wollen, fällt mir gar nicht ein, und ich mache keine Ansprüche darauf. Er war bekanntlich ein sogenannter natürlicher Sohn des Ministers Schulenburg, und wurde als solcher früh begünstigt."

Hatte jedoch Held einmal die Feder in der Hand, um an hohe Staatsbeamte zu schreiben, so war es ihm unmöglich, nur seine persönliche Sache zu erörtern, er ging dann auf

Allgemeines ein, und sprach seine Ueberzeugungen aus, die leicht wieder verdarben was er für sich zu bewirken auf dem Wege war. Er konnte sich diesmal nicht erwehren, seine Schrift über Preußens Vergrößerung im Westen beizulegen, und den Staatskanzler zu bitten, wenigstens die angestrichenen Stellen zu beachten. „Ich schrieb das Büchlein — fuhr er fort —, vor zwölf Jahren, in einer finstern Zelle der hiesigen Hausvogtei, wo ich acht Monate zubrachte, binnen zwei oder drei Wochen, um mich von dem juristischen Inquisitionswitze zu erholen, womit ich dort gequält ward. Er war zur nämlichen Zeit, da Preußen die damals sogenannten Entschädigungsländer erwarb, das heißt seinen Archipel im nordwestlichen Deutschlande zu meinem Aerger nur mit einigen neuen Inseln vermehrte, statt das ganze Norddeutschland in Besitz zu nehmen, wozu sich damals die bequemste Gelegenheit darbot. Da diese meine Lieblingsidee unausgeführt blieb, so war mir der nahe Verfall unsres Staates keinen Augenblick mehr zweifelhaft, und seitdem hat sich mein Gemüth hier zu Lande fortwährend in demselben peinlichen Zustande befunden, wie etwa der Prophet Hesekiel sich zu seiner Zeit in Judäa, und Kassandra in Troja befinden mochte. Jenes trüben Glaubens bin ich, diese Pein zerreißt mich noch, und dies ist der wahre Grund, warum ich nichts anderes sein will und sein kann, als ein nichtsbedeutender Salzfaktor." Nachdem er sich noch weiter ausgesprochen, was er glaube, daß zunächst geschehen müsse — außer der nothwendigen Ausrundung nach außen, hält er auf einige Jahre eine strenge, nachdrückliche, höchstfreimüthige Despotie im Innern für unerläßlich, — fährt er fort: „Niemand fühlt mein brennendes Leid, wenn ich bedenke, daß einst die Geschichte uns Preußen nur als ein ephemeres, sonderbares Phänomen, als ein gewesenes großes militairisches Kantonnement betrachten, und nur den europäischen, mit Friedrich unserm Hyder Ali wieder verschwundenen Mahrattenstaat nennen wird!"

Hardenberg, der aufmerksam auf gewandte Schriftsteller war, und auch in jener Zeit, wo ihnen wenig Freiheit blieb, sie gern an sich zog, hatte auch Held, ohne Zweifel durch Heydebreck, auffordern lassen, seine Feder den neuen Staats-

einrichtungen zu widmen, zu welchem Zweck er später auch Adam Müller gewinnen wollte, und Buchholz wirklich gewann. Held aber antwortete: „Gern würde ich Euer Exzellenz meine Feder anbieten, wenn ich hoffen dürfte, Ihnen damit nützlich zu sein. Allem, was im gemeinen Sinne Vergnügen heißt, längst abgestorben, und auf den Umgang nur weniger und achtbarer Freunde beschränkt, hätte ich im Winter Zeit genug dazu. Ach! aber meine traurigen Erfahrungen haben mich mißtrauisch gemacht, meine ermattete Seele ist zu träge geworden für alles Detail; keine Zensur von Lissabon bis Riga und Wien duldet die Berührung dessen, worauf es eigentlich ankömmt, die einheimischen Regierungen gestatten ebensowenig wie die französische eine freie Sprache, nur schales Geschwätz wird erlaubt, ganz Europa liegt wartend in einem politischen und Ideen-Interim. Ich wünsche mir weiter nichts als Ruhe, und, hinter meine Salztonnen verschanzt, die Begebenheiten der Weltereignisse im Vaterlande gleich den Bildern der Laterna magica anschauen zu können. Endlich kann ich nur das schreiben, was mit meinen Ueberzeugungen zusammenstimmt. Unter dieser Bedingung will ich jedoch mich freudig hingeben, nur muß ich, um einigermaßen gesichert und der niederbeugenden Lebenssorgen enthoben zu sein, Salzinspektor oder Faktor bleiben, und die Gewißheit haben, daß Euer Exzellenz meiner Treue, Ehre und Verschwiegenheit vollkommen trauen. Welche Meinung Euer Exzellenz eigentlich von mir haben mögen, wird mir schwer zu errathen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie mich nicht in Eine Linie mit Cölln stellen. — Wäre ich früher und zu rechter Zeit mit Euer Exzellenz in Berührung gekommen, gewiß wäre ich dann ein andrer Mann geworden und zu einer andern Geschäftsentwickelung gelangt. Mir fehlte immer ein feuriger, kräftiger, kühner, für tugendliche Ideale ächt begeisterter Chef, den ich von ganzem Herzen hätte lieben können. Struensee war gar zu kalt, zu behutsam, er verachtete im geheim und ohne es sich merken zu lassen auf das tiefste die Welt und die Menschen, nicht nur die über ihm, sondern, was ich ihm immer sehr verdachte, auch die unter ihm; er nahm lieber

einen neutralen Standpunkt neben den Dingen, als daß er sich mit Liebe und Haß auf sie geworfen hätte. Doch — das sind tempi passati." —

Hardenberg, diesmal wohlzeitig erinnert, bestand fest auf seinem Willen, und trotz aller Hindernisse und Kabalen, wurde Held am 17. August 1812 in der von ihm selbst gewünschten Weise als Salzfaktor in Berlin angestellt. — Mit dieser Anstellung, durch welche er wirklich, wie er im voraus versichert hatte, völlig zufrieden und für sein übriges Leben beruhigt war, endigte Held's politische Laufbahn. Seine Sache war erledigt, in der Art, wie das Geschick solche Kämpfe zu erledigen pflegt, weder der eine noch der andere Theil freut sich vollständigen Sieges, der Gegenstand schwindet, was aber bleibt, sind auf beiden Seiten die Wunden und Verluste. Die Leiden Held's waren übergroß, und ihre Folgen erstreckten sich noch weit in die Zukunft, seine Anstellung war nur ein Aufathmen zu neuen Kräften, ein Beginnen des Genesens. Die besten Jahre waren dahin, die Bahn des Ehrgeizes für ihn zerrüttet, und die Aufgaben neuer Kämpfe stellte das Geschick Anderen, nicht ihm. Seine stille Wohnung, so gut wie das Prachtgebäude Friedrichs des Großen, hätte die Inschrift führen dürfen: „Laeso sed invicto militi." Wenn seine Zurückgezogenheit nicht ohne Ruhm war, so stand doch sein Bewußtsein hoch über den Ehren der Welt.

Mit dem 1. Oktober, wo er in den Salzhof zog, trat er ein neues Leben an, und, wie er selbst es ausdrückte, in seinen ursprünglichen Karakter zurück. Seine Geschäftstüchtigkeit bewährte sich ungeschwächt, wie sein Eifer und seine Treue. In seinen Bedürfnissen einfach, anstatt jedes Prunkes mit edler Reinlichkeit begnügt, bestimmte er sogleich einen Theil seines mäßigen Einkommens zum Abtrage der alten Bürden, deren Druck ihm von jeher unerträglich war. Damit er der gewonnenen Ruhe nicht allzufroh würde, mußte er sich gleich genöthigt sehen, wegen eines kleinen Gartenraums, auf den die Fenster seiner zu ebener Erde gelegenen Dienstwohnung auf dem Salzhofe sich öffneten, einen ärgerlichen Kampf zu führen; derselbe gehörte recht eigentlich zu der Dienstwohnung, war auch seinem Vorgänger unbestritten

geblieben, und nur eben jetzt ohne Fug abgetrennt worden. Held erlangte nach herbem Streit, der bis an den Staatskanzler ging, durch Vergleich wenigstens den Mitgenuß des Gärtchens. —

Die Weltbegebenheiten setzten unterdessen ihren Gang in Riesenschritten fort. Napoleons Zug nach Rußland, der Brand von Moskau, der Untergang des französischen Heeres, führten alsbald auch für Preußen eine neue Schicksalswendung herbei, ihren Eintritt bezeichnete die große That Yorck's, welche von allen Vaterlandsfreunden, und auch von Held, mit Jubel begrüßt wurde. Als im Frühjahr 1813 alle Preußen kriegsmuthig zu den Waffen eilten, in heißen Schlachten die Befreiung des Vaterlandes errangen, und am Schlusse des Jahres der Feind jenseits des Rheins gewichen war, da fühlte Held das volle Glück, ein freies, starkes, ruhmvolles Vaterland zu haben, und widmete ihm auf's neue die feurigste Begeisterung. Napoleon hatte längst die Anhänger enttäuscht, die allzu gutmüthig ihre idealen Absichten ihm geliehen, er war nicht mehr der Berufene, dem die Vorsehung ihre Aufgaben unmittelbar übertragen, sondern nur der Diener des eignen, verirrten Ehrgeizes. Die neue Wendung der Dinge führte auch Held's alten Freund Zerboni herbei, der sich aus Polen, wo er ansehnliche Besitzungen erworben, wieder dem Vaterlande liebevoll zuwandte, und für die Kriegsgeschäfte freiwillig thätig war. Dieselbe Sache, welche die sonst einander fremdesten Gemüther vereinigte, Buchholz und Gentz, Kiesewetter und Schleiermacher, verband nur um so inniger die Freunde Held und Fichte. Held sah mit Lust und Freude das früher in sich selbst und dann von außen gebeugte Preußen gestärkt und veredelt auf die Weltbühne treten, und nun auch seine alten Träume von Vergrößerung des Staats im Westen sich neu erheben. So großen Ereignissen widmete er manches tapfere Lied, am Schlusse des Jahres zuletzt einen Abschied Deutschlands von Napoleon.

Im Mai 1813, im Anfang der neuen Kriegsstürme und der Wiedererhebung des Vaterlandes, verheirathete Held sich zum zweitenmale, mit Wilhelmine Karoline von Treuenfels,

der zweiten Tochter des Generallieutenants von Treuenfels. Diese Ehe war eine glückliche, und bewies den reinen Sinn und die warme Neigung, welche Held unter allen Wirren des Lebens treu bewahrt hatte. Vier Kinder erfreuten ihn aus dieser Ehe, drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn Hans Konstans Leberecht, geboren zu Berlin am 25. November 1814, wurde durch den Feldmarschall Fürsten von Blücher über die Taufe gehalten, eine andere Taufpathe war die Gräfin von Lichtenau. Mit dieser, durch Herzensgüte, lebhaften Verstand und eine außerordentliche Anmuth, die ihr bis in's hohe Alter verblieben war, ausgezeichneten und durch Glück und Unglück sehr geprüften Frau war Held in nähere Bekanntschaft gekommen, und der Austausch so vieles gleichzeitig Erlebten und Erlittenen mußte für beide von großem Reize sein; sie nahm die Schroffheiten Held's liebenswürdig auf, wußte sie zu mildern, und befreundete sich mit Held's Gattin, an welche noch Briefe von ihr vorhanden sind, die in vernachlässigter Sprache einen heitern und feinen Sinn ausdrücken. Nach einer Tochter, Aurora Perpetua, geboren den 21. August 1816, folgte ein zweiter Sohn, der während seiner Studienjahre gestorben ist. Der jüngste Sohn, Hans Erich Guido, geboren den 5. September 1819, hat gleich dem ältesten die Laufbahn des Kriegsdienstes erwählt, beide sind Offiziere in der Artillerie.

Der Fürst von Blücher war ein Mann nach dem Herzen Held's; dieser konnte zwar manche Seiten des ungestümen Kriegers nicht gutheißen, aber dem unerschrockenen Muthe, der frischen, volksmäßigen, von keiner Ziererei befangenen Sinnesart, schenkte er die vollste Anerkennung. Die gutmüthige Derbheit im Umgange, und die schonungslosen Ausfälle, die nur Blücher gegen manche der Machthaber des Tages sich erlauben durfte, hatten für Held die größte Anziehung. Er besang ihn in mehreren Gedichten, und eines derselben sandte er ihm mit einem Briefe, worin er sagt, er habe versucht den Helden in dessen eigner Art zu preisen, und fügt hinzu: „Es dünkte mich um das Gedicht selbst schade, wenn es nicht in Ihre Hände kommen sollte. Denn ob es gedruckt werden darf, ist zweifelhaft, weil die Zensoren, meist Poltrons,

gewöhnlich das litterarische Kanonenfieber haben, nichts Dreistes dulden, und immer fürchten: irgend ein König, ein Minister, oder sonst ein anderes Gespenst, möchte darüber böse sein." Das Gedicht schloß mit den wenigstens jetzt gewiß unverfänglichen Strophen:

„Deutschland, Herz Europens! Heldenschule!
Steige endlich aus dem sumpf'gen Pfuhle
Der dich lähmenden Zerrissenheit!
Werde Eins! Die Einheit nur giebt Stärke,
Bleibe nicht der Heerd für fremde Werke,
Fremde Politik und fremden Streit!"

„Dann — mit deutscher Keulen Donnerschlägen
Bahn gemacht — soll's sein — auf blut'gen Wegen!
Das Gelingen ist dem Kühnen nah.
Von dem Belt bis zu den Alpen walle,
Ein Panier! Zum blauen Aether schalle
Dann Ein Losungswort: Germania!"

Nach dieser Zeit finden wir Held meist in stiller Zurückgezogenheit, aus der er nur hervortrat, wenn ein festlicher, geselliger Anlaß ihn zur Theilnahme rief, die er dann dichterisch zu bezeigen liebte. Wenn einem alten Freunde Glückwünsche darzubringen waren, wenn ein junges Paar zum Altare trat, immer war Held's Poesie bereit, die herzliche Theilnahme auszusprechen, die er so warm empfand, und so gern auch in Anderen voraussetzte. Die geselligen Mahle der Universitäts-Zeitgenossen, der Freimaurer, der mannigfachen Vereine, welche seit dem Frieden in Berlin nun immer zahlreicher wurden, die Erinnerungsfeste der vaterländischen Ereignisse, verherrlichte er durch Gesänge, in welchen oft die aus der Jugendzeit fast unverändert wiederklangen, so das einst ihm so verhängnißvolle Lied an den Gemeingeist, das nun ohne alles Aergerniß mit lautem Jubel gesungen wurde. Bei solchen Gelegenheiten glühte sein Herz in aller Wärme der Jugend, und erschloß sich den Gefühlen hingebender Freundschaft, deren sein Inneres so sehr bedurfte, und doch fast nie froh wurde; denn allzuschnell entdeckte sein scharfes Auge die Gebrechen und Häßlichkeiten, die unter der gleißenden Hülle lagen, den

unredlichen Sinn, die feige Schwäche, die Unreinheit des Handelns und der Verhältnisse. So gern er immer wieder die Menschen für gut und ehrlich nahm, so leicht er immer in neue Täuschung einging, so unmöglich war es ihm diese fortzusetzen, wenn hinwieder sein unbestechliches Urtheil ihm die entgegengesetzte Wahrheit aufgezeigt hatte. Auf diese Weise war ihm außerhalb seiner Häuslichkeit wenig dauernde Freude beschert. Wir selbst sahen bisweilen in kleinem harmlosen Kreise ihn mit liebenswürdiger Heiterkeit an der Unterhaltung Theil nehmen, und besonders den Frauen mit feiner Anmuth huldigen, aber dann doch zuletzt ihn in Mißmuth und Trotz weggehen, weil er durch Aeußerungen verletzt wurde, die seinem Karakter widersprachen, und die auch nur stillschweigend hinzunehmen ihm unmöglich war. Diese Strenge, die keiner Unvernunft, keiner übereinkömmlichen Falschheit und Heuchelei sich fügen wollte, ließ ihn große Gesellschaften, wo vor allem der Schein gelten sollte, mehr und mehr vermeiden, erschwerte aber auch seinen Umgang mit wahren Freunden, die selten in dem Falle waren, ihre Urtheile und Handlungsweise gleich ihm von dem Einflusse der Tagesumstände frei zu halten.

Von seinem Trotz und seiner Leidenschaft für das Recht finden wir aus dieser Zeit zwei bezeichnende Züge aufgeschrieben. Der Oberpräsident von Heydebreck hielt den alten Freund immer in gleicher Werthschätzung, und lud ihn häufig zu seinen Gastmahlen ein. Einst hatte er ihn an der Tafel absichtlich zum nächsten Nachbar gewählt, um ihn mäßigen und von schroffen Ausbrüchen zurückhalten zu können, was um so nöthiger schien, da die Gegenwart mehrerer Staatsminister und höchster Hofbeamten dem Wirthe selbst einige Scheu gebot. Heydebreck's Bemühen hatte auch den besten Erfolg, bis zu dem Augenblick, wo er die Gesundheit des Königs ausbrachte, zu der Alle sich erhoben und mit den Gläsern anstießen, nur Held ergriff nicht sein Glas und stand auch nicht auf. Heydebreck flüsterte ihm zu: „So stehen Sie doch auf, lieber Held!“ — Dieser aber antwortete fest: „Nein, ich trinke nicht mit. Der Mann hat mich zu tief gekränkt.“ Der andere Fall zeigt ähnliche Hartnäckigkeit.

Ein Schlächtermeister war nach der Salzfaktorei gekommen, und wollte Salz kaufen. Auf dem Hofe gerieth er mit einem der dortigen Arbeiter in Streit, und drohte denselben zu schlagen. Held eilte auf den Lärm herbei, erkannte den Arbeiter im Recht, verwies dem Schlächtermeister seine Ungebühr, und sprach von Verhaften. Dieser jedoch sagte hohnlachend, das solle er mal versuchen, gab ihm einen Schlag mit der Reitpeitsche, rannte dann zu seinem Pferde, das am Thorgitter angebunden stand, schwang sich in den Sattel, und jagte spornstreichs davon. Niemand wußte den Namen des Mannes, und alle Mühe, welche Held sich gab, ihn zu erforschen, blieb vergeblich. Tief ergrimmt verbrachte Held wohl ein halbes Jahr in diesem Bemühen, da trat er zufällig in der Markgrafenstraße in einen Laden, wo eine als vorzüglich gerühmte Wurst zu haben war. Kaum hatte er nach der Waare gefragt, so trat der Schlächtermeister beeifert hervor, und Held erkannte sogleich seinen Beleidiger. Unverzüglich nannte er seinen eignen Namen und erklärte, daß er wegen der erlittenen Unbill klagen werde. Der Schlächtermeister lachte dazu, und meinte, das sei nicht der Rede werth. Doch nach strenger Untersuchung des Thatbestandes, wobei mehrere Zeugen auftraten, wurde der Mann, wegen thätlicher Beleidigung eines Königlichen Dieners bei Ausübung seines Amtes, in achtwöchentliche Gefängnißstrafe und in Bezahlung aller Kosten verurtheilt, worüber Held eine große Befriedigung an den Tag legte, indem das eigne Recht ihm nur ein Bild des Rechts überhaupt enthielt.

Den großen Ereignissen, besonders denen, in welchen das Menschliche gefördert erschien, widmete er fortwährend eine brennende Aufmerksamkeit; die Abschaffung des Negerhandels that seinem Herzen wohl, das Erwachen Griechenlands erfüllte seine Phantasie mit reichen Hoffnungen der Zukunft; doch traten auch fern und nah genug Begebenheiten ein, die seinen Sinn umwölkten, weil sie in seinen Augen Rückschritte waren, und wieder verloren gaben, was für immer gewonnen schien. Ihm, der mit inniger Andacht die Reformationsfeste feiern half, waren andere religiöse Ereiferungen, in denen er nur Verdunkelung oder gar Heuchelei erblickte, zum tiefsten Ab-

schen. Den neuen Bahnen, welche die Philosophie brach, welche die Poesie und die ganze Litteratur nahm, konnte er sich nicht befreunden, das Licht der Vernunft, welches für Alle leuchten sollte, dünkte ihm in spitzfindiger Schulweisheit zum Eigenthum weniger Auserlesenen gemacht, und das Ziel der Sittlichkeit in romantischem Wust verdeckt. Die frömmelnde Kunstliebhaberei muthete ihn als eine Schwächlichkeit an, die zur Entnervung führen müsse. Die Fragen über ständische Verfassung berührten ihn wenig, er wollte Aufklärung, Gesetzlichkeit, Freiheit, aber altpreußisch erblickte er dies alles in dem Königsamte gewährt und gesichert, und in einer sogenannten Konstitution fürchtete er nur die Befestigung alter Vorurtheile zum Schaden der bisherigen Entwickelungen. Allen diesen Richtungen blieb er beharrlich entgegengesetzt, und wurde dadurch dem großen Haufen der Zeitgenossen nur täglich fremder.

Mit desto größerer Freude sah er eine andere Pforte der Wissenschaft sich aufthun, und auch zu dieser den reichsten Zudrang, der das alte Streben zum Lichte in der Hauptstadt Preußens noch nicht erloschen zeigte. Alexander von Humboldt begann im Spätherbst 1827 an der Universität zu Berlin seine Vorträge über das Weltall, welche so großes Aufsehen erregten, und so viele Zuhörer herbeizogen, daß er gezwungen war, neben diesem Lehrgange sogleich noch einen zweiten in dem Saale der Singakademie zu eröffnen, gleichsam eine Wiederholung des ersteren, nur eingerichtet für die größere und gemischtere Versammlung, in welcher der König und die Königliche Familie, die ersten Männer und Frauen der Stadt, niemals fehlten. Dieses große Naturgemählde, dessengleichen vorher noch nie dagewesen, und welches Grundlage und Anfang des nach siebzehn Jahren jetzt im Druck erscheinenden unsterblichen Werkes „Kosmos" geworden ist, war für Berlin ein Ereigniß, welches die Theilnehmer nie vergessen können, und dessen auch die späteste Zeit noch mit Ehren gedenken wird. Held, in alter Liebe zu den Naturwissenschaften, war einer der eifrigsten und beglücktesten Zuhörer; mit freudiger Aufmerksamkeit, mit ernster Begeisterung, folgte sein heller Geist den wunderbaren Bilderreihen, welche

der beredte Lehrer mit aller Kraft des Geistes und mit aller Wärme des Herzens lebendig vorführte und erklärte. Held fühlte sich von diesen, durch mehrere Monate fortgesetzten und gesteigerten Vorträgen so erfüllt und begeistert, daß er am Schlusse derselben ein Gedicht des Dankes an Humboldt richtete, welches wir hierhersetzen als einen Denkstein zu Ehren beider, des Empfängers und des Dankenden.

„An Alexander von Humboldt."

Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset.
Schiller.

„Hoherpriester der Natur! — Wir scheiden
Dankerfüllt von Deinem weisen Mund;
Zu den reinsten, höchsten Geistesfreuden
That er uns die lichten Pfade kund.
Psyche selbst lieh jedem Worte Flügel,
Das aus Deiner Brust in unsre drang;
Suada hob mit leisem Kuß das Siegel
Von der Lippe und ein Strahlenspiegel
War der Blick, der Deinem Aug' entsprang."

„Von der Meßkunst sich'rer Hand geleitet
Führtest Du uns auf die Aetherbahn;
Staunend fühlten wir den Sinn geweitet
In des Weltraums tiefstem Ozean.
Schonend lenktest Du zu den Planeten,
Durch die Muttersonne uns verwandt;
Aus dem Glanzdunst schweifender Kometen
Folgten gern wir, um mit Dir zu treten
An der Erdvulkane Gluthenrand."

„Von der Urzeit schaudervollen Scenen
Zog Dein Arm den dunkeln Vorhang ab,
Und es klaffte auf mit Riesengähnen
Eines Riesenlebens altes Grab.
In dem Toben wilder Elemente
Mußte jenes Leben untergehn;
Denn es fehlte noch der Mensch — noch brennte
Hier kein geistig Licht; darum vergönnte
Die Natur sein späteres Entsteh'n."

„Dir, mit Kondorschwingen aufgeflogen,
Rollten Meere, Inseln fern und nah
Und dahin des Erdgewölbes Bogen,
Chimborasso und Himalaya.
Von den Polen ließest Du uns steigen
In die Kugel, die uns trägt und hält;
Und der Mond schien näher sich zu neigen,
Und wir sah'n entzückt den langen Reigen
Bunter Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt."

„Nied'rem Kampfe trüber Dogmen ferne
Zeigtest Du, gleich uns ein Sohn der Zeit,
Lebenspulse in dem Heer der Sterne
Und den Weltgeist und Unsterblichkeit;
Und der ewigen Gesetze Walten;
Ueberall Bewegung, nirgend Tod;
Kräfte, die in wechselnden Gestalten
Immer neu und endlos sich entfalten,
Nach erhab'ner Harmonie Gebot."

„Jeder Umschwung unsres Erdballs sendet
Hunderttausend Seelen vor ihm her;
Mit dem Sehrohr raumdurchdringend wendet
Froh die Hoffnung sich zum Jupiter.
Solchem Zuge muß ein Ziel gegeben
Und dem Geist der Stoff verflochten sein;
Sterben heißt: sich kosmisch weiter heben;
Und wenn nicht, dann wäre alles Leben
Zwecklos atomistischer Verein."

„Sehen, längst durchwandelnd andre Sterne,
Keppler, Newton und Kopernikus
Unsern Erdball — o! von jener Ferne
Winken sie Dir ihren Brudergruß.
Humboldt setzet fort, was wir begonnen,
Rufen sie — dem kleinen Sphäroid,
Dem Geschlecht dort beut er neue Wonnen,
Das, noch rings von tausend Wahn umsponnen,
Sich nach bess'rer Einsicht Reise müht."

„Freund und Liebling beider Hemisphären!
Heros der Vernunft und Wissenschaft!
Lang' wird Dich der Erdbewohner ehren
Als ein Vorbild ird'scher Geisteskraft.
Inn're Gluth mag Tellus einst zerstören

Und sie schleudern aus der Sonnenbahn;
Wir sind dann schon Bürger and'rer Sphären,
Freudig dort noch denkend Deiner Lehren
In des Universums hohem Plan."

Die nächsten Jahre waren fruchtbar an Ereignissen; die Herstellung Griechenlands als Staat, der Umschwung der Dinge in Frankreich durch die drei Julitage 1830, mußten Held's alte Sympathien aufregen, auch der Saint-Simonismus konnte ihn nicht gleichgültig lassen. Doch waren diese Erscheinungen zu gemischter Art, und in ihren unmittelbaren Wirkungen zu beschränkt, um den partheilosen Weltbürgersinn dauernd zu fesseln. Den reichsten Stoff theilnehmender Betrachtungen bot das Vaterland selber; das Gedeihen Preußens, die Erstarkung Deutschlands, übertrafen in gewissem Sinne die kühnsten Erwartungen, welche Held in früher Jugend gehegt, wenn auch der spröde Geist nicht immer in die Wege sich finden konnte, auf denen die Entwickelung geschehen war. Seltsam mußte es ihn anmuthen, die persönlichen Schicksale zu erwägen, welche der Wandel der Zeiten über ihn und Andere verhängt hatte. Es gehört zu den ererbten guten Zügen des preußischen Staates, daß er entgegengesetzte Elemente leicht verbindet, und sie wo nicht unmittelbar doch nachzeitig auszugleichen fähig ist. So erlebte Held, daß unter demselben Könige, und nicht aus Laune und Willkür, sondern aus Einsicht und Gerechtigkeit, die einst wegen ihrer Gesinnung verfolgten und bestraften Männer in eben dieser Gesinnung als treue Diener des Königs und des Landes anerkannt und mit Aemtern und Würden betraut wurden. Oelsner starb als preußischer Legationsrath in Paris, der dienstentsetzte und zur Festung verurtheilte Hauptmann von Leipziger war zuletzt Präsident der Regierung zu Bromberg, Zerboni sogar Oberpräsident des Großherzogthums Posen. Eine solche Erscheinung erhöht mit Recht das Vertrauen in den Geist, der den Staat durchdringt, und wenn, wie Droysen neulich angemerkt hat, Preußen in seinem neueren Geschichtsgange zwischen zwei Richtungen zu wechseln und bald der einen bald der anderen zu folgen schien, so haben wir darin kein unsichres Schwanken, sondern vielmehr den Pulsschlag

zu erkennen, der ein kräftiges, vielumfassendes Leben anzeigt. Auch Held, wenn er es gewollt und seinen Sinn hätte nach den Umständen beugen wollen, würde ohne Schwierigkeit zu höherer Stellung aufgestiegen sein, zu der ihm weder Fähigkeit und Eifer, noch selbst förderliche Gunst könnte gefehlt haben. Doch ihn lockte kein Ehrgeiz, dem, wie er glaubte, nicht ohne Einbuße des Karakters wäre zu folgen gewesen. Zufrieden in seiner Häuslichkeit, als ehrenfester Gatte und sorgsamer Vater, sah er die Jahre ruhig schwinden. Ihn erfreute die Natur, die Blumen eines kleinen Gartens, er war ein Freund von Thieren, besonders liebte er Hunde, und hatte deren stets um sich. Dagegen wurde es ihm fortan immer schwerer, sich mit den Menschen zu verständigen, sie gingen selten in seine Ideen ein, er noch weniger in die ihren. Jeder Widerspruch verstimmte ihn, und führte, betraf er Sachen des Rechts und der Wahrheit, unfehlbar zu völligem Bruch. Den besten Freunden stand er meist in schroffer Abgeschlossenheit entgegen; auch der Umgang mit Buchholz befriedigte ihn wenig mehr, und dessen Ansichten und Benehmen dünkten ihm keineswegs folgerecht. Die redliche Biederkeit des Stadtrathes Georg Reimer ehrte und liebte er, aber in einzelnen Meinungen entdeckte sich zu große Verschiedenheit. In die großen Ueberzeugungen mischten sich auch Grillen, und er bestand hartnäckig auf diesen wie auf jenen. Immer abgeneigter wurde er dem Schreiberstand, und fand in ihm alles Unheil des Staates, während dagegen die Kriegstüchtigkeit seinem alten Preußensinne wohlthat. Er wünschte eine Feuersbrunst, welche alle Akten verzehrte, und auch nicht ein Blatt übrig ließe, dann erst, meinte er, würden die Menschen wieder frei athmen, dann könne ein neues Leben anfangen. Entschieden haßte er alle Juristerei; die Rechtsgelehrten, Gerichtsleute, Sachwalter, sah er im Staate für das an, was in der Kirche die Pfaffen sind; nächst ihnen haßte er die Diplomaten, und wandte auf sie den Spruch eines Neapolitaners an, der, gefragt, ob denn kein Protestant selig werden könne, aus Nachgiebigkeit wider seine Ueberzeugung geantwortet hatte, möglich sei es, aber schwer und langwierig! Schon früh hatte Held über einen Freund, der

als Diplomat ihm untreu geworden, seinen Unwillen, so geäußert: „Ich beschuldige ihn keineswegs der List, der Ränke, der Kabalensucht, spreche ihm auch nicht die Alltagsrechtschaffenheit ab, wohl aber die hohe, reine, kühne Tugend und Energie, die sich an eigne Ideen setzt und wagt. Mit solcher flachen Rechtschaffenheit, subalternen Bescheidenheit, tiefsdevoten Ergebenheit in persönliche Verhältnisse und Konvenienzen, unermüdlichen jedem Unsinne huldigenden Lakaiengeduld und nüchternen Neutralität gegen Gutes und Böses, Wahres und Falsches, Nützliches und Schädliches, Freund und Feind, ja gegen die ganze Menschen- und Idealwelt, kann man allerdings, unter einer verdorbenen, schlechten, und darum sinkenden Regierung, zu einem hohen Posten und reichlichen Einkommen gelangen, doch niemals dem zerbröckelnden Staate kräftig und helfend nützen, sondern nur schaden." Während aber der Geist Held's nur strenger und unbiegsamer wurde, blieb sein Gemüth offen und nachgiebig, immer auf's neue vertraute er der Ehrlichkeit der Menschen, und nur allzusehr zu seinem Schaden; er wurde in dieser späten Zeit ein paarmal betrogen und bestohlen, was in seinen Verhältnissen nicht leicht zu übertragen war.

Die Verlegenheiten, welche ihn noch immer drückten, hatten durchaus keinen Grund in schlechter Wirthschaft, sie waren das unselige Vermächtniß früherer Verwickelungen und die Folge neuer Unglücksfälle. Frei von jeder Leidenschaft und Liebhaberei, die ihn zu ungehörigen Ausgaben hätten verleiten können, lebte er sehr eingezogen und knapp, im Essen und Trinken überaus mäßig, dem Spiel abgeneigt, auf Vergnügungen aller Art gern verzichtend. „Wer ihn nicht näher kannte — erzählte der Kriegsrath Müchler von ihm — hätte ihn nach seinem Ansehen für einen eingefleischten Geizhals halten müssen. Er trug Kleider, die jeder Andere in seinen Verhältnissen längst an einen armen wandernden Handwerksgesellen verschenkt haben würde; dabei zeigte er aber eine übertriebene Sorgfalt für Reinlichkeit in seinen Zimmern und in seiner Kleidung. Er wischte, nach der Reinigung der Möbel durch die Magd, immer noch die geringste Spur von Staub sorgfältig ab, musterte die Stiefeln und Kleider, die

ihm sein Stiefelputzer brachte, jedesmal genau, putzte die ersteren noch selbst, nahm von den letzteren jedes anhaftende Fäserchen ab, und ging nie aus, ohne vorher seinen Hut nach dem Strich gebürstet zu haben." Wenn seine Ausgaben gleichwohl oft seine Einnahmen überstiegen, so waren daran hauptsächlich die Verpflegs- und Kurkosten seiner fast immer kranken Frau, die Sorge für seine Kinder, einige erlittene Diebstähle, und vor allem das Unglück schuld, daß er in seinem drangvollen Leben keinen einzigen Augenblick erlangte, wo er sich von alten Lasten völlig hätte befreien und nach gemachtem Abschluß einen neuen frischen Weg hätte wandeln können. —

Als er im Jahre 1840 den Thronwechsel in Preußen erlebte, freute sich sein Herz der glücklichen Zeichen, unter denen eine neue Zeit hereinbrach. Allein er fühlte schmerzlich, daß es nicht die seine mehr war, daß sein unter Friedrich dem Großen begonnenes Leben mit Friedrich Wilhelm dem Dritten zu Grabe ging. Er sah die menschlichen Dinge in ihrer Vergänglichkeit, aus höherem Standpunkt auch das vermeintlich Große ganz klein werden. In folgenden Zeilen äußert sich diese Einsicht gleichsam bemitleidend:

Sitzt das kleine Menschenkind
An dem Ozean der Zeiten,
Schöpft mit seiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.

Sitzt das kleine Menschenkind,
Sammelt flüsternde Gerüchte,
Trägt sie in ein kleines Buch,
Schreibt darüber: Weltgeschichte.

Nur die erhabene Gestalt des Sittlichschönen blieb ihm in voller Größe stehen, die Tugend, das höchste Pfand des Menschen für Zeit und Ewigkeit. Er glaubte an die Unsterblichkeit der Seele, und das Hinabschreiten in das einsame Gebiet des Todes nur dann furchtbar, wenn wir kein einziges Ideal mitnehmen. Er hielt die seinigen unverletzt in treuer Brust verwahrt, doch sie in die Wirklichkeit zu übertragen fühlte er sich nicht mehr berufen.

Bis in's hohe Alter jedoch, und trotz Enttäuschung und Verstimmung, begleitete ihn die heitre Gabe, welche seiner Jugend zum Schmucke gedient hatte, die Gabe zu dichten. Er besaß sie nicht in dem Maße, um den eigentlichen Dichtern beigezählt zu werden, aber doch genugsam, um Freude und Ehre davon zu haben. Noch vom Jahre 1836 finden wir ernstgedachte und kräftigausgedrückte Strophen zur Feier des fünfzigjährigen Sterbetages Friedrichs des Großen; vom Jahre 1839 ein rührendes Lied auf den Tod eines Hundes, der bei ihm zweiundzwanzig Jahre alt geworden war, und mit dem zugleich er nun sein durch die Schuld untreuer Menschen bedeutungslos gewordenes Konstantistenkreuz begraben wollte! Er liebte nämlich überhaupt Thiere, aber Hunde ganz besonders, und kranke oder beschädigte nahm er stets willig in sein Zimmer auf, wo er mit Aufmerksamkeit ihrer Pflege und Heilung wahrnahm. Früher legte er auf seine Gedichte wenig Werth, er sah sein Talent als Nebensache an, und dasselbe hatte ihm zu viel Verdruß und Schaden gebracht, um ungetrübte Freude daran zu haben. Jetzt aber in alten Tagen wurden sie ihm lieb, er las und feilte sie wiederholt, schrieb sie auf's neue in seiner klaren, bei großer Festigkeit doch fließenden Handschrift ab, und als er öffentlich aufgefordert wurde, sie herauszugeben —, sie athmeten Geist, Phantasie und Kraft, hieß es, und würden sehr Vielen sehr willkommen sein, — begann er sie zu sammeln und zu ordnen, um wenigstens eine vollständige Handschrift zu hinterlassen. Es war jedoch manches Blatt nicht mehr aufzufinden, und die Arbeit ist nicht fertig geworden.

Held stand bereits im achtundsiebzigsten Jahre, und diente dem Staat im dreiundfünfzigsten, als noch zuletzt den nur Frieden suchenden und der Ruhe bedürftigen Greis unvermuthet und von mehreren Seiten zugleich bittres Unglück befiel, und an der Schwelle des Todes noch zu harten Lebenskämpfen aufrief. Durch wiederholten Diebstahl hatte die Salzkasse, welche er verwaltete, einen Verlust von dreitausend Thalern erlitten; wenn ihm auch hiebei persönlich nichts vorzuwerfen war, als höchstens eine zu große Arglosigkeit, so war ihm doch auferlegt den Schaden zu ersetzen. Hiezu

fehlten die Mittel, fehlte alle Aussicht sie herbeizuschaffen. Er sah neue gränzenlose Zerrüttung vor Augen; nach so vielen ausgestandenen Leiden, in diesen Jahren, mußte eine solche Wiederholung desselben Unglücks ihm eine unerträgliche Schmach dünken. Dazu kam, daß ihm wegen des Baues des neuen Museums plötzlich sein kleiner Garten genommen wurde, das Letzte, was ihm und seiner seit langer Zeit erkrankten Frau noch von Lebensreiz geblieben war, und auch die Dienstwohnung selbst mußte geräumt werden. Seine Augen nahmen ab, seine bisher gute Gesundheit fing an zu wanken, bald mußte er undienstfähig werden, und in dieser Aussicht mit Sorgen und Mühen ringen, die auch den muthigsten Streiter erschrecken konnten. Er wollte es nicht, er beschloß die Welt zu verlassen. Seine beiden Söhne waren versorgt, seine Frau war es durch seinen Tod, der überdies in der Großmuth des Königs die Tilgung seiner Schuld bewirken sollte. Er beschloß zu sterben. Still und überlegt waren seine letzten Tage und Handlungen; schwebte seinen Angehörigen auch lange schon die Möglichkeit eines äußersten Entschlusses als ein furchtbares Gespenst vor, so war doch am Vorabend der That in seinem nur etwas milderen Wesen kein besorgliches Anzeichen zu erkennen. Mit ruhigem Blute, festem Willen und klarem Blick in die Zukunft traf er seine Anordnungen, bezahlte größere und kleinere Schulden, selbst die geringfügigste, weil er nur als ein Schuldner Königlicher Gelder aus der Welt gehen wollte, und ließ sich darüber quittiren; einer Leihbibliothek brachte er das entliehene Buch zurück, bezahlte auch hier das schuldige Lesegeld, und bat den Diener, ihn aus der Liste der Leser auszustreichen, da er vor der Hand keine Bücher mehr branchen werde, denn er sei im Begriff eine Reise zu unternehmen. Darauf schrieb er mehrere Briefe, und legte sich dann zum Schlafe nieder. Frühmorgens um 7 Uhr am 30. Mai 1842 ging er hinaus zum Invalidenhause, wo dessen Kommandant, sein Bruder, der jetzige Generallieutenant von Held, wohnte. Hier, unter den Fenstern desselben, in einem grünen Busche, fiel ein Schuß. Die Herbeieilenden fanden seinen schon ent-

seelten Körper. Mit sichrer Hand hatte er den tödtlichen Lauf auf das Herz gesetzt, es wohl getroffen, und sein ruhiges Antlitz spiegelte nur die Festigkeit des Entschlusses und das Morgenroth eines Friedens ab, der ihm seit fast fünfzig Jahren fremd geworden war. Er starb im festen Vertrauen auf ein herrliches Jenseits, auf das Wiedersehen geliebter Menschen, auf die Wirklichkeit aller Ideale. Daheim auf seinem Tische lagen wohlgeordnet und schwarzgesiegelt eine Anzahl von Abschiedsbriefen, einer darunter an den König, dem er in so edlen als rührenden Worten seine Bitte vortrug und seine Söhne empfahl. Das Schreiben an den König begann wie folgt: „Majestät! Moriturus te salutat, sagte der römische Gladiator, wenn er zum blutigen Kampfspiele vor die Loge des Cäsars trat. Moriturus te salutat, sage auch ich, im entgegengesetzten Sinne, indem ich, voll Sehnsucht nach geistigem Frieden von unserer Erde scheidend, zuletzt mit diesen Zeilen mich an Ew. Majestät wende. Ich muß sterben, ich kann den Schimpf, in der Salzkasse, die ich seit vielen Jahren verwalte, einen Defekt von dreitausend Thaler zu haben, nicht überleben. Wie es damit beschaffen ist, und wie der Defekt zum Theil aus gegen mich verübten Diebstählen entstanden, können Allerhöchstsie von dem Generaldirektor der Steuern Kühn erfahren.“ Nach kurzer Erörterung seiner zerrütteten Lage und seines geplagten Alters fährt er fort: „Dies übersteigt meine Kräfte, und treibt mich in den Tod. — Bei der Huldigung versprachen Ew. Majestät, ein barmherziger König zu sein. Bewähren Allerhöchstsie jetzt als ein solcher sich in Beziehung auf mich geplagten und in allen Lebensreizen zerstörten Greis, und schlagen aus Allerhöchster Machtvollkommenheit jenen Defekt nieder. — Sterbend und aus einer andern Welt rufend, bitte ich darum. Der Nächste, den ich dort aufsuchen werde, ist mein lebenslanger treuer Schulfreund, der verstorbene Kabinetsrath Albrecht, mit dem ich oft in Gesprächen später Abend- und Nachtstunden übereingekommen bin, daß unser Erdball doch eigentlich nur ein astronomisches Krähwinkel, und alles was wir hier so stolz Politik und Weltgeschichte nennen, nichts weiter als die

Klatscherei in diesem Krähwinkel sei. Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Ew. Majestät viele Erdjahre hindurch hier als Repräsentant des geistigen Ideals selbst glücklich und Glück verbreitend, hervorragen mögen, schließe und unterzeichne ich mich von Held. Berlin, den 30. Mai 1842." Die Großmuth des Königs, nicht vergebens angerufen, erfüllte die Bitte des edlen Todten. —

Wir wollen eine That nicht rühmen, die auch in solchem Falle, wo die Uebermacht drängender Geschicke sichtbar ist, und der freieste Muth sich darin bewährt, unendlich zu bedauern bleibt. Aber anführen dürfen wir, daß wir eine Handlung, welche das Christenthum mit Recht verwirft, täglich begehen und billigen sehen, wenn ein herkömmlicher Ehrbegriff sie nöthig glaubt; ja die ganze Christenheit muthete diese Handlung dem Kaiser Napoleon zu, als dieser von seiner Höhe gestürzt war, und konnte ihm lange nicht verzeihen, daß er noch dem Leben angehören und vertrauen wollte. —

Held war von mittlerer Größe, feinem doch festem Körperbau, gesund und abgehärtet, gewandt und sicher in allen Bewegungen, ein starker Fußgänger. In seinen scharfen Gesichtszügen lag sein ganzer Karakter aufgedeckt; sein klares Auge hatte ungemeine Kraft, sein stechender Adlerblick wechselte mit dem Ausdruck innigen Zutrauens und edler Güte. Sein Mund verrieth die Gabe der freien Rede, die er unlängbar besaß, aber auch die Bitterkeit, die seinem Worte so leicht sich beimischte. In seiner etwas gebogenen Nase war die Gradheit seines Karakters, in seiner starken Stirne der Trotz und Starrsinn desselben mehr als angedeutet.

Sein Talent ist unverkennbar; dasselbe hätte mit Leichtigkeit eine weit größere Entwickelung nehmen können, wäre ihm möglich gewesen, sich von dem Karakter zu trennen, aber es blieb einzig dessen Dienste geweiht. Seine Gabe der Darstellung war sehr groß und nicht nur Gegenstände des Staatswesens und der Geschichte, sondern auch Naturanschauungen, die feinsten Vorgänge der Geselligkeit und des innern Lebens wußte sie mit sicherer Hand lebendig zu schildern. Ein von

ihm beabsichtigter Roman: „Kampf des Ideals mit der Wirklichkeit", von dem aber außer einigen dazu gehörigen Liedern nichts geschrieben worden, hätte gewiß viel Gelungenes aufzuweisen gehabt. Einige nicht mittheilbare Aufsätze haben in Erforschung und Darlegung sittlicher Zerrüttung die wärmsten Farben, in Schilderung der Persönlichkeiten die schärfsten Umrisse; ihm fehlt nicht Humor, nicht Witz, seine größte Stärke ist die Erbitterung, die Invektive. Wir haben schon angedeutet, daß ihm eine Gabe fehlte, deren Mangel tief in allen Lebensbeziehungen fühlbar wird, wenn man es auch nicht weiß oder sogar läugnet: der ästhetische Hochsinn, der Geschmack. Die Poesie, die schönen Künste, galten ihm nur, insofern sie im Einzelnen eine Meinung hatten, einen Zweck, der außerhalb ihres Wesens war. So geschah es, daß er Goethe'n nicht liebte, ja nicht selten voll Grimm gegen ihn war, daß er sogar die Bekenntnisse einer Giftmischerin von Buchholz den Wahlverwandtschaften Goethe's vorzog.

Das Unglück seines Lebens, das Mißgeschick, welches ihn stets begleitete, lag in dem Zwiespalte der Phantasie und des Verstandes, welche abwechselnd ideale Forderungen und reale Enttäuschung, hohe Schwärmerei und tiefen Abscheu hervorriefen. Die reinste Gesinnung scheiterte an der mißkannten Wirklichkeit, das entschiedne praktische Talent an der Wahl seiner Aufgaben. Der ganze Zustand der Welt, die ihn umgab, widersprach den Antrieben des trefflichen Mannes, ließ weder seiner Liebe noch seinem Hasse freien Weg. Daher, bei dem Bewußtsein der innersten Berechtigung, des redlichsten Willens, des freundlichsten Zutrauens, sah er auf keiner Seite Erfolg und Ertrag, sondern nur Verkennung, Unbill und Härte, bis er zuletzt in einsame Verbitterung zurückgedrängt seinem eigentlichen Beruf und zuletzt auch selbst dem Leben entsagen mußte. Wie anders hätte dieses Leben sich gestellt, wäre ihm vergönnt gewesen, als Mitglied einer großen nationalen Versammlung, seinem Eifer, seiner Rednergabe, ja auch seiner Schärfe und Bitterkeit, in öffentlichen Vorträgen Luft zu machen, zu Verdruß und Noth mancher Gegner —

das geben wir zu —, aber gewiß auch zum reichsten Nutzen eines Gemeinwesens, das, auf freie Erörterung gegründet, auch schonungslosen Tadel und heftige Anklagen gar wohl verträgt. Mögen die Späteren, die ihren Weg fertig finden, wenigstens mit Theilnahme auf solche Männer zurückschauen, welche dadurch, daß sie zu ihrem Schaden jenen Weg suchten, doch ihn bereiten halfen! —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Feldmarschall Jakob Keith.

Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Keith. Handschriftlich im Königlichen Archive. Vier Konvolute. Hierin über hundert eigenhändige Briefe oder Nachschriften Friedrichs.

Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Lord Marischal. Handschriftlich im Königlichen Archive. Zwei Konvolute. Hierin über vierzig eigenhändige Briefe Friedrichs.

Handschriftliche Mittheilungen von dem Königlichen Historiographen Herrn Professor Dr. Preuß.

Handschriftliche Mittheilungen von dem Königlichen Präsidenten Herrn Heuer in Potsdam.

Journal du maréchal Keith, par Weidemann.
Handschriftlicher Auszug.

Auszug aus Briefen Lord Marischal's, die im Royal State Paper Office zu London waren, jetzt aber nicht mehr aufzufinden sind.
Von dem verstorbenen englischen Staatsminister Watkin Williams Wynn gütigst mitgetheilt.

Tagebuch des Obersten von Gaudi über die Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Wesel, 1778. 10 Bde. Folio.
Handschriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalstabs in Berlin.

A Fragment of a memoir of fieldmarshal James Keith, written

by himself. 1714—1734. Presented to the Spalding Club by Thomas Constable. Edinburgh, 1843. 4.

Als Handschrift gedruckt.

Memoirs of the life and actions of James Keith, field-mareshal in the prussian armies. By Andrew Henderson. London, 1759. 8.

Lives of illustrious and distinguished Scotsmen. By Robert Chambers. Glasgow. 8. Vol. III. Part. 2.

Éloge de milord Maréchal. Par M. d'Alembert. Paris, 1779. 8.

Éloges des maréchaux de Schwerin et de Keith. Par Formey. Berlin, 1758. 8.

Douglas, Peerage of Scotland. Edinburgh, 1813. fol. Vol. 2.

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, gesammelt von Dr. Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759 ff. 8.

Thl. IV. S. 1—76. Leben Keith's.
Und S. 359—371. Nachträge.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Von Karl Ludwig Klose. Leipzig, 1842. 8.

Tagebuch des russisch-kaiserlichen Generalfeldmarschalls B. Ch. Grafen von Münnich über den ersten Feldzug des in den Jahren 1735—1739 geführten russisch-türkischen Krieges.

In den Beiträgen zur Geschichte des russischen Reiches. Von Dr. Ernst Herrmann. Leipzig, 1843. 8.

August Wilhelm Hupel's nordische Miszellaneen. Riga, 1790. 8. Stück 20—25.

Einige Nachrichten über Keith und über die Familie Bestuscheff.

Oeuvres de Frédéric II, roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8.

Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Die Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für Jedermann, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

König Friedrich der Zweite und seine Zeit. 1740—1769. Nach den gesandtschaftlichen Berichten im brittischen Museum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

The life of Frederic the Second, king of Prussia. By Lord Dover. London, 1832. 2 Vols. 8.

Sehr schätzbare Briefe von Keith an Lord Marischal, im Besitze des Admirals Fleming, dem Verfasser mitgetheilt durch Lady Keith, verheirathete Gräfin Flahault, sind hier abgedruckt.

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. Berlin, 1822. 3 Bde. 8.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhoff. Berlin, 1794—1801. 6 Bde. 4.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geständnisse eines österreichischen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.

Von Cogniazo.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Vom General von Retzow; zum Grunde liegen auch Mittheilungen Galster's ꝛc.

Geschichte des siebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorlesungen, mit Benutzung authentischer Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalstabs. Berlin, 1824 ff. 5 Bde. 8.

Der siebenjährige Krieg vom Jahre 1756—1762. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien, 1836. 8.

Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Nach archivalischen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bde. 8.

Militairischer Nachlaß des Generallieutenants Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbst, 1846. 2 Bde. 8.

Des preußischen Stabsfeldpredigers Küster Bruchstück seines Kampagnelebens im siebenjährigen Kriege. Berlin, 1791. 8.

Warnery's sämmtliche Schriften. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Briefe eines alten preußischen Offiziers verschiedene Karakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Hohenzollern, 1790. 8.

Von Rud. W. von Kaltenborn.

Mémoires du baron de La Motte Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.

Von Büttner.

Lebensbeschreibung des Generals Baron de La Motte Fouqué. Verfaßt von seinem Enkel Friedrich Baron de La Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeschreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.
Von Luise von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.
Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse. Paris, 1808. 8.

Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau. Von seinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Leben des preußischen Generallieutenants H. K. von Winterfeldt. Von Moritz Adolf von Winterfeld auf Niden. Berlin, 1809. 12.

Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen von Kalckreuth, aus dem französischen Manuskripte seiner Dictées. Von Friedrich Grafen von Kalckreuth.
Minerva. Von Brau. Jena, 1839. 1840. 8.

Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By Andrew Bisset. London, 1850. 2 Vols. 8.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reuterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Posen, 1823. 24. 2 Bde. 8.
Vom Generalmajor Freiherrn von Canitz.

Memoirs of the last ten years of the reign of George the second. By Horace Walpole, earl of Orford. London, 1822. 2 Vols. 4.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine margrave de Bareith, soeur de Frédéric II, écrits de sa main. Brunsvic, 1810. 2 Vols. 8.

Correspondance de Voltaire. 12 Vols. 8.

Souvenirs d'un citoyen. Berlin, 1789. 2 Vols. 8.
Von J. H. Sam. Formey.

La Prusse littéraire sous Frédéric II. Par M. l'abbé Denina. Berlin, 1780. 3 Vols. 8.

Cabanis. Roman von Willibald Alexis (W. Häring). Berlin, 1832. 6 Bde. 8.
Lebendige Schilderung des Ueberfalls bei Hochkirch.

Memoirs and correspondence of Sir Robert Murray Keith. Edited by Mrs. Gillespie Smyth. London, 1849. 2 Vols. 8.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Vierzehnter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Achter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1874.

Biographiſche

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Achter Theil.

General Graf Bülow von Dennewitz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

8692
24/11/90

Inhalt.

Seite

General Graf Bülow von Dennewitz 1

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel 406

General Graf Bülow von Dennewitz.

Der Name von Bülow ragt unter den zahlreichen Trägern des preußischen Waffenruhms von dessen Anbeginn glänzend hervor; seit dem Jahre 1813 strahlt er in deren erster Reihe. Die altritterliche, dann auch reichsfreiherrliche, und gräfliche Familie, dem Norden von Deutschland angehörig und in den baltischen Ländern ausgebreitet, hat vom dreizehnten Jahrhundert an viele ihrer Mitglieder in den höchsten Würden und Aemtern des Staats und der Kirche gesehen, ihre größte Verherrlichung aber in dem Kriegshelden erlangt, dessen Leben darzustellen wir hier versuchen. Die auch in ihm ausgeprägte Eigenthümlichkeit, zu welcher in diesem Geschlecht Geist und Kraft von jeher sich mannigfach gestalten, erfordert einen näheren Blick auf seine Eltern und Brüder, so wie auf die häuslichen Umstände, die ihn bei seiner Geburt empfingen und seinen Lebensgang bedingen halfen.

Sein Vater Friedrich Ulrich Arwegh von Bülow, Sohn des preußischen Gesandten am schwedischen Hofe, wurde zu Stockholm im Jahre 1726 geboren, wo bei seiner Taufe der König und die Königin von Schweden als Pathen gegenwärtig waren; außer dieser besonders geschätzten Ehre folgten dem Knaben von jenem frühen Aufenthalt in die Heimath auch geistige Einwirkungen, die, zuerst nur von den Eltern aufgenommen, allmählig in seinen Sinn übergingen, und später in ihm vorherrschend sich entwickelten. Gleich seinen beiden Brüdern trat er früh in den vaterländischen Kriegsdienst, und machte als Lieutenant im Regimente des Feldmarschalls Grafen von Schwerin den ersten schlesischen Krieg rühmlich mit, nahm aber nach dem Frieden seinen Abschied, und zog sich auf das Erbgut Falkenberg in der Altmark

zurück, das ihm nebst einem anderen Gute Schönberg durch den im Jahr 1738 erfolgten Tod seines Vaters zugefallen war. Hier vermählte er sich nach freier Wahl mit der Tochter eines Superintendenten, mit der er in vergnügter Ehe lebte. Seine Thätigkeit war, wie damals bei den meisten Landedelleuten, vorzüglich auf die wirthschaftliche Verwaltung seines Besitzthums gerichtet. Daneben fehlte es nicht an geistiger Beschäftigung. Er liebte die französische Litteratur, in jener Zeit das Licht und die Lust alles schöngeistigen Strebens, dem in Friedrich dem Großen ein so mächtiges Vorbild glänzte; und er selbst von brennendem Eifer getrieben, versuchte sich mit Erfolg in französischer Poesie. Seine zahlreichen Verse sandte er zu freundschaftlicher Durchsicht nach Berlin an den Akademiker Francheville, der sie denen des Königs ohne Bedenken gleichstellte, ja bisweilen vorzog. Einer seiner Freunde, Herr von Brandt, wollte schon im Jahr 1753 eine Sammlung dieser Gedichte drucken lassen, doch erst im Frühjahr 1757 wurde dies durch einen anderen Freund, Herrn von Wreech, eingeleitet, der die Muße seines Winterquartiers in der Nähe von Leipzig benutzte, daselbst einen Verleger aus Holland, Namens Arkstée, zu gewinnen, bei dem auch wirklich, doch wegen der großen Kriegsunruhen erst im Herbste, das Buch unter dem Titel Recueil de quelques poésies nouvelles zu großer Zufriedenheit des Dichters an das Licht trat. Eine zweite Auflage, mit einigen Aufsätzen in Prosa vermehrt, erschien 1767 unter dem Titel Oeuvres de M. de Bülow zu Amsterdam und Berlin. Sehr bescheiden in Betreff seiner Leistungen wünschte er doch durch dieselben sich den Strebensgenossen anzureihen, mit dem Marquis d'Argens, mit dem Grafen Algarotti bekannt zu werden; auch die Mitgliedschaft der Akademie reizte ihn; doch sein Spott gegen den immerwährenden Sekretair derselben, Professor Formey, dem schon er den Beinamen éternel anstatt perpétuel gab, konnte dieser Absicht nicht förderlich sein. Sein dichterischer Trieb indeß arbeitete ungehemmt fort, er schrieb Oden, Episteln, Eklogen, auch ein Trauerspiel Dejanira. Später sandte er diese Dichtungen sogar an Voltaire, in dessen aufgeklärte Denkweise und heitre

Kunstart er bewundernd einstimmte. In einem Lehrgedicht über die Leichtgläubigkeit, zu vier Gesängen angelegt, doch kürzer ausgeführt, griff er den Aberglauben an. Die gedruckten Aufsätze in Prosa gaben Bemerkungen über sittliche und gesellschaftliche Gegenstände; später ungedruckte besprachen kühn die Mängel des Staatswesens, den Unsinn der Grundsätze, nach denen die weltlichen Dinge geleitet, die Menschen nur in Elend und Verderbniß gebracht werden. Dabei beklagte er, wie gegen Freunde, so auch gegen Voltaire selbst, daß ihm versagt sei in seiner Muttersprache zu dichten, da diese leider noch zu wenig gebildet und von den Deutschen selbst allgemein verachtet sei! Neben der Dichtkunst übte er auch mit Eifer die Musik, war des Tonsetzens kundig, und spielte mit Geschicklichkeit und Anmuth die damals siebensaitige Kniegeige. So mit edlen Künsten und Philosophie beschäftigt, konnte er einem Freunde scherzend schreiben, er unterhalte zwei Geliebte, die ihm keinerlei Ungelegenheit machten und die er beide zufrieden zu stellen hoffe. Daß er auch Freude an der schönen Natur hatte, bezeugt sein Wohlgefallen an seiner ländlichen Umgebung, sie ist fruchtbar und angenehm, ein stiller Bach, die taube Aland, fließt durch seinen Wohnort, die Elbe strömt in der Nähe, zwischen Wiesen und Eichenwäldern, es bieten sich die herrlichsten Anblicke dar; er ladet seine Freunde zum Mitgenuß ein. So scheint er in seiner stillen Zurückgezogenheit bei ansehnlichem Wohlstand ein thätig-behagliches frohes Leben geführt zu haben. Seine Frau, von der sich bei den Nachkommen nur der Name Sophie und die Erinnerung verständiger und wohlwollender Fürsorge erhalten hat, gebar ihm in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe fünf Söhne, deren Pflege und Erziehung er mit einsichtigem Freisinn leitete; von einer in das Haus aufgenommenen Französin lernten sie früh und mühelos das unentbehrliche Französisch, von einem Hofmeister die gewöhnlichen Schulkenntnisse; daß derselbe ein vorzüglicher Lateiner gewesen, läßt sich aus der Vorliebe schließen, mit welcher der älteste der Söhne noch im höchsten Alter lateinisch fertig sprach und schrieb. So sehr er darauf hielt, daß seinen Söhnen die Gelegenheit guten Unterrichts nicht fehlte, so

wollte er doch, daß sie diesen nur aus freier Neigung, nicht aus Zwang benutzten. Daher durften sie, wenn die Lust sie dazu trieb, oft wochenlang im Freien umherstreifen, ohne daß ihnen deßhalb ein Vorwurf gemacht wurde. Die drei ältesten wünschten eines Tages ihr Heil auf eigne Hand zu versuchen und ihren Unterhalt selbstständig zu erwerben, wobei jeder seine besondern Fähigkeiten geltend machen wollte, im Nothfall sollte die Jagd aushelfen. Der Vater hatte nichts dagegen, gab jedem eine Flinte und eine Summe Geldes, und entließ sie mit der Weisung, binnen vier Wochen dürften sie nicht wiederkehren, bis dahin würde die Thür ihnen verschlossen sein. Aber schon nach vierzehn Tagen, nachdem sie eine Weile in der Nachbarschaft umhergestreift und in ihrer Art ein vergnügtes Leben geführt, doch weder durch abentheuerliche Reden noch durch Geigen- und Flötenspiel erheblichen Gewinn erlangt hatten, erschienen sie Abends vor dem Vaterhause und begehrten Einlaß. Der Vater gab den Bescheid, die gesetzte Frist sei noch nicht abgelaufen, und ließ das Thor nicht öffnen; die Mutter jedoch ließ sie still zu einer Hinterthüre ein, und am folgenden Tage war von der ganzen Sache nicht weiter mehr die Rede.

In diese friedlichen Verhältnisse und Beschäftigungen brachten die Zeitläufte des siebenjährigen Krieges vielfache Störung. Zwar glaubte beim Beginn und Schlusse des ersten Feldzugs niemand an lange Dauer des Krieges, noch weniger an wirkliche Gefahr und Bedrängniß des Vaterlandes; aber gleichwohl regte sich in dem gedienten Edelmann der kriegerische Sinn, und er hätte gern an den Thaten und dem Ruhme seines Königs Theil genommen, wäre der Wiedereintritt in das noch ungeschwächte Heer nicht erschwert gewesen. Das zweite Kriegsjahr gab ihm jedoch Gelegenheit, durch die That seinen Eifer und Muth rühmlich zu beweisen. Als nämlich im Anfange des Oktobers 1757 französische Husaren aus Hannover in die Altmark eindrangen, und hier wild hausten, eilte er, auf die Nachricht, daß gegen diese plündernden Schaaren einige preußische Truppen aus Magdeburg heranrückten, ihnen nach Arneburg entgegen, in der Hoffnung seinen Bruder dort zu finden, allein die Truppen

waren nur Milizen und jener nicht dabei; gleichwohl ersah er bald, daß auch mit dieser Mannschaft etwas Tüchtiges auszurichten sei, sprach daher mit den Anführern, und rieth ihnen die Franzosen in Osterburg, wo sie übel wirthschafteten, zu überfallen. Sein Anschlag fand williges Gehör, er selbst leitete einen Theil der Ausführung, und diese Schaar, durch einige bewaffnete Landleute verstärkt, überfiel in der Nacht zum 13. Oktober den sorglosen Feind in Osterburg so unerwartet, daß derselbe mit Zurücklassung seines Raubes und mehrerer Gefangenen eiligst die Flucht nahm und in der nächsten Zeit sich nicht wieder sehen ließ. Doch als die Milizen darauf wieder abgezogen waren, kehrten die Franzosen in größerer Anzahl zurück, hoben Bülow'n in Falkenberg auf, und schleppten ihn nach Uelzen, wo sie ihn, weil er dem Kriegerstande nicht angehörte, wollten erschießen lassen. Wirklich schwebte er in großer Gefahr, denn die französischen Husaren, welche er mit solchem Schrecken in die Flucht gejagt, hielten sich für beschimpft und verlangten seinen Tod. Jedoch war der Herzog von Braunschweig rechtzeitig benachrichtigt worden, und auf seine Drohung, daß er seinerseits einen gefangenen französischen Stabsoffizier würde erschießen lassen, befahl der Feldmarschall von Richelieu den Gefangenen freizugeben. Er blieb noch vielen Nachstellungen ausgesetzt, denn die Husarenoffiziere wollten durchaus ihren Schimpf an ihm rächen; die Klugheit gebot, sich auf einige Zeit zu entfernen, allein er glaubte seine Anwesenheit nothwendig, und bot allen Gefahren muthig Trotz.

Später ließ die bedrängte Lage des Vaterlandes ihn nochmals die Lust empfinden, in die Reihen der Streiter zu treten, er war schon ganz entschlossen dazu, und hoffte den nächsten Feldzug in demselben Regimente, wo sein Bruder diente, mitzumachen. Wir wissen nicht, weßhalb die Sache sich wieder zerschlug. Auch die Aussicht einer persönlichen Anstellung beim Prinzen Heinrich von Preußen, der ihm besonders wohlwollte, wurde durch zufällige Umstände vereitelt. Mit erneutem Eifer wandte er sich zu den gewohnten Beschäftigungen, vollendete sein Trauerspiel Dejanira, suchte auf dem litterarischen Gebiete Fuß zu fassen, wünschte in den

Staatsangelegenheiten thätig zu sein, Unruhe und Ehrgeiz hatten sich seiner bemächtigt, fanden aber, nachdem der Krieg beendigt und alles in stille Einschränkung zurückgekehrt war, jetzt um so weniger eine Stätte der Befriedigung.

Der adelige Gutsherr auf seinem Grund und Boden war damals ein mächtiger Gebieter, im Kreise der Seinen galt sein Wille unbedingt, die angehörigen Bauern gehorchten ohne Widerstreben, selbst die Staatsbehörden traten seinem Ansehen nur schüchtern entgegen; vereinigte sich mit diesem noch persönliche Auszeichnung, das Uebergewicht großen Verstandes und freier Bildung, so konnte sich das Selbstgefühl eines solchen Ritters leicht in's Maßlose steigern. Dies war hier der Fall. Bülow lebte auf seinem Schlosse wie ein wahrer Freiherr; seinen Anordnungen, meist gerecht und zweckmäßig, fügte sich alles, er sorgte für das Wohl seiner Untergebenen, war großmüthig, freigebig, sah gern munter Gäste bei sich. Durch eine reiche Erbschaft, die ihm in Holstein zufiel, und drei dortige Güter zuwandte, sah er sich in den Stand gesetzt, nur um so stärker seiner Neigung zum Aufwand und den Launen seiner Freigebigkeit zu folgen. Er verschenkte Tausende an Freunde, bot Hülfe in jeder Noth, entzog sich keiner Anforderung. Vor allem jedoch wollte er Recht und Gerechtigkeit handhaben, jeder Unterdrückung oder Unbill sich entgegensetzen, sie von sich und Anderen abhalten. Dies Rechtsgefühl wurde bei ihm zur Leidenschaft, und bei seinem raschen Geist und heftigen Gemüth mußte er nicht selten in den Fall kommen, zur Wahrung des Rechtes sehr willkürlich und gewaltsam zu verfahren. So gerieth er bald in vielfache Streitigkeiten und Gerichtshändel, die bedeutende Verluste zur Folge hatten und ihn nur heftiger aufreizten. Einst verging er sich so weit, einen Untersuchungsrichter, der in Falkenberg amtlich aufzutreten hatte, und sich von ihm nicht wollte bedeuten lassen, daß er im Unrecht sei, durch seine Leute greifen, binden und rücklings auf einen Esel gesetzt durch das Dorf unter lautem Jubel der Bauern abführen zu lassen. Nur durch Aufopferung großer Summen entging er der diesem Frevel gebührenden Festungsstrafe. Wir lassen dahin gestellt, ob er wirklich, um den Ungerechtig-

keiten hoher Beamten steuern zu können, selber habe Minister werden wollen, und sich deßhalb, wie erzählt wird, an den König gewendet, aber dann, durch die Antwort, das ginge nicht an, eben so überrascht als bestürzt, sich plötzlich von der äußeren Welt abgekehrt und sein Schloß nicht mehr verlassen habe. Eine andere Erzählung läßt seinen Hang zur Einsamkeit allmählig und aus dem Zusammenwirken verschiedener Ursachen entstehen; der Tod seiner beiden Brüder hatte ihn tief erschüttert und nachdenklich gemacht, dazu kam der Verdruß über die Streitigkeiten, in denen er unterlegen und ihm nach seiner Meinung Unrecht geschehen war, und endlich die Entdeckung, daß sein Vermögen durch Aufwand, Freigebigkeit und schlimmen Betrug zu sehr gelitten hatte, um die bisherige Lebensweise fortsetzen zu können; die holsteinischen Güter mußten aufgegeben werden, er sah sich wieder auf sein väterliches Erbgut beschränkt. Mit Hülfe seiner verständigen Gattin blieb sein Hauswesen noch immer auf gutem und sogar reichem Fuß, an dem Nöthigen und Anständigen brauchte nicht gespart zu werden, noch immer wurden Gäste gern gesehen und bestens bewirthet; allein er selbst hielt sich meist auf seinem Zimmer, und mied die Gegenwart der Fremden, ja bald auch der Seinen. Diese Zurückgezogenheit begann um das Jahr 1773, als er etwa siebenundvierzig alt war.

Von nun an erfolgte die völlige Umwandlung seines Wesens. Keine französischen Verse mehr, keine philosophischen Aufsätze; die beiden Geliebten, deren er sich früher gerühmt, wurden verabschiedet; seine aufgeklärte, zu Voltaire und Friedrich den Großen haltende Denkart schwand, an ihre Stelle traten schwärmerische, geheimnißvolle Grübeleien. Der Keim zu diesen mochte längst in seiner Seele gelegen haben, schon von den Eltern her, die zu Stockholm der persönlichen Einwirkung und der Lehre Swedenborg's nicht fremd geblieben waren und später in der Heimath beides, vielleicht mehr als sie wollten, auf ihre Kinder übertragen hatten. Dieser schlummernde Keim erwachte jetzt in voller Stärke, die wunderbaren Gesichte des gelehrten Schwärmers erfüllten die Einsamkeit Bülow's, der nun bald als entschiedener

Sonderling erschien. Er legte allen Zwang ab, trug ein langes orientalisches Gewand, und ließ seinen Bart wachsen, der ihm bis zum Gürtel herabhing, und der dem stattlichen schönen Mann in unseren Tagen zur herrlichen Zierde gereicht hätte, in jener Zeit aber die Leute verwunderte und erschreckte. Wenn er in seinem Patriarchenansehen einmal unerwartet hervortrat, flohen Kinder und Dienerschaft meist scheu davon, wiewohl er gegen beide weder hart noch unfreundlich war, anderen Leuten freilich, denen er aus irgend einem Grunde nicht gewogen war, pflegte er wohl den Gruß „Bestie!“ entgegenzuwerfen. Doch verließ er selten den Gartensaal, in welchem er zu ebener Erde sich eingerichtet hatte, gewöhnlich nur um in der nahen Küche seine Tabackspfeife anzuzünden, oder bei außerordentlichen Anlässen. So wird erzählt, daß er einst, als ein zur Familie gehöriger vornehmer Würdenträger, auf den er längst einen Groll haben mochte, mit dieser als Gast bei Tische saß, plötzlich in seiner seltsamen Tracht hereingetreten und ruhig auf den Fremden zugeschritten sei, dann aber eine unter dem Gewande verborgene Karbatsche hervorgezogen und den Ueberraschten weidlich mit Schlägen zugedeckt habe. Durfte man in solchen Fällen gern das Vorhandensein eines wirklichen Irrsinns als Entschuldigung gelten lassen, so mußte man in anderen eine solche Annahme durchaus verneinen. In wichtigeren Sachen, wo seine Zustimmung oder sein Rath erfordert wurde, gab er die vernünftigste, zweckmäßigste Auskunft, für die Erziehung und später für die gehörige Unterstützung seiner Söhne traf er die besten Anordnungen, er wußte das Hauswesen in der Obhut seiner Frau wohlversorgt, ließ ihr freie Hand, und hörte willig auf ihre freundlichen Mahnungen, wenn sie nöthig fand, seine Launen und Aufwallungen zu beschwichtigen. Ja bei Gelegenheit einer Ueberschwemmung, von welcher Falkenberg heimgesucht wurde, und während alle Leute rathlos verzweifelten, trat er plötzlich hervor, übersah mit Einem Blick die Lage der Dinge, gab mit Entschlossenheit die zweckmäßigsten Befehle, und traf überhaupt so gute Anordnungen, daß man ihm allein die Rettung des Dorfes zuschreiben mußte.

Die Seltsamkeiten wurden indeß immer auffallender. Er unterhielt sich mit Geistern, die er berief oder die ihn freiwillig besuchten, und mit denen er oft ausführliche Reden wechselte. Im Garten vor den Fenstern seines Saales oder durch eine Thürspalte belauschten die Hausgenossen bisweilen sein sonderbares Treiben; sie sahen ihn in der Mitte eines Kreises von Stühlen stehend, bald nach dem einen bald nach dem anderen hin lebhaft reden, es wurde klar, daß jeder derselben ihm den Geist einer Wissenschaft vorstellte, und was er diesen Geistern vortrug, hatte so bedeutenden Gehalt und richtigen Zusammenhang, daß die Hörer keinen Eindruck von Lächerlichem davon empfingen, sondern mit scheuer Ehrfurcht und ahndungsvollem Staunen erfüllt wurden. Ja diese ganze Vorstellungsart, die sich größtentheils auf Swedenborg zurückführen ließ, wirkte auf die jungen Gemüther so mächtig, daß die vier älteren Söhne für die schwärmerischen Gebilde Swedenborg's, die ihnen später auch aus den rechten Quellen bekannt wurden, eine entschiedene Zuneigung behielten.

Die Mischung von Aufklärung und Geisterwesen, von freiem Naturleben und lebhafter Geselligkeit, — denn das Haus blieb gastlich den häufigen Besuchen von Verwandten und Freunden offen, — mußte die aufgeweckten Knaben frühzeitig zum eigenen Nachdenken reizen und ihre Geistesfähigkeiten rasch entwickeln. Sie hatten aus der Verwirrung, in welche so viele Widersprüche sie versetzten, mit eigner Kraft sich herauszuarbeiten, und in diesem gemeinsamen Streben jeder wieder die Besonderheiten zu bekämpfen, welche die anderen dabei zeigten. So war denn das junge Geschlecht in beständiger Uebung geistiger Streitkräfte, immer bereit zu erforschen, zu prüfen, Sätze aufzustellen und zu widerlegen, alles dem eignen Urtheil unterzuordnen; die einzige Autorität, welche sie anerkannt hätten, die des Vaters, war in den meisten Fällen nicht anzurufen.

Bevor wir unter den Söhnen des merkwürdigen Mannes unseren Helden besonders hervorheben, müssen wir die Reihe seiner Brüder einen Augenblick betrachten, damit uns anschaulich werde, wie reich und mannigfach ein eigenthümlicher Geist in diesem Geschlechte sich kräftig und fruchtbar entfaltete.

Alle fünf Brüder wählten als ersten Beruf den Kriegsdienst, der sie doch nicht alle in gleichem Maße befriedigte und festhielt. Der älteste, Karl Ulrich, geboren im Jahre 1750, wurde Lieutenant im Regiment von Lottum, später von Braun, das in Berlin stand; nach mehrjähriger eifriger Ausdauer, und nachdem er den baierischen Erbfolgekrieg mitgemacht, wurde er des nach seiner Ansicht unnützen Dienstes überdrüssig und verlangte seinen Abschied, den aber der König verweigerte, und da jener dennoch auf seinem Gesuch beharrte, ihn zur Haft bringen ließ, um sich eines bessern zu besinnen. Doch hier stieß Trotz auf Trotz, und Karl saß ein ganzes Jahr auf der Wache des Neuen Marktes, dem damaligen Haftort für Offiziere, ohne sich dem Willen des Königs zu beugen. Der Gouverneur von Berlin, General von Ramin, ein sonst harter und rücksichtsloser Mann, verwandte sich für ihn, und bat den König, ihn zu entlassen, es sei ja doch nicht viel an ihm: allein der König erwiederte: „Das weiß ich besser! Er ist ein sehr guter Offizier." Endlich, auf ein Bittschreiben der Mutter, erlangte Karl Ulrich dennoch den ersehnten Abschied. Nach längerem Aufenthalt in Falkenberg, wo er sich mit mancherlei Entwürfen beschäftigte, zog er nach den Niederlanden, um an dem Kriege der aufständischen Brabanter gegen den Kaiser Joseph den Zweiten Theil zu nehmen; zu gleichem Zwecke gesellte sich ihm sein jüngerer Bruder Dietrich; gegen Oesterreich zu fechten hieß beiden noch immer für Preußen die Waffen führen; ersterer trat als Major ein, und befehligte in dem Treffen bei Vanniers unweit von Huy 1200 Freiwillige von den Truppen des Generals van der Mersch. Doch der Aufstand hatte kein Gedeihen, die bewaffneten Schaaren gingen nach mehreren Unfällen aus einander, und beide Brüder kehrten in die Heimath nach Falkenberg zurück, wo indeß der Vater im Jahr 1791 gestorben war, und ein sehr geschmälertes Vermögen hinterlassen hatte. Sie nahmen ihre Erbtheile in Empfang und wollten damit in Handelsgeschäften ihr Glück versuchen. Sie begaben sich nach Hamburg und schifften von hier im September 1791 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie machten zuerst Fußwanderungen durch das

Land, predigten hin und wieder, lebten eine Zeitlang als Jäger, dann aber in Philadelphia, von wo sie im Juli 1792 zurückkehrten, um ein vortheilhaftes Geschäft einzuleiten, das aber stets neue Verzögerungen erlitt; erst im Jahr 1795 kam es zur Ausführung, sie führten eine ganze Schiffsladung böhmischer Glaswaaren von Hamburg nach Boston hinüber; Karl, der nach der Rückkehr aus Brabant, ein pommersches Fräulein geheirathet und mit ihr zwei Kinder gezeugt hatte, nahm seine Familie diesmal mit; aber die Reise fiel unglücklich aus, der eine Sohn starb unterwegs, die Frau mißfiel sich in dem fremden Lande; dann schlug auch die Handelssache ganz fehl, sie würde früher reichen Ertrag gegeben haben, jetzt war sie verspätet, andere Schiffe hatten dieselbe Waare gebracht, deren Werth nun tief sank. Beide Brüder verloren auf diese Weise den Rest ihres Vermögens, und kamen auf verschiedenen Wegen nach Europa zurück. Sie brachten von den Vereinigten Staaten die ungünstigsten Eindrücke heim; Dietrich schrieb sein bekanntes Werk, das die dortigen Zustände im nachtheiligsten Lichte zeigt, Karl verfaßte einen Aufsatz, der den Despotismus in dem Freistaate Nordamerika in grellen Angaben mit scharfer Kühnheit aufdecken will, und in der Woltmann'schen Zeitschrift „Geschichte und Politik" vom Jahr 1800 abgedruckt worden ist. Karl zog hierauf zu seinem Bruder Friedrich Wilhelm, der zu Soldau ein Füsilierbataillon befehligte, und fand hier eine Anstellung als Salzinspektor, später lebte er auf den Gütern dieses Bruders, wo er im Jahr 1833 fast dreiundachtzig Jahr alt starb. Er war ein sehr ausgezeichneter Mann, von festem und freundlichem Gemüth, ein heller Kopf. Er liebte die Frauen, haßte die Pfaffen. In seiner Meinung stand Dietrich unter seinen Brüdern am höchsten, und aller nachherige Kriegsruhm des dritten Bruders konnte diese Meinung nicht ändern. Er war, wie schon erwähnt, ein trefflicher Lateiner, liebte aber besonders die französische Sprache und Litteratur, von deren vorzüglichsten Schriftstellern er eine schöne Sammlung besaß. Als Sonderling glich er einigermaßen dem Vater, in Streitsucht und Hang

zu Abentheuern glich er dem geliebten Heinrich Dietrich; mit Friedrich Wilhelm verband ihn die ehrenhafte Tüchtigkeit.

Der zweite Bruder, August Christian, diente nur kurze Zeit in dem Kürassierregiment Gendarmen, nahm schon als Junker den Abschied, heirathete ein Fräulein von Brück, und starb früh. Ein Sohn von ihm, Friedrich von Bülow, geboren im Jahr 1774, erwarb schon als Lieutenant ausgezeichneten Kriegsruhm, indem er 1807 die Grenadierschanze bei Kolberg gegen die wiederholten Angriffe französischer Uebermacht mit ausdauerndem Heldenmuth vertheidigte, den er auch in den Feldzügen des Befreiungskrieges, namentlich bei Halle und Dennewitz, ausgezeichnet bewährte. Zuletzt war er Kommandant von Küstrin, nahm in Folge seiner schweren Verwundungen als Oberst den Abschied, und führte noch als Greis mit unbeugsamem Eifer, wie früher den Degen, jetzt die Feder scharf und kräftig im Kampfe für die Sache des Vaterlandes, der Vernunft und Wahrheit.

Nun folgt Friedrich Wilhelm, der dritte Bruder, geboren zu Falkenberg am 16. Februar 1755. Von ihm, als dem eigentlichen Gegenstand unserer Schrift, wird gleich weiter die Rede sein.

Der vierte Bruder, Adam Heinrich Dietrich, geboren im Jahr 1757, wurde in der Familie stets Dietrich genannt, als Schriftsteller nannte er sich bald mit diesem Namen, bald Heinrich. Er verdient eine ausführlichere Darstellung, als wir hier von ihm geben können. In der Militairakademie zu Berlin erzogen, und durch Scharfsinn und Kühnheit wie durch Stärke und Gewandtheit ausgezeichnet, trat auch er schon früh in den Kriegsdienst, zuerst bei einem Regiment zu Fuß, dann, als es ihm hier nicht mehr gefiel, bei einem Reiterregiment. Aber auch hier, sobald er die neue Waffengattung gehörig zu kennen glaubte, und den Reiz des Reiterwesens schnell erschöpft hatte, fühlte sein strebender, unruhiger Geist von den anscheinend unfruchtbaren, oft beengenden Verhältnissen sich unbefriedigt, er mied seine Kameraden und vertiefte sich in das Studium des Polybios, Tacitus und Jean Jacques Rousseau, welche Schriftsteller auf ihn die stärksten Eindrücke machten, und besonders auch seinen Frei-

heitssinn entflammten. Bald forderte er den Abschied aus dem preußischen Dienst, und wandte sich nach Brabant, um gleich seinem ältesten Bruder in den Reihen der Aufständischen gegen Oesterreich zu fechten. Die Hoffnung, hier Gelegenheit zur Ausübung seiner Thatkraft zu finden, erfüllte sich nicht; er sah sich unter den Befehlen eines trägen, pedantischen Generals auch hier zur Unthätigkeit verurtheilt, und war bei dem Erlöschen des Aufstandes genöthigt andere Lebenswege zu versuchen. In der Heimath angelangt, gerieth er auf den Einfall eine Schauspielertruppe zu bilden und zu führen. Nachdem er mit vieler Mühe und großen Kosten eine solche zusammengebracht und ausgerüstet hatte, und sie zum erstenmale in Tangermünde spielen sollte, trat plötzlich das Hinderniß ein, daß der Magistrat dies ohne höhere Erlaubniß nicht gestatten wollte, an welche bis dahin nicht gedacht worden war. Verdrießlich und etwas beschämt durch die Kleinlichkeit der Verhältnisse, in die er sich begeben hatte, gab er das ganze Unternehmen schnell wieder auf, verkaufte den angeschafften Plunder dem herumziehenden Schauspieldirektor Butenop, und beschloß nach Nordamerika zu reisen. Seiner zweimaligen Reise dorthin mit seinem ältesten Bruder, und des traurigen Ausgang derselben ist schon gedacht worden. In Amerika soll er mehrmals gepredigt haben, und zwar im wunderlichen mystischen Geiste, der ihm aus Swedenborg's Schriften vom väterlichen Hause her vertraut war. Bei seinem mühsamen, stockenden mündlichen Vortrage konnte dieses Bemühen ihm wenig Beifall bringen. Nachdem er auf der Rückreise in London eine Zeitlang mit widrigen Schicksalen gekämpft, gelangte er 1799 wieder nach Deutschland, kam nach Berlin und begehrte eine Anstellung im diplomatischen Fach, oder im Generalstabe, denn die Ueberzeugung stand in ihm fest, daß er in Staats- und Kriegssachen das Höchste zu leisten fähig sei. Da seine Wünsche gänzlich unbeachtet blieben, so warf er sich nun völlig auf die schon vorher nicht ohne Glück versuchte Schriftstellerei. Er ging abermals nach London, um hier eine Zeitschrift über England zu schreiben, die jedoch mißglückte; er gerieth in Schulden und in das Schuldgefängniß. Ausgelöst durch seinen Bruder

Friedrich Wilhelm begab er sich nach Paris, wo er zuerst den Plan hatte, nach Afrika zu reisen, dann aber wunderbarerweise als Agent der deutschen Reichsritterschaft auftrat, die sich gegen die ihr drohende Mediatisirung sichern wollte. Hiebei machte er sich der französischen Regierung unbequem oder gar verdächtig, und erhielt nach beinahe dreijährigem Aufenthalt die Weisung Paris zu verlassen. Nothgedrungen kehrte er in die Heimath zurück, wo wieder die Schriftstellerei seine einzige Aushülfe war. Er schrieb nun mit neuem Eifer über das Kriegswesen, tadelte die vorhandenen Einrichtungen, stellte neue Lehren und Ansichten auf, und verfuhr dabei mit solchem schwungvollen Selbstvertrauen, solch rücksichtsloser Verwegenheit, solchem Witz und Hohn, daß seine Schriften das größte Aufsehen, die staunendste Bewunderung, aber eben so den heftigsten Unwillen und Haß erregten. Sein hochfliegender Geist, zuerst durch ein Buch von Bernhorst auf jene Gegenstände gelenkt, durch eignes Nachdenken und gründliche Studien getragen, durch die außerordentlichen Thatsachen, welche die Gegenwart ihm vor Augen stellte, überzeugt und ereifert, glänzte hier in wahrhaft genialer Ueberlegenheit. Welches auch die Irrthümer sein mögen, die seiner Theorie später nachgewiesen worden, wie bedeutend oft sein Urtheil fehlgehen mag, immer steht fest, daß seine Schriften geniale Erscheinungen sind, Meteore am litterarischen Himmel, von deren Aufblitz ganze Massen alter Vorurtheile zusammenstürzten, und deren Nachwirkung noch fortdauert in vielem, was seinen Ursprung verläugnet oder nicht mehr weiß. Er besuchte nochmals England, dann Frankreich, nirgends fand er Gedeihen oder Ruhe, auch in der Heimath nicht. Seine beißende Kritik des österreichisch-russischen Feldzugs vom Jahre 1805 erregte den Zorn der verletzten Mächte, der russische Gesandte Alopeus erwirkte in Berlin seine Verhaftung. Man hatte ihn gewarnt, seine Freunde riethen ihm zur Flucht, allein er trotzte der Gefahr; aus den Armen eines Mädchens, das ihm durch Herzensneigung verbunden war, wurde er in das Gefängniß der Hausvogtei geführt. Von hier aus gab er preußischen Generalen, die im Jahr 1806 gegen die Franzosen in's Feld rückten und seine Meinung zu wissen verlangten,

gute Rathschläge, nachdem aber die schrecklichen Unfälle der preußischen Waffen bekannt geworden, rief er mit bitterm Hohn: „Ja so geht's, wenn man die Generale in die Hausvoigtei sperrt, und Einfaltspinseln die Befehlführung giebt!" Bei Annäherung der Franzosen wurde er von Berlin als Staatsgefangener nach Kolberg und von dort im folgenden Jahre nach Riga gebracht; von da fehlen alle Nachrichten, es blieb im Dunkel, ob er noch während der Ueberfahrt auf dem Schiffe, oder bald nach der Ankunft in Riga gestorben sei, ja die Vermuthung bestand, er sei weiter in's Innere von Rußland geschleppt worden und habe dort erst später seinen Tod gefunden. Selten hat die Natur auf zwei Brüder eine solche Fülle verwandter, doch sehr verschieden gestellter Gaben ausgeschüttet, wie auf diesen Dietrich und auf seinen Bruder Friedrich Wilhelm, und selten auch mag solch ähnlich Begabung zu so ungleichen Schicksalen sich entfaltet haben. In beiden war kriegerischer Genius wirksam; doch während der jüngere voll Ungeduld unherschweifte, und zuletzt nur durch Schriften darthun konnte, welche außerordentlichen Kräfte in ihm lagen, harrte der ältere mit festem Muth in der gewählten Bahn ruhig aus bis die Zeit der Thaten erschien, und dann von Sieg zu Sieg ihn dem Ziele des schönsten Ruhmes zuführte.

Der jüngste Bruder, Georg Ludwig, war auf der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen worden, diente gleichfalls im preußischen Heer, und erwarb in dem Befreiungskriege das eiserne Kreuz nebst anderen Ehrenzeichen, nahm aber gleich nach dem Frieden als Major seinen Abschied, und starb im Jahr 1838. Obschon zweimal vermählt, hinterließ er doch keine Kinder.

Alle fünf Brüder, wie verschieden auch an Alter, Fähigkeiten und Neigung, hatten doch viel Gemeinsames, sowohl in geistigen Anlagen und Trieben, als in Gemüths- und Sinnesart, und besonders in sittlicher, ehrenhafter Gesinnung. Ein feuriges ungeduldiges Naturell, leicht in heftigen Zorn aufbrausend, eine schwer zu behandelnde Empfindlichkeit, ein streitsüchtiger Eigenwille, wurden aufgewogen durch die herzlichste Gutmüthigkeit, den thätigsten Diensteifer, den offensten

Sinn für Wahrheit und Recht. Auch im Aeußern sollen wenigstens die drei älteren Brüder einander sehr ähnlich gewesen sein, nicht groß, aber schlank und kräftig, von feiner schmaler Gesichtsbildung, gebogener Nase, blauen Augen, in Gang und Haltung erregt; ein nervöses Zucken um die Mundwinkel hatten sie ebenfalls mit einander gemein, so wie den Abscheu gegen das Tabackrauchen, der allen Bülow's eigen sein soll. Auch hielten sie wacker zu einander, und wiewohl jeder seinen besondern Weg ungehindert ging, so blieben sie doch als brüderliche Freunde stets treu verbunden, in Rath und That stets einander nach Kräften hülfreich. —

Wir kehren zu unserem Helden zurück. Friedrich Wilhelm von Bülow genoß mit seinen Brüdern die gemeinsame Erziehung im väterlichen Hause bis in sein vierzehntes Jahr. Er nahm Theil an dem Unterricht, den Uebungen und Abentheuerlichkeiten, die dort im Schwange waren, doch zeichnete er sich nicht vor den anderen aus, er galt sogar als minderbegabt. Denken und Forschen stand aber in so großem Ansehen, daß er schon als kleiner Knabe von diesem Zuge mitergriffen war, und einst, während die Brüder im Freien herumsprangen, ganz still unter einem Tische sitzend gefunden wurde, und nicht hervorkommen wollte, weil er denken müsse, wie er sagte, und immer tiefer denken, so daß er davon schon ein Loch im Kopf habe. Jedoch hat grade in ihm der Hang zum Grübeln sich am wenigsten ausgebildet; der Eintritt in den Kriegsdienst gab ihm bald andere Beschäftigung. Im Januar 1768 kam er nach Berlin, und wurde Fahnenjunker in demselben Regiment von Braun, in welchem sein Bruder Karl Ulrich schon als Offizier diente. Das Regiment, welches unter den Fußregimentern die Zahl 13 führte, bekam im Jahr 1794 den General von Arnim zum Inhaber, und behielt dessen Namen bis zu seiner Auflösung, die nach den Ereignissen von 1806 erfolgte. Der Dienst war damals im ganzen Heere streng und hart, besonders aber in diesem Regiment, und man ließ absichtlich die jugendlichen Anfänger, oft noch unerwachsene Knaben, das ganze Gewicht einer Zucht fühlen, die sich durch die Rohheit und Tücke der Befehlshaber bisweilen zur wahren Grausamkeit steigerte. Erst nach viel-

jähriger schweren Prüfungszeit, in welcher alles Aeußerliche und Kleinliche des Waffenhandwerks in unaufhörlicher Wiederholung sorgfältig erlernt und geübt werden mußte, rückte Bülow am 24. Dezember 1772 zum Fähndrich auf, und nach abermaligem sechsjährigen Harren am 1. April 1778 zum Lieutenant. Nun erst konnte er freier aufathmen, und des näheren Umgangs mit seinem Bruder so wie überhaupt des Lebens einigermaßen froh werden. Die Strenge der Unterordnung und des Dienstes ließ zwar keineswegs nach, jeder Vorgesetzte durfte den Untergebenen noch Manne hart und rauh anlassen, durch schnöden unverdienten Tadel bitter kränken, die ganze Laufbahn war eine Schule des Erduldens und Selbstverläugnens, bis zu der scharfen Gränze, wo der Ehrenpunkt berührt wurde, und das freie Mannesgefühl plötzlich alle Schranken niederwarf; aber die Stellung zu den Kameraden und zur Gesellschaft besserte sich mit jedem Vorrücken, und der Rang eines Lieutenants gab dem Ehrgeiz schon manche Befriedigung.

Die Hauptstadt Preußens war damals an Bevölkerung, Reichthum und Hülfsmitteln jeder Art kaum ein Viertheil dessen, was sie heute ist, an schaffender Thätigkeit, Bildung und Lebensgenuß vielleicht kaum ein Zehntheil. In allen Klassen zeigte sich eine ärmliche Beschränktheit, neben der freilich die wenigen Reichen verhältnißmäßig um so reicher schienen. Daneben erhob sich ein kecker Stolz, der andere Ueberlegenheit ansprach, des klügsten Verstandes, des raschesten Muthes, und der den strahlenden Waffenruhm des siegreichen Heeres gleichsam zum Gemeingut machte, an welchem auch der Geringste seinen Antheil haben konnte. Das zahlreiche Militair stand daher vorherrschend in Macht und Ansehen, nicht nur nach dem Willen und der Fügung von oben, sondern auch durch die zustimmende Meinung des Volkes selbst. Nach allen Seiten machte sich der Vorzug des Kriegerstandes geltend, und wenn die rohe Aeußerlichkeit des Ranges allein schon dazu genügte, so mußte jedes Bildungsstreben, das sich ihm beigesellte, diese Geltung nur um so kräftiger bestätigen und erhöhen. Bildung aber war damals in Berlin noch wenig verbreitet, der gesellige Ton und Verkehr entweder

zwangvoll steif oder ungebunden gemein; Lust und Vergnügen selbst erschienen nur in niedriger Gestalt; edlere Sitte, geistiger Aufschwung gehörten zu den Ausnahmen. Wo jedoch inmitten dieses wüsten Treibens ein höheres Streben sich kund gab, da durfte man sicher annehmen, es sei von ächter Art, von Eifer und Ausdauer unterstützt, denn es hatte schon einer besondern Kraft bedurft, um aus der rohen Masse so weit sich loszuringen; Kenntnisse und Fertigkeiten waren selten, sie boten sich nicht auf offenem Markte jedem Vorübergehenden an, sondern mußten mit starkem Willen und manchen Opfern meist schwierig erworben werden. Daher sehen wir in jener Zeit mit dem Talent und der Geistesbildung fast immer auch Gediegenheit des Karakters verknüpft. Mit Zuversicht dürfen wir diese Bemerkungen auf die Jugendjahre anwenden, welche Bülow damals in Berlin verlebte, denn obgleich uns nähere bestimmte Angaben fehlen, so bezeugen doch die später sichtbar gewordenen Erfolge, daß ihn zu jener Zeit die Gegenstände des Wissens wie des Geschmacks vielfach angezogen und ernstlich beschäftigt haben, was auch durch Familiennachrichten ausdrücklich bestätigt wird. Bücher, Landkarten und Pläne, die er als junger Offizier sorgfältig gesammelt, bekunden ein frühes Studium der Kriegswissenschaften. In der Mathematik, Erdkunde und Geschichte hatte er bereits zu Hause guten Grund gelegt, und grade für diese Wissenschaften bot Berlin gute Hülfsmittel zur Weiterbildung. Die Kenntniß des Französischen war durch den hohen Werth, den die Meinung der Welt darauf legte, vor allem auch durch das Beispiel des großen Königs, der nach der siegreichen Beendigung des siebenjährigen Krieges von den Seinen gleich einem höheren Wesen verehrt wurde, als Bedürfniß und Schmuck zu sehr erkannt und empfohlen, um bezweifeln zu lassen, daß Bülow die schon erlangte Fertigkeit fleißig gepflegt habe, zumal die zahlreiche und auch durch gesellige Bildung bedeutend hervorragende französische Kolonie noch mit allem Eifer auf ihre Sprache hielt, und zu fortgesetzter Uebung in derselben die reichste Gelegenheit bot. Ein höherer Sinn und Geist in Bülow bewährt sich auch besonders durch seine Liebe zur Musik. Schon im väterlichen Hause hatte

er das Klavierspiel fleißig geübt, auch blies er die damals so sehr beliebte Flöte. Doch eine leidliche Fertigkeit, etwa zur bloßen Ausfüllung einsamer oder leerer geselligen Stunden, genügte seinem tiefen Ernst nicht; er wollte das Innere der wunderbaren Kunst erdringen, ihre Grundlagen kennen lernen. Das Glück begünstigte ihn hierin vorzüglich, und führte ihn zu dem berühmten Fasch, dem Kammermusikus des Königs, dem Begründer der nachher unter Zelter's Leitung blühenden Singakademie. Dieser war willig ihm den gewünschten Unterricht zu ertheilen, und Bülow erlernte von ihm die Theorie der Musik so gründlich, daß er bald in eignen Tonsetzungen sich versuchen konnte. Ein besondrer Umstand mag beigetragen haben, den lernbegierigen Offizier und den oft wunderlichen Musiker näher zu verbinden; Fasch hatte nämlich eine heftige Liebhaberei für alle Aeußerlichkeiten des Kriegswesens, kannte genau die sämmtlichen Regimenter, ihre Stärke, ihre Standorte, ihre Befehlshaber, merkte jede Veränderung an, die sich in diesen Verhältnissen ereignete, und beschränkte diese Kenntniß nicht auf Preußen, nicht auf die Landtruppen, sondern von allen Heeren und allen Flotten wußte er in dem erwähnten Betreff gute Rechenschaft zu geben, wobei ein reicher Vorrath von Land- und Seekarten ihm zu Statten kam. Der militairische Schüler mußte daher ihm höchst willkommen, jenem der Unterricht eines solchen Lehrers besonders freundlich und ergötzlich sein.

Man darf indeß nicht glauben, daß Bülow mit pedantischer Einseitigkeit sich ganz in Studium vertieft und darüber das frische Leben der Gegenwart versäumt habe. Im Gegentheil, beide Brüder genossen heiter und fröhlich, nach dem Maß ihrer Mittel, und oft über dasselbe hinaus, alle Freuden der Jugend, zu denen die Gelegenheit nicht fehlte. Der Vater hatte ihnen eine für die damalige Zeit ansehnliche Summe als Zulage zu ihrem Sold ausgesetzt; allein der jugendliche Leichtsinn erschöpfte gewöhnlich schon in der ersten Woche den ganzen Betrag, der für den Monat ausreichen sollte, dann mußten außerordentliche Hülfsquellen eröffnet und Schulden gemacht werden, was nicht ohne lustige Einfälle und wunderliche Geschichten ablief. Der so weltkluge

als gütige Vater hatte dies freilich vorhergesehen, und damit die Verlegenheiten nicht zur beängstigenden Last aufwüchsen und den jungen Leuten ernsten Verdruß bei den Vorgesetzten verursachten, so war er wiederholt bedacht, dem Obersten des Regiments hinreichende Gelder anzuweisen, aus denen dieser dann die aufgelaufenen Schulden, deren Uebersicht er einforderte, immer pünktlich abzahlte; diese nachsichtsvolle und doch ernste Güte wirkte zugleich dahin, daß ein gewisses Maß nicht überschritten und von ihr kein Mißbrauch gemacht wurde. Auch an Herzensneigung konnte es dieser feurigen Jugend nicht fehlen. Beide Brüder waren den Frauen hold, und fanden leicht Erwiederung. Der ältere, Karl, war von den Reizen der schönen Gräfin Matuschka, Schwester der nachmaligen Gräfin von Lichtenau, leidenschaftlich eingenommen, und gedachte dieser frühen Eindrücke noch in späten Jahren mit aller Innigkeit. Der jüngere, Friedrich Wilhelm, hatte der liebenswürdigen Schauspielerin Döbbelin, welche durch persönliche Anmuth und künstlerische Begabung lange Zeit ein Liebling des deutschen Theaterpublikums war, seine ganze Neigung zugewendet, so daß er, wie er selbst bekannte, um ihretwillen die größten Thorheiten hätte begehen können. Die Beständigkeit dieser Neigung, auch nachdem die Zeit sie wesentlich verändert hatte, bezeichnet deren bessern Ursprung; er verläugnete sie so wenig, daß er noch im Jahr 1813, als er während des Waffenstillstandes in Berlin war und eines Abends im Theater die Jäger von Iffland aufführen sah, in welchen die nun ganz alte Demoiselle Döbbelin die Oberförsterin spielte, mit lebhaftester Theilnahme sich ihres noch immer glänzenden Erfolgs freute, und seiner neben ihm sitzenden Schwägerin zuflüsterte: „Sehen Sie da, mit dieser alten dicken Person wollte ich in meinem zwanzigsten Jahre davonlaufen.“ Auch unterließ er nicht, die einstige Geliebte freundlich zu besuchen. —

Der kurzdauernde, thatenlose Krieg des Jahres 1778, spottweise der Kartoffelkrieg genannt, gab für Bülow keine Gelegenheit sich auszuzeichnen oder eigne Kriegserfahrung einzusammeln. Wohl aber mußten diese Anstalten und Bewegungen sein Nachdenken anregen, und ernstlicher auf den

Beruf lenken, dem er sich gewidmet hatte. Wir finden eine Spur, daß in jener Zeit mehrere Offiziere der Berliner Besatzung zusammengetreten, um sich für ihr Fach höher auszubilden, und daß Bülow einer derselben gewesen. Merkwürdig ist es, daß während seine beiden älteren Brüder, unzufrieden mit ihrem Stande, denselben zu verlassen strebten, er gleichwohl mit voller Neigung und ungeschwächtem Eifer darin verblieb. Für ihn war, im Gegensatze seiner Brüder, die Erfüllung der oft peinlichen und wie es schien zwecklosen Aeußerlichkeiten des strengen Dienstwesens keine Fessel, die den Aufschwung des Geistes hinderte; neben der pünktlichen Beobachtung der vorgeschriebenen Formen und dem aufmerksamen Eifer bei dem lästigen Einerlei der ewigen Exerzirarbeit, trieb er mit ernstem Fleiß höhere militairische Studien, die er bald auf alle Zweige der Kriegswissenschaften ausdehnte.

Erst das Jahr 1786 brachte ihm am 26. Mai die Beförderung zum Premierlieutenant, nachdem er acht Jahre auf der vorhergehenden Stufe ausgeharrt. Er war jetzt einunddreißig Jahr alt, und konnte als ein ausgezeichneter, tüchtiger Offizier gelten, dessen Fähigkeiten und Betragen auch von seinen Obern rühmend anerkannt wurden. Unter seinen Kameraden war er so beliebt als angesehen, bei vorkommenden Zwistigkeiten eben so bereit sie tapfer durchzuführen, als geneigt sie versöhnlich beilegen zu helfen, doch hatte er früh den entschiedensten Widerwillen gegen freche Raufsucht, und erklärte den Zweikampf als Ehrenmittel für den größten Unsinn, dessen Zwange doch jeder sich unterwerfen müsse.

In diesem Jahre starb am 17. August Friedrich der Große, mit dessen Tod in Preußen eine große Umwandlung fast aller Verhältnisse begann. Der reiche Segen und der alles überstrahlende Ruhm seiner gewissenhaften und fürsorglichen Regierung hatte den großen König wider mannigfache Unzufriedenheit und Mißstimmung nicht schützen können, harte Urtheile und Vorwürfe wurden gehört, ein neues Geschlecht mit anderen Ansprüchen war herangewachsen und regte sich ungeduldig, man empfand das strenge Alter Friedrichs als eine Last, von der man befreit zu sein wünschte. Von der neuen Regierung versprach man sich ein goldnes Zeit-

alter, in welchem heitere Menschlichkeit und milde Anmuth herrschen würde. Besonders in den Kreisen der vornehmen Welt begann ein freieres Leben, in das vieles sich einmischte, was jenen bisher fern gestanden hatte; unter den Einflüssen von Gunst und Neigung wurde die Geselligkeit bewegter und anziehender. Die Geliebte Friedrich Wilhelms des Zweiten, nachherige Gräfin von Lichtenau, war eben so gutmüthig als liebenswürdig, und hatte gleich dem Könige selbst viel Sinn für schöne Kunst. Bülow war durch seinen ältern Bruder, der die Gräfin Matuschka so eifrig verehrte, bei dieser ebenfalls eingeführt, und wurde nun leicht auch mit deren Schwester bekannt. Dem Könige selbst konnte der junge Offizier durch seine Musikliebe besonders empfohlen sein; für diesen mußte der Einblick in das Hofleben eine neue Schule der Erfahrung werden, sein gewandter Verstand sich bald mit den Formen der großen Welt auch deren Klugheit aneignen, die dem Gange dieses verwickelten Getriebes mit scharfer Beobachtung folgt, zugleich aber vor dessen Täuschungen und Verstrickungen sich zu hüten weiß.

Mit dem Ableben Friedrichs trat auch bald in dem politischen Verhalten Preußens eine merkliche Veränderung ein. Der alte König hatte während seiner letzten Jahre die Staatskräfte klüglich geschont, und deren Verwendung nach außen möglichst vermieden, um solche für Fälle dringender Noth ungeschwächt bereit zu haben; seine Politik war aus einer thätig eingreifenden eine mehr beobachtende, beschwichtigende geworden. Jetzt, im Gefühl der Machtfülle, welche dem Erben das gerüstete Heer und der reiche Schatz darboten, folgte ein regsameres Vortreten, ein thätigeres Einmischen. Von verschiedenen Seiten erhoben sich Spannungen, die eine kriegerische Lösung in Aussicht stellten; es gab Verwickelungen mit Oesterreich, mit Polen, im deutschen Reiche; preußische Truppen rückten in Lüttich ein, in Aachen, führten einen raschen Kriegszug nach Holland aus. Alles dieses mußte den militairischen Beobachter lebhaft anregen, seine kritische Prüfung herausfordern, seine Kenntniß und Umsicht erweitern. Dem Aufstand in Belgien, wohin seine zwei Brüder gezogen waren, widmete er schon deßhalb eine nähere, besorgnißvolle Theil-

nahme. Doch alle diese Vorgänge traten in den Schatten beim Ausbruch der großen Ereignisse, die mit dem Jahr 1789 in Frankreich anhoben, und in stürmender Entwickelung sich ausbreiteten, bald alles Nahe und Ferne in ihren Wirbel rissen, und die ganze Lebenszeit des von ihnen ergriffenen Geschlechts so wie des nächstfolgenden überströmten, deren Schicksale mehr oder minder von dorther bedingt wurden. Daß Preußen bei diesen Ereignissen kein müssiger Zuschauer bleiben, sich gegen die revolutionairen Bewegungen erklären, und im Bunde mit Oesterreich sie bekämpfen würde, schien der Staatsklugheit gemäß, und wurde von vielen Seiten mit Zuversicht erwartet. Wie Bülow die ersten Anfänge der französischen Revolution betrachtet und beurtheilt habe, darüber fehlen uns nähere Nachrichten, jedoch wissen wir, daß im Beginn die neue Erscheinung von vielen Stimmen, auch aus den höchsten und gebildetsten Klassen mit freudigem Staunen und begeistertem Zuruf begrüßt wurde, und die beiden ältern Brüder Bülow's durften als entschiedene Anhänger eines Umschwunges gelten, der nur das Veraltete und Schlechte zu zerstören, und an dessen Stelle das Zeitgemäße und Gute aufzurichten versprach; die Verkündigung der Freiheit und der Herrschaft der Gesetze ließ noch nicht ahnden, welche Gewaltthaten der Willkür und Grausamkeit ihr folgen würden.

Indeß war Bülow im Jahr 1790 am 2. März zum Stabskapitain ernannt worden, was seiner Lage für den Augenblick wenig Vortheil brachte, seine Aussichten aber sehr verbesserte, da ein baldiges weiteres Aufrücken ihm dabei verheißen und die Hoffnung gegeben wurde, aus dem gewöhnlichen Dienstgange zu außerordentlicher Verwendung berufen zu werden. Er scheint mehrere Generale, die bei dem König in besondrem Ansehen standen, zu entschiednen Gönnern gehabt zu haben. Unter seinen Kameraden hatte er Freunde, die es ihm für das Leben blieben; die Namen Schlieffen und Chazot werden schon in jener Zeit genannt. —

Im folgenden Jahr 1791 starb in Falkenberg sein Vater. Man fand ihn eines Morgens todt aufrecht an einem Tische stehend, auf den er beide Hände gestemmt hatte. Er war fünfundsechzig Jahre alt geworden, von denen er die achtzehn

letzten fast ganz abgeschlossen auf seinem Zimmer, das niemand betreten durfte, verlebt hatte. Die mittlere Diele des Fußbodens fand sich von den gleichmäßigen Schritten seines täglichen, genau in derselben Richtung wiederholten Spazierganges stark abgenutzt und wie zur Rinne vertieft. In seiner Geistesverstimmung scheint er bis zuletzt unverändert geblieben; man hatte sich an seine wunderliche Art gewöhnt, und in sonstigen Dingen seinen hellen Verstand willig anerkannt, so wie auch seine Befehle, wenn er deren geben mochte, stets geehrt. Die Söhne staunten über die Seltsamkeiten des Vaters, lächelten auch wohl im Stillen darüber, allein ihrer scheuen Ehrfurcht that dies keinen Eintrag, und seine Swedenborg'schen Geistergebilde waren ihrem eignen Sinne, wie schon erwähnt, nicht fremd geblieben. Seine früheren großen Verluste abgerechnet, fand sich sein Vermögen noch ansehnlich genug und wohlgeordnet, die Güter in bestem Wirthschaftsstande, der wohl größtentheils dem stillen aber thätigen Walten der fürsorglichen Hausfrau zu verdanken war; sie scheint kurz vor ihm gestorben zu sein, wenigstens kann sie ihn nicht lange überlebt haben, denn wir finden ihrer nirgends mehr erwähnt. Die Söhne kamen in Falkenberg zusammen, wo sie auch bei Lebzeiten des Vaters sich so oft es thunlich zu vereinigen pflegten, alsbald in dialektische Streitigkeiten geriethen, und nach hitzigem Behaupten und Widersprechen doch immer zuletzt als brüderliche Freunde schieden. Da zwei von ihnen im Begriff standen nach Nordamerika zu reisen, so wurde diesen vorläufig eine Summe als Erbtheil ausgezahlt, die eigentliche Theilung des Nachlasses aber auf das nächste Jahr verschoben. Sie hatten unter allen Wortstreiten und Meinungshadern ein so herzliches Einverständniß und Vertrauen zu einander bewahrt, daß über die Erbschaft keinerlei Mißhelligkeit unter ihnen entstehen konnte, und jeder von ihnen die anderen als die sichersten Vertreter seiner Rechte ansehen durfte. Das Gut Falkenberg, das auf 70,000 Thaler veranschlagt war, in der Familie zu erhalten, war Bülow's lebhafter Wunsch; indeß unterließ er nicht, das hiebei sich anders stellende Verhältniß der Brüder auf das billigste zu berücksichtigen. Dieser

brüderliche Sinn spricht sich unbefangen und schlicht in einem Briefe aus, den Bülow unter dem 14. Oktober 1792 an seinen Bruder August richtete. „Ebenfalls wünschte ich, heißt es, daß Falkenberg in unserer Familie verbleiben möchte; der Ort, wo man geboren worden und die ersten Jahre des Lebens zugebracht, hat immer viel Anziehendes für uns, und man empfindet immer eine gewisse Anhänglichkeit an denselben; überdem so ist die Gegend um Falkenberg nicht unangenehm; dieses scheint mir auch Karl zu fühlen, indessen wünscht er sein Interesse damit zu verbinden, und ganz kann man ihm das nicht verdenken. Sowohl Karl als Dietrich sind wirklich nicht in den besten Umständen, ein großer Theil ihres Vermögens ist fort, und sie haben beide weiter keine Aussichten sich in eine bessere Lage zu setzen, sondern müssen sich durchaus so einschränken, daß sie mit dem Ihrigen auskommen; nun ist also natürlich, daß sie jedes Mittel ergreifen, wo Aussichten vorhanden ihr Vermögen zu vermehren, und das wäre bei einem öffentlichen Verkauf des Gutes allerdings möglich, es wäre möglich, daß es bis 80,000 Thaler getrieben würde, das wäre also auf jeden ein Gewinn von 2000 Thalern, dieses ist allerdings für Karl und Dietrich ein Objekt von Wichtigkeit, denn dieser Zuwachs des Kapitals würde ihre Lage schon um ein Großes verbessern; aus diesen Gründen kann man also deren Verlangen einer öffentlichen Versteigerung nicht ganz unbillig nennen." Das Gut selber anzunehmen hatte er keine Lust, denn die Sorgen der Wirthschaft, meinte er, seien nicht für ihn, am wenigsten neben seinem Militairverhältniß, welches abzugeben ihm nicht in den Sinn kam. Nur um zu verhüten, daß Falkenberg zu niedrig wegginge, wollte er für sich bis auf 70,000 Thaler mitbieten lassen, vor allem aber versuchen, es dahin zu bringen, daß ihm, dem Bruder August, das Gut für jenen Preis ohne Versteigerung überlassen würde; doch hat letztere, wie es scheint, nicht können vermieden werden. —

Im Jahr 1792 kam auch der beschlossene Krieg gegen die französische Revolution wirklich zum Ausbruch. Preußen und Oesterreich zu demselben Zweck eng verbündet, sammelten am Rhein und in den Niederlanden ihre Kriegsvölker. Wie

wenig jener Bund mit einer Macht, die bisher in Preußen vorzugsweise als der Feind galt, dem Geiste des preußischen Heeres entsprach, und wie fremd und widrig dasselbe zuerst diese Genossenschaft ansah, ist aus vielen überlieferten Zeugnissen bekannt genug. Aber die Abneigung gegen Oesterreich wirkte hiebei nicht allein, sondern auch die Hinneigung zu Frankreich, die den Erinnerungen des siebenjährigen Krieges zum Trotz unter den gebildeten Offizieren sehr verbreitet war. Der Bruder des verstorbenen und Oheim des neuen Königs, der als tapfrer und glücklicher Feldherr berühmte Prinz Heinrich, verhehlte bei keiner Gelegenheit seine Vorliebe für die Franzosen, auch jetzt nicht, da die Nation schon weniger in Litteratur, Kunst und Gesellschaftsbildung, die ihn bisher mächtig angezogen hatten, als in kühnen Staatsneuerungen eine gewaltsame Thätigkeit ausübte, wie man sie bisher noch nie gesehen hatte. Von hochstehenden Generalen, welche diesem Sinne mit Eifer zustimmten, war besonders der nachherige Feldmarschall Graf von Kalckreuth namhaft. Bei manchen jüngern Offizieren, deren Bildung dem Wechsel der Zeiten gemäß schon mehr eine deutsche war, wirkten die Gedanken des Fortschrittes und der Verbesserungen, welche aus den zu Paris aufgestellten Grundsätzen für die ganze Menschheit hervorgehen sollten, mit verführerischem Zauber; der damalige Lieutenant, später Feldmarschall von dem Knesebeck sprach noch in hohem Alter mit wohlgefälligem Lächeln von seiner damaligen Freiheitsliebe, die ihn bei altgesinnten Vorgesetzten in den Ruf eines Jakobiners brachte, und die er nun freilich als jugendlichen Irrwahn bezeichnete. So fehlte es nicht an Stimmen, die den bevorstehenden Krieg nicht nur für einen unpolitischen, dem preußischen Staate nachtheiligen, sondern auch für einen ungerechten, gegen das Recht und Wohl des Volkes gerichteten, erklärten. Die preußischen Offiziere, im Handeln an den strengsten Gehorsam gewöhnt, glaubten um so freier in Gedanken und Meinungen sein zu dürfen, und die Kühnheit ihrer Reden und Erörterungen stieg öfters zu einem Grade, der in späterer Zeit fabelhaft erscheinen muß. Die politischen Sachen wurden lebhaft verhandelt, die Partheien spra-

chen sich heftig gegen einander aus, man tadelte und pries mit gleicher Verwegenheit; selbst ganz in der Nähe des Königs fielen solche Reibungen vor; auf das Dienst- und Pflichtverhältniß hatte dies nicht den geringsten Einfluß, hier galt nur der Wetteifer des Muthes und der Treue. Wiefern Bülow an diesen Wortkämpfen Theil nahm, sich zu der einen oder der anderen Parthei hinneigte, können wir nicht bestimmt sagen, nur dürfen wir mit Gewißheit annehmen, daß ein so selbstthätiger, kräftiger, zum Streiten geübter Geist, wie der seinige, bei so wichtigen und folgenreichen Fragen nicht in stumpfer Gleichgültigkeit verblieben sein kann. Von seinem Bruder Heinrich Dietrich aber wissen wir, daß derselbe gleich im Beginne der französischen Freiheitsregungen sich mit Begeisterung für sie aussprach. Sie hatten allerdings noch nicht den Karakter der Wuth und des Schreckens, die später, nicht ohne Schuld der innern und äußern Angriffe, durch welche der mildere Verlauf unmöglich wurde, die weiteren Ereignisse furchtbar bezeichnete, und edle Gemüther mit gerechtem Abscheu erfüllte.

Als die preußischen Truppen sich nach dem Rhein in Bewegung setzten, waren die verschiedensten Meinungen doch alsbald in der Gesinnung und Ueberzeugung vereint, daß das Heer in kriegerischer Tüchtigkeit und Tapferkeit den alten Waffenruhm bewähren werde. An der raschen siegreichen Entscheidung wagte niemand zu zweifeln; sowohl die trefflich eingeübten, herrlich anzusehenden Truppen als ihr kriegserfahrener Feldherr, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, verbürgten den glänzendsten Erfolg. Wer konnte es mit solcher Taktik und Disziplin, wer mit solcher Führung aufnehmen! Man freute sich, die Ueberlegenheit der preußischen Waffen nicht nur den Franzosen, die man mehr mißachtete als haßte, sondern auch den verbündeten Oesterreichern, die man eifersüchtig und mißtrauisch ansah, auf's neue durch kühne und tapfre Thaten unwidersprechlich zu beweisen. Doch zeigte sich bald, daß die Franzosen, wenn auch im Einzelnen den Preußen bei weitem nicht gleich, jetzt andere waren, als zur Zeit des siebenjährigen Krieges; hiedurch, und durch den Unzusammenhang in der obersten Kriegsleitung

der Verbündeten, so wie durch andere, tief in den eignen Gebrechen, in der Unzulänglichkeit der Personen und Mittel gegründete Ursachen, geschah es, daß der so ruhmredig angekündigte Feldzug in der Champagne wider alles Erwarten kläglich scheiterte. Nach vielen erduldeten Beschwerden, Zögerungen und Unschlüssigkeiten mußte das starke Heer, nachdem es schon Paris zu bedrohen geschienen, den traurigen Rückmarsch antreten, und dabei sogar die Vergünstigung des bisher verachteten Feindes in Anspruch nehmen.

Bülow hat diesen unseligen Ereignissen persönlich nicht beigewohnt; das Regiment, in welchem er diente, war in Berlin geblieben. Um so stärker mußten ihn die Nachrichten vom Kriegsschauplatz anfregen, die so unglaubliche Dinge meldeten, für welche der erklärende Aufschluß in der Ferne gar nicht zu finden war. Sein aus Amerika zurückgekehrter Bruder Heinrich Dietrich, in welchem, obschon er den preußischen Dienst aus Ueberdruß verlassen hatte, doch der preußische Offiziergeist feurig fortlebte, begann mit Eifer über die Kriegskunst nachzudenken, bestimmte Regeln für dieselbe aufzufinden, und wurde dabei zunächst auf eine Menge von Gebrechen geführt, die in der altberühmten Kriegsweise stattfanden, und die man früher kaum geahndet hatte. Bülow stimmte den Ansichten des Bruders keineswegs unbedingt bei, vertheidigte die bestehenden Einrichtungen, die er nicht umwerfen, sondern nur verbessern und kräftigen wollte. Auch in der Folge, als die Kritik und Theorie des Bruders zu größerer Ausbildung gelangte und zahlreiche bedeutende Anhänger gewann, bestritt er dieselbe vielfach, und blieb in der Hauptsache den alten Anschauungen und Vorschriften getreu.

Im nächsten Jahre 1793 sollte der Krieg preußischerseits mit größerem Nachdruck geführt werden. Bülow erhielt diesmal den Ruf an dem Feldzuge Theil zu nehmen, doch nicht im Regimente, sondern in besonderer Anstellung, die für ihn eine hohe Auszeichnung war. Schon seit einiger Zeit war er am Hofe des Prinzen Ferdinand günstig aufgenommen, und seine trefflichen Eigenschaften hatten ihm die Achtung der Eltern so wie die Zuneigung der jungen Prinzen gewonnen. Besonders der geniale Prinz Louis Ferdinand, der die Musik

leidenschaftlich liebte und mit größter Meisterschaft Klavier spielte, fand sich zu Bülow hingezogen, der dieser Kunst mit gleichem Eifer und kaum minderem Talent ergeben war. Der Prinz hatte schon den vorigen Feldzug mitgemacht, und seine militairischen Fähigkeiten wie seinen herrlichen Kriegsmuth rühmlich dargethan; er sollte auch in diesem Jahre wieder zu Felde ziehen; allein der jugendliche Ungestüm, den er sowohl vor dem Feind als auch in anderen Gelegenheiten gezeigt, wo die ungezügelte Leidenschaft ihn zu verderblichen Abwegen fortgerissen hatte, schien dringend zu erfordern, ihn nicht ferner gänzlich sich selbst zu überlassen, sondern ihm einen kundigen und gesetzten Freund an die Seite zu geben. Der Prinz war schon im einundzwanzigsten Jahr, und nicht mehr unter die Obhut eines eigentlichen Gouverneurs zu stellen, die er auch schwerlich würde geduldet haben, allein die Begleitung und schonende Aufsicht eines militairischen Führers mochte er sich gefallen lassen, und die Gesellschaft Bülow's, der dazu ersehen wurde, war ihm genehm und erwünscht. In der That schien dieser alle Eigenschaften zu vereinigen, die zu so schwieriger Aufgabe nöthig waren, und deren keine fehlen durfte, wenn der Erfolg den Erwartungen entsprechen sollte: Muth und Tüchtigkeit in jeder Art, heitrer Lebenssinn, taktvolle Klugheit, entschiedene Willenskraft und mannhafte Festigkeit. Welches Vertrauen mußte man in seinen Karakter setzen, um ein so schwieriges Amt bei diesem Prinzen ihm zu übertragen! Schon am 10. Januar wurde er aus dem Regiment abgerufen, und an den Ferdinand'schen Hof gezogen. Bald nachher, am 2. März, erhielt er infolge dieser Anstellung eine außergewöhnliche Rangerhöhung, und wurde zum Hauptmann von der Armee ernannt. Der Prinz, welcher als Oberstlieutenant diente, war klug genug einzusehen, daß der höhere Rang, den er seiner Geburt verdankte, hier kein Uebergewicht begründen dürfe, und fügte sich willig genug in das neue Verhältniß.

Durch seine glänzende Begabung, seinen ungestümen Lebenslauf und seinen unglücklichen frühen Tod hat Prinz Louis Ferdinand eine Berühmtheit erlangt, deren Inhalt sehr verschieden beurtheilt worden ist. Nicht ohne Grund hat

man ihm sein ungeordnetes, zerstreutes und ausschweifendes Leben vorgeworfen, dabei jedoch meist nicht in Anschlag gebracht, was davon der freieren Lebensweise, die damals in allen Ständen und besonders in den höchsten herrschte, zuzurechnen ist, noch auch die eigenthümlichen Umstände nicht gehörig erwogen, durch die sein mächtiger Thatendrang fast nur auf die Enge des Privatlebens angewiesen war. Seine genialen Eigenschaften, seinen Heldenmuth, seine liebenswürdige Menschenfreundlichkeit, seinen aufstrebenden Geist, haben auch seine Widersacher stets anerkennen müssen. Seinen Tod, welchen gehässige Urtheile gern als die Folge leichtsinnigen Unbedachts und thörichten Wagnisses bezeichnen wollten, haben einsichtsvolle Richter als eine heldenmüthige, von dem Gefühl der Staatslage und der Kriegsehre gebotene Selbstopferung angesehen, welche dem Beginn eines verzweifelten Kampfes die Weihe eines großen Beispiels gab. Diese letztere Ansicht ist im Verlaufe der Zeit immer stärker hervorgetreten, die besten vaterländischen Stimmen haben sich für sie entschieden; auch der General von der Marwitz, der in seinen kürzlich veröffentlichten Denkwürdigkeiten sonst mit rauher Strenge gern bittern Tadel ausspricht, giebt von dem Prinzen ein Bild, das in hohem Grade unsere Zuneigung und Achtung in Anspruch nimmt.

Das Verhältniß Bülow's zu dem Prinzen war gleich von Anfang ein sehr trauliches, auch mit den Eltern fand ein erwünschtes Vernehmen Statt; ihm blieben sie sowohl als die Kinder, besonders die Schwester des Prinzen Prinzessin Luise, später dem Fürsten Radziwill vermählt, die durch Sinn und Geist dem Bruder am nächsten stand, in der Folge stets befreundet und antheilvoll verbunden. Ein Vorfall, der das ganze Verhältniß zu erschüttern, ja zu lösen drohte, trug im Gegentheil dazu bei, demselben recht festen Halt zu geben. Bülow nahm an den mannigfachen, sowohl arbeitsamen als vergnüglichen Thätigkeiten Louis Ferdinands nach Maßgabe der eignen Stellung lebhaft Theil, und sein Bemühen, dessen Sinn von leichtfertigen Dingen auf ernste Gegenstände zu lenken, blieb nicht ganz unfruchtbar. Doch die leidenschaftlichen Aufwallungen des Prinzen zu mäßigen, reichte de

Einfluß des Gefährten nicht immer aus, um so weniger als auch dieser selbst, wie sehr er ruhig und besonnen sein wollte, leicht in Heftigkeit ausbrach, und einmal aufgereizt schwer zu besänftigen war. So geschah es, daß einst bei der Mittagstafel der Prinz mit seiner Mutter einen Wortwechsel hatte, und als Bülow der letzteren beistimmte, der Streit sich nun auf diesen wandte; Louis Ferdinand warf ein verletzendes Wort hin, Bülow sprang auf, Louis Ferdinand ebenfalls, und mit lauten Reden dicht an Bülow heraustretend, fuhr er ihm dabei mit der Hand unter der Nase herum. „Prinz", rief Bülow, „unterstehen Sie sich das noch einmal, so greif' ich zum Degen!" Der Prinz ließ nicht ab, da zum allgemeinen Entsetzen zog Bülow und drohte mit bloßem Degen dem Prinzen; man brachte sie aus einander, und Louis Ferdinand stürzte wüthend fort. Nach wenigen Minuten erhielt Bülow von ihm eine Ausforderung, doch ehe noch eine Antwort ertheilt war, kam der Prinz wieder, fiel ihm weinend an die Brust, und bat ihn reuevoll um Verzeihung. Durch diesen Vorfall wurde das bisher etwas ungewisse Verhältniß heilsam entschieden, und Bülow's Ansehen, das ganz auf dem Spiele stand, durch seinen muthigen Trotz für immer festgestellt. Die Prinzessin Ferdinand hatte zwar Bülow'n sonst sehr gern, trug es ihm aber lange nach, daß er ihren Sohn in ihrer Gegenwart bedroht und sie selbst mit Verletzung aller ihrem Range gebührenden Ehrfurcht so erschreckt habe; noch in später Zeit sagte sie einmal zu Bülow's Frau: „Liebe, was haben Sie für einen jähzornigen Mann!" worauf sie ihr die obige Geschichte erzählte, und in der ihr eignen Art hinzufügte: „Wenn ich es gekonnt, hätte ich ihm damals gern eine Ohrfeige gegeben!" —

Der Prinz betrachtete Bülow'n fortan wirklich als seinen Freund, und ihr gutes Vernehmen wurde selten getrübt. In manchen Meinungen und Urtheilen mochten sie weit aus einander sein; in der höchsten Auffassung ihres gemeinsamen Berufs als Krieger, in Vaterlandsliebe, Muth, Ehrgefühl und Menschlichkeit, herrschte die glücklichste Uebereinstimmung. Auch die beiderseitige Liebe zur Musik, so bedeutend für Geist und Gemüth, wo sie auf ächtem Grunde beruht und von

entschiedenem Talent getragen wird, mußte zur innigeren Verknüpfung führen, so wie die Kriegserlebnisse zur Waffenbrüderschaft. Im März reisten sie zusammen von Berlin an den Rhein zum Heere.

Nach einigem Verweilen zu Frankfurt am Main begab sich der Prinz in Begleitung Bülow's zur Belagerung von Mainz. Diese Festung, früher von den Franzosen unter dem General Custine durch überraschendes Vordringen leicht erobert, mußte jetzt durch gewaltige Kriegsmacht mit Anwendung aller Hülfsmittel der Belagerungskunst wiedergewonnen werden, und ließ eine hartnäckige Vertheidigung erwarten. Ungefähr 22,000 Franzosen unter dem General d'Oyré bildeten die Besatzung. Zur Wiedereinnahme und etwa nöthigen Abwehr von Entsatzversuchen des Feindes stand unter der unmittelbaren Befehlführung des Königs hier auf beiden Ufern des Rheins ein Heer von 50,000 Preußen zusammengezogen, ungerechnet einige österreichische und hessische Hülfsschaaren. Die Belagerung selbst leitete der General Graf von Kalckreuth. Nach einigen scharfen Gefechten, an denen der Prinz und sein Begleiter mit Auszeichnung Theil nahmen, begann am 6. April die völlige Einschließung. Der Feind machte wiederholte Ausfälle, besonders in der Nacht zum 31. Mai mit starker Macht und anfangs gutem Glück gegen das preußische Hauptquartier zu Marienborn, wo Prinz Louis in große Gefahr gerieth, doch durch seine Tapferkeit die Franzosen zurücktreiben half; auch Bülow erhielt bei dieser Gelegenheit für sein Verhalten große Lobsprüche. Durch mancherlei Widrigkeiten wurde die förmliche Beschießung noch immer verzögert, der ungeduldige Prinz suchte bisweilen in der Umgegend andere Abenteuer, zu denen Bülow ihn, da er ihn nicht zurückhalten konnte, nun lieber wohl gar begleitete. Eines Tages war der Prinz nicht zu finden, Bülow dachte sogleich, er müsse einer Sängerin, die Eindruck auf ihn gemacht hatte, nachgereist sein, schwingt sich auf's Pferd, findet bald die richtige Spur, und in einem nahen Städtchen den Prinzen in einem Konzert, aber oben auf dem Orchester bei den Musikern; Spiel und Gesang halten nun beide fest, nur beim

ersten Kanonenschuß, der sie plötzlich aus ihren Genüssen aufschreckt, eilen sie spornstreichs in's Lager zurück. —

Erst in der Nacht zum 19. Juni wurden die Laufgräben eröffnet, und in derselben Zeit eine bedeutende Feindesmacht, die zum Entsatz heranzog, von den Preußen zurückgeschlagen. Trotz der nun unaufhörlichen Beschießung und vielen dadurch in der Stadt entstehenden Feuersbrünste hielten die Franzosen muthig Stand, und hinderten durch tapfre Vertheidigung einiger äußeren Schanzen das Vorrücken der Belagerungsarbeiten. Diese Schanzen mußten gestürmt werden, vor allem die Fleschе vor der Welschen Schanze bei Zahlbach. Ein früherer Angriff war mißglückt, doch in der Nacht zum 17. Juli machte Prinz Louis Ferdinand mit 3 Bataillonen, er selbst an der Spitze der Grenadiere von Manstein, einen kühnen Angriff, und eroberte die Schanze, die sogleich zerstört wurde. Durch eine Kartätschenkugel wurde er hiebei am Schenkel, doch zum Glück nur leicht verwundet. Bülow focht an des Prinzen Seite, führte die Truppen mitten im Kartätschenhagel entschlossen zum Sturm, und empfing als Belohnung seiner hier bewiesenen ausgezeichneten Tapferkeit den Orden pour le mérite. Die Belagerung schritt darauf ungehindert vor, die Festung wurde hart bedrängt, und schon nach wenigen Tagen, am 21. Juli, erfolgte die Uebergabe.

Der Prinz war wegen seiner Wunde gleich am 17. zu Schiff nach Mannheim gebracht worden, um seine Heilung daselbst in Ruhe abzuwarten. Ohne Zweifel begleitete Bülow ihn oder folgte doch bald ihm nach, da mit der Einnahme von Mainz ohnehin einiger Stillstand in den Kriegsbewegungen eintrat, indem vor allem die Herstellung der beschädigten Festungswerke und den Truppen einige Erholung nöthig war. Erst im Anfange des Septembers konnte der Prinz, dessen Heilung sich sehr verzögert hatte, wieder beim Heer sich einfinden, und nahm auch ohne dienstlichen Beruf persönlich an den Gefechten Theil, die sich in seiner Nähe ereigneten, wobei natürlich Bülow nicht zurückbleiben konnte, selbst wenn eigner Eifer ihn weniger gespornt hätte; doch ihm war es eine Lust, wo es Kühnheit und Gefahr galt, nicht mehr der Aufseher, sondern der muntre Kammerad seines Prinzen zu sein. —

Nachdem im Herbste die gewöhnliche Waffenruhe begonnen hatte, kam Louis Ferdinand nochmals nach Mannheim, und trat von hier mit Bülow am 28. November die Rückreise nach Berlin an. —

Der Prinzessin Ferdinand war die Unannehmlichkeit widerfahren, daß ein von ihr an Bülow gerichteter Brief, in welchem sie die ihr mißfälligen vielen Liebesabentheuer ihres Sohnes und andere Unregelmäßigkeiten desselben umständlich und mit Nennung von Namen besprochen hatte, von den Franzosen aufgefangen und durch die Pariser Zeitungen veröffentlicht worden war. In ihrer Verstimmung dachte sie den Prinzen mit Vorwürfen zu empfangen, allein die Nachrichten von dem Heldenmuthe, den er bei allen Gelegenheiten bewiesen, hatten ihren Zorn schon zum Theil entwaffnet, und seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit gewann gleich wieder ihr ganzes Herz. Bülow, der ebenfalls sich als tapfrer Offizier und zugleich als wahrer Freund des Prinzen bewährt, und ihn mit eignen, für seine Mittel beträchtlichen Opfern aus mancher Verlegenheit gerettet hatte, stand ebenfalls bestens in ihrer Gunst, und die ganze Familie erwies ihm die dankbarste Freundlichkeit. Der Winter verging unter Festlichkeiten und anderen Vergnügungen, besonders auch musikalischen Genüssen, wobei doch die militairischen Studien, unter Bülow's Betrieb und Theilnahme, nicht verabsäumt wurden.

Ungeachtet der Krieg gegen Frankreich schon immer stärkeren Widerspruch, sowohl politischen als militairischen fand, wurde gleichwohl dessen Fortsetzung beschlossen und man rüstete sich zum neuen Feldzug. Bülow wurde kurz vor dessen Beginn am 3. April 1794 zum Major ernannt, wobei er in seiner bisherigen Anstellung verblieb. Er reiste mit dem Prinzen zum Heer, wo die preußischen Waffen bald Gelegenheit fanden, ihren alten Ruhm zu erneuern, und auch der Prinz und Bülow in glänzenden Kämpfen mit Auszeichnung fochten. Doch unsere Hülfsquellen, die auch bisher nur spärlich flossen, versiegen hier leider gänzlich, und wir haben außer jenen allgemeinen Angaben nichts mitzutheilen, was in Betreff Bülow's und seines Verhältnisses von Bedeutung wäre. Die trotz tapfrer Kriegsthaten doch nur geringen Erfolge der

Preußen, die Unfälle der Oesterreicher in den Niederlanden, und as Mißtrauen, welches zwischen beiden Heeren herrschte undd jedes in dem anderen statt eines aufrichtigen Bundesgenossen einen geheimen Feind erblicken ließ, alles dieses schwächte den Kriegseifer auch der Muthigsten, und that den Meinungen derjenigen Vorschub, denen die Sache der Franzosen keine ganz unberechtigte und der Krieg gegen sie ein unpolitischer schien. Der Prinz Louis Ferdinand, obschon von französischen Emigranten umgeben und umschmeichelt, ließ bei manchen Anlässen die Sympathieen deutlich erkennen, welche der tapfre Feind und der Freiheitsgeist, der diesen beseelte, auch ihm einflößten; er nahm sich menschenfreundlich der gefangenen republikanischen Soldaten an, unterhielt sich gern mit ihnen, und freute sich ihrer oft lebhaften und muthvollen Antworten. Wiefern Bülow in diese Sympathieen einging, wissen wir nicht, doch haben wir allen Grund zu glauben, daß er bei seiner hellen vorurtheilslosen Denkart solchen Gesinnungen nicht ganz fremd geblieben sein könne. —

Das Jahr 1795 brachte zwischen Preußen und Frankreich den verrufenen, aber in den damaligen Umständen unvermeidlichen Baseler Frieden, und gleich darauf den Rückmarsch der preußischen Truppen, von denen ein großer Theil nach Westphalen zog um für das nördliche Deutschland zum Schutze seiner Neutralität bei dem zwischen Oesterreich und Frankreich noch fortgehenden Krieg eine Demarkationslinie zu besetzen. Diesen Truppen war auch Prinz Louis Ferdinand zugetheilt, der inzwischen Generalmajor und Inhaber eines Fußregiments geworden war. In dieser Stellung erschien es weder schicklich noch ausführbar, daß der Prinz neben seinen Adjutanten auch noch einen besondern militairischen Begleiter hätte; um jedoch das persönliche Verhältniß einigermaßen fortzusetzen und möglichst zu ehren, wurde Bülow'n der Vorschlag zu einer neuen dienstlichen Anschließung an den Prinzen gemacht, wo ihm durch dessen Gunst manche Vortheile in Aussicht standen. Doch Bülow fand es nicht angenehm, da gradezu der Untergebene zu werden, wo er bisher eine Art Vorgesetzter gewesen war; außerdem war der Prinz wie an Kraft und Geist auch an Selbstgefühl und Ungebundenheit gewachsen, und Bülow, der

seinen eignen Stolz und Trotz kannte, mochte es gerathen finden sich allen Verwickelungen, die von daher kommen konnten, zu entziehen; er wahrte dadurch am besten seine Freundschaft mit dem Prinzen, daß er kein äußeres Verhältniß zu ihm behielt. In der That bestand die achtungsvolle Zuneigung des Prinzen für ihn fortan ungetrübt, und das ganze Ferdinand'sche Haus blieb ihm dankbar zugethan.

Seinem Wunsche gemäß, bei den leichten Truppen zu dienen, erhielt er unter dem 14. November 1795 eine Kompanie in der zweiten ostpreußischen Füsilierbrigade, deren Brigadekommandeur der Oberst von Stutterheim und deren Standort das Städtchen Soldau war. Bülow hatte sein Quartier in der noch stilleren Umgegend. Aus dem lebhaften Getriebe des glänzenden Kriegs- und Hoflagers, von der Seite eines nach allen Seiten genußreich thätigen Prinzen und aus den geselligen Kreisen Berlins plötzlich in die Einsamkeit der Provinz versetzt, mußte Bülow vielen gewohnten Lebensreiz entbehren; allein er scheint diesen Wechsel nicht schwer empfunden zu haben. Die neue Truppengattung, bei der er eingetreten war, die verschiedene Weise des Dienstes und Exerzirens, die neuen Bekanntschaften, die sich darboten, alles dies gab in der ersten Zeit hinreichende Beschäftigung für einen Mann, dem die Pflicht des Tages und die nächsten Aufgaben derselben vorzüglich angelegen waren. Die eingesammelten Anschauungen und Erfahrungen gewährten ihm überdies einen reichen Stoff zum Nachdenken, welches sämmtlichen Brüdern, wenn schon in ungleichem Maß, erblich inwohnte, und dessen jeder sein bescheidenes Theil redlich verarbeitete. Die unsicheren, oft verworrenen Schicksale der älteren Brüder, denen er unausgesetzt treue Liebe und thätige Theilnahme widmete, ließen es auch nicht an Verdruß und Sorgen fehlen, die jedoch seinen kräftigen und stets hoffenden Sinn nie beugen konnten. Seine Liebe zur Jagd fand hier ein ergiebiges Feld, und bildete sich zur Leidenschaft aus. Anderen und höhern Genuß gewährte die Musik, in der sich zu üben und auszubilden ihm fast tägliches Bedürfniß wurde. Daß er auch nicht ohne angenehmen Frauenumgang blieb, dürfen wir bei seiner entschiedenen Neigung und bei dem vor-

theilhaften Eindruck, den er stets machte, mit Gewißheit vorausetzen.

Beinahe zwei Jahre wurden in solchen Verhältnissen und Thätigkeiten hingebracht, eine Zeit, die für Bülow in jeder Art fruchtbar gewesen sein muß; denn in solcher unschränkten, den Menschen immer wieder auf sich selbst zurückweisenden Lage reifen am sichersten die Kräfte, der Karakter und das Talent, aus welchen einst ruhmvolle Thaten hervorgehen können. Auch wurde die Tüchtigkeit, in welcher Bülow sich zeigte, von seinen Vorgesetzten wohlerkannt, und er auf ihre Empfehlung schon am 12. September 1797 zum Kommandeur eines neuen Füsilierbataillons bestimmt, dessen Errichtung vom 1. Oktober des genannten Jahres begann, und fast ganz der Leitung Bülow's überlassen blieb. Die Mannschaft wurde theils aus den bestehenden Bataillonen, theils durch freie Werbung zusammengebracht, es waren großentheils Ausländer, Russen, Oesterreicher, Sachsen, Hessen, hauptsächlich aber Polen, diese zum Theil Dienstpflichtige aus dem neuerworbenen Kreise von Bialystok. Eine schmucke munntre Uniform zog viele Freiwillige herbei; sie bestand in einem grünen Kollet mit violettem Kragen und Aufschlägen, einem Kasket mit grünem Federbusch, — bei den Offizieren hatte dieser unten weiße Federn; die Füsiliere waren mit Büchsen und statt des üblichen Seitengewehrs mit Faschinenmessern bewaffnet. Bülow, von einigen Offizieren begleitet, die er sich hatte auswählen dürfen, kam nach Soldau, hatte bald über 200 Mann beisammen und suchte diese Leute zuvörderst in militairische Ordnung und Zucht zu bringen, aus diesem Gemisch, ein zusammengehöriges Ganzes, einen einheitlichen kriegstüchtigen Körper hervorzubilden.

In diese Zeit fiel der Tod des Königs; Friedrich Wilhelm der Zweite starb zu Berlin am 16. November 1797, und sein Sohn, Friedrich Wilhelm der Dritte, bestieg den Thron. Die neue Truppe hatte noch dem erstern Könige den Eid der Treue geschworen, nach kurzer Frist hatte sie diesen nun dem neuen Herrscher zu wiederholen. In den sonstigen Verhältnissen des Bataillons trat keine Veränderung ein, alles blieb in dem angeordneten Gange; nur die Uniform

bekam später anstatt der violetten Kragen und Aufschläge grüne, und die Kaskets wurden mit Tschakos vertauscht. Dem jungen Könige war Bülow in den Rheinfeldzügen vortheilhaft bekannt geworden, hatte jedoch kein näheres persönliches Verhältniß mit ihm, und es wurde sogar die Meinung laut, er sei bei dem vorigen Könige zu sehr in Gunst gewesen, um es bei diesem sein zu können. Bülow achtete des Geredes nicht, kümmerte sich nicht um den Hof, und fuhr fort, die ihm obliegenden Pflichten nach bester Einsicht treulich zu erfüllen.

Er fand anfangs nicht geringe Schwierigkeiten, die nur mit der äußersten Geduld zugleich und Anstrengung zu überwinden waren. Er mußte der Rohheit und Gewaltsamkeit seiner Unteroffiziere entgegen treten, die alles mit Schlägen durchsetzen wollten, ja selbst einigen Offizieren hatte er die Willkür und Härte zu verweisen, mit der sie beim Exerziren die Leute behandelten. Dabei durfte der Eifer nicht geschwächt, dem nöthigen Ansehen der Vorgesetzten nichts vergeben werden. Er selbst war in Dienstsachen und Waffenübungen höchst aufmerksam und streng, rügte jedes Versehen, strafte jede Nachlässigkeit, allein er spannte seine Forderungen nicht zu hoch, war oft mit dem guten Willen zufrieden, nahm Rücksicht auf die Verschiedenheiten der Gemüthsarten und Fähigkeiten. In seinem Benehmen höchst anspruchslos, wohlwollend und freundlich, blieb er gleich weit entfernt von dem düstern Ernst, der knechtische Furcht erwecken, und von der unziemlichen Vertraulichkeit, die für leutselig gelten will. Fürsorglich, in allen Stücken streng rechtlich, vor allem bedacht, daß auch dem Geringsten kein Unrecht geschähe, wurde er bald von den Soldaten wie ein Vater angesehen, und wenn er hin und wieder seiner eignen Vorschrift vergaß, bisweilen — doch nicht ohne gegebenen Anlaß — in heftigem Zorn aufwallte, so trugen sie es ihm nicht nach, und seine Ausbrüche ließen keinen Groll zurück. Seine rastlosen Bemühungen hatten endlich den erwünschten Erfolg, das neue Füsilierbataillon durfte sich nach einem halben Jahre in Aussehen, Zucht und Waffenfertigkeit den besten alten Truppen gleichstellen.

Bülow nahm auch besonders die Eigenthümlichkeit des Felddienstes, zu dem die Füsiliere bestimmt waren, zum Augen-

merk, er ließ sie die mannigfachsten Uebungen machen, bald in geschlossener, bald in zerstreuter Fechtordnung, lehrte sie die Vortheile des Bodens erkennen und benutzen, sich in verwickeltem Gelände und in der Dunkelheit zurechtfinden, im Vorrücken und Zurückgehen einander zweckmäßig unterstützen. Hiebei sah er nur auf das Wesentliche, ließ unnütze Förmlichkeiten unbeachtet, dehnte die Uebungen nie zu lange aus, und machte sie dadurch den Truppen angenehm, so daß diese zu ihnen oft nicht wie zu beschwerlicher Plage, sondern wie zu heitrer Lustbarkeit ausrückten. Bei den Schießübungen hielt er mehr auf ein sichres Treffen als auf schnelle Folge der Schüsse, abweichend von dem damals herrschenden Streben, das alle Vollkommenheit des Schießens in die rasche Wiederholung des Abfeuerns setzte, zu welchem Zweck sogar die Gewehre eigends eingerichtet wurden! Man wird es jetzt kaum glauben, daß Bülow hierüber mit seinem Brigade-Kommandeur manchen Streit zu bestehen hatte. Gegen die Angriffe der Reiterei lehrte er seine Truppe sich rasch im Vierecke formiren, auch in volle Vierecke oder Massen, die damals noch sehr ungewöhnlich waren; die hiezu von ihm ersonnenen zweckmäßigen Bewegungen, mit rascher Sicherheit ausgeführt, erregten die Bewunderung aller Männer vom Fach, und waren der Stolz seines Bataillons. Dergleichen vereinzelte Ausbildung mußte freilich gegen die Leistung der zahllosen Plänklerschwärme, welche die Franzosen in's Feld stellten, weit zurückstehen, zeigte aber die frühe Einsicht in ein wesentliches Erforderniß der neueren Kriegsart.

Von Bülow's Wohlwollen und Freigebigkeit sind namhafte Beispiele aufgezeichnet. Er veranlaßte, daß die vier Junker des Bataillons, deren Schulunterricht durch den Eintritt in den Kriegsdienst allzufrüh abgebrochen worden, von dem Hofprediger in Soldau Lehrstunden erhielten, für die demselben von jeder Kompanie monatlich 2 Thaler gezahlt wurden. Die vorzüglichsten, musterhaftesten Soldaten nahm er in seine Leibkompanie, und gab ihnen Geldzulagen aus seinen eignen Mitteln, wodurch in dem ganzen Bataillon ein löblicher Ehrgeiz geweckt wurde, solchen Vorzugs auch theilhaft zu werden. Wo ein zufälliger Mangel eintrat, eine

Noth oder Verlegenheit augenblickliche Hülfe forderte, bot er diese jederzeit bereitwillig dar, ohne erst zu fragen, ob ihm dafür ein Ersatz werden könne. Auf die Jagd nahm er, außer seinen Offizieren, auch gern Unteroffiziere und solche Gemeine mit, die sich zur Theilnahme besonders eigneten und sich dieser Auszeichnung würdig erwiesen hatten. Der Musik des Bataillons widmete er besondere Aufmerksamkeit; ein noch lebender Stabshornist versichert, der Herr Kommandeur habe jeden Mißton sogleich bemerkt und sogleich verbessern lassen; zuweilen habe er auch die Musiker zu sich beschieden, und ihnen auf der Flöte oder dem Fortepiano ein neues Stück so vorgetragen, wie es gespielt werden mußte.

Darin stimmen alle Nachrichten überein, daß Bülow in Soldau neben der eifrigen Beschäftigung mit seinem Bataillon auch höhere militairische Studien fleißig betrieben habe. Das damals gangbarste Buch, welches zugleich als ein neuestes allen strebenden Offizieren dringend empfohlen war, Tempelhof's Geschichte des siebenjährigen Krieges, hat er eifrig durchgearbeitet, und in seinen späteren Siegen will man noch die Einflüsse wiederfinden, welche aus der vielfachen Betrachtung der Schlachten Friedrichs des Großen auf seine Kriegsanschauungen und Anordnungen übergegangen sind. Die genialen Ansichten seines Bruders Dietrich, denen er in manchen Beziehungen seinen Beifall nicht versagen konnte, haben jene Anhänglichkeit an ältere Grundsätze nie ganz aufzuheben vermocht. Auch seinen Offizieren empfahl er das Lesen militairischer Schriften, die er ihnen aus seinem Vorrath, wie seine Landkarten und Pläne, bereitwillig darlieh.

Als im Sommer des Jahres 1798 Friedrich Wilhelm der Dritte nach Preußen kam, um die feierliche Huldigung des Landes zu empfangen, begab sich auch Bülow nach Königsberg, um die seinige bei dieser Gelegenheit dem Könige und der schönen Königin Luise darzubringen. Beide erwiesen sich ihm sehr gnädig, und der König sagte, ihm sei schon bekannt, wie eifrig Bülow die Ausbildung seines Bataillons betreibe, er möge nur so fortfahren. Von dem Anblick der Königin war Bülow auf's neue bezaubert, ihre Huld und Anmuth wetteiferten mit ihrer Schönheit, und in seinem Ge-

müth blieb der Eindruck der so würdigen als lieblichen Erscheinung unauslöschlich.

Wie Bülow hatte auch der Major von York ein neugebildetes Füsilierbataillon erhalten, das ebenfalls zur zweiten ostpreußischen Füsilierbrigade gehörte und in Johannisburg stand. Beide, ganz soldatisch gesinnt, erfahren und tüchtig, strebten zu gleichem Ziel, und erreichten dasselbe jeder in seiner Weise; sie mußten in derselben Thätigkeit häufig übereinstimmen, doch bei ganz verschiedener Gemüths- und Sinnesart persönlich einander abstoßen. Ohne besonders nahe und spannende Beziehungen zu einander zu haben, da beide demselben Oberbefehl untergeben und in verschiedenen Standorten waren, so scheint doch in dieser Zeit aus mancherlei Einwirkungen der Grund zu der Abneigung gelegt worden zu sein, die später, hauptsächlich in York, so stark hervortrat.

Unter Bülow's militairischen Freunden wird in dieser Zeit außer Chazot und Schlieffen vorzüglich der Stabskapitain Kranseneck genannt, der bei dem dritten Bataillon der zweiten ostpreußischen Füsilierbrigade in Heilsberg stand, Bülow'n öfters besuchte und an dessen Kriegsstudien Theil nahm. Auch die Namen Köhn von Jaski und Ernst von Pfuel werden erwähnt, jedoch fehlen uns nähere Angaben. Sein Umgang in der Stadt und auf den benachbarten Edelhöfen war nicht bedeutend; so bereit er war über einen ernsten Gegenstand zu streiten, so wenig liebte er das oberflächliche Geplauder, wie die gewöhnliche Gesellschaft es darbietet, auch vom Spiel war er kein sonderlicher Freund; er besuchte zwar Konzerte und Bälle, pflegte aber letztere schon zeitig zu verlassen. Daß während eines Besuchs auf einem benachbarten Gut ihm einst die Bataillonskasse nebst zwei Pferden gestohlen wurde, die er nur mit vieler Mühe wiederbekam, ließ ihn um so mehr alle längere Abwesenheit von Haus vermeiden.

Bisher hatte Bülow nie daran gedacht sich zu verheirathen, vielmehr öfters den Vorsatz geäußert ledig zu bleiben. Doch seiner harrte bereits ein besseres Geschick. Im Sommer 1802 besuchte er in Königsberg seinen Jugendfreund den Grafen von Schlieffen. Dieser führte ihn bei dem Obersten von Auer ein, der daselbst ein Dragonerregiment befehligte, und

sah sich in dessen liebenswürdigen Familie freundlich aufgenommen. Auf Bülow machte die reizende und edle Erscheinung der dritten Tochter des Obersten, der zweiundzwanzigjährigen Marianne Auguste, einen tiefen Eindruck. Er wollte diesen bezwingen, und deßhalb seine Abreise beschleunigen. Sein Freund aber beredete ihn, dem Eindruck nachzugeben und um das Fräulein zu werben. Dies geschah, und seine Werbung wurde von dem Fräulein wie von den Eltern günstig erhört. Am 9. November 1802 wurde das schöne Paar in Königsberg getraut, und Bülow führte beglückt die treffliche Gattin heim. Er bezog nun in Soldau eine größere Wohnung, ein im ehemaligen Schloßgarten angenehm gelegenes Haus, und begann sich behaglicher einzurichten. Der neue Hausstand zog bald neue Theilnehmer herbei; wenige Wochen nach der Vermählung kam der junge Bruder der Gattin nach Soldau, der als Junker bei dem Füsilierbataillon eintrat, und seinem Schwager ein willkommener Hausgenosse wurde. Ein paar Monate später erschien Bülow's ältester Bruder Karl, der nach seinen traurigen Irrfahrten, gescheitert und verarmt, hier eine freudiggewährte Zuflucht fand, und bei dem edlen Bruder nun sorgenlos seinen wissenschaftlichen Neigungen lebte, bis es diesem gelang, ihm durch die nicht eben mühevolle und doch wohlausgestattete Stelle eines Salzinspektors eine angemessene Selbstständigkeit zu schaffen.

Auch Dietrich, der noch nicht wie Karl seine abenteuerlichen Einbildungen und wilden Entwürfe aufgeben, sondern in wechselnden Anläufen den Erfolg erstürmen wollte, der ihn stets floh, sprach in der äußersten Bedrängniß, die immer auf's neue sein Loos war, nicht vergebens die Hülfe des Bruders an. Er war mit litterarischen Planen, unterstützt durch Vorschüsse des Buchhändlers Frölich und des Hauptmanns von Rothardt, eines damals namhaften Offiziers von bedeutendem Vermögen und technischem Geiste, nach England gereist, und hoffte nun entschieden sein Glück zu machen. Allein seine Vorschläge fanden nirgends Eingang, er verzehrte das mitgebrachte Geld, machte Schulden, gerieth in Haft. Aus dieser befreite ihn Bülow durch das Opfer einer Summe, die für ihn um so bedeutender war, als sie die ihm selbst

gebliebenen wenigen Hülfsquellen fast ganz erschöpfte, und seinen eignen neuen Lebensverhältnissen kaum entbehrlich schien. Dietrich ging nach Frankreich, in der Hoffnung dort irgendwie emporzukommen. Dem Bruder übrigens bezeigte er für dessen aufopfernde Liebe wenig Dank, er hatte von sich selbst eine so hohe Meinung, daß er es nur richtig und natürlich fand, wenn Andere für ihn sich opferten; er scheute sich nicht zu sagen: „Mein Bruder Wilhelm ist von uns Bülow's der dümmste, aber von allen Stabsoffizieren noch immer der klügste." —

Bülow's Ehe konnte in jedem Betracht als eine der glücklichsten gelten. „Beider Neigung", so schreibt hierüber eine edle zarte Hand, „war gleich warm und innig, und beider Karaktereigenschaften standen im schönsten Einklange. War der edle Mann doch wohl zuweilen aufbrausend, oder in seinen Interessen allzusorglos, so war die Frau dagegen sanft, verständig, eine treffliche Hauswirthin. Nicht eben schön, aber höchst anmuthig, heitern Sinnes und warmen Gefühls, wirkte sie wohlthuend durch ihre bloße Gegenwart. Sie hatte ein tiefes Verständniß für ihres Gatten großes und edles Gemüth, und ihr ganzes Bestreben war nur darauf gerichtet ihn zu beglücken, wie sie selber an seiner Seite glücklich war." Zwei Töchter, die sie ihm brachte, starben vor Ablauf des ersten Lebensjahres. Dies war der einzige Schatten, der dieses seltne Glück trübte. Eine später geborne dritte Tochter blieb am Leben. —

Im Jahr 1803 den 23. Juni wurde Bülow zum Oberstlieutenant befördert, wobei seine Anstellung dieselbe blieb. In Erfüllung seiner militairischen Pflichten, in Studien zur höheren Erkenntniß der Kriegskunst bewies er stets den gleichen Eifer, und auch die jüngern Offiziere leitete er unverdrossen an, sich für ihren Beruf in jeder Richtung auszubilden. Den jungen Auer liebte und behandelte er wie einen Sohn, und ließ ihn selten von seiner Seite.

Die Aussicht auf Anwendung der militairischen Fähigkeiten im wirklichen Kriege blieb indeß fortwährend verschlossen. Preußen hielt sich seit dem Baseler Frieden, der ihm nur eben jetzt erst nachträglich einen erwünschten Länderzuwachs,

als Entschädigung für die auf dem linken Rheinufer abgetretenen Landstriche gebracht hatte, allen Kriegsunternehmungen fern, und wußte sich dem Andrängen, das von Seiten der Mächte, welche den Krieg gegen Frankreich noch fortsetzten, mehrmals versucht wurde, immer glücklich zu entziehen. Es schien genügend, mit starkem, gerüstetem Herr inmitten aller Verwickelungen unangetastet dazustehen, und nöthigenfalls den Ausschlag geben zu können. So lange man mit Frankreich in gutem Einverständniß war, durfte man sich außer Gefahr glauben, und die Sicherheit war so groß, daß man bisweilen auch dieses Einverständniß nicht allzusehr schonte.

Den staunenswerthen Feldzügen des jungen Bonaparte hatte man mit Bewunderung zugesehen, die Siege Moreau's in Deutschland ohne Unruhe betrachtet, da Preußen nicht unmittelbar davon berührt wurde, und die Nachtheile nur das längst aufgegebene deutsche Reich oder das Haus Oesterreich trafen, welches letztere in Preußen als verbündete Macht schwer zu denken war, dagegen herkömmlich als feindliche, wenigstens nebenbuhlerische galt. Diese damals für weise gehaltene Staatsklugheit hat sich in der Folge schlecht bewährt. Sie reichte nothdürftig hin, so lange Frankreich in der Unthätigkeit Preußens einen Vortheil sah, als aber Bonaparte sich in Frankreich der Oberherrschaft bemächtigt hatte, durch die völkerrechtswidrige Aufhebung und grausame Hinrichtung des Herzogs von Enghien seine völlige Rücksichtslosigkeit erschreckend aufdeckte, bald auch den Kaisertitel annahm, seine gewaltigen Kriegs- und Eroberungsplane immer weiter ausdehnte, und zudringlich nun auch Preußen in die Verwickelungen zog, in denen nicht mehr Zögern und Ausweichen, sondern nur kräftige Entscheidung gelten konnte, da fühlte man zu spät, daß man in eine Stellung gedrängt worden, in der man nicht wußte, wer Bundesgenosse oder Feind war. Der Bewunderung, die man dem Kriegshelden Bonaparte gezollt, mischte sich nun Mißtrauen und Haß gegen den Machthaber bei, der nichts mehr schonte, der alles zu verschlingen drohte. Wir können diesen Zeitpunkt als denjenigen bezeichnen, in welchem auch Bülow's politische Ansichten eine entschiednere Richtung nahmen, und sein Urtheil

über den französischen Kaiser nicht anders mehr als in jenem Zwiespalte sich äußern konnte.

Doch kam der erste Anstoß, der Preußen aus seiner bisherigen Haltung aufrüttelte, nicht von französischer Seite her, sondern von russischer. Der Kaiser Alexander, verbündet mit Oesterreich, England und Schweden, verlangte im September 1805 für einen Theil seiner gegen Frankreich bestimmten Heeresmacht den Durchmarsch durch Preußen, und drohte denselben sogar zu erzwingen. Dergleichen Anmaßlichkeit und Nichtachtung durfte nicht geduldet werden. Die preußischen Truppen sammelten sich an der Weichsel, und alles ließ sich zum Kriege gegen Rußland an. Auch Bülow zog mit seinem Füsilierbataillon gegen die russische Gränze, wo es jedoch zu keinen Feindseligkeiten kam; sechs Wochen stand er mit seinen Leuten um und bei Lyck, da änderten sich die Verhältnisse durch diplomatische Unterhandlungen, und das Bataillon kehrte ruhig in sein Standquartier Soldau zurück. Doch nicht auf lange! Die Sturmwolken, welche im Osten sich verzogen hatten, stiegen von Westen her plötzlich auf; der französische Kaiser, dessen Kriegsschaaren auf allen Wegen gegen Oesterreich eiligst vordrangen, ließ eine derselben in Franken ungefragt über preußisches Gebiet ziehen. Was die Russen nur gedroht, aber auf Preußens kriegsmuthig Entgegentreten unterlassen, hatten die Franzosen ohne Scheu verübt, und durch diese Gewaltthat das preußische Ehrgefühl übermüthig herausgefordert; von allen Seiten erscholl der Ruf zu den Waffen, um diese Schmach zu rächen. Die preußische Kriegsmacht, kaum zurückgekehrt aus der gegen Rußland genommenen Stellung, mußte schleunigst in entgegengesetzter Richtung sich zusammenziehen. Auch Bülow erhielt Befehl mit seinem Bataillon auszumarschiren, und sollte sich den Truppen anschließen, die nach Sachsen und Thüringen vorzurücken bestimmt waren.

Kriegsfreudig zog Bülow mit seiner muntern Schaar von Soldau gegen die Mitte des Novembers aus, und setzte seinen Marsch unausgesetzt nach Berlin fort. Unterwegs, als das Bataillon in dem Städtchen Schubin eben Rasttag hielt, empfing Bülow eine Königliche Kabinetsordre vom

15. November, die ihm seine Ernennung zum Kommandeur des Fußregiments Prinz Louis Ferdinand ankündigte. Bülow, der diese Anstellung aus schon angeführten Gründen nicht wünschte, besonders aber seine Füsiliere nicht gern verlassen wollte, schrieb augenblicklich an den König, und bat, in seiner jetzigen Stellung bleiben zu dürfen. Beim Einmarsch in Berlin, wo der König mit großem Gefolge schon am Thore des Bataillons harrte, hörte man diesen zu Bülow sagen: „Also, mein lieber Bülow, Sie wollen Ihre grünen Männer nicht verlassen?“ worauf Bülow antwortete: „Lassen Euer Majestät mir gnädigst mein Bataillon, da ich mich höchst ungern von demselben trennen möchte.“ Der König schloß das Gespräch mit den freundlichen Worten: „Behalten Sie Ihr Bataillon, da es Ihnen so am Herzen liegt.“ Hiemit war also der Wunsch gewährt; die Füsiliere aber, von denen die vordersten das Gespräch mit angehört, die übrigen es von diesen erfahren hatten, brachen später in vollen Jubel aus, und wollten Leib und Leben für ihren Befehlshaber lassen, der es auch mit ihnen so treu meinte.

Das Bataillon setzte seinen Marsch an die sächsische Gränze fort, wo es vorläufig Halt machte. Da weithin kein Feind vorhanden war, und alsbald anstatt des gehofften raschen Vordringens ein unschlüssiges Abwarten eintrat, so benutzte Bülow diesen Stillstand zu wiederholtem und längeren Aufenthalt in Berlin. Hier sah er den Prinzen Louis Ferdinand wieder, dessen Schwester Prinzessin Luise, nebst ihrem Gemahl dem Fürsten Radziwill: der ganze Ferdinand'sche Hof nahm ihn wie einen alten vertrauten Freund auf. In diesem Kreise, der im höchsten Grad aufgeregt und mit jeder Zögerung unzufrieden war, blieb ihm die wahre Lage der politischen Dinge kein Geheimniß, er sah entgegengesetzte Meinungen sich bekämpfen und aufheben, ohne daß ein entscheidender Wille sie beherrschte. Muth und Eifer mühten sich vergebens in dem Gewirr von Widersprüchen ab, welche von allen Seiten laut wurden. Heftige, verwegene Meinungen traten ohne Scheu hervor, überall wurden die Tagesfragen verhandelt, bittre Tadelworte ausgesprochen, die stürmischen Erörterungen gingen oft bis zur Wuth. Besonders machte

sich der Oberst von Massenbach in solchen maßlosen Reden Luft, und wollte allen Leuten seine Ansichten aufdringen, die ihm selber nicht klar waren. Bülow empfand bei diesen Erhitzungen nur Unbehagen, und sein Widerwille gegen rednerische Kriegskünstler verschonte selbst den edlen Scharnhorst nicht, den er nur immer den Schulmeister zu nennen pflegte. Auch mit seinem Bruder Dietrich hatte er lebhafte Kämpfe, die bittre Unzufriedenheit desselben mit seinem eignen Schicksal mischte sich in die schnöden Urtheile, die er mit größter Verachtung über Personen und Sachen hinwarf. An Vaterlandsgefühl und Kampfesmuth stand Bülow keinem der damaligen Eiferer nach, aber er wollte beides in Handlungen bewähren, nicht in Redensarten. Unwillig abgewandt von diesen Widrigkeiten suchte er sich mit dem Prinzen Louis Ferdinand und Fürsten Radziwill in der gemeinsamen Neigung zur Musik zu erfrischen; der Prinz nahm oft in seiner Verzweiflung die Zuflucht zum Fortepiano, wobei Bülow als Kenner und Theilnehmer ihm doppelt willkommen. Dieser machte auch damals mit Dussek, dem Kapellmeister des Prinzen, nähere Bekanntschaft, und mit der Sängerin Schmalz, deren jugendliches Auftreten vielen Beifall erwarb.

Die großen Siege des Kaisers Napoleon, besonders der bei Austerlitz erfochtene, der Oesterreich zum Frieden zwang, und Rußland ohne Kriegsboden ließ, veränderten schnell die politische Lage der Dinge, und Preußen, anstatt jetzt noch trotzig die Entscheidung der Waffen zu wollen, ließ sich in Unterhandlungen ein. Dem Scheine nach boten diese zuerst große Vortheile für Preußen, allein die Nachgiebigkeit selbst, durch die sie erlangt waren, minderte sie schon, noch mehr die Verwickelungen, die daraus hervorgingen und stets neue Verlegenheiten verursachten. —

Inzwischen war der größte Theil der Truppen bei völlig friedlichem Anschein der Dinge, abermals heimgekehrt, und auch Bülow mit seinem Bataillon im Dezember glücklich wieder in Soldau eingetroffen. Der Frieden mit Frankreich schien sich zu befestigen. Das Heer sah in ihm keine Vortheile, sondern nur Schmach, und gab seinen Unwillen vielfach zu erkennen; doch konnte dies den Gang der Dinge nicht

ändern, die nur zu schnell eine neue Wendung nahmen. Preußen hatte für seine fränkischen Markgrafschaften das Kurfürstenthum Hannover von Napoleon eingetauscht, und begann sich in der neuen Besitzung einzurichten. Die dadurch hervorgerufene Feindschaft Englands, dessen König auf Hannover nie verzichtet hatte, wurde bald durch die Wegnahme von 600 preußischen Schiffen und durch die Stockung des Handels merkbar, wovon besonders die Provinzen Preußen und Pommern litten. Ein Krieg gegen Frankreich, meinte man, hätte diesen Nachtheil vermieden, und viel größeren Gewinn, als den erlangten sehr zweideutigen, bringen können. Neue Schwierigkeiten, die zwischen Preußen und Frankreich sich erhoben, neue Vorschläge und Forderungen die letzteres machte, hielten die Gemüther in Spannung, und die Kriegseifrigen gaben noch nicht die Hoffnung auf, es zum Bruche kommen zu sehen. Allerdings war auch ein Theil des Heeres noch auf dem Kriegsfuß.

Auch Bülow's Beförderung zum Obersten, die am 23. Mai 1806 erfolgte, ließ ihn noch in seiner Stellung bei seinen Füsilieren, was ganz seinen Wünschen entsprach, denn auch der Aufenthalt in Soldau war ihm lieb geworden, und sein häusliches Leben daselbst erhielt aus der Vergleichung, die das glänzende Leben der Hauptstadt erst kürzlich dafür dargeboten hatte, nur neuen Reiz. Er war zum Hausvater geschaffen, war ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Kinderfreund. Um so schmerzlicher traf ihn der frühe Verlust seiner beiden Töchter, besonders der zweiten, deren kräftige Natur eine herrliche Entwickelung zu versprechen schien. Wir versagen uns nicht, den Brief, welchen Bülow bei diesem Anlaß an seinen Bruder Ludwig schrieb, unverändert hier mitzutheilen; er giebt ein ächtes tiefes Gefühl in seinem natürlichen Ausdruck zu erkennen. Der Brief ist vom 20. Juli 1806 aus Soldau, und lautet wie folgt: „Lieber Ludwig! Obgleich seit einiger Zeit Umstände unser näheres Zusammentreffen gewissermaßen gehindert haben, so bin ich doch überzeugt, daß Du an meinem Schicksale Theil nimmst. So glücklich ich auch in vieler Rücksicht bin, besonders in meiner treuen Gefährtin, so viel und schweres Unglück trifft mir auf einer

andern Seite. Die Hand des Schicksals beugt mich tief, denn mein so blühendes, schönes und außerordentlich starkes Kind ist mir am 10. dieses frühmorgens wieder durch den Tod entrissen, und so beweine ich nun den Verlust meiner beiden Kinder. Dieses mein letztes ist am Durchbruch der Zähne verstorben. Der alte Schulze, der mein kleines freundliches Kind gesehen, wird uns auch bedauern, grüße ihn tausendmal und lebe wohl."

Andere Bekümmerniß und Sorge verursachte ihm sein Bruder Dietrich, dessen scharfe, höhnische Tadelschriften immer maßloser wurden, und ein Aufsehen erregten, das dem Verfasser wenig Gewinn aber desto größere Gefahr brachte. Der Unglückliche mußte schreiben um zu leben, er schrieb verletzend und schonungslos, um viele Leser zu haben, und weil er nicht anders konnte; dabei befand er sich doch stets in bedrängender Noth, und bedurfte der brüderlichen Unterstützung. Mit Mühe gelang es, einige Handschriften ihm zu entwinden, deren Veröffentlichung ihn sogleich auf die Festung gebracht hätte, ein Schicksal, das für ihn schon jetzt befürchtet wurde, und dem er nicht lange mehr entgehen sollte! —

Preußen hatte sich durch den Kaiser Napoleon in eine Stellung verlocken lassen, die nichts übrig ließ, als ferner diesem zu folgen und sein Walten anzuerkennen. Doch die alte Selbstständigkeit mit solcher Unterordnung zu vertauschen, war dem preußischen Stolz eine zu harte Zumuthung, er lehnte sich heftig dagegen auf, besonders im Heer und Volk, und auch die diplomatische Sprache nahm wieder einen hohen Ton. Napoleon, der Preußens Lage richtiger übersah, als man dies in Berlin unter den Täuschungen aller Art, denen man hingegeben war, vermochte, kümmerte sich nicht um das Mißvergnügen, noch weniger um die Drohungen, mit denen Preußen seinen Uebergriffen entgegentrat. Er stiftete den Rheinbund, und zog zu demselben auch solche Länder, auf die er Preußen als in dessen Bundesgenossenschaft gehörig, vertröstend angewiesen hatte. Die Unzufriedenheit wuchs, die Spannung stieg immer höher. Da geschah die Entdeckung, daß Napoleon noch treuloser auch über Preußens wirklichen Besitzstand anmaßlich verfügte, und in geheimen Friedens-

verhandlungen mit England diesem das Kurfürstenthum Hannover, das er selbst kurz vorher Preußen aufgedrungen hatte, zurückzugeben versprach. Nun schien der Bruch nicht länger zu vermeiden, alles forderte ihn, mit Ungestüm das Heer, das die vorjährige Schmach zu rächen hatte. Der Sommer des Jahres verging unter Zögerungen. Auch Bülow gehörte zu den Offizieren, die laut ihren Unwillen äußerten und die Staatsleitung beschuldigten ohne Muth und Ehre zu sein; man sprach von bestochenen Verräthern; die Namen Haugwitz, Lucchesini, Lombard, die wohl andere Vorwürfe, doch nicht diesen verdienten, wurden mit Abscheu genannt. Freunde warnten ihn, er werde sich mißliebig machen, ja sei es schon geworden; doch er achtete nicht darauf. —

Die Kriegsrüstungen waren indeß ernstlicher geworden, und im Herbst rückten bedeutende Streitkräfte in's Feld. Das Füsilierbataillon Bülow's aber, nach dem zweimaligen vergeblichen Ausmarsch um so begieriger auf den dritten, der endlich ernst zu werden versprach, blieb diesmal daheim. Was der Truppe wie ihrem Anführer damals ein ärgerliches Mißgeschick, eine unverdiente Zurücksetzung war, sollte bald als eine traurige Gunst erscheinen. Unter einem Zusammenfluß von Umständen und Einwirkungen, die nicht schlimmer gedacht werden konnten, wurde der Krieg eröffnet, am 10. Oktober fiel bei Saalfeld der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand, und am 14. Oktober, dem Unglückstage Friedrichs des Großen, erlag das preußische Heer in zwei Schlachten, die schon vor ihrem Beginn verloren waren. Ungeheuer war der Eindruck, den im ganzen Lande die Nachricht dieser Niederlage bewirkte, man war auf Unfälle gefaßt gewesen, auf theilweises Zurückweichen, aber nicht auf solches Verderben; der Schrecken, den es verursachte, mehrte und vervollständigte dasselbe; die feige Uebergabe der vielen und starken Festungen, des noch rettbaren Heertheils bei Prenzlau, sind einzig aus diesem betäubenden Schrecken zu erklären.

Bülow ließ sich durch die allgemeine Erschütterung nicht irren, er kannte seine Pflicht, und erfüllte diese mit Unverdrossenheit. Und wenn das ganze Heer zertrümmert sei, meinte er, sein Bataillon stehe noch kriegsfertig da, und werde

jederzeit leisten, was braven Soldaten möglich. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit auf den Dienst, auf die Mannschaft, und suchte diese wie in strenger Zucht, so in guter Stimmung zu erhalten. Wirklich hatte er die Befriedigung, daß seine Leute, trotz der Verlockungen des benachbarten polnischen Aufstandes, mit wenigen Ausnahmen treu bei der Fahne blieben. Schweren Kummer verursachte ihm in dieser Zeit auch die politische Haft seines Bruders Dietrich. Kaum hatte er dessen Abführung von Berlin nach Kolberg vernommen, so schrieb er an den dortigen Kommandanten, um den Unglücklichen ihm auf's wärmste zu empfehlen, und stellte diesem alle Hülfsmittel zu Gebot, über die er im Augenblicke verfügen konnte, und die in dieser ungewissen Zeit ihm selbst und den Seinigen kaum entbehrlich waren. —

Nach den unglücklichen Schlachten in Thüringen, deren Unheil mit jedem Tage zu größeren Folgen in ungeahndeter Größe sich entwickelte, hatte man anfangs gehofft, hinter der Oder wieder Stand halten und das Vordringen des Feindes hemmen zu können. Zu diesem Zweck war General von Lestocq befehligt worden, aus den in Preußen zerstreuten Truppen eine Stärke von 17 Bataillonen, 30 Schwadronen und 76 Geschützen zusammenzuziehen und an die Oder vorzuführen. Aber ehe diese Truppen, zu denen auch Bülow's Bataillon gehörte, nur an der Weichsel versammelt waren, hatten die raschen Franzosen schon diesen Fluß erreicht, und machten Anstalt ihn zu überschreiten. Die Gesammtstärke der Preußen, die hier unter dem Oberbefehl des Generals der Reiterei Grafen von Kalckreuth vereinigt war, betrug kaum 24,000 Mann, und konnte sich gegen die feindliche Uebermacht im offenen Felde nicht behaupten. Indeß war es schon gewiß, daß ein russisches Hülfsheer in Eilmärschen heranrückte, und es kam jetzt vor allem darauf an, bis zu dessen Eintreffen dem Feind möglichst wenig Land zu überlassen. Lestocq befehligte die Vorhut, und unter ihm hielt Bülow an der obern Weichsel die Stadt Thorn besetzt. Hier wollte der Marschall Lannes den Uebergang erzwingen, und machte dazu vom 21. bis 24. November die nöthigen Vorbereitungen. Bülow zerstörte durch wiederholte glückliche Ueberfälle

die feindlichen Anstalten, führte 26 der größten Kähne hinweg, welche die Franzosen mühsam zusammengebracht hatten, und zwang diese ihr Vorhaben hier aufzugeben, um es stromaufwärts an anderer Stelle zu versuchen. Im Anfang des Dezembers kamen die Russen an, wollten aber fürerst nicht bis Thorn vorgehen, daher Lestocq sich genöthigt sah, diesen Punkt aufzugeben, und sich ihnen rückwärts anzuschließen. Im Januar 1807 wechselte er mehrmals seine Aufstellung, um Königsberg zu decken, und vereitelte bei Angerburg glücklich den Handstreich, welchen der Marschall Ney durch den General Colbert auf diese Stadt versuchen ließ.

Lestocq hatte zwei Vorposten-Brigaden gebildet, deren eine der Oberst von Maltzahn, die andere Bülow befehligte; sie waren von allen Waffengattungen zusammengesetzt, lieferten dem Feinde tägliche Gefechte, und blieben meist im Vortheil. Bülow verstand es trefflich, die verschiedenen Truppen wirksam zu gebrauchen, auch setzten sie alle ein großes Vertrauen auf ihn. Doch das wandelbare Kriegsglück ließ ihm bald einen bedeutenden Unfall widerfahren. Am 5. Februar waren die Franzosen bei Waltersdorf heftig vorgedrungen und hatten sich in ein Gehölz geworfen, sie wurden zwar nach tapfrem Widerstande zurückgeschlagen, machten aber bald mit großer Uebermacht einen neuen Angriff, umgingen den linken Flügel der Preußen und bedrohten deren Rückzugslinie., Bülow erkannte die Gefahr, warf sich an der Spitze eines Bataillons ihnen muthig entgegen, und hielt durch sein wirkames Gewehrfeuer ihr weiteres Vordringen kurze Zeit auf; allein schnell entwickelten sie neue Streitkräfte, die bis dahin nicht gesehen worden waren, die Preußen sahen sich von allen Seiten angegriffen, und mußten, da sie keine Unterstützung bekamen, eiligst weichen. Der Rückzug ging durch ein Dorf, hier war unglücklicherweise der Weg durch Gepäck und Troß versperrt, die französische Reiterei unter dem General Lasalle benutzte diesen Augenblick zum Einhauen, das in Unordnung gerathene preußische Fußvolk vermochte nicht zu widerstehen, und wurde großentheils niedergemacht oder gefangen. Besonders litten die Füsiliere großen Verlust, Bülow selbst wurde durch eine Flintenkugel im linken Arm

verwundet, sein Bataillon fast aufgerieben. Dies war ein harter Schlag, der doch weder den Truppen noch ihrem Anführer zum Vorwurf gereichen konnte, im Gegentheil wurden beide wegen ihrer Tapferkeit belobt. Auch ließ Bülow sich durch den Unfall keineswegs beugen. Als noch am nämlichen Abend bei Mohrungen, wo die Verfolgung nachließ, einige seiner Offiziere todtmüde und niedergeschlagen in seinem Quartier sich einfanden, wo er sich eben verbinden ließ, rief er ihnen zu: „Muth, Kammeraden! So wahr die Kerls uns heute tüchtig geprügelt haben, prügeln wir sie dafür ein andermal!“

Seine Wunde machte ihn für einige Zeit undienstfähig. Er konnte daher in der Schlacht von Preußisch-Eylau, die am 7. und 8. Februar geliefert wurde, nicht mitkämpfen. Das hitzige Andringen der Franzosen bei Waltersdorf mit solcher Uebermacht erklärte sich durch das allgemeine Vorrücken zu dieser Schlacht, zu deren einleitenden Gefechten jenes unglückliche Treffen mitgehörte.

In diese Zeit fällt ein Schreiben an Bülow von seinem in Kolberg gefangen sitzenden Bruder Dietrich, der bei aller Unbill und Härte, die er vom Vaterlande litt, dennoch mit rastlosem Eifer über Planen zu dessen Rettung und Heil brütete. Mit der ihm stets eignen Kühnheit des Geistes und Selbstvertrauens hatte er einen Anschlag erdacht, den Feind aus Preußen hinauszuzwingen, vielleicht zu verderben. Er verlangte nur den Majorstitel, zweitausend Mann, und freie Hand. Er wollte von Kolberg in unbemerkten Eilmärschen nach Berlin vordringen, dem Feinde seine Verbindungen abschneiden, seine Vorräthe, Kassen, Ersatzmannschaften aufheben, alle Preußen, ja alle Deutschen zu den Waffen rufen, und in kürzester Frist ein furchtbares Heer versammelt haben. An sich war ein solcher Gedanke gewiß nicht zu verwerfen; mit größern Mitteln und beschränkterer Absicht sollte bald nachher Blücher eine solche Unternehmung versuchen. Ob die Denkschrift dem General von Rüchel, wie sie es verlangte, vorgelegt worden sei, können wir nicht sagen; jedenfalls aber mußten manche Sätze darin zu abentheuerlich, so wie schon der Name des Urhebers zu anstößig erscheinen, als daß eine

Genehmigung zu hoffen gewesen wäre. Sich des unglücklichen Bruders anzunehmen, war indeß Bülow schon früher bedacht gewesen; er hatte schon am 1. Februar dessen Freilassung durch ein dringendes Bittschreiben bei dem Könige nachgesucht, dieser jedoch geantwortet, daß er der brüderlichen Liebe die Fürbitte gern zu gute halte, sie aber schon jetzt nicht gewähren könne, indeß aus Rücksicht für ihn den Obersten dem Kommandanten von Kolberg aufgegeben habe, den Gefangenen nicht Noth leiden zu lassen. Soviel uns bekannt, ist nach jener Denkschrift kein späteres Lebenszeichen von Dietrichs Hand mehr erfolgt. —

Bülow's Wunde war noch nicht geheilt, als sein Füsilierbataillon, das freilich fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, in der Vorposten-Brigade des Obersten von Maltzahn wieder tapfer kämpfte, am 24. Februar bei Braunsberg an der Passarge dem Feind eine Schlappe beibringen half, aber am 26. ebendaselbst auch wieder gegen feindliche Uebermacht ein unglückliches Gefecht zu bestehen hatte. —

Napoleon indeß, der durch die Schlacht bei Eylau zu großen Verlust erlitten hatte, um sogleich gegen das nicht besiegte Heer der Russen und Preußen den Krieg im offnen Felde mit aller Kraft fortzuführen, hatte beschlossen die Belagerung von Danzig zu unternehmen. Anfangs März begann die Einschließung. Die preußische Besatzung war für die weitläufigen Werke des Platzes nicht stark genug, die Mannschaft großentheils unzuverlässig, besonders wegen der darunter befindlichen vielen Polen, denen der polnische Aufstand in Südpreußen ein lockendes Beispiel gab. Der General Graf von Kalckreuth, der ungern unter dem Oberbefehl des russischen Generals von Bennigsen gestanden hätte, aber sich in der Selbstständigkeit eines Festungsbefehlshabers gefiel, traf von Königsberg ein um die Vertheidigung zu unternehmen. Er führte sie mit Einsicht und Tapferkeit, nach Maßgabe der Kräfte, über die er verfügen konnte. Doch wurden ihm auch manche Vernachlässigungen vorgeworfen. Er verlor sehr bald die Verbindung mit den nahen Festen Neufahrwasser und Weichselmünde, und bald auch die mit Pillau und Königsberg über die Nehrung. Auf diesem etwa

12 Meilen langen schmalen Landstriche zwischen der Ostsee und dem frischen Haf war von Pillau her der General von Ronquette vorgedrungen, um die Verbindung mit Danzig offen zu halten, aber theils wegen zu geringer Truppenzahl, theils aus Mangel an Handbietung von Seiten Kalckreuth's, hatte er vor der Uebermacht des auf ihn eindringenden Feindes schnell zurückweichen müssen, und die Nehrung am 26. März völlig geräumt. Wegen dieses Mißgeschickes wurde sogleich eine Untersuchung gegen Ronquette angeordnet, bei welcher Bülow das Amt eines Berichterstatters zu versehen hatte. Sein Antrag, auf wahre Gerechtigkeit und Einsicht gegründet, ging auf völlige Freisprechung, da Ronquette alles gethan hatte, was unter den gegebenen Umständen möglich war; dagegen fiel auf Kalckreuth mancher Tadel, ja man sagte, er habe mit Absicht Ronquette im Stich gelassen, weil dieser in früheren Verhandlungen über die Frage, ob die Reiterei ihre Wendungen besser zu dreien oder zu vieren mache, sein Gegner gewesen sei! — Bülow ahndete bei seinem Berichte wohl nicht, daß er selbst alsbald in derselben Aufgabe wie Ronquette scheitern sollte! —

Da Kalckreuth infolge dieser Nachtheile mehr und mehr bedrängt wurde, so forderte er wiederholt und dringend, daß der Entsatz der Festung versucht, ihm wenigstens Verstärkung an Mannschaft und neuer Pulvervorrath zugeführt würde. Bennigsen konnte dieses letztere nicht verweigern, und beschloß den russischen General Kamenskii mit einigen tausend Mann und ansehnlichen Vorräthen nach Danzig abzusenden. Kalckreuth hatte gewünscht, daß die Hülfe ihm über die Nehrung zugeführt würde, aber Bennigsen zog den Seeweg vor, da sich englische und auch schwedische Kriegsschiffe bereit fanden die Ueberfahrt von Pillau nach Neufahrwasser und Weichselmünde zu sichern. Kamenskii sollte hier seine Truppen ausschiffen, rasch auf Danzig vordringen, und mit Hülfe eines kräftigen Ausfalls von Seiten Kalckreuth's die Verbindung öffnen. Hiezu mitzuwirken war ein gleichzeitiger Angriff auf der Nehrung verfügt, doch nur um den Feind über jenen zu täuschen und seine Aufmerksamkeit hieher zu lenken, daher mit nur geringen Kräften. Zum Führer dieses Angriffs

und überhaupt zum Befehlshaber auf der Nehrung wurde Bülow ernannt, der um die Mitte des Aprils von Pillau mit den ersten Truppen, die grade zur Hand waren, auf die Nehrung übersetzte. Kalckreuth, von Bülow's neuer Bestimmung durch diesen benachrichtigt, theilte sogleich seine Plane und Hoffnungen ihm schriftlich mit, rieth aber unter 4000 Mann den Hauptangriff nicht zu wagen, und schloß seinen Brief mit den Worten: „Ich freue mich, daß Euer Hochwohlgeboren hergestellt sind, und da ich Dieselben als einen der besten Offiziere so aufrichtig schätze, so wird es mir innigste Freude sein, mit Denenselben wieder in Dienstverbindung zu treten.“ Solche Truppenzahl hatte Bülow freilich nicht, indeß versuchte er mit denen, über die er verfügte, das Mögliche zu leisten. Die an der Spitze der Nehrung, Pillau gegenüber liegende Schanze, die im Fall eines Unglücks als Zuflucht dienen mußte, ließ er eiligst verstärken und mit einigem Geschütz versehen, und ging dann rasch auf die französischen Posten los, die seinen Angriff nicht abwarteten. Er trieb sie bis Kahlberg zurück, und seine Vorposten standen in Polski, so daß die Preußen einen Theil der frischen Nehrung, die Franzosen den übrigen Theil und die ganze Danziger Nehrung besetzt hielten. Bevor er weiter vorrückte, mußte Bülow die Nachricht von Kamenski's erfolgter Abfahrt so wie die Verstärkung abwarten, die seiner kleinen Schaar noch zugesagt und nöthig war. Beides verzögerte sich über die Maßen, und Bülow brachte mehrere Wochen in peinlichster Ungeduld hin.

Seine Lage war höchst unangenehm; er konnte jeden Augenblick mit Uebermacht angefallen werden, und durfte selber nichts unternehmen, um nicht den größern Zweck zu gefährden, vielleicht ganz zu vereiteln. Da jedoch die Franzosen ihm gegenüber so gar nicht kampflustig schienen, und es wünschenswerth war zu dem beabsichtigten Schlage möglichst weit vorgerückt zu sein, so ließ er endlich am 9. Mai mit großer Behutsamkeit seine Vorhut bei Vöglers vorgehen, wo sie auf den Feind stieß, der etwa 400 Mann Fußvolk und 200 Reiter stark schien. Ein dicker Nebel, der keine genauere Erkundung zuließ, hielt beide Theile in vorsichtiger

Unthätigkeit. Die Preußen hatten zur Sicherung ihrer linken Flanke und zum Nachführen von Lebensmitteln, die auf der öden Erdzunge gänzlich fehlten, im Haf einige bewaffnete Schiffe, die sich ebenfalls nicht weiter vorwagten. So stand man sich ein paar Tage mißtrauisch gegenüber. Am 11. Mai kamen aus Pillau 300 Mann gemischten Fußvolks, bald auch das Bülow'sche Füsilierbataillon, das bei der Ueberfahrt vom Sturm verschlagen gewesen war, endlich die ersehnte Nachricht, daß Kamenskii mit seinen eingeschifften Truppen in See gegangen sei.

Nun brach Bülow, indem er seine Streitkräfte vereinigt und gemustert, am 13. Mai in aller Frühe von Vöglers auf, und rückte entschlossen gegen Kahlberg. Seine sehr gemischte Schaar bestand aus 2500 Mann Fußvolk, 280 Reitern und 4 Geschützen. Sein Füsilierbataillon hatte sich nach den großen Verlusten bei Waltersdorf und Braunsberg wieder ergänzt, aber statt der alten bewährten Mannschaft zählte es jetzt fast nur unversuchte Neulinge. Der Rittmeister von Möllendorf, der die Reiterei befehligte, hatte 120 Reiter seiner eignen kleinen Freischaar, 120 Husaren und Dragoner, ferner 40 donische Kosaken. Der Marsch geschah in drei Kolonnen, von denen die eine dicht am Ostseestrande, die mittlere am Fuße der Dünen, die dritte auf deren Höhen hinzog. Der Feind, als er diese Kolonnen rasch anrücken sah, verließ Kahlberg und wich ohne Gefecht immer weiter zurück. Nach Bülow's Ermessen mußte Kamenskii bereits am Orte seiner Bestimmung angelangt sein, allein da keine Nachricht die Gewißheit brachte, so gingen wieder zwei Tage in stillem Abwarten verloren. Endlich am 15. erscholl der Kanonendonner und man wußte, das Kamenskii seinen Angriff begonnen hatte. Schnell rückte nun Bülow mit allen Truppen vor, und gelangte mit der Vorhut bis Bodenwinkel, wo der Raum linkshin sich weiter öffnet und zum Gefecht günstiger wird. Da jedoch gegen Mittag das Feuer von Kamenskii's Angriff, anstatt näher zu kommen, sich entfernte, und bald ganz verstummte, so mußte Bülow auf's neue Halt machen. Er stellte seine Truppen staffelweise von Steegen bis Bodenwinkel auf, bereit zu jeder Bewegung, welche die Umstände

fordern könnten. Ein Offizier, den er zur See nach Weichselmünde sandte, um über die Lage der Sachen dort Auskunft zu erlangen, kam nicht zurück, und alles blieb in peinlicher Ungewißheit.

Am 16. Mai hörte man aus der Nähe von Danzig wieder lebhaftes Geschütz- und Gewehrfeuer, worauf Bülow sogleich wieder vorrückte. Ungeduldig an den Feind zu kommen, und ihn von dieser Seite möglichst zu beschäftigen, ließ er die Reiterei unter Möllendorf nach Heubude vortraben, wo der gutverschanzte Feind zwar nicht anzugreifen, aber der Gang des Gefechtes bei Danzig genau zu erkennen war. Doch auch diesmal schwieg das Feuer bald, und die Truppen Kamenskii's schienen sich zurückzuziehen.

Bülow hatte die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ablenken wollen: dies war ihm wirklich, und leider ohne daß jenseits Vortheil davon gezogen wurde, nur zu sehr gelungen. Die Nachricht, daß die Preußen wieder auf der Nehrung vorrückten, war an Napoleon gelangt, und mit zornigem Mißfallen hatte er den heftigen Befehl ertheilt, die allzudreiste Schaar ohne Säumen in's Meer zu werfen; demgemäß wurde General Beaumont beordert sogleich mit 1000 Dragonern, mit genugsamem Fußvolk und Geschütz über die Elbinger Weichsel auf die Nehrung vorzudringen. Ein starker Nebel begünstigte den Ueberfall. Möllendorf wurde den Feind erst gewahr, als er schon in voller Macht dicht heran war, verlor die Besonnenheit, und anstatt durch plötzlichen Angriff ihn, wenn auch noch so kurze Zeit aufzuhalten, damit Bülow von der Gefahr benachrichtigt werden könnte, eilte er gleich zurück, und kam vom Feinde rasch verfolgt mit diesem zugleich in Steegen an, wo die größte Verwirrung eintrat. Zum Glück waren die Truppen so gestellt, daß sie augenblicklich den Rückzug auf Kahlberg antreten konnten, wo sich die Nehrung auf etwa 700 Schritt verengt, und ein fester Widerstand möglich war. Bülow selbst war bei der Nachhut, und ermuthigte die Soldaten durch kräftiges Wort und Beispiel. Hinter Bodenwinkel, wo der Weg in Waldung führte, nahm er die Reiterei, die bisher mit dem nachdrängenden Feinde nothdürftig geplänkelt hatte, hinter die Füsiliere zurück,

die nun die nächsten am Feinde blieben, befahl aber, daß Möllendorf sich stets zum Angriff bereit halten, und auch an Stellen, wo das Gehölz lichter wurde, kleine Reitertrupps auf die Flügel der Füsiliere schicken sollte. Anfangs ging alles in leidlicher Ordnung, und ein zu heftig andringendes Bataillon französischer Voltigeurs wurde mehrmals durch Gewehrfeuer und vorsprengende Reiter gehemmt und zurückgewiesen. Aber an einer Stelle, wo der Wald sich etwas öffnete, brach unvermuthet eine starke Schaar feindlicher Dragoner hervor, die preußische Reiterei war trotz der ertheilten Befehle nicht gleich zur Hand, die Füsiliere glaubten sich von ihr verlassen, geriethen in Verwirrung, und hielten den heftigen Stoß des von allen Seiten anfprengenden Feindes nicht aus. Vergebens suchte Bülow, unterstützt von seinen Offizieren, die Ordnung herzustellen, stieg vom Pferde, befahl, bat, die unerfahrene Mannschaft lief aus einander, suchte Schutz im Walde, und fand nur um so gewisser Tod oder Gefangenschaft. Bülow, der nur mit Mühe wieder auf sein Pferd kam, jagte nun zu seiner Reiterei, rief sie mit gewaltigen Worten an, setzte sich an ihre Spitze, und brachte sie in vollem Rennen herbei. In einem schmalen Wege, der nur eine Front von acht Reitern zuließ, stürzte er mit gedrängter Schaar nun seinerseits auf den überraschten Feind, dem 70 bis 80 Mann niedergehauen, ein Offizier und acht Dragoner gefangen genommen wurden. Die Füsiliere jedoch waren schon zersprengt, das Bataillon zum zweitenmale fast vernichtet, die meisten der tapfern Offiziere gefangen!

Selbst der augenblickliche Erfolg konnte nur von kurzer Dauer sein. Als die übrigen Truppen aus dem Walde sich glücklich herausgezogen, ließ Bülow bei Kahlberg sie zwar wieder Front machen, um dem Feinde Einhalt zu gebieten, aber längst des Seestrandes rückten 4 französische Reiterregimenter in seiner rechten Flanke vor und drohten seine Stellung zu umgehen, und durch den Wald folgte zahlreiches Fußvolk, dessen Trommeln und Hörner schon ganz nahe gehört wurden, es wurde später auf 6000 Mann geschätzt; der vereinte Angriff einer solchen Uebermacht durfte nicht abgewartet werden, Bülow setzte daher den Rückzug fort, in

drei länglichen Vierecken, welche bald im Schutze ihrer Ordnung den Vortheil über den durch die Verfolgung aus einander gerathenen Feind gewannen, und seine wiederholten Angriffe standhaft abschlugen. Eine Kanone versank unglücklicherweise im Flugsand, und zwei andere, vom feindlichen Geschütz zerschossen, mußten gleicherweise zurückgelassen werden. Allmählig ließ die Verfolgung nach; Beaumont, dem besondre Vorsicht empfohlen war, und den die Schüsse zweier Kanonenboote Bülow's vom Hafen her in der rechten Flanke beunruhigten, besorgte in einen Hinterhalt zu fallen, und ließ seine Truppen Halt machen. Bülow konnte schon hinter Polski wieder stehen bleiben, und hinter gut ausgestellten Feldwachten seine Truppen ruhig lagern lassen. Inzwischen hatte sein längeres Verweilen hier jetzt keinen Zweck mehr, er ließ daher nur einige Beobachtungsposten gegen den in die Stellung von Kahlberg zurückgegangenen Feind stehen, und die übrigen Truppen in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Verschanzungen auf der Nehrungspitze bei Neutief einrücken.

Bülow gab seinen Verlust in diesen Gefechten auf 700 Mann, etwa 16 Pferde und 3 Kanonen an; was aus den 40 Kosaken geworden, die sich gleich im Anfange des Gefechts zerstreut hatten, wußte niemand zu sagen, ohne Zweifel sind sie bei ihrem Pulk richtig wieder angekommen. In Bülow's Bericht an den König heißt es zuletzt: „Alle Unfälle, so entstanden, kommen daher, daß die Vorposten nachlässig gewesen, daß die mir zugetheilte ganze Infanterie aus lauter Rekruten und unsichern Leuten bestand, daher ich mich noch glücklich schätze, bei diesem Zusammenfluß widriger und nachtheiliger Verhältnisse das Ganze noch in der Ordnung zurückgebracht zu haben." In der That konnte kein Vorwurf ihn treffen, in seiner Aufgabe schon lag nicht der Zweck eignen Sieges, vielmehr die Pflicht einem höheren Zweck zu dienen, sich nöthigenfalls zu opfern; dieser war vollkommen erreicht worden, wenn ohne den gehofften Nutzen, so war das nicht seine Schuld; überdies hatte er gleichsam den Kaiser Napoleon selbst zum Gegner gehabt, dessen persönlicher Befehl jene Uebermacht gegen ihn ausgeschickt. Doch war es natürlich, daß die zweimalige Vernichtung seines Füsilierbataillons un-

angenehm auffiel. Der General von Stuttersheim, der bisher längere Zeit sein Brigadier gewesen, sagte bei dieser Gelegenheit, Bülow's Verhalten sei untadelhaft gewesen, er habe sowohl richtige Einsicht als große Tapferkeit bewiesen, aber man sehe, er habe kein Glück! Ein Ausspruch wohlwollenden Bedauerns, den aber die Folgezeit glänzend in sein Gegentheil umkehrte. —

Nachdem das Unternehmen Kamenskii's völlig gescheitert war, und er unverrichteter Sache hatte wieder abziehen müssen, sah Kalckreuth keine Hoffnung des Entsatzes mehr, und bei erschöpften Mitteln kaum die Möglichkeit längerer Vertheidigung. Er wollte das Aeußerste nicht abwarten, und auf ehrenvolle Bedingungen, die später nicht hätten erlangt werden können, erfolgte die Uebergabe der Stadt und Festung Danzig. Der Schlag kam nicht unerwartet, wurde aber in seinen Folgen schwer empfunden, gewährte den Franzosen einen neuen unschätzbaren Stützpunkt an der Weichsel, und machte ihnen eine große Zahl von Truppen verfügbar im freien Felde. Doch hatten auch die Russen Verstärkung aus dem Innern erhalten, und der Kaiser Alexander war entschlossen, den Krieg mit aller Kraft fortzusetzen. Dem Könige von Preußen blieb ohnehin keine andere Wahl, und seine tapfren Truppen, jetzt von bewährten Feldherren geführt, sahen voll Muth und Zuversicht neuen Kämpfen entgegen, aus denen zuletzt, so hielten sie sich überzeugt, die Sache Preußens siegreich hervorgehen müsse. Um für den Verlust von Danzig einigen Ersatz zu gewinnen, wandte sich die preußische Kriegsthätigkeit mit verstärktem Eifer nach Pommern, wo Blücher eine starke Macht preußischer und russischer Truppen unter seinem Befehl vereinigte, und unterstützt von englischen und schwedischen Hülfsvölkern, im Rücken des französischen Heeres vordringen und dem ganzen Krieg eine neue Gestalt geben sollte. Bülow erhielt die Anstellung als Brigadier bei den Blücher'schen Truppen, schiffte sich zu Pillau am 31. Mai mit einigem Fußvolk und 2 Schwadronen ein, und landete nach beschwerlicher Seefahrt am 6. Juni auf der Insel Rügen, wo die Truppen einige Zeit verweilten, dann aber

nach Schwedisch-Pommern übersetzten, wo die Preußen eine Stellung zwischen Stralsund und Greifswald inne hatten.

Hier fand Bülow die Lage der Dinge weit unter seiner Erwartung; hier war für die Ausrüstung und Einübung der Leute noch viel zu thun, ehe sie als kriegstüchtig gelten konnten; nur dem thätigsten, unverdrossensten Eifer konnte es gelingen, die zahlreichen Mängel, die überall sichtbar waren, nach und nach zu beseitigen. Der Oberstlieutenant von Borstell hatte die Reiterei, Bülow das Fußvolk unter besondrer Obhut, beide machten die größten Anstrengungen, um zahlreiche Mannschaft gerüstet und eingeübt in's Feld zu stellen, den Dienst zweckmäßig zu ordnen, die nöthige Zucht zu erhalten. Wer jemals an einem Geschäft dieser Art auch nur in kleinstem Maße Theil genommen, der kann beurtheilen, welche Fürsorgen hier täglich eintraten, welche Schwierigkeiten unaufhörlich zu bekämpfen waren; zu den letzteren gehörte noch besonders die Rücksicht, welche stets auf die vielen fremden Verhältnisse zu nehmen war, auf die russischen, englischen und schwedischen Mitstreiter, ihre Ansichten und Forderungen. Namentlich hatte Bülow mit schwedischen Offizieren, die seinen Anordnungen entgegen traten, ärgerliche Verwickelungen, in denen er doch sein Recht mit Ernst behauptete.

Durch die erfolgreichen Bemühungen war es endlich dahin gediehen, daß alles für den beabsichtigten Kriegszug fertig stand, der, wenn er die Spree und Elbe rasch erreichte, den allgemeinen Stand der Dinge bedeutend ändern und die größten Ereignisse hervorrufen konnte. Jeden Tag erwartete man den Befehl zum Aufbruch. Bülow befehligte eine aus allen Waffen zusammengesetzte Vorhut, die Freischaar von Schill war ihm zugetheilt, alles war voll Muth und Vertrauen. Da kam plötzlich die Kunde von der in Preußen bei Friedland verlorenen Schlacht, darauf die von dem in Tilsit eingegangenen Waffenstillstand, infolge dessen die englischen und schwedischen Truppen sich von den preußischen und russischen sogleich trennten, endlich die Anzeige von dem am 9. Juli 1807 zu Tilsit unterzeichneten unseligen Frieden, der den unglücklichen Krieg so traurig beendete. Der Eindruck

dieser Nachrichten war furchtbar, der eben noch so hoffnungsvolle Muth plötzlich gebeugt, jede tröstende Aussicht auf lange Zeit verschlossen. Bülow fühlte das Unglück des Vaterlandes, die Trostlosigkeit einer Zukunft, die unter so demüthigenden Friedensbedingungen anhob. Sein Gefühl, schon durch persönliches Leid tief zerrissen, war nur um so empfänglicher für die neuen Schicksalsschläge, die ans dem allgemeinen Zustand ihn mittrafen.

Kurz vorher nämlich hatte Bülow aus Königsberg die Nachricht erhalten, daß seine geliebte Gattin, die er daselbst im Hause ihrer Eltern gelassen hatte, am 29. Juni von einer Tochter entbunden worden, drei Tage darauf aber an den Folgen der Niederkunft gestorben sei. Sein Schwager, Lieutenant von Auer, war von den betrübten Eltern beauftragt, dem unglücklichen Gatten seinen Verlust mit größter Schonung beizubringen. Aber alle mildernde Vorbereitung war umsonst, ihn traf der harte Schlag mit erschütternder Gewalt, sein Schmerz gränzte an Verzweiflung. Sein Herz hing mit innigster Liebe an der theuren Entschlafenen, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie nicht mehr sehen zu sollen. Wenigstens hoffte er die geistige Nähe der Abgeschiedenen noch gewahr zu werden. Einst hatten beide Ehegatten in geweihter Stimmung sich das Versprechen gegeben, wer von beiden zuerst stürbe, solle dem Ueberlebenden erscheinen, falls die Gesetze der Geisterwelt dies erlaubten; er gedachte jetzt leidenschaftlich dieser Zusage, und harrte sehnsüchtig des Trostes einer solchen Erscheinung. Die früh aufgenommenen Swedenborg'schen Vorstellungen wirkten jetzt lebhaft auf seine Einbildungskraft. Allein er sah seine heißen Erwartungen getäuscht, kein Geist erschien. Dagegen blieb er in tiefster Seele bis an seinen Tod mit der geliebten Verstorbenen innig verbunden, und nie sprach er ihren Namen aus, oder hörte ihn von Anderen nennen, ohne daß in seinen edlen Gesichtszügen sich Trauer und Rührung ausdrückten. Den mit ihr geführten Briefwechsel verwahrte er sorgfältig, und die Blätter wurden, einer frühen Verordnung gemäß, mit ihm in den Sarg gelegt. Ihren Namen mußte die Tochter führen, und diese blieb sein Liebling, vor den späteren, von

dem Vater gleichfalls zärtlich geliebten Geschwistern durch den schmerzlichen Vorzug ausgezeichnet, das lebendige Andenken der Hingeschiedenen zu sein. Auch muß in diese Zeit die Kunde von dem Ableben des unglücklichen Bruders Dietrich fallen, durch die unsicheren Angaben und Zweifel, von denen sie begleitet war, nur um so herber und düsterer. So verflochten sich in Bülow's heftig aufgeregter Brust häusliches und öffentliches Unglück in gemeinsamen Schmerz! —

Durch den Frieden von Tilsit verlor Preußen die Hälfte seiner Länder; ihm zur Seite erstand aus dem losgerissenen Südpreußen feindlich ein polnischer Staat, Sachsen als neues Königreich, Danzig als französischer Freistaat, andererseits ein Königreich Westphalen in völliger Abhängigkeit Frankreichs; die östlichste Provinz Preußens, mit 800,000 Einwohnern, nahm unbegreiflicherweise Rußland für sich dahin. Den Franzosen blieb vertragsmäßig beliebiger Truppendurchzug nach Polen und Danzig offen, sie behielten vorläufig die drei Oderfestungen Glogau, Küstrin und Stettin besetzt, das Land mußte die Besatzungen verpflegen, daneben ungeheure Kriegszahlungen abtragen. Aber auch diejenigen Länder, welche der Frieden wiedergeben sollte, blieben von französischen Truppen und Behörden besetzt und ausgebeutet, in der Hauptstadt Berlin schwelgte französische Verwaltung. Der Staat, verstümmelt, verarmt, gefesselt, mit unerschwinglichen Lasten bedrückt und fortwährend von neuer Gewaltthat bedroht, lag der Willkür eines Siegers preisgegeben, dessen Macht im Augenblicke durch nichts beschränkt wurde, am wenigsten durch Recht und Vertrag, die nur galten solang es ihm beliebte. Eine bedrängtere, trostlosere Lage war kaum zu denken, sogar die Möglichkeit einer Herstellung schien abgeschnitten, die Aussicht in die Zukunft düster verhüllt; Preußen durfte nur 42,000 Mann Truppen halten, mußte den Hülfsquellen des Seehandels entsagen.

Und dennoch hegte dieser mißhandelte, zerrüttete und gelähmte Staat frische Lebenskraft, trug in sich die gesunden Keime neuen Erstarkens, deren mächtiges Treiben schon inmitten des Krieges wirksam begonnen hatte. Muth und Selbstvertrauen waren gebeugt, aber nicht gebrochen, die Zuversicht

stand fest in allen Edeln, daß diese Geschicksloose nicht die schließlichen für Preußen sein konnten; die Erinnerung an die Zeiten früheren Ruhmes war lebendig, man fühlte die Pflicht und Kraft ihn zu erneuern. Durch den Mißbrauch ihrer Gewalt, durch die Härte ihrer Bedrückung, durch den Hohn ihres Uebermuthes erweckten die Franzosen fortwährend allgemeinen Haß, der dem Vaterlandseifer der Preußen sich innig verbündete. Diese vorherrschende Stimmung des ganzen Volkes fand ihren stärksten Ausdruck im Kriegerstande. Aus ihm, dem durch die beispiellosen Niederlagen am tiefsten verletzten, gingen nun die kräftigsten Bestrebungen neuen Aufschwungs hervor. Schon im Fortgange des unheilvollen Krieges hatten die Preußen unter wackern Anführern die alte Tapferkeit gezeigt, freilich bei kleiner Minderzahl gegen die Uebermacht jetzt großentheils erfolglos, aber der muthige Kriegsgeist erwies sich als unverlorenes Erbtheil. Dem feindlichen Heer und besonders seinem obersten Feldherrn mußte man große Ueberlegenheit zugestehen, aber Offizier und Soldat als solche fühlten sich den Franzosen gegenüber keineswegs im Nachtheil, Mann gegen Mann durfte jeder dem Feinde Trotz bieten, und auch mit dessen siegreicher Kriegskunst dachten die Kundigen es einst aufzunehmen, wenn erst Mittel und Gelegenheit dazu sich darböte. Das Unglück Preußens erschien als ein zufälliges, nicht als eine Schickung in die man sich ergeben müsse, die Machtherrschaft Napoleons nicht nur als ein Unrecht, sondern auch als eine Unrichtigkeit, die auf ihre Abstellung warte. Bei solcher Stimmung, die allgemein zu neuer Waffenerhebung und zur Befreiung strebte, bestand Preußen noch im Innern fest, nicht nur als der frühere machtberechtigte, sondern auch als ein neu zu belebender, nach Abwerfen des Verdorbenen zu höherer Entwickelung berufener Staat. Das noch vor kurzem so große Heer war auf eine mäßige Zahl beschränkt, nur ein kleiner Theil der früheren Offiziere fand hier Anstellung, aber während viele von Noth oder auch von Eifer getrieben in fremden Diensten eine Zuflucht suchten, blieb die Mehrzahl im Lande daheim, im Volke zerstreut und mit ihm verkehrend, nur Krieg sinnend und ihn aus eignen Kräften vorbereitend.

Wir mußten diese Verhältnisse und Stimmungen hier bezeichnen, weil sie auch in Betreff Bülow's wichtig sind. Auch er war von der Gesinnung erfüllt, welche die Herstellung der Macht und Ehre Preußens zuversichtlich erwartete, und Haß und Krieg gegen die Fremdherrschaft zu entzünden strebte, doch da er zu den Begünstigten gehörte, die im Heerdienste und dessen nächsten Pflichtgeboten unterworfen blieben, so war er im Handeln mehr gebunden als manche Freunde, denen er darum zuicht weniger zustimmte. Während Andere, denen dies nicht nm Tadel gesagt sein soll, die Sache des Vaterlandes im größten Umfang und höchstem Sinn auffaßten, wobei die augenblickliche Gestalt und Lage Preußens oft minder in Betracht kam, und über den Zwang des Tages hinaus ihr Ziel in kühnem Wagniß verfolgten, hielt Bülow, bei gleichem Eifer und Muth, an dem Nächstgegebenen fest, und ließ sich auf weitersehende Dinge nicht ein. Wenn er bei preußischen Truppen stand, Befehle von der Hand des Königs empfing, und in Ausübung seiner Pflicht nicht gehindert war, so wußte er sich auf seinem rechten Boden und suchte keinen anderen. Wir finden in der That keine Spur, daß Bülow an den Entwürfen und Anschlägen, welche gleich nach dem Frieden von den trefflichsten Männern gehegt und betrieben wurden, irgend Antheil genommen, oder sich mit dem weitverzweigten Tugendbund eingelassen habe. Sein Haß und Zorn gegen das fremde Joch, sein Streben und Hoffen künftiger Befreiung vereinten sich in seinem militairischen Beruf, hier war sein Trotz, seine Thätigkeit. —

Die Truppen, welche noch in Pommern unter Blücher's Befehl bei Kolberg versammelt standen, erhielten die Bestimmung, nach Maßgabe des Abzugs der Franzosen vorzurücken und das geräumte Land zu besetzen. Allein der Feind — denn ungeachtet des geschlossenen Friedens hatte er dies zu sein nicht aufgehört — bezeigte keine Lust, die vertragsmäßige Räumung zu vollziehen, und man mußte sich seiner Willkür fügen. Ihm keinen Argwohn zu geben, und weil ohnehin jede Ersparniß für die ihm schuldigen Kriegszahlungen geboten war, wurden jene Truppen auf den Friedensfuß gestellt; doch verblieb ihnen Blücher als Befehlshaber. Dagegen er-

schien Bülow's Anstellung als Brigadier jetzt überflüssig; er ward abgerufen, und begab sich nach Königsberg, wo er eine neue Bestimmung erhalten sollte.

Hier war alles gedrückt und kleinlaut, schwer leidend an den Folgen des Krieges, gedemüthigt durch den harten Frieden, beunruhigt durch die fortdauernde Nähe des Feindes, der sich Uebergriffe jeder Art erlaubte. Aber in der Stille regten sich die edelsten Kräfte zur innern Wiederherstellung des Staates, besonders auch seiner Wehrhaftigkeit. Die Neubildung des Kriegswesens, schon im Laufe des Feldzugs theilweise begonnen, wurde mit Eifer fortgesetzt. Das verminderte Heer empfing neue zweckmäßige Einrichtungen, unter ihnen die wichtigste, sich im Fall der Noth schnell auf das Dreifache vermehren zu können; man entließ die ausgebildeten Rekruten sogleich wieder als sogenannte Krümper, und zog andere dafür ein, die wieder entlassen wurden. Man sah voraus, daß es doch wieder zum Schlagen kommen müsse, man wünschte es, man mußte auch ohne es zu wünschen darauf gefaßt sein. Bei den neuen Einrichtungen war besonders der Oberst von Scharnhorst wirksam, nächst ihm der Oberstlieutenant von Gneisenau, dann auch Grolman, Boyen und Clausewitz. Bülow schätzte die unbestreitbare Tüchtigkeit und edle Gesinnung dieser Männer, stimmte jedoch in vielen Stücken mit ihnen nicht überein. Ihm war das Veraltete, Unzureichende des alten Wesens längst bekannt, er wußte sehr gut, daß die Kriegskunst seit den Revolutionskriegen, besonders durch den gewaltigen Siegeslauf Bonaparte's, eine andere geworden, auch er forderte raschere Beweglichkeit, bessere Ausrüstung, und kräftigere Verwendung der Truppen, aber dies alles, meinte er, werde sich von selbst finden, wenn im Kriege die rechten Befehlshaber an der Spitze ständen, er fürchtete die durchgreifenden Neuerungen, die sogenannten gelehrten Offiziere, die Theoretiker und Plannacher, von denen sein eigner Bruder Dietrich ihm hier ein abschreckendes Beispiel war. Hatte er diesen früher bisweilen ein verbranntes Gehirn genannt, so nahm er jetzt wohl Anlaß, denselben Ausdruck auch von Anderen zu gebrauchen. Er wollte Verbesserung, Fortschritt, Kraftentwickelung nicht minder als jene Männer; daß er mit

ihnen und sie mit ihm sich nicht besser verständigten, bleibt zu beklagen, mancher spätere Zwiespalt wäre vielleicht nicht entstanden, wenn hier mehr persönliche Annäherung stattgefunden hätte. —

Der König ernannte Bülow'n zum Mitgliede der Kommission, die in Königsberg eingesetzt wurde, um das Verhalten der Generale und Offiziere zu prüfen, die bei den unglücklichen Ereignissen des vergangenen Krieges betheiligt gewesen waren. Das Vertrauen, welches ihn zu dieser Wirksamkeit ausersah, mußte ihm sehr ehrenvoll sein, da nur die tüchtigsten und vorwurfsfreisten Männer, und deren Gerechtigkeitssinn anerkannt war, zu solchem Richteramt konnten berufen werden, dieses selbst aber widerstrebte seinem Gefühl, und nur ungern erfüllte er die harte Pflicht, gegen frühere Kammeraden oder wohl gar ehemalige Vorgesetzte die Strenge der Militairgesetze anzuwenden. Die schmachvollsten jener Vorgänge waren gleich einer Seuche über das Heer gekommen, die namhaftesten Männer hatten wie von plötzlichem Schwindel ergriffen sich feiger Thaten schuldig gemacht, deren sie kurz vorher niemand fähig glauben konnte; die Schuld jedes Einzelnen floß zusammen in die allgemeine, und verlor in dieser einen Theil ihrer Zurechnung; schwere und verhängnißvolle Pflichtvergessenheit forderte strenge Strafe, doch die Größe des Unglücks durfte zugleich bedauerndes Mitleid erregen. Bülow, von soldatischem Ehrgefühl durchglüht, verabscheute Verrath und Feigheit, und hielt ihre strenge Bestrafung für unerläßlich, doch wurde ihm das Zeugniß ertheilt, daß er nie bei diesen Verhandlungen von zu großem Eifer sich habe hinreißen lassen; eben so wenig als sein Gerechtigkeitssinn durch persönliche Neigung sich bedingen ließ.

Obgleich ihm dieses allgemeine Gerichthalten, wobei auch der Unbescholtenste sich erst als solcher durch Zeugen erweisen sollte, durchaus mißfiel, und er mehrmals den Wunsch äußerte, in diesem Geschäft abgelöst zu werden, wurde er doch lange Zeit darin festgehalten. Selbst als er im Dezember 1807 durch die infolge der neuen Formation des Fußvolks verfügte Einverleibung seines Füsilierbataillons in das zu Goldapp stehende Regiment Courbiere als ältester Stabs-

offizier dieses Regiment zu befehligen bekam, durfte er dieser Bestimmung nicht folgen, sondern mußte die persönliche Befehlführung einstweilen dem nächstfolgenden Stabsoffizier überlassen. Er schrieb an diesen, er sei außer Stande auch nur einen Tag von Königsberg abzukommen, indem er Mitglied der Untersuchungskommission sei; dagegen übernahm er die Leitung der Angelegenheiten des Regiments, und berief zwar den einstweiligen Kommandeur nach Königsberg auf kurze Zeit um sich mit ihm zu besprechen, betrieb aber die Geschäfte selbstständig und allein, wie dies immer seine Art war.

Sowohl die beiden Bataillone des Regiments als das ihm einverleibte Füsilierbataillon waren nicht zur Hälfte vollzählig und sollten durch die Mannschaft zweier anderen in Graudenz stehenden und zu diesem Zweck aufzulösenden Bataillone ergänzt werden; es war also eine vollständige Neubildung, die mit großer Arbeit verbunden war, Offiziere schieden aus, andere traten ein, es schien kaum möglich dies alles ohne persönliche Gegenwart abzuthun. Der Inhaber, Feldmarschall de l'Homme de Courbiere, der in Graudenz befehligte, bewirkte daher, daß das Regiment nach Graudenz verlegt und er selbst mit der ferneren Formation beauftragt wurde. Schon im Anfange des Januars 1808 erhielt das Regiment Befehl zum Abmarsch von Goldapp nach Graudenz, und Bülow, nicht ohne Empfindlichkeit über den schnellen Wechsel, schickte sofort alle in Händen habenden das Regiment betreffenden Papiere an dasselbe zurück, verbat sich alle weiteren Zusendungen, sogar die der monatlichen Rapporte, indem es die Lage der Sachen unmöglich mache, daß er sich mit diesen Angelegenheiten ferner befasse. Doch blieb er dem Namen nach Kommandeur des Regiments bis eine neue Beförderung eintrat.

Die Hand Napoleons lag fortwährend schwer auf dem Lande, und verstärkte den Druck nach Umständen und Belieben. Seine Truppen behielten Berlin und die Mark nebst den Oderfestungen besetzt, seine Forderungen und die Erpressungen seiner Beamten steigerten sich. Jede Regung des Volksgeistes, jede neue Thätigkeit der Regierung, die Gesinnungen des

Ministers vom Stein, das Treiben des Tugendbundes, alles reizte seinen Groll. Von seinem düstern Unwillen durfte man das Schlimmste erwarten, es erschien zweifelhaft, ob er nicht den Untergang Preußens schon beschlossen habe. Für einen solchen Fall wollte man zuletzt noch das Heil der Waffen versuchen und wenigstens kämpfend untergehen. Die unter Blücher versammelten Truppen, wie gering an Zahl, waren der Kern der beschränkten Kriegsmacht, der Hort des Staates. Blücher hatte sein Hauptquartier jetzt in Stargard, war aber schon seit einiger Zeit erkrankt, und sein Zustand, gemischt aus körperlichen Leiden und hypochondrischen Einbildungen, erregte mancherlei Besorgniß. Ihn vom Oberbefehl abzurufen schien nicht rathsam, und ihn zu ersetzen war nicht leicht; da gerieth man auf den Ausweg, ihm in Bülow einen mit allen Verhältnissen vertrauten Gehülfen zur Seite zu stellen. Der Umfang und die Bedeutung seines Auftrags, wie die Voraussetzungen und Möglichkeiten, welche dabei vorschwebten, giebt die Kabinetsordre des Königs zu erkennen, durch die ihm seine neue Bestimmung angekündigt wurde; sie ist aus Königsberg vom 22. Juni 1808 und lautet: „Mein lieber Oberster von Bülow! Die Krankheit des Generallieutenant von Blücher bestimmt mich, Euch den Auftrag zu ertheilen, sogleich nach Pommern abzugehen, um den General von Blücher in allen militairischen Anordnungen und Ausführungen zu unterstützen. Sollte die Krankheit so zunehmen, daß er nicht mehr das Kommando führen könnte, so übertrage ich dasselbe auf diesen Fall hiermit Euch, weil ich den Generallieutenant von Winning nach Preußen kommen zu lassen beschlossen habe. Indem ich durch diese Verfügung mein unbeschränktes Zutrauen zu Eurer Einsicht und Entschlossenheit zu erkennen gebe, autorisire ich Euch auch zugleich zu jedem außerordentlichen Mittel, welches Ihr zur Erreichung des Endzwecks des in Pommern stehenden Truppenkorps nöthig finden möchtet, und erwarte dagegen von Euch, daß Ihr im übelsten Falle den letzten Blutstropfen zur Erhaltung der Ehre meiner Truppen und der Festung Kolberg, die mit meiner auswärtigen Achtung in engster Verbindung steht, aufopfern werdet. Ich verlasse mich hiebei ganz auf Eure

Klugheit und habe das Vertrauen, daß Ihr in der eigenthümlichen Lage Ressourcen finden werdet, welche Mängeln und Unzulänglichkeit abhelfen und ersetzen. Ich verbleibe Euer wohlgeneigter König Friedrich Wilhelm." Die Sache sollte möglichst wenig ruchbar werden. Allein in dem verhängnißvollen Schreiben des Ministers vom Stein an den Fürsten von Wittgenstein, welches von den Franzosen aufgefangen und der Grund zu Stein's französischer Aechtung und preußischer Entlassung wurde, war auch der Sendung Bülow's gedacht, was seinen Namen den Franzosen nicht eben empfehlen konnte.

Bevor Bülow diese neue Bestimmung antrat, vermählte er sich in Königsberg zum zweitenmale, und zwar mit Pauline Juliane von Auer, der jüngsten Schwester seiner verstorbenen Gattin. Er hatte während seines Aufenthalts in Königsberg seine freie Zeit am liebsten in dem Hause seiner Schwiegereltern zugebracht, und durch sein edles aufrichtiges Wesen, durch das Bild seines früheren Eheglücks und durch die herzliche Trauer selbst, mit der er seinen Verlust beklagte, die innige Achtung und Zuneigung der jüngsten Tochter gewonnen, die noch nicht achtzehnjährige gab dem Manne von dreiundfünfzig Jahren freudig ihre Hand. Die Heirath fand am 27. Juni Statt, und wenige Tage darauf reiste Bülow nach Stargard ab, die junge Frau in dem elterlichen Hause vorläufig noch zurücklassend. Auch diese zweite Ehe war trotz der großen Verschiedenheit des Alters eine durchaus glückliche, ja zärtliche zu nennen. Die große Herzensgüte dieser Frau, — heißt es in uns vorliegenden Nachrichten, — ihre jugendliche Heiterkeit, mit festen und edlen Grundsätzen vereint, erwarben und bewahrten ihr die Liebe des Gatten, dem sie mit befriedigtem Herzen anhing. —

Das schwierige Verhältniß, daß ein Oberst unter dem Namen eines Gehülfen einen Generallieutenant überwachen und nöthigenfalls ersetzen sollte, und zwar einen Generallieutenant der Blücher war, ließ sich in der ersten Zeit ganz gut an. Beide standen von Schwedisch-Pommern her sehr gut mit einander, waren in den Hauptsachen einig, voll Eifer und Selbstverläugnung wo es höhere Zwecke galt, und trugen

das Vaterland im Herzen. In den Zwischenzeiten von Besserung besorgte Blücher die Geschäfte mit Ordnung und Klugheit, und Bülow fand selten Anlaß erinnernd einzusprechen; unterlag Blücher stärkeren Anwandlungen der Krankheit, so ließ er ohne Widerspruch Bülow'n freie Hand.

Die politischen Beziehungen mußten vorzugsweise die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; mit den Franzosen in Stettin und in Schwedisch-Pommern gab es unaufhörlich Reibungen und Zwistigkeiten, in denen sowohl zu großer Trotz als zu große Nachgiebigkeit schädlich war, nur das richtige Maß von ruhiger Entschlossenheit dem Uebermuthe mit Erfolg begegnete. Dies Maß zu treffen und zu halten verstanden Blücher und Bülow mit mehr Fassung und Ruhe, als man der aufwallenden Heftigkeit, die beiden eigen war, hätte zutrauen mögen. Der in Spanien gegen die eingedrungenen Franzosen ausgebrochene Volksaufstand erweckte in allen Unterdrückten lebhafte Theilnahme, rief die freudigsten Hoffnungen hervor. Die Wirkung jener Ereignisse reichte in die entlegensten Länder, unter den Franzosen selbst war Unruhe und Besorgniß merkbar, ihr Mißtrauen steigerte sich und mit ihm die Spannung; das zürnende Mißfallen, welches Napoleon gegen den Minister vom Stein aussprach, traf den Staat selbst, dem dieser angehörte, und es fehlte nicht an Zeichen, daß die Franzosen neue Bürgschaften des Friedens von Preußen verlangen, oder diese durch Ueberraschung gewaltthätig nehmen könnten. Stein, Scharnhorst und Gneisenau waren im Rathe des Königs voll Muth und Entschlossenheit, sie entwarfen Plane, dem Feinde nicht nur kräftig zu begegnen, sondern auch seinen Angriffen zuvorzukommen. Es war unter solchen Umständen von äußerster Wichtigkeit, scharf zu beobachten, genau zu wissen, was bei den Franzosen vorging. Bülow erstattete neben den amtlichen noch besondre vertrauliche Berichte nach Königsberg an die Minister oder an den König selbst, sie wurden in geheimen Sendungen durch zuverlässige Offiziere, die zugleich mündliche Aufträge mitnahmen, dorthin überbracht. —

Die Spannung ließ etwas nach, als durch die Zusammenkunft des französischen Kaisers mit dem russischen solche Be-

stimmungen festgesetzt wurden, durch welche Preußen sich, wenn auch nicht in seiner Lage erleichtert, doch in seinem Bestand für die nächste Zeit gesichert sah. Napoleon, der seine Truppen in Spanien brauchte, sich selbst dorthin begeben mußte, ließ ungern ein ihm feindliches Preußen im Norden zurück, allein er mußte sich begnügen es unschlossen und gebunden zu halten; es anzugreifen verbot sowohl die Scheu unzuberechnende Kriegskräfte jetzt hier gegen sich aufzurufen, als auch die Rücksicht, die Rußland und Oesterreich ihm auferlegten. Doch wirkte sein Haß auch aus der Ferne noch lähmend und zerrüttend, seine gegen Stein geschleuderte Acht nöthigte diesen aus dem preußischen Staatsdienst auszuscheiden und eine Zuflucht in Oesterreich zu suchen, die Leitung der Angelegenheiten entbehrte dessen starker Hand, und die Furchtsamen sahen in den raschen Siegen, die Napoleon in Spanien erfocht, einen neuen Grund sich seiner Obmacht nachgiebig zu fügen. —

Doch wurde die friedliebende unterwürfige Parthei durch die kriegsmuthige noch in Schranken gehalten, und besonders im Militair blieb die letztere stets vorherrschend. Dies zeigte sich besonders auch darin, daß die tüchtigsten Offiziere fortdauernd in wirksamer Anstellung blieben, und zu höheren Graden befördert wurden. Bülow's Ernennung zum Generalmajor erfolgte am 21. November 1808, diese jedoch wie die vorhergegangene zum Brigadier bei den Truppen in Pommern änderte fürerst nichts in seinem Verhältnisse zu Blücher, dem er noch eine Zeitlang zur Seite blieb. —

Das Jahr 1809 brachte neue Verwickelungen. Oesterreich rüstete mit aller Kraft, verstärkte sein Heer auf 300,000 Mann, errichtete zahlreiche Landwehr, bot den ungarischen Heerbann auf; der neue Entscheidungskampf sollte ein Volkskrieg werden, in Tyrol, den Rheinbundslanden, im nördlichen Deutschland alles Volk zu den Waffen greifen. In Preußen geriethen die Geister in außerordentliche Bewegung; der Sache des Vaterlandes, des preußischen und des gemeinsamen deutschen, leuchteten neue Hoffnungen, begierig wünschten und suchten die Muthigen an dem Kampfe Theil zu nehmen. Als die Oesterreicher im April mit 9 Heertheilen von allen

Seiten hervorbrachen, nach Italien und Polen vordrangen, in Baiern und Sachsen einrückten, da schien der Augenblick auch für Preußen gekommen, gegen den gemeinschaftlichen Feind sich zu erheben. Von welchen Hoffnungen und Besorgnissen Bülow in dieser Zeit erfüllt war, giebt sein Schreiben vom 22. April aus Stargard an den Rittmeister von Eisenhart zu erkennen, welcher, wie auch der im Briefe genannte damalige Kommandant von Berlin Graf von Chasot, zu den thätigsten Vaterlandsfreunden gehörte. Der Brief lautet wie folgt: „Bester Eisenhart! Wenn ich Ihnen auf ein paar Briefe nicht geantwortet, so müßen Sie es mir verzeihen, ich habe so mancherlei Dinge vor und so vielerlei Geschäfte, daß ich dieserwegen entschuldigt werden kann. Chasot hat mich ebenfalls von allen Vorfällen treulich benachrichtiget, und so erfahre ich die Vorfälle immer sehr zeitig. Es kann indessen sein, daß Sie von der andern Seite her Nachrichten erhalten, die Chasot nicht hat, in dieser Hinsicht, so wie überhaupt um von Ihnen und von mehreren Dingen Nachricht zu haben, bin ich Ihnen immer vielen Dank schuldig, wenn Sie mir recht oft schreiben. Alles ist gegenwärtig der Entwickelung nahe, was draus werden wird, muß sich in kurzer Zeit zeigen, der gegenwärtige Entschluß bestimmt unser künftiges Schicksal unabänderlich. Es sollte mich lieb sein, wenn Sie bei Tauentzien bleiben könnten, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, so sehe ich in dessen Zwecken und Ansichten noch nicht deutlich; schreiben Sie mir hierüber Ihre Meinung. Ihr Freund v. Bülow." — Nicht zweifelnd an dem Willen und Entschlusse des Königs, glaubte der Major von Schill dem erwarteten Befehl vorgreifen zu dürfen, brach am 28. April mit seinem Husarenregiment von Berlin unvermuthet auf, und fiel in Sachsen und Westphalen ein. Auf diese Nachricht rüstete auch Blücher seine Truppen zum Vorrücken, und Bülow stimmte ihm beifällig zu. Doch Napoleon, obschon durch Oesterreichs Angriff ungelegen gestört, war keineswegs von ihm überrascht, sondern traf aus Spanien zurückeilend schnell seine Vorkehrungen, stand unerwartet mit starkem Heer den Oesterreichern entgegen, schlug und verfolgte sie, und hielt als Sieger seinen Einzug in Wien. Ungeduldig warteten

die kriegsmuthigen Männer in Preußen auch jetzt noch auf nahe, wie sie glauben durften entscheidende Theilnahme am Kriege gegen die Franzosen; sie hielten unter einander mannigfache Berathungen: Bülow kam zweimal, am 25. April und am 9. Mai, zu solchen nach Potsdam, wo sich bei dem damaligen Kammerpräsidenten von Vincke mit ihm auch Prinz August von Preußen, Justus von Gruner, Blücher, Tauentzien, Sack und Andere einfanden. Doch Napoleons rascher Siegeslauf schlug die Hoffnungen Oesterreichs nieder, befestigte Rußland im französischen Bündniß und drängte die preußischen Anschläge zurück; unter abwartender Staatsklugheit ging die Zeit ersprießlichen Entschlusses vorüber, und Oesterreich sah sich genöthigt Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Die Mißstimmung in Preußen über das Fehlschlagen so großer Hoffnungen machte sich in heftigen Aeußerungen Luft, und begann noch mehr als vorher ein künftiges Heil auf Wegen anzustreben, die von denen der Regierung oft bedeutend abwichen.

Dieser Zustand allgemeiner Unzufriedenheit, aufgeregten Eigenwillens und Trotzes, rief mannigfache Uebelstände hervor; seinem Einwirken müssen wir eine große Mitschuld an den Zwistigkeiten beimessen, die nach so lange glücklich erhaltener Eintracht jetzt auch zwischen Blücher und Bülow laut wurden. Beide hatten bisher in freundlicher Kameradschaft gelebt, in gutmüthiger Derbheit manches hingehen lassen, was sie hätte entzweien können; allein das ganze Verhältniß war von der Art, daß Reibungen früh oder spät entstehen mußten. Beide waren Hitzköpfe und leicht in Flammen zu setzen, Blücher schien öfters nicht zurechnungsfähig, und es war nicht immer scharf zu unterscheiden, was den gesunden und den kranken Augenblicken angehörte. Geheime Zuträger werden nicht gefehlt haben. Die besondern Anlässe und einzelnen Vorgänge, welche schon in die Mitte des Sommers fallen, sind uns nicht bekannt, aber es steht fest, daß die frühere Eintracht getrübt, und Bülow's Stellung zu Blücher eine unangenehme wurde. —

Inzwischen erhielt Bülow einen neuen Beweis Königlichen Vertrauens durch folgende unter dem 4. Juli 1809 an ihn

von Königsberg aus erlassene Kabinetsordre: „Mein lieber Generalmajor von Bülow! Die zur Untersuchung der Kriegsereignisse niedergesetzte Kommission hat darauf angetragen, zur Bearbeitung der Operationssachen und der Kapitulationen im freien Felde ihr noch ein Mitglied zu bewilligen. Hiezu kann ich mich nicht verstehen, dagegen trage ich Euch auf: die Untersuchung der Kapitulation von Prenzlow zu übernehmen, und nach Beendigung dieses Geschäfts Euer Gutachten der Kommission einzureichen. Ich bin zu dieser Verfügung besonders in der Hinsicht bestimmt worden, weil ich die Ueberzeugung habe, daß diese Kapitulation durch Euch mit gehöriger Umsicht beleuchtet und mit Unpartheilichkeit beurtheilt werden wird. Ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn Ihr Euch dieses Auftrags bald entlediget, weil mir an der Abmachung desselben gelegen ist. Die Kommission ist angewiesen worden, Euch die darauf Bezug habenden Verhandlungen zu übersenden. Ich bin Euer wohlgeneigter König Friedrich Wilhelm.“ Wir wissen, daß Bülow auch dieses Auftrages mit gewissenhafter Gerechtigkeit sich entledigte, und dabei mit billiger Einsicht das Unglück und die Schuld wohl zu sondern verstand. Der Fürst Friedrich von Hohenlohe, den diese Untersuchung hauptsächlich betraf, behielt seine militairischen Würden und ein Jahrgeld von 3000 Thalern, auch sein Generalquartiermeister Oberst von Massenbach kam nach Verhältniß sehr gut weg, obschon sein grobes Versehen in Betreff der beiden Uckerufer nicht ungerügt blieb. Eigenthümlich aber war es, daß Bülow bei dieser Prüfung auch das Verhalten seines jetzigen Vorgesetzten mit in Betracht zu ziehen hatte, indem Blücher angeklagt wurde, durch Unterlassung des ihm befohlenen Nachtmarsches das Unglück von Prenzlau mitverschuldet zu haben, ein Vorwurf, den aber ein früheres Urtheil schon zurückgewiesen hatte. —

Noch vor Ausgang des Sommers hatte Bülow die Freude seine Gattin bei sich aufzunehmen. Auer geleitete sie von Königsberg nach Stargard als er von einer geheimen Sendung zurückkehrte. Das von Schmerz und Sorge und Widerwärtigkeiten vielfach verletzte Gemüth empfing Beruhigung und Trost im Genuß eines Glückes, das jetzt nur

in der Häuslichkeit, nicht im Staate noch Kriegsdienste zu finden war. —

Mittlerweile hatte Blücher sich soweit erholt und gestärkt, daß er den Geschäften wieder selbstständig vorstehen konnte, und Bülow der schon vorlängst zum Brigadier des pommerschen Fußvolks ernannt, jetzt dieser Bestimmung folgen konnte, zog nach Treptow an der Rega, wo er in dem dortigen Schlosse sein Hauptquartier nahm. Hier erschien am 20. Mai 1810 der General von York, der als Generalinspekteur der leichten Truppen diese auf einer Rundreise besichtigte, hier namentlich das Füsilierbataillon des Regiments Kolberg. Daß Bülow unter seinem Befehl stehende Truppen der Prüfung und Beurtheilung eines anderen Generals unterwerfen mußte, war der Dienstordnung gemäß, und kein Grund zur Beschwerde, doch daß dieser General ein alter Nebenbuhler und Gegner war, durfte seine Empfindlichkeit reizen. Zwar versichert eine von Droysen mitgetheilte Nachricht, York habe nicht nur alle Höflichkeit gegen Bülow beobachtet, sondern auch die Gelegenheit gesucht, sich völlig mit ihm auszusprechen; in der dunklen Allee vor dem Treptower Schloß, das sich Herzog Eugen von Würtemberg gebaut, seien sie lange in lebhaftem Gespräch auf und ab gegangen, auch habe Bülow, der früher von der herrschenden leichtsinnigen und leidenschaftlichen Kriegsneigung befangen gewesen, jetzt York's gemäßigten Ansichten zugestimmt. Droysen bezweifelt die Richtigkeit der letzteren Angabe, und wir müssen sie ebenfalls verneinen. Schwerlich hat zwischen beiden Männern damals eine versöhnliche Annäherung stattgefunden, gewiß keine solche, in der sich Bülow's feste Eigenart so verläugnet hätte. —

Im Sommer 1810 hatte Bülow an wiederholten Krankheitszufällen zu leiden, die ihn schon in früherer Zeit bisweilen belästigt hatten, aber von ihm wenig beachtet worden waren. Sein Uebel lag in der Leber, und zeigte sich in mancherlei Beschwerden, die auf die Gemüthsstimmung stark einwirken, durch Verdruß und Widerwärtigkeiten stets verschlimmert, dagegen durch eine fortgesetzte Reihe guter Begegnisse und Eindrücke oft glücklich gehoben werden. Da

diese letzteren überhaupt selten sind, in der damaligen Weltstellung aber gar nicht zu haben waren, so mußte ärztliche Hülfe genügen, die wenigstens alle Anstrengung verbot und ruhige Erholung empfahl. Aber grade jetzt trat ein Ereigniß ein, das alle preußischen Herzen gewaltsam erschütterte, das allgemein als ein öffentliches Unglück empfunden wurde und weithin die schmerzlichste Theilnahme anregte; die schöne Königin Luise starb am 19. Juli 1810 nach kurzer Krankheit in der Blüthe der Jahre. In ihr verlor der König die holde Lebensgefährtin, die treu und stark ihm zur Seite stand, und alles Unglück, das über ihn verhängt war, muthig tragen half; in ihr gingen dem Lande große Hoffnungen, den muthigen Geistern ein vorleuchtender Stern unter. Bülow fühlte den Schlag um so tiefer, als die Erinnerung eigner Wunden ihm noch lebhaft in der Seele stand. Er konnte sich nicht erwehren, schriftlich sein herzliches Beileid dem Könige zu bezeigen, wofür dieser ihm freundlich dankte. — Seine Krankheit indeß verschlimmerte sich, und er sah sich nach vielem Widerstreben gezwungen an den König zu schreiben und ihn um Erleichterung in seinen Dienstgeschäften zu bitten. Der König antwortete am 14. August aus Charlottenburg, er solle sich auf diejenigen Geschäfte beschränken, die er im Zimmer abmachen könne, und sich überhaupt diejenige Schonung nicht versagen, die zu seiner Herstellung irgend erforderlich sei. Die ruhige Pflege scheint sich als wirksames Heilmittel erwiesen zu haben, im Herbst versuchte er wieder das langentbehrte Vergnügen der Jagd, und ein freudiges Ereigniß, die glückliche Geburt einer Tochter, stärkte und erheiterte den Hergestellten vollends. —

Bei dem Krönungs- und Ordensfest am 18. Januar 1811 empfing Bülow den Rothen Adlerorden dritter Klasse, den Yorck schon ein Jahr früher, aber mit großer Unzufriedenheit erhalten hatte, weil mit ihm zugleich der Schauspieler Iffland denselben Orden bekam. Wer in Amt und Dienst und wirksamen Verhältnissen steht, dem können solche Zeichen nicht gleichgültig sein, insofern waren sie es auch Bülow'n nicht, allein er bestritt lebhaft den Wahn, als könnten sie da, wo sie keinen Werth vorfinden, einen geben.

Im Frühjahr wurde Blücher's Hauptquartier wieder nach Treptow an der Rega verlegt. Die persönliche Nähe der beiden noch gegen einander mißgestimmten Generale reizte den alten Groll wieder auf, und das Dienstverhältniß blieb äußerst gespannt. Die Sache des Vaterlandes, welche eben jetzt wieder in bedenklicher Krisis schwebte, würde sie leicht vereinigt haben, wären sie durch dieselbe zu thätigem Wetteifer aufgerufen worden, allein sie ließ nur ein trauriges Befürchten und Abwarten zu, so daß auch von dieser Seite jede schon vorhandene Mißstimmung nur neue Nahrung erhielt. Ueber die Art, wie die Sachen zu behandeln seien, über die Ausdehnung der geheimen Betreibungen, die Wirksamkeit des Tugendbundes, waren die Ansichten sehr verschieden; Bülow wollte die militairischen Beziehungen von allen fremden Einflüssen frei gehalten wissen, er nannte Bestrebungen, die Blücher billigte, thöricht und verderblich. Diese Verschiedenheit der politischen Ansichten bestand freilich nicht nur zwischen Blücher und Bülow, sie ging durch alle Zweige der Verwaltung, durch alle Stände, durch das ganze Volk.

Dabei war die Lage Preußens nach außen bedrängter als je. Das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser Napoleon und Alexander bestand nur noch dem Scheine nach, in Wahrheit empfanden beide nur noch Mißtrauen und Unwillen gegen einander, es war nicht zweifelhaft, daß es zwischen beiden Mächten zum Kriege kommen werde, man sah ihn schon für den Sommer als unvermeidlich an. Die Vorbereitungen dazu wurden französischerseits mit aller Thätigkeit betrieben; allein diese Vorbereitungen zeigten zugleich feindliche Absichten gegen Preußen, es schien, als wolle Napoleon zuerst dieses Staates sich vollständig bemächtigen, ihn wenigstens ganz in willenlose Abhängigkeit versetzen; die Bewegungen der französischen Truppen im Herzogthum Warschau und im nördlichen Deutschland, die Verstärkung ihrer Besatzungen in Danzig, Thorn, in den Oderfestungen, in Magdeburg, ließen auf solche Absichten schließen; die scharfen und gereizten Aeußerungen Napoleons bestärkten die Ueberzeugung, daß man von ihm keine Schonung oder Rücksicht zu erwarten habe. Der

Staatskanzler Freiherr von Hardenberg, der seit dem Juni 1810 an der Spitze der preußischen Staatsleitung stand, kämpfte mit allen Mitteln gewandter Klugheit und fester Gesinnung, in dieser beklommenen Zwischenlage und fortwährenden Beunruhigung für Preußen einen sichern Anhalt und eine freie Stellung zu gewinnen; alles blieb in diplomatischer Schwebe, ohne Aufrichtigkeit, ohne Gewißheit und Zuversicht. Von allen Seiten drohte Gefahr, die größte, die unmittelbarste jedoch von Frankreich. Der König war entschlossen, im äußersten Fall den ungleichen Kampf zu wagen, und wenigstens, wenn keine Rettung sei, mit den Waffen in der Hand unterzugehen. Er sah sich veranlaßt im April 1811 geheime Weisungen an seine Generale für den Fall zu erlassen, daß die Franzosen zu wirklichen Feindseligkeiten übergingen, diese Weisungen gelangten wie an Blücher auch an Bülow; da dieser unter jenem stand und an demselben Orte war, so konnte dies allerdings auffallen, und eine schon vorhandene Eifersucht des erstern noch mehr aufreizen. Blücher wollte zeigen, daß er der Vorgesetzte sei, und gab Befehle, die zu folgendem Vorfall führten. Bülow machte einen Spazirgang vor dem Thor, da begegneten ihm zwei Offiziere, die kürzlich angekommen waren, aber sich nicht bei ihm gemeldet hatten. Er kannte sie wohl, und wußte, daß sie eifrige Theilnehmer am Tugendbund und vielleicht grade in dessen Angelegenheiten hier waren, dies vermehrte nur seinen Unwillen, er hielt sie an, und warf ihnen jene Dienstwidrigkeit heftig vor. Die Offiziere sagten zu ihrer Entschuldigung, sie hätten sich bei Blücher gemeldet, und dieser ihnen untersagt, sich noch besonders bei Bülow anzumelden. Hiedurch noch mehr aufgebracht, sandte er beide Offiziere sogleich in Haft. Kaum war er wieder in seiner Wohnung, so erschien Blücher daselbst, und es erfolgte ein lauter Wortwechsel, in welchem jeder die Befugnisse des andern in dieser Sache heftig bestritt. Man hörte Blücher'n in höchstem Zorne ausrufen: „Herr General, Sie sind gut zum Befehlen, aber schlecht zum Gehorchen!" Der beabsichtigte Tadel mußte noch ein schönes Lob in sich fassen! Die Aufwallungen Blücher's waren nicht von Dauer, endeten oft von selbst in milde Begütigung, und

auch diesmal würde der Zank sich wohl ohne weitere Folgen wieder beigelegt haben, allein fremde Einmischungen machten ihn unversöhnlich, und eine bestimmte Nachricht sagt, daß besonders der älteste Sohn Blücher's an dem Streit einen unberufenen und schlimmen Antheil genommen habe.

Der entschiedene Bruch zwischen beiden Generalen machte ein längeres Zusammenbleiben unmöglich. Bülow hielt beim König um eine anderweitige Bestimmung an, und da im Augenblick eine solche für ihn nicht offen war, so wurde ihm in gnädigen Ausdrücken die Erlaubniß ertheilt, mit Beibehaltung aller Vortheile seiner bisherigen Anstellung einstweilen in Stargard zu bleiben. Dies war ganz seinen Wünschen gemäß. Er lebte hier in der Zurückgezogenheit sehr vergnügt, kümmerte sich um keine Geschäfte, ließ alles gehen wie es ging, saß ganze Tage am Klavier und komponirte. Doch einer Sorge konnte er sich nicht entziehen. Seine Vermögensumstände, denen er nie besondre Beachtung widmete, waren durch frühere Freigebigkeit, besonders und noch zuletzt für seinen Bruder Dietrich, dann durch die Zeitläufte, die so viele Verluste und Entwerthungen verursachten, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und grade jetzt trat eine entschiedene Geldnoth ein, der besonders in Stargard nicht leicht abzuhelfen war. Bülow nahm auch jetzt noch die Sache leicht, und sagte zu der bekümmerten Frau: „Wir werden schon wieder Geld bekommen!" Doch versäumte er auch nicht, hiezu die nöthigen Anstalten zu treffen. Im Laufe des Sommers machte er mit seiner Gattin, besonders auf die dringende Einladung der Prinzessin Luise von Preußen und des Fürsten Radziwill, eine Reise nach Berlin, die seine Hülfsmittel zwar vollends erschöpfte, deren aber auch bald neue eröffnete. Zuerst entschied sich hier, und gewiß nicht ohne günstige Mitwirkung seiner persönlichen Gegenwart, seine Versetzung nach Marienwerder zur westpreußischen Brigade; dann schenkte der König ihm wegen dieser Versetzung, um sein Uebersiedeln zu erleichtern, die Summe von 1000 Thalern.

Mit diesen guten Erfolgen nach Stargard zurückgekehrt, mußte Bülow hier gleichwohl noch lange Zeit auf die amtliche Ausfertigung warten, ohne welche er seine neue Dienstan-

stellung nicht antreten konnte. Seine Geduld hatte schwere Prüfungen zu bestehen. Es schien sogar, als ob die ihm ertheilte Zusage wieder rückgängig werden sollte, es erhoben sich bedenkliche Schwierigkeiten. In Marienwerder befehligte Yorck, ein Befehlshaber mit dem weit schwerer auszukommen war, als mit Blücher, ihm sollte Bülow untergeben sein. Doch war es nicht sowohl dieser, als Yorck selbst, der das neue Verhältniß scheute, davon erschreckt wurde. Sein Schreiben hierüber an Scharnhorst, ist wie dessen Antwort zu bezeichnend in Betreff der Meinung, die beide über Bülow hatten, als daß wir sie hier weglassen dürften, wir geben beide so wieder, wie Droysen sie im Leben Yorck's mitgetheilt hat. Yorck schrieb in größter Aufregung: „Der Friede wird also auch von hier weichen; ich lasse meine alten Kuchenreuter sofort in Stand setzen; denn ich bin wie von meiner Existenz überzeugt, daß Bülow und ich keine acht Tage beisammen sind, ohne uns bei den Haaren zu haben. Von meinen Fähndrichsjahren an war es bei mir Grundsatz, keine Händel anzufangen, aber sie auch nie abzulehnen und auszuweichen. Mit diesem Vorsatz gehe ich auch jetzt noch allen Unannehmlichkeiten entgegen, die ich im Geist schon kommen sehe, und eben dieser Grundsatz hält mich auch für den Augenblick noch ab, Seine Majestät sogleich um meinen Abschied zu bitten. Sobald die erste Unannehmlichkeit aber abgemacht sein wird und ich am Leben bleibe, so gebe ich mein Ehrenwort, daß ich im Frieden keine Stunde mehr dienen werde. Euer Hochwohlgeboren können es nicht unbemerkt lassen, wie es für mich wahrlich sehr empfindlich sein muß, immer so in widrige Verhältnisse zu kommen. Bei allen andern nimmt man Rücksichten, nur bei mir nicht. Als die Brigaden formirt wurden, wollte niemand nach Westpreußen, also ich mußte her —; ich wäre herzlich gern nach Frankfurt, nach Neiße oder nach Pommern gegangen; aber jeder wählte, und ich mußte nehmen was übrig blieb. Hier habe ich mich nun drittehalb Jahr mit dem alten Courbiere gequält; kaum fange ich an frei zu athmen, so tritt schon wieder ein Mißverhältniß ein. Warum soll ich denn grade das Stichblatt aller Unannehmlichkeiten sein?

warum nicht Bülow mit Zieten oder Kleist vertauscht? ... Bei Gott und Ehre, ich bin nicht Prätendent, ich will nichts, ich verlange keine besondere Gnadenbezeugungen; ich will aber auch nicht, daß man mich immer da vorschiebt, wo jedes Andern Behaglichkeit berücksichtigt wird. Wer Bülow und mich kennt, muß absolut voraussehen, daß wir nicht mit einander fertig werden können und daß unangenehme Szenen vorfallen müssen .... Es komme wie es wolle, mein Entschluß ist gefaßt; und nur diejenigen, die den König zu dieser Bestimmung gebracht haben, haben sich die Folgen zuzuschreiben." Hierauf antwortete Scharnhorst: „Indem ich Euer Hochwohlgeboren versichere, weder einen Vorschlag noch Fingerzeig, er sei direkt oder indirekt, zu dieser Versetzung gegeben zu haben, kann ich aber auch nicht umhin zu bemerken, daß ich, wäre ich in Berlin gewesen und veranlaßt worden über die Versetzung Bülow's einen Vorschlag zu thun, meiner wahrscheinlich zu der jetzigen Versetzung gewesen wäre. Ich hätte gedacht, Sie würden noch am ersten mit Bülow fertig, und submittirt er sich nicht gehörig, so würde ihm dies zur Last fallen, so müßte er weg. Als ich nach Pommern kam, war mein Plan, eine Versöhnung zu bewirken, und dem General Blücher vorzuschlagen, Bülow zum Generalquartiermeister bei sich zu nehmen. Die Versöhnung gelang nur halb; den andern Plan gab ich auf, weil die Ideen, welche ich von Bülow über den Krieg hörte, viel zu systematisch waren, sich nicht zu unserer Lage schickten; und endlich weil Bülow von Kolberg eine schlechte Meinung hatte. Kurz, die Ansichten vom General Blücher, der Geist, in dem er sprach, schickten sich zu unsern jetzigen, die von Bülow zu unsern ehemaligen Verhältnissen, nach meiner Beurtheilung. Euer Hochwohlgeboren meinen, Bülow hätte mit Zieten vertauscht werden können; da aber wahrscheinlich G. für die oberschlesische Brigade in gewissen Fällen bestimmt ist, konnte dort Bülow nicht sein. Kleist hätte ich nicht zu Blücher gesetzt; Kleist ist ein braver und geschenter Mann, aber im Geist der ehemaligen Art Krieg zu führen, der gewöhnlichen Mittel, der Form. — Besser wäre es gewesen, Kleist eine Infanteriebrigade in der westpreußischen Brigade zu geben,

aber man hat ihn wohl nicht gern vom Brigadegeneral zum Brigadier machen wollen. Ich setze voraus, daß ich vertraut und offenherzig mit Euer Hochwohlgeboren reden darf. Glauben Sie ja nicht, daß man in Berlin Ihnen etwas Unangenehmes zu thun sucht, sondern daß im Gegentheil das Bestreben dahin geht, Ihnen Ihre Verhältnisse so angenehm als möglich zu machen. Aber demungeachtet treten doch Verhältnisse ein, wo etwas geschehen muß, was vielleicht nicht ganz nach Ihren Wünschen ist; so wäre es z. B. nicht möglich gewesen, Sie bei der Besetzung der Brigaden nach Pommern zu bringen, dort war Blücher, nach Neiße und Frankfurt Sie zu versetzen, wäre unverantwortlich gewesen, da Sie das Vertrauen hatten, in außerordentlichen Lagen ein Korps selbst kommandiren zu können, und dazu war bei der westpreußischen Brigade Gelegenheit, aber nicht bei den beiden andern. Nach diesen Grundsätzen ist verfahren worden und mußte schlechterdings verfahren werden. Was jetzt die Sache mit Bülow betrifft, so wäre es mir lieb, wenn Bülow außer Aktivität treten wollte, ohne den Abschied zu nehmen. Er ist sehr kränklich, und kann dies um so mehr thun. Bülow ist ein braver und geschenter Mann, aber ein Bülow; alle Bülow's sind eigen, für ihre Meinung eingenommen und nicht sehr verträglich. Er würde auf diese oder jene Art immer einen Platz gelegentlich finden; zu dem jetzigen paßt er nicht, das ist wahr. — Indem ich nun offen meine Meinung über die Angelegenheit der Versetzung Bülow's dargelegt habe, ersuche ich Sie, des Staates und unserer militairischen Ehre, vorzüglich aber der Erhaltung des Königs wegen, Ihre Meinungen und Vorsätze bei dem, was zwischen Ihnen und Bülow sich ereignen könnte, zu ändern, und nach dem Gesetz gegen Bülow zu verfahren, sobald er sich nicht gehörig nimmt." Die Sache blieb längere Zeit schweben, und noch gegen Ende des Oktobers mußte Bülow seinem Bruder Ludwig schreiben, es sei noch unentschieden, wohin er nun weiter noch seine Bestimmung erhalten werde. Daß damals auch Blücher von seiner Befehlführung, weil die Franzosen über ihn und seine fortgesetzte Verstärkung der Festungswerke von Kolberg klagten, nach Berlin abgerufen

und durch Tauentzien vorläufig ersetzt worden, erwähnt er ohne allen Groll; er war heftig, aber Rachsucht und Schadenfreude waren ihm gänzlich fremd.

Die Schwierigkeit mit Yorck erledigte sich durch dessen Beförderung in der Mitte des Novembers zum Oberbefehlshaber in ganz Preußen, die ihn nach Königsberg abrief. Er selbst machte nun den Vorschlag, die westpreußische Brigade Bülow'n zu übergeben, mit dem er jetzt wenigstens keinen persönlichen Zusammenstoß mehr besorgte. Bülow empfing seine unter dem 29. November 1811 ausgefertigte Ernennung zum Brigadegeneral der westpreußischen Brigade, und reiste unverzüglich nach Marienwerder ab. Dies war nicht die früher gemeinte Versetzung mehr, sondern eine wirkliche Beförderung; denn als Brigadier hatte er nur das Fußvolk einer Brigade zu befehligen, als Brigadegeneral aber die ganze Brigade, Fußvolk, Reiterei und Geschütz; Brigade aber hieß damals im preußischen Heer, was eigentlich eine Division war, und später auch wieder so genannt wurde. — Bülow's Zusammentreffen mit Yorck war freundlich in gemessener Höflichkeit; bei längerem Verweilen Yorck's in Marienwerder hätte schwerlich der Frieden lange Dauer gehabt. Noch bei seiner Abreise nach Königsberg hinterließ Yorck unter dem 11. Dezember für Bülow eine ausführliche Weisung, wie derselbe sich im Fall eines feindlichen Eindringens der Franzosen auf das preußische Gebiet, oder sonstiger feindlichen Maßregeln zu verhalten habe; Bülow las sie mit Aufmerksamkeit durch, fand die Vorschriften zweckmäßig, lachte aber bitter auf, als er zu der Stelle kam, wo seiner eignen Beurtheilung überlassen wird, welche besondre Maßregeln er nach eintretenden Umständen zu nehmen habe, um der hier gegebenen allgemeinen Ansicht Genüge zu leisten; „Das mein' ich auch!" rief er aus, „wenn unsre Weisheit nichts taugt, hilft uns auch seine nicht!" —

Bülow's Gattin gebar ihm am 7. Dezember Zwillingssöhne. Der häusliche Segen durfte sein Herz erfreuen, aber die großen allgemeinen Sorgen, die Ungewißheit der nächsten Schicksale des Landes, und die rastlose Thätigkeit, welche unter solchen Umständen geboten war, ließen den persönlichen

Ereignissen nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit sich zuwenden. —

Mit dem Anfang des Jahres 1812 wurden die Verhältnisse zwischen Rußland und Frankreich so gespannt, die beiderseitigen Rüstungen hatten eine so drohende Gestalt angenommen, daß ein naher Ausbruch des Krieges unvermeidlich erschien. Für Preußen in seiner unglücklichen Zwischenlage stand eine furchtbare Wahl bevor, zu einer der beiden Mächte mußte es sich halten, doch auf jeder Seite war Gefahr, auf keiner Sicherheit und Heil; die Neigungen drängten zum Bündniß mit Rußland, die ganze Lage der Dinge zum Anschluß an Frankreich. Dazu kam, daß Rußland sich wenig erklärte, fortwährend unterhandelte nur innerhalb seiner Gränzen streiten zu wollen schien, also die preußischen Lande zum voraus preisgab. Oesterreich stand bereits entschieden auf Seiten Frankreichs. Die kriegsmuthige vaterlandseifrige Parthei in Preußen und ihre durch ganz Deutschland zerstreuten Anhänger wollten trotz aller Ungunst der Umstände, und trotz des ungeheuren Mißverhältnisses der Kräfte, daß Preußen auf eigne Hand rücksichtslos den verzweiflungsvollen Kampf unternähme, und im schlimmsten Falle lieber ehrenvoll unterginge, als in der Knechtschaft unter Napoleon, oder der Abhängigkeit von Rußland ein elendes Dasein zu fristen; sie glaubten aber auch an die Möglichkeit des Erfolgs, sie wiesen auf den Widerstand der Spanier hin, auf die siegreichen Feldzüge Wellington's, die mächtige Hülfe Englands, auf den Haß, der überall in Deutschland, in Italien, in allen unterdrückten Völkern gegen Napoleon aufzustehen bereit sei, schon das Beispiel einer solchen Entschlossenheit werde die Kraft des Feindes brechen, der eignen von allen Seiten neue Stärke zuführen. In dem preußischen Heer war diese Gesinnung vorherrschend, Offizier und Soldat kannten nur Einen Feind, die Franzosen. Mit freudigem Muthe würde die kleine Schaar, die aber auf das erste Zeichen zu 120,000 angewachsen wäre, in den Vernichtungskampf gestürzt sein. Gewiß, ein Erfolg war möglich, aber das Wagniß ungeheuer, die Zufälle nicht zu berechnen. Die Staatsklugheit konnte nicht einwilligen, schon jetzt ein solches Aeußerste ver-

suchen zu lassen, sie durfte hoffen noch andre Wege zu finden, um aus den düstern Bedrängnissen, wenn auch mit großen Opfern, die eigne Zukunft zu retten. So geschah es, daß nach vielem peinlichen Unterhandeln, als noch zuletzt Rußland vergeblich angesprochen worden, und die Franzosen schon die Gränzen zu überschreiten drohten, Preußen am 24. Februar 1812 mit Frankreich eine Bundesgenossenschaft einging, kraft deren es der französischen zum Angriff gegen Rußland bestimmten Heeresmacht den Durchzug öffnete, und derselben 21,000 Mann Hülfstruppen anzuschließen versprach. —

Bevor dieses entschieden oder bekannt war, stiegen mit jedem Tage die Beunruhigungen und Besorgnisse; in Berlin war alles zur Abreise des Königs bereit, die Truppen marschfertig, um sich einem ersten Ueberfall zu entziehen; französische Truppen unter dem Marschall Oudinot rückten grade auf Berlin zu, jeden Augenblick konnten sie die Gränze überschreiten; der Marschall Davoust hatte wirklich schon eine Division, die des Generals Friant, in Pommern einrücken lassen, wo glücklicherweise keine preußischen Truppen entgegen standen, und also der Zusammenstoß noch vermieden blieb. Noch größer war die Verlegenheit in Preußen, wo die Generale keinem Entschlusse vorgreifen durften und allen Unfällen ausgesetzt blieben. Unter diesen Umständen mußte jeder Zwiespalt zwischen Yorck und Bülow schweigen, nur die Sache des Vaterlandes war beiden gemeinsame Sorge, nur Vertrauen und Willfährigkeit wetteiferten mit einander. Bülow hatte große Befürchtung wegen Elbings, dieser reichen, mit Waaren und Lebensmitteln angefüllten Stadt, welche von Danzig her durch die Franzosen jeden Augenblick besetzt werden konnte; welche Maßregeln waren hier angemessen, welche nur möglich? Das politische Verhältniß mußte hier zur Richtschnur dienen, aber dies war nicht entschieden, nicht bekannt. Bülow sandte den Hauptmann von Boyen nach Königsberg, um hierüber mit Yorck nähere Verabredung zu treffen; dieser antwortete am 13. Februar 1812: „Euer Hochwohlgeboren kann ich mit der rückkehrenden Gelegenheit des Kapitain Boyen noch nicht mit Bestimmtheit über unsre militairisch-politische Lage schreiben. Ich ersuche Dieselben

ganz ergebenst, an die Ihrem Kommando untergebenen Truppen in der Art angemessene Weisung zu erlassen, daß die bisher bestandene gute Harmonie mit dem Kaiserlich französischen Generalgouvernement zu Danzig so wie den warschauischen Behörden möglichst erhalten werde, also über kleine Vorfälle kein gar zu großes Aufheben zu machen, doch aber auch auf der andern Seite nichts zu dulden, wodurch die Ehre der Truppen und die Integrität der Monarchie wirklich gefährdet werden könnte. In welchem letzteren Falle noch alle die Vorschriften in völlige Kraft und Anwendung kommen würden, die ich darüber früher ertheilt habe. Uebrigens ist zwar eine zu allen Umständen passende und eigentlich schon zur Ordnung der Armee gehörende Vorsicht nach wie vor anzuwenden, doch muß und braucht dieselbe weder in Aengstlichkeit noch Uebereilung auszuarten."

Mittlerweile empfing Bülow aus Berlin die vertrauliche Nachricht Preußen sei mit Frankreich verbündet, der Vertrag in Paris so gut wie abgeschlossen. Er theilte diese Nachricht sogleich an Yorck nach Königsberg mit, wo sie aber auf andern Privatwegen auch schon eingelaufen war. Endlich erfolgte die amtliche Mittheilung, welche den Abschluß des Bündnisses bestätigte, zugleich aber wünschte, daß davon fürerst nur als von einem Einverständnisse Preußens mit Frankreich gesprochen, die Beziehung auf Rußland verschwiegen würde. Die Vorsicht war eine zu späte, nutzlose. —

In Voraussicht dieser Wendung war Blücher schon im Januar von seiner Befehlführung in Pommern abgegangen; als die Thatsache nicht mehr zweifelhaft war, trat auch Scharnhorst zurück, nahm Gneisenau den Abschied, mit ihm Clausewitz, Barner, Chazot, Tiedemann, im Ganzen über dreihundert Offiziere, die nicht für Napoleon, sondern gegen ihn fechten wollten, und theilweise nach Rußland gingen, theilweise nach Spanien. Für Bülow's Denkart und Neigung wäre die Wahl schnell entschieden gewesen, das Beispiel seines Jugendfreundes, des ehrenfesten, tapfern Chazot, war für ihn ein gewichtiges, wirksames; es wird versichert, daß er von verschiedenen Seiten die dringendsten Aufforderungen, selbst von dem Namen des Ministers vom Stein unterstützt, empfangen

habe, mit den glänzendsten Aussichten in russische Dienste zu treten; allein sein Pflichtgefühl überwog, und sein Entschluß, der Sache des Königs, wohin sie sich auch wende, treu zu folgen, wankte keinen Augenblick. Hierin stimmte seine Handlungsweise mit der von Yorck völlig überein; ohne daß der Gegenstand je zwischen ihnen zur Sprache gekommen wäre. —

Mit dem ausgesprochenen Bündniß waren jedoch die Verlegenheiten für Yorck und Bülow keineswegs beendigt; Napoleon selbst, der mit Rußland noch immer unterhandelte, wünschte den Vertrag noch nicht völlig bekannt werden zu lassen, seine näheren Bestimmungen wurden daher noch nicht veröffentlicht; welche diese aber auch sein mochten, jedenfalls waren sie drückend, und man wußte vorher, daß Napoleon sich da, wo er die Gewalt hatte, wenig um Verträge kümmerte, und daß wie er selbst auch seine Generale und Verwaltungsbehörden stets zu Uebergriffen geneigt waren. Wie weit diese zu dulden seien, wo der Widerstand anfangen solle, welchen Nachdruck dieser haben dürfe, das blieb dem Urtheil der Befehlshaber überlassen, die zunächst von den Uebergriffen berührt wurden. Die Nachricht, daß die Franzosen am 26. und 27. Februar mit 2000 Mann aus Schwedisch-Pommern nach Demmin, Anklam und Swinemünde vorgerückt seien, in Swinemünde die Schiffe unter Aufsicht genommen, in Anklam einen Kommandanten eingesetzt und ein Lazareth angelegt, wobei sie vorgaben verbotenen Waaren nachzuforschen, erregte die größte Unruhe. Yorck schrieb hierüber am 6. März an Bülow: „Mit Anklam hat man vielleicht nur angefangen, um hinterdrein mit Elbing einen ungleich größeren Koup auszuführen. — Ohne Artillerie kann ich aber nicht gegen eine so einladende Besitznahme gültig protestiren; wenn ich aber Artillerie anwenden soll, so muß sie auch bespannt sein. Leider zeigt mir schon diese partielle Mobilmachung, daß ich allein 12 Tage gebrauche, ehe ich mit einer einzigen Kanone zum Thor hinausmarschiren kann; so sehr ist das Kalkul auf dem Papier von der wirklichen Ausführung verschieden, so wenig paßt unsere nicht schlagfertige Lage zu der

gegenwärtigen politischen Lage des Staates und der Provinz insbesondere."

Die Franzosen rückten indeß mit ungeheurer Heeresmacht, fast eine halbe Million Streiter, mit unermeßlichem Troß, von allen Seiten in Preußen ein, und durchzogen das unglückliche Land seiner ganzen Länge nach der russischen Gränze zu. Die Kriegszucht dieser Truppen war schon jetzt großentheils aufgelöst, sie hielten sich nicht an die ihnen angewiesenen Straßen, nahmen Quartier wo es ihnen beliebte, plünderten, erpreßten; über 100,000 Vorspannspferde mit ihren Wagen wurden gewaltsam mit fortgeschleppt. Ueberall sprachen die Franzosen als Gebieter, setzten ihre Behörden ein, hemmten eigenmächtig den Seeverkehr in allen Häfen. Napoleon begehrte nachträglich ganz außerhalb des Vertrags, daß seinen Truppen auch noch die Festungen Spandau und Pillau eingeräumt würden, beide mußten geöffnet werden, wenn auch Pillau erst späterhin nach vergeblichen Weigerungen.

Die preußischen Hülfstruppen wurden zusammengezogen, und nach dem Wunsche Napoleons unter den Oberbefehl des Generallieutenants von Grawert gestellt, diesem aber Yorck als zweiter Befehlshaber beigegeben. Diese Ernennung, zu welcher noch Scharnhorst's Einfluß bedeutend mitgewirkt, hatte den Zweck, der etwanigen Nachgiebigkeit entschlossene Kraft beizugesellen. Diese Beförderung Yorck's wirkte unmittelbar auf Bülow zurück, er hatte die Stelle von jenem einzunehmen. In der hierüber an Bülow gerichteten Kabinetsordre vom 24. März 1812 sagt der König: „Aus besonderm Vertrauen zu Ihnen habe ich beschlossen, Ihnen die Gouvernements-Geschäfte von Ost- und Westpreußen so wie von Litthauen zur einstweiligen Verwaltung zu übertragen, sobald der General von Yorck mit dem mobilen Korps ausmarschiren wird; Sie haben sie also dann, wann dieser Zeitpunkt eintritt, zu übernehmen, und ist das Nöthige von mir an den gedachten General erlassen worden."

Dieser Zeitpunkt trat erst im Anfange des Juni ein. Inzwischen hatten die Durchmärsche der Franzosen und ihrer Verbündeten unaufhörlich fortgedauert, so wie alle Arten von Rüstungen und Vorbereitungen.

Bülow hatte sich nach Königsberg begeben, wo er von Yorck, der nach Labiau zu seinen Truppen abging, die Geschäfte übernahm und sich in seiner Amtsthätigkeit festsetzte. Am 12. Juni traf Napoleon auf der Durchreise zu seinen in Ostpreußen zusammengedrängten Heeresmassen dort ein, und zog die Generale von Bülow und von Zieten zur Tafel, wo sie die Ehrenplätze neben ihm hatten. Von besonderem Gespräch wird nichts berichtet, als daß Napoleon das Aussehen und die Haltung der preußischen Truppen lobte, und gegen die preußischen Generale etwas freundlicher war, als gegen die eignen. Bülow aber konnte mit Muße in größter Nähe den wunderbaren Mann betrachten, vor dem Europa zitterte, den er als Kriegshelden bewunderte, als den Feind und Unterdrücker Preußens haßte, dem er als einem Bundesgenossen jetzt unwillig zur Seite stehen mußte, künftig aber als einem Feind im erwünschten Kampfe verderblich gegenüberstehen sollte! Die Gelegenheit zu solch nahem Anschauen und Prüfen des Mannes hat sich für Bülow in der Folge nie wiedergefunden.

Erst am 24. Juni 1812, nachdem alle Unterhandlungen zur Abwendung des Krieges erschöpft, alle Streitmittel hingegen völlig geordnet waren, überschritt Napoleon die Memel, und begann mit der Hauptmacht seinen verhängnißvollen Zug in das innere Rußland, während die preußischen Truppen unter Grawert und Yorck, dem Heertheil des Marschalls Macdonald angehörig, die Richtung nach Kurland und auf Riga nahmen. —

Bülow's Befehlsmacht hatte im Mai und Juni größere Ausdehnung erhalten, namentlich waren ihm die Truppen überwiesen, die preußischerseits zur Vertheidigung der Ostseeküsten mitwirken sollten. Allein der übermüthige Verbündete setzte dieser Befehlführung enge Schranken, und Bülow sah sich in das schwierigste Verhältniß versetzt. Der von Napoleon zum Generalgouverneur in Preußen ernannte General Graf von Hogendorp, ein Holländer im französischen Dienst, schaltete rücksichtslos im Lande, maßte sich an über die zurückgebliebenen preußischen Truppen zu verfügen, verlegte und gebrauchte sie nach Willkür, und that überhaupt, als ob ein

preußischer Befehlshaber nicht da wäre. Bülow, bei seiner heftigen Gemüthsart, bedurfte der größten Selbstüberwindung, um nicht einer solchen Eigenmacht mit trotzigem Widerstande zu begegnen; allein er fühlte zu tief die gefahrvolle Lage des Staates, um nicht seine persönliche Gereiztheit zu unterdrücken, und alles zu vermeiden, was dem Könige größere Verlegenheit bereiten konnte; er bezwang seinen Unwillen, und ertrug den frechen Uebermuth, der mit Gewalt nicht abzuweisen war, und gegen den Gründe nichts vermochten. Er entzog sich so viel als möglich aller näheren Berührung mit Hogendorp, der dies seinerseits erleichterte, indem er barsch und rücksichtslos die Formen des Umgangs außer Acht setzte, und dadurch auch die Höflichkeit, die ihm zu erweisen war, verscherzte. Durch kluges und standhaftes Verhalten kam Bülow über die schlimmste Zeit glücklich hinweg; Hogendorp wurde abberufen, und in seine Stelle trat der General Graf Loison, der sich ungemein freundlich erwies, heitre Geselligkeit und frohen Lebensgenuß liebte, und für Bülow besondre Hochachtung zeigte. Freilich war dadurch in der Hauptsache nichts geändert, das Land wurde von den Franzosen wie ein ihnen gehöriges behandelt, die Behörden, die Truppen, die sämmtlichen Hülfsmittel, alles stand unter französischem Befehl, war wie aufgegangen in die französische Macht, und das stärkste Vaterlandsgefühl konnte nichts als hoffend abwarten, daß Preußen aus der fremden Mischung doch unversehrt einst wieder ausscheiden würde. —

Napoleon drang unterdessen mit seinem Heerzug immer tiefer in Rußland ein, die planmäßig zurückweichenden Russen hielten endlich Stand bei Smolensk, bei Borodino; doch ohne in den Schlachten besiegt zu sein gingen sie noch weiter zurück, und überließen dem Feinde sogar die Hauptstadt Moskau, in welche Napoleon als Sieger einzog. Eine verhängnißvolle Feuersbrunst, durch Rastoptschin's grimmige Kraft in's Werk gesetzt, verzehrte gleich darauf diese Stadt mit allen in ihr noch verbliebenen Hülfsmitteln, und die Franzosen waren gezwungen, die heiße Trümmerstätte zu verlassen. Doch stand ihre Kriegsmacht noch ungebrochen im Herzen des Landes, heftige Treffen wurden geliefert, neue Feldzugs-

plane und politische Anschläge gemacht. Auch die preußischen Hülfstruppen unter französischem Oberbefehl des Marschalls Macdonald waren nach Kurland und gegen Riga vorgerückt, und hatten in mehreren heißen Gefechten ruhmvoll gekämpft. Die preußische Kriegsehre forderte Tapferkeit auch da, wo die preußische Gesinnung den Sieg, hätten nicht Preußen gekämpft, kaum wünschen konnte. Man war gezwungen, an der Seite der Franzosen zu fechten, aber es entstand keine Waffenbrüderschaft, lieber hätte man diese den gegenüberstehenden Russen gewährt. Daß man in Preußen, in Königsberg wie in Berlin, die Siege der Franzosen, den Einzug in Moskau, den Sieg der Preußen bei Eckau feiern mußte, war eine nothwendige Folge des eingegangenen Bündnisses, aber in der Stille trauerten die Vaterlandsfreunde über Vortheile, die durch preußische Tapferkeit miterrungen nur auf's neue die Bande befestigten, nach deren Zerreißung sie sich sehnten. Für die höheren Beamten und Befehlshaber, welche zunächst mit den Franzosen zu thun hatten, war es keine geringe Aufgabe, in diesem fortdauernden Zwiespalt zu leben, und dabei diesen selbst mit größter Sorgfalt so viel als möglich zu verdecken. Bülow hatte so viel Kraft des Willens und Gewandtheit des Benehmens, daß er in seiner schwierigen Stellung dem lauernden Argwohn der Franzosen keine Blöße gab; fand er sich aber unbeobachtet von Späherblicken, wußte er sich im Kreise der Vertrauten, dann hielt er sich für den Zwang, den er sich angethan, schadlos, und machte seinem Herzen in Verwünschungen Luft, die nicht selten über die Franzosen hinweg auch auf Landsleute fielen, denen man Hinneigung zu jenen schuld gab. —

Alles war gespannt auf den Ausgang des großen Feldzugs, der das Schicksal Rußlands bereits entschieden zu haben schien. Infolge der siegreichen Gefechte, welche die preußischen Hülfstruppen, nach Grawert's Abgang jetzt von Yorck befehligt, in Kurland geliefert hatten, waren russische Gefangene in Königsberg eingebracht worden. Dies gab Anlaß, daß der Flügeladjutant des Königs, Major Graf Henckel von Donnersmark, auf der Durchreise nach Mitau zu Yorck, dem er Befehle überbrachte, auch bei Bülow eines Auftrags

sich zu entledigen hatte, indem der König verlangte, derselbe solle aus den russischen Gefangenen 24 Sänger aussuchen und auf der Post ihm nach Berlin schicken. Bülow, der bei Henckel's ersten Worten eine wichtige Eröffnung politischen Inhalts erwartet hatte, war nicht wenig erstaunt, eine solche zu vernehmen. Besonders war sein musikalischer Sinn verletzt, und er konnte sich — wie Henckel erzählt — gar nicht zufrieden geben, daß der König solche unharmonische Schreihälse haben wolle, und meinte, wer am besten brüllte, den würde er auswählen. Doch fand er nachher, daß sie zusammen recht gut sängen, und meldete mit Vergnügen, daß sie alle sich sehr über ihr bevorstehendes Loos freuten.

Der Sommer verging, der Herbst ebenfalls. Bald nach dem Brande von Moskau verstummten die Siegesnachrichten der Franzosen, von dem Heere kam aus der weiten Ferne nur seltnere Kunde, sie blieb endlich aus. Der Winter war mit ungewöhnlicher Strenge eingetreten. Allmählich begannen dumpfe Gerüchte von dem Rückzuge des großen Heeres zu reden, von seinen bedeutenden Verlusten, von den Gefahren und Schrecknissen des Rückzuges; unermeßliche, entvölkerte, von grimmigem Frost erstarrte, durch hohen Schnee überdeckte Länderstrecken waren unter heftiger Verfolgung zahlloser Kosakenschwärme zurückzulegen. Endlich erfuhr man, daß Napoleon seine durch Kampf, Mangel, Krankheit und Frost auf ein Drittheil herabgesunkenen Schaaren auf fluchtartigem Rückzug in furchtbaren Bedrängnissen verlassen, und persönlich mit größter Eile den Weg nach Paris genommen habe, um neue Streitkräfte aufzurufen. Nach langer Unterbrechung der bisher so ruhmredigen Bulletins erschien plötzlich eines, das die entsetzlichen Unfälle, die das Heer betroffen hatten, nicht mehr verschweigen konnte, und durch alles gleißnerische Bemühen, die Vorgänge gemildert darzustellen, sie erst recht offenbar machte. Das Bulletin sprach nur immer von Pferden, die dem Frost und dem Mangel erlegen seien, aber der Schluß ergab sich von selbst, daß es den Menschen nicht besser ergangen sein konnte, und daß ein Heer ohne Pferd bald auch ohne Geschütz und Munition, ohne Gepäck und Lebensmittel sein mußte.

Auf die Nachricht von dem völligen Rückzuge des Heeres, das nur noch in Trümmern sich heranschleppte, brach Loison mit allen französischen Truppen im Anfange des Novembers von Königsberg auf und marschirte nach Wilna, um daselbst die Flüchtigen aufzunehmen, die Verfolgung zu hemmen; eine frische französische Division war unter diesen Umständen eine bedeutende Macht, hinreichend um die vorangeeilten Reiterschaaren der Russen, deren Hauptstärke so schnell nicht folgte und noch weit zurück war, so lange aufzuhalten, bis Napoleon die aufgebotenen Verstärkungen herbeigeführt hätte, um den Krieg mit neuer Kraft fortzusetzen. Um so größer war das Erstaunen als man vernahm, daß auch diese ganze Division verloren sei, die furchtbare Kälte und der mit ihr eingetretene Mangel hatten sie binnen einiger Tage hingerafft, nur wenige Mannschaft, erschöpft und halberfroren, entkam den Kosaken, und mischte sich zu den Trümmern des großen Heeres, die zuletzt noch beim Uebergang über die Beresina durch Frost, Hunger und russische Waffen schrecklich durchwüthet und aufgerieben, in wehrlosen Haufen jammervoll nach Preußen zurückkamen, von wo sie vor sechs Monaten so stolz und übermüthig ausgezogen waren.

Täglich fuhren unabsehbare Reihen von Wagen in Königsberg ein, beladen mit Verwundeten und Kranken, begleitet von erschöpften Fußgängern, die nur kümmerlich dahinschwankten. Todtenbleiche Gesichter, stiere Augen, erfrorne Glieder, dumpfe Gleichgültigkeit, sprachen grausenhaft die Leiden und das Elend aus, welches die Unglücklichen zu überstehen gehabt. Stabsoffiziere, Generale, in Stolz und Ueppigkeit verwöhnte Günstlinge des Glücks, kamen in Lumpen gehüllt, in Noth und Verzweiflung an, jeder Hülfe bedürftig, jede Erquickung annehmend, manche starben in deren übereiltem Genuß. Alle Ordnung war aufgelöst, kein Unterschied galt mehr. Man sah ein gränzenloses Verderben vor Augen, und wußte nun, daß nicht Tausende, nein Hunderttausende schrecklich zu Grunde gegangen waren, die noch Ueberlebenden trugen völlige Muthlosigkeit und den Keim tödtlicher Seuchen in sich. Mit diesen französischen Trümmern, kamen auch die von rheinbündischen Truppen an, endlich die Ueberbleibsel zweier preu-

ßischen Reiterregimenter, welche Napoleon der Befehlführung Macdonald's entzogen und mit nach Moskau genommen hatte.

Bülow gestand, daß er in seinem Leben von keinem Anblick und keiner Schilderung so erschüttert worden sei, als von dem, was er hier sah und hörte. Doch sein von diesem Entsetzen einen Augenblick niedergedrücktes Gemüth erhob sich alsbald zu kräftiger Erwägung solcher unerwarteten Schicksalsschläge, und schöpfte aus ihnen neue Hoffnungen für das Vaterland. Er schrieb in diesem Sinne an einen hochgestellten Freund in Berlin, schilderte in kurzen Worten das Elend, das vor Augen lag, den Zustand der französischen Streitkräfte, soweit er zu übersehen war, fragte, was man in Berlin gesonnen sei zu thun, drang auf rasche, durchgreifende Entschließung.

Auch in Berlin hatte man bald denselben Anblick wie in Königsberg, der endlose Zug des Elends und Jammers wälzte sich, von Seuchen begleitet, weiter und weiter bis zum Rhein, und immer größer offenbarte sich das Verderben, der Verlust, von denen Napoleons Macht war getroffen worden. Allein die Meinungen, welche hier auf die zu fassenden Beschlüsse einwirkten, waren leichter zu bestürzen als zu ermuthigen. Man verwies Bülow'n seinen voreiligen Eifer, man warnte ihn, durch keine Unvorsichtigkeit die Lage des Staates zu gefährden, dem ein kluges Abwarten und in diesem zunächst ein festes Beharren in dem Bündniß mit Napoleon räthlich sei. In der That war die Macht desselben, wenn auch hart getroffen, doch keineswegs gebrochen. Er gebot in Frankreich noch über ungeheure Hülfsmittel, an Menschen, an Geld, an jedem Bedarf; ließ man ihm nur einige Zeit, so ersetzte er sein verlorenes Heer durch ein neues, und konnte noch immer das Kriegsfeld zuletzt als Sieger behaupten. Diese Zeit aber wollten die Erschrockenen ihm lassen, und so stand seine Sache grade dadurch, daß man unentschlossen abwartete, nur um so besser; sie stand sogleich ganz gut, wenn man, was man zum Scheine thun wollte, wirklich that, nämlich mit allen Kräften sich ihr anschloß. Uebrigens leistete auch ein Kern streitbarer Mannschaft als tapfre Nachhut den

Russen im Felde noch hartnäckigen Widerstand, und wich nur, wo entschiedne Uebermacht sie drängte.

Der kräftige Wille Napoleons regte alles zur eifrigsten Thätigkeit an. Die Rüstungen in Frankreich, in den Staaten des Rheinbundes, waren in vollem Gange, der bloße Ruf davon schüchterte die Schwachen ein. Diplomatische Wirksamkeit suchte diesen Eindruck zu verstärken, die verfänglichsten Anträge und Vorspiegelungen wurden nicht gespart, um Napoleons Verbündete, und zunächst Preußen, bei seiner Sache festzuhalten. Dabei sah man überall die militairischen Anstalten der Franzosen mit Nachdruck geleitet, die Festungen nach Möglichkeit bedacht, die Truppen zweckmäßig gesammelt und verfügt, unlängbar war die Macht, über die Napoleon gebot, noch furchtbar. Der König von Neapel, welchem Napoleon bei seinem Verlassen des Heeres den Oberbefehl übertragen hatte, mußte zwar verzichten sich bei Wilna zu behaupten oder auch nur hinter der Memel Stand zu halten, allein er wich nur Schritt für Schritt, und durfte sich getrauen, die Linie der Weichsel zu vertheidigen, ja selbst in Ostpreußen mit Vortheil eine Schlacht zu liefern, wenn nur die Preußen ihn so unterstützten, wie sie es in der That vermochten. Die Franzosen, bisher der preußischen Verhältnisse so geringschätzig und achtlos, wurden jetzt plötzlich sehr freundlich, wollten gute Bundesgenossen sein, die Sache Preußens sogar voranstellen; obschon im Herzen voll Mißtrauen und Besorgniß, ließen sie nach außen keinen Zweifel blicken, daß Preußen ferner zu ihnen stehen würde. Die Hülfstruppen unter Yorck, die mit Macdonald aus Kurland zurückkehrten, befanden sich in französischer Gewalt, gehorchten französischem Befehl; es war nicht unwahrscheinlich, daß die sonstigen preußischen Streitkräfte dem Geschicke würden folgen müssen, in welches dieser ansehnliche, schon kriegsthätige Theil derselben einmal verflochten war; diese Truppen festzuhalten und zu vermehren, wurde daher französischerseits alles aufgeboten.

Was in dieser Beziehung bei Yorck und seinen Truppen vorging, ist unlängst von guter Hand umständlich dargelegt worden, und wir dürfen darauf verweisen. In einer von

Yorck's Lage sehr verschiedenen befand sich Bülow. Er hatte eine ausgedehnte Befehlführung, die jedoch durch die Umstände fast ganz gelähmt worden war; ihm stand keine kriegsfertige Truppenmacht zu Gebot, nur zerstreute Depots, vereinzelte schwache Besatzungen, die nicht weggezogen werden konnten. Das Land war überall von Franzosen besetzt oder durchzogen, Danzig ein fester Waffenplatz, von wo schon Verstärkung in Königsberg eintraf, sie sammelten sich mit großem Eifer und bewundernswerther Schnelligkeit; in Königsberg wimmelte es von Kranken und Flüchtlingen, aber die kräftige Betriebsamkeit der Generale wußte auch aus diesen aufgelösten Haufen schon wieder kleine Streitschaaren herauszusondern; eine nicht zu verachtende Stärke machte gegen die Russen Front, von denen die Kosaken zwar weit voraus, die eigentlichen Truppenkörper aber langsam folgend noch weit zurück waren. Mehr als Yorck war demnach Bülow in französischer Gewalt und Abhängigkeit.

Alles kam darauf an, was für Entschlüsse in Berlin gefaßt würden, doch dies blieb lange Zeit völlig ungewiß. Man sah und glaubte hier den wahren Zustand der Dinge um vieles später als in Königsberg; man lebte unter Sorgen und Bedenklichkeiten, die zwischen der Oder und Elbe, im Anblick oder Bereich französischer Besatzungen, die ja Berlin selbst und das nahe Spandau inne hatten, nicht so leicht zu überwinden waren, als in Königsberg oder Tilsit, wo schon der Hurrahruf der Kosaken herüber schallte.

Bülow sah sich daher auf seine eigne politische Einsicht, auf seine eigne diplomatische Geschicklichkeit angewiesen. Er hatte früh den Umfang des Verderbens erkannt, der das französische Heer getroffen hatte, aber sich auch nicht über die Widerstandsfähigkeit getäuscht, die in den Trümmern dieser alten sieggewohnten Kriegsmacht noch übrig und schnell wieder zu wecken war, auch ließ er nicht unerwogen, daß die Russen nur langsam und in geringer Stärke nachrückten, und daß deren weitere Absichten nicht ausgesprochen waren. Der rechte Augenblick, wo Preußen das Unglück der Franzosen benutzen, selbstständig gegen sie zum Krieg übergehen und sie verderben konnte, war auch schon versäumt und nicht wieder-

zugewinnen. Unter diesen Umständen sah er als das jetzt Wichtigste und Dringendste an, so viel als möglich Truppen und Kriegsmittel aller Art zu vereinigen und außerhalb fremden Einflusses sicherzustellen, um dem Könige für jeden Entschluß, den er fassen würde, eine selbstständige Heeresmacht verfügbar zu halten. Bülow zweifelte im Herzen nicht, daß bei der Wahl, in die Preußen gestellt war, der Ausschlag für die Russen und gegen die Franzosen sein werde, denn jene waren doch für Preußen die eigentlichen Verbündeten, diese der eigentliche Feind, wiewohl das amtlich-öffentliche Verhältniß noch das Gegentheil sagte. Er hatte gleich allen edlen Vaterlandsfreunden das feste Vertrauen, daß es so kommen müsse, er fühlte den entschiedenen Trieb, aus allen Kräften zu dieser Wendung mitzuwirken; allein noch war keine Gewißheit vorhanden, kein entscheidender Befehl, und selbst die Mittel, diesen zu befolgen, mußten erst bereitet werden, unter zahllosen Hindernissen, unter täglich wachsender Gefahr. Bülow urtheilte und handelte im Sinn der Befehle, die ihm später zukamen, aber als er begann, folgte er nur den Eingebungen seiner Vaterlandsliebe und seines Muthes. Um so mehr mußten Vorsicht und Klugheit jeden Schritt leiten.

Vortrefflich waren gleich die ersten Maßregeln. Alle zu den Yorck'schen Truppen auf dem Marsch befindliche Ersatzmannschaft, Rekruten und Genesene, Zufuhren und Pferde, erhielten Befehl nicht weiter zu gehen, sondern an bestimmten Orten sich zu sammeln und zu ordnen. Alle Kriegsvorräthe wurden schleunigst nach Graudenz in Sicherheit geschafft, eben dahin alle Beurlaubten und Krümper gewiesen. Mehrere Depots zogen sich vorläufig nach Königsberg, wo sie dem größeren Truppenkörper sich anschlossen. Die Besatzung von Pillau wurde ganz im Stillen verstärkt; der Oberst von Maltzahn, der in Memel stand, erhielt Befehl über die Nehrung abzuziehen, sobald Yorck'sche Truppen dort einträfen. Bei Graudenz hoffe er, so schrieb Bülow an Yorck, dem er von allen seinen Anordnungen sogleich Nachricht gab, ein ziemliches Truppchen zu versammeln. Alle diese Maßregeln, die oft in die kleinsten Einzelheiten und Schwierigkeiten ein-

gehen mußten, wurden mit eben so viel Umsicht als Raschheit glücklich ausgeführt. Der Präsident von Auerswald in Königsberg und der Präsident von Schön in Gumbinnen unterstützten durch entsprechende Befehle ihrerseits aus allen Kräften die militairischen Verfügungen, ganz besonders aber Schön, dessen hoher Geist und kühner Muth in den nächstfolgenden Ereignissen überall von mächtigem Einfluß war, und da, wo die Kraft Anderer nicht ausreichen wollte, die seinige frisch dazuwarf, unbekümmert ob die That seinen oder einen andeern Namen tragen würde.

Um die Lage der Sachen dem Könige genau darzulegen und entsprechende Befehle einzuholen, sandte Bülow den Major Hiller von Gärtringen nach Berlin. „Er ist ein Mann", schrieb er darüber an den Präsidenten von Schön zu Gumbinnen, „der hier alles gesehen hat, und sich die Sache zu Herzen nimmt, er wird alles recht kräftig vortragen." Auerswald und Schön sandten gleichfalls wahrheitsgetreue Berichte an den Staatskanzler, vertrauliche Briefe an die ihnen gleichgesinnten Freunde. —

Am 19. Dezember nahm der König von Neapel sein Hauptquartier in Königsberg. Er sammelte daselbst möglichst die französischen Streitkräfte, zeigte seine Truppen in täglichen Paraden und Musterungen, ritt durch die Stadt in seiner theatralisch prunkenden Kleidung, und erfreute sich dabei, wie wir es glücklich ausgedrückt finden, einer stets gleich rege bleibenden Theilnahme der leicht beweglichen Straßenjugend! An Bülow, dem er zu imponiren meinte, stellte er hochfahrend die Anforderung, mit seinen Truppen, die er auf 10 bis 12,000 Mann schätzen wollte, zu ihm zu stoßen. Bülow stellte ihm vor, daß seine Truppen bei weitem nicht so stark und noch ganz ungeübt seien, lehnte das wiederholte Ansinnen mit geschickter Beharrlichkeit ab, und suchte, indem er allen näheren Berührungen sorgfältig auswich, unbemerkt und vergessen zu sein.

Aus Berlin trafen endlich bestimmte Befehle des Königs ein: für Yorck, daß er, sobald er mit seinen Truppen angelangt sei, den Oberbefehl in der Provinz Preußen wieder zu übernehmen habe; für Bülow, daß er an der Weichsel

eine besondre Truppenmacht als Reserve sammeln solle. Eine Hauptsorge für ihn war, — jetzt auch infolge der Königlichen Befehle, — für den vorauszusehenden Fall, daß der Kriegsschauplatz nach Preußen vorrückte, alle Hülfsmittel des Krieges, Soldaten, Krümper, Pferde, Vorräthe, aus den bedrohten Landstrecken früh herauszuziehen, um sie für Preußen zu sichern, desgleichen den zurückkehrenden Truppen Yorck's die nöthigen Fuhren und Spannpferde für das Geschütz entgegen zu senden. Mit allem Nachdruck betrieb er die Errichtung von Reservebataillonen, wobei mehrere tüchtige Offiziere, die ihm für diesen Zweck zugewiesen waren, unter ihnen der Oberst von Thümen, ihn kräftig unterstützten. Weitere geheime Vorschriften aus Berlin brachte der Major von Tippelskirch, in deren Abfassung die Hand des wieder thätigen Obersten von Scharnhorst merkbar war. Sie wiederholten, daß die Hauptsache sei, die preußischen Kräfte nicht vereinzeln und in fremde Abhängigkeit gerathen zu lassen, sondern sie möglichst vereint und verfügbar in preußischer Hand zu haben; alles sollte ohne Aufsehen und in der Stille gethan, die Franzosen, falls sie die Anstalten doch merkten oder hindern wollten, mit glaublichen Vorwänden beschwichtigt werden. Mehr wurde noch nicht gesagt; wer aber Scharnhorst kannte, wußte sehr gut, daß dessen Gedanken nicht auf bloß vertheidigende Absonderung, sondern auf thätigen Angriff gerichtet waren. Als Tippelskirch mit diesen Weisungen in Königsberg eintraf, hatte Bülow schon vollständig in deren Sinn gehandelt.

Für die einberufenen Beurlaubten und Krümper und ausgehobenen Pferde wurden vier Sammelorte bestimmt, Königsberg, Heilsberg, Osterode und Rastenburg. Die Mannschaft drängte sich mit freudigem Eifer herzu, aus Ostpreußen allein kamen 6000 Rekruten. Die Schwierigkeit war, die Leute gehörig und unbemerkt fortzuschaffen, mancherlei List wurde dabei angewendet. Bülow ordnete alles selbst, gab den beauftragten Offizieren die nöthigen Verhaltungsregeln, unterhielt lebhaften Verkehr mit den Landesbehörden, vermied sorgfältigst alle Reibung mit den französischen. Er sandte eine nochmalige Verstärkung von 300 Krümpern nach Pillau,

Kriegsbedarf und Vorräthe nach Graudenz, eine Abtheilung Fußvolk und Reiterei unter dem Major von Kemphen als Beobachtungsposten nach Deutsch-Eylau. Zugleich traf er Maßregeln, um stets genaue und schnelle Nachrichten von den Bewegungen der Russen zu empfangen. Dem Generalintendanten des französischen Heeres Grafen Daru war indeß nicht entgangen, daß Bülow's Anstalten ausschließlich den preußischen Vortheil bezweckten, er that Einspruch gegen die Verwendung so vielen Vorspanns, der dadurch dem französischen Dienst entzogen werde, er wollte dessen Bedarf zuerst, ja allein berücksichtigt wissen. In den dieserhalb geführten Erörterungen führte Daru eine heftige Sprache, drohte mit Gewaltmitteln, allein Bülow ließ sich nicht irren, und setzte seine Anordnungen, mit Ausnahme der Orte, wo gerade französische Truppen standen, ungehindert durch.

Russische Truppen, zu dem Heertheil des Generals Grafen von Wittgenstein gehörig, waren indeß am 27. Dezember bei Georgenburg erschienen, gingen alsbald über die Memel, besetzten die Stadt Memel, und die kleine preußische Besatzung, welche keinen Widerstand leisten konnte, wurde für kriegsgefangen erklärt. Bülow, der die Russen schon nicht mehr als Feinde betrachten wollte, fühlte sich widrig berührt von jenem Verfahren, durch welches die Russen fortfuhren, die Preußen feindlich zu behandeln; allein bei der Zweideutigkeit seiner Lage, in welcher er gegen die im Allgemeinen ihm noch weit überlegenen Franzosen des Scheines fortbestehender Bundesgenossenschaft bedurfte, konnte jenes Ereigniß ihm sogar lieb sein, er machte dasselbe mit Nachdruck geltend, und die Franzosen selbst mußten nun eingestehen, daß die Preußen alle Ursache hätten gegen den annahenden Feind sich zu rüsten. Leider gaben die Nachrichten aus Berlin auch noch keine Sicherheit, daß nicht jener Schein auf's neue zur traurigen Wahrheit würde, denn die Meinungen schwankten dort noch immer zwischen Furcht und Hoffnung, einflußreiche Stimmen wollten das Heil Preußens nur im festen Anschluß an Napoleon gesichert wissen, der doch zuletzt Sieger bleiben und dann für die gehaltene Treue dankbar Preußen zu neuer Größe erheben werde; sie wiesen auf Rußlands Benehmen

beim Frieden von Tilsit hin, und meinten, der Bund mit Rußland, den man vorschlage, werde eine noch schlimmere Abhängigkeit sein als die französische; es hieß sogar, im Sinne jener Ansicht solle der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg zurücktreten und an seine Stelle der Fürst von Hatzfeldt kommen. Die hier ausgesprochene Meinung trug die verführerische Wahrheit in sich, daß ein festes Anschließen Preußens an Napoleon in diesem Augenblick wirklich das verbürgte, was sie voraussetzte, nämlich den wiederkehrenden Sieg und das hergestellte Uebergewicht desselben, denn eine Verstärkung wie Preußen sie jetzt geben konnte, reichte vollkommen hin, den Krieg an der Weichsel, vielleicht an der Memel, festzuhalten, dann konnte Napoleon mit frischen Heereskräften einen neuen Siegeslauf beginnen, oder einen vortheilhaften Frieden schließen; möglich, daß er auch dankbar gewesen wäre, und Preußen vergrößert hätte; doch keine Vortheile irgend einer Art konnten den Schaden und die Schmach aufwiegen, jene in solcher Weise gewonnen zu haben; aller Muth und alle Gesinnung, in denen zuletzt die Kraft des Staates beruht, wären gebrochen, vernichtet worden. Diesen trüben Nachrichten aus Berlin begegneten andere aus der Gegend von Tauroggen her, ganz verschiedener Art, doch ebenfalls sorgenvoll bedenkliche. Der Major Graf Henckel von Donnersmark, den Yorck an den König zurücksandte, kam in der Nacht zum 30. Dezember in Königsberg an, ließ Bülow'n sogleich wecken, und theilte ihm die wichtige Neuigkeit mit, daß Yorck mit seinen Truppen sich von den Franzosen glücklich getrennt habe, nun von den Russen großentheils umstellt sei, und in der Voraussetzung, daß diese in Wahrheit schon als Freunde, die Franzosen als Feinde Preußens zu betrachten seien, beide bald auch dafür erklärt sein würden, mit den russischen Befehlshabern in Unterhandlung getreten sei, und im Begriff stehe eine Uebereinkunft abzuschließen, in Gemäßheit deren alle Feindseligkeiten zwischen den preußischen und russischen Truppen aufhören sollten. Bülow empfing diese Nachricht mit freudiger Theilnahme, konnte sich indeß banger Sorge nicht erwehren, wenn er bedachte, welch neue Verwickelungen dies Ereigniß herbeiführen müßte, falls nicht

bald der Staat mit allen Kräften in die neue Richtung einginge. Ob jedoch der eigenmächtige Schritt Yorck's in Berlin dies bewirken, oder welche andere Folgen haben würde, darüber gab es keinerlei Sicherheit.

An demselben Tage traf ein von Yorck vorausgesandter starker Zug Fuhrwesen, Gepäck und Geschütz nebst dazu gehöriger Bedeckung in der Nähe von Königsberg ein; diese Meldung setzte Bülow'n in große Verlegenheit, denn sie kam zugleich an den König von Neapel, und wenn dieser auch die Wagen und das Geschütz weiter nach Kreuzburg wollte ziehen lassen, wo Bülow sie hinter dem Pregel dem französischen Bereich einigermaßen entrückt wußte, so befahl er dagegen die streitbare Mannschaft zurückzubehalten; und da diese wie der ganze Zug durch Königsberg mußte, so konnte der König seinem Befehl unmittelbaren Gehorsam erzwingen; ihn zu täuschen ersann Bülow folgende List. Die Truppen wurden aufgelöst, und zu 3 oder 4 Mann bei jedem Wagen eingetheilt, die Gewehre auf diesen versteckt; den Leuten waren in Kurland statt der Mäntel Schafpelze geliefert worden, wie die kurischen Bauern sie tragen, und die den unbewaffneten Soldaten ganz das Ansehen gewöhnlicher Fuhrleute gaben; dazu kam noch der Umstand, daß grade Thauwetter war und etwas Regen fiel, durch die Nässe dehnten sich die Schafpelze sehr in die Länge aus, und die Verkleidung gelang um so besser. So zogen sie unbeachtet mit ihren Wagen durch die Stadt, außerhalb des Thores holten die Leute ihre Waffen wieder hervor, bildeten wieder geschlossene Schaaren, und marschirten ungestört nach Kreuzburg. Die beiden zu dem Zuge gehörigen Batterieen waren den Augen nicht zu entziehen, und sie sollten jedenfalls in Königsberg bleiben; doch der sie führende Major von Rentzell benutzte die Verwirrung, die dort herrschte, und ersah am folgenden Tage die Gelegenheit, auch diese Geschütze unangefochten nach Kreuzburg abzuführen.

Am 1. Januar 1813 erhielt Bülow zuerst durch den König von Neapel, gleich darauf durch einen von Yorck eigends an ihn gesandten geheimen Boten die bestimmte Nachricht von der zwischen Yorck und dem russischen General

Diebitsch am 30. Dezember in der Poscherun'schen Mühle bei Tauroggen abgeschlossenen Konvention, kraft deren die preußischen Truppen, entgegen dem mit Frankreich noch bestehenden Bündniß, und ohne Befehl und Wissen des Königs, eine neutrale Stellung nahmen, aus der ein zwar noch nicht ausgesprochener, aber für niemanden zweifelhafter Uebergang zur Gemeinschaft mit den Russen nahe vorherzusehen war. Durch seine militairische Lage, durch die im Heer und im Volk vorherrschenden Gesinnungen, durch die bestürmenden Anträge der russischen Befehlshaber, und endlich durch seinen eignen Muth und Sinn, war Yorck bewogen, ja genöthigt worden, eine That auszuführen, die je nachdem die Würfel fielen, ihm unsterblichen Ruhm, aber auch schmachvollen Untergang bringen konnte. In seinem Gewissen fühlte der Feldherr sich rein und gerechtfertigt, der um des Königs wahrem Sinn und Willen, und des Staates höchstem Vortheil zu entsprechen, seinen Kopf zur Sühne bot, falls er sich in beidem geirrt hätte, denn selbsteignes Urtheil hatte den militairischen Gehorsam gebrochen. Noch wußten die Truppen selbst, die Behörden, das Volk nicht, ob geheime Vorschriften des Königs ihn vielleicht so zu handeln berechtigten, Bülow jedoch wußte, daß es keine solche gab, und erkannte das ganze Wagniß des verhängnißvollen Schrittes. Sein persönliches Verhältniß zu Yorck war kein freundliches, wenn auch die frühere Bitterkeit aufgehört hatte. Doch jetzt fiel jede Nebenbetrachtung hinweg, es galt nur die Anerkennung der Heldenthat, die Aufgabe aus der großen Thatsache das Heil des Ganzen zu entwickeln, sie selber zu rechtfertigen durch ihr Gelingen! Bülow sprach auf der Stelle gegen seine Vertrauten die lebhafteste Freude und Zustimmung aus. Oeffentlich war er freilich eher das Gegentheil zu zeigen genöthigt.

Für Bülow erwuchs für den Augenblick eine gesteigerte Bedrängniß. Yorck befehligte eine kriegsfertige Truppenmacht, hatte die Russen zur Seite, konnte jedem Angriff der Franzosen die Spitze bieten; die Truppen, über welche Bülow verfügen konnte, waren erst in der Bildung begriffen, noch gering an Zahl und nicht beisammen, dabei wie er selbst

noch in der Gewalt der Franzosen, denen nun alle Preußen verdächtig sein mußten, und von deren Willen und Entschlossenheit es abhing diese zu umzingeln und zu entwaffnen. Selbst der Ausweg, mit der geringen Stärke, die er in Königsberg hatte, zu Yorck zu stoßen, war unausführbar, weil die Franzosen dazwischen standen; doch ein so wohlfeiler und armer Gedanke war ohnehin für Bülow unmöglich, er fühlte, daß ihm ein anderer Beruf obliege, von größeren Schwierigkeiten und eigner Verantwortung. Während er im Stillen alle Maßregeln bedachte, um wenigstens nicht jedem ersten Handstreich der Franzosen zu erliegen, und entweder eine Zuflucht in Pillau zu finden oder sich auf Graudenz zurückzuziehen, kam ihm unverhofft das Glück zu Hülfe. Noch am nämlichen Tage, wo die Meldung von Yorck's Abfall angekommen war und das Volk in den Straßen schon deutliche Neigung zum Aufstande gegen die Franzosen zeigte, zog der König von Neapel, geschreckt durch weitere Nachrichten aus Tilsit, mit seinem Hauptquartier von Königsberg nach Elbing ab, und hinterließ für die zurückgebliebenen Preußen den Befehl sich an Macdonald anzuschließen. Allein Bülow, um sowohl den Franzosen unter Macdonald, der zum 3. Januar in Königsberg eintreffen sollte, als den Russen, die diesem nachfolgten, zu entgehen, benutzte die freie Frist, um allen noch vorhandenen Kriegsbedarf eiligst nach Graudenz abzuschicken, sein Fußvolk in und bei Kreuzburg zusammenzuziehen; am 2. Januar Mittags begab er sich dahin, während der Major von Kall mit der wenigen Reiterei bei Königsberg als beobachtende Nachhut stehen blieb. Am folgenden Tage, da die Franzosen wieder in Königsberg erschienen, marschirte Bülow von Kreuzburg ab, und wählte, um zur Weichsel zu gelangen, eine noch freie Seitenstraße, wiewohl auf dieser für die Verpflegung nicht vorgesorgt war. Die Nachhut unter dem Major von Kall folgte im Abstand eines Tagemarsches. Zuletzt ließ er noch das von Yorck abgesandte Gepäck, das dieser wieder in seiner Nähe zu haben wünschte, demgemäß nach Bartenstein abziehen, die streitbare Mannschaft aber behielt er bei sich, weil er sie einer Gefangennehmung der Franzosen nicht aussetzen wollte. Ueber-

haupt nahm er auf seinem Marsch alles mit, was irgend ihm sich anschließen mochte, die mannigfachsten Truppentheile, Genesene, Rekruten, Pferde, Kassen, Lebensmittel. Seinen Marsch mußte er nach den Bewegungen der Franzosen einrichten, um jede Berührung mit ihnen zu vermeiden. Alle diese Gegenstände forderten eine rastlose, nach allen Seiten aufmerksame Thätigkeit, die sich in unzählige Einzelheiten zersplitterte, und jeder die volle Kraft des persönlichen Befehls zuwenden mußte. —

Der Marsch ging über Mehlsack, Liebstadt und Mohrungen nach Saalfeld, wo am 7. Januar der Stabsrittmeister von Auer eintraf, der ein Schreiben von Yorck an Bülow überbrachte und außerdem mündliche Aufträge an seinen Schwager auszurichten hatte. Yorck drückte sein Bedauern aus, von Bülow keine Nachrichten zu haben und über dessen Absichten in Zweifel zu sein; er hoffte Königsberg besetzen zu können, fürchtete aber, Wittgenstein könnte von den Franzosen, die ihm an Zahl überlegen, geschlagen und aus Preußen wieder hinausgeworfen werden; ob nicht alles aufgeboten werden müsse dies zu verhindern, ob eine solche Lage der Dinge nicht erfordere, auch noch einen zweiten Schritt zu thun? Ein vereintes Wirken sei gegenwärtig, in dem so hochwichtigen Augenblicke, die Hauptsache, es käme darauf an, vereint an der Weichsel eine Stellung zu gewinnen, um das rückliegende Preußen zu decken. Bülow behielt seinen Schwager auf dem Marsche nach Riesenburg bei sich, und fertigte ihn von hier wieder an Yorck ab, dem er die Lage der Dinge mittheilte, die Unmöglichkeit jetzt mit seinen wenigen Truppen im Feld aufzutreten oder sonst von den ihm gewordenen Königlichen Befehlen abzuweichen.

Den 9. Januar hielt Bülow in Riesenburg Rast, um Marienwerder zu vermeiden, wo der Vizekönig Eugen Beauharnais sein Hauptquartier an diesem Tage hatte. Am 18. marschirte er durch Marienwerder nach Neuenburg. Hier liefen zwei französische Schreiben ein vom 8. und 9. Januar aus Elbing, dem Hauptquartier des Königs von Neapel, durch den General Grafen Monthion im Namen Berthier's, des Fürsten von Neuchatel erlassen, durch die Bülow be-

nachrichtigt wurde, daß der König von Preußen das Benehmen Yorck's mißbilligt und diesen General abgesetzt habe; die Truppen Bülow's, wurde ferner gesagt, gehörten zu den Hülfstruppen, welche Preußen vertragsmäßig zu stellen habe, der König von Neapel befehle ihm daher, diese Truppen gegen den Feind zu verwenden, besonders seine leichte Reiterei um Erkundigung einzuholen. Um dieselbe Zeit kam aus Berlin ein Schreiben des Kriegsministeriums vom 6. Januar an, welches gleicherweise die Absetzung Yorck's anzeigte, und jede Verbindung mit dessen Truppen einstweilen untersagte. Auf die französischen Anforderungen antwortete Bülow ausweichend, der Beschluß in Betreff Yorck's hatte auf seine augenblicklichen Maßnahmen keinen Einfluß; er berührte ihn sehr unangenehm, doch stand die Ueberzeugung fest, daß die gegen Yorck ausgesprochene Mißbilligung nur aus dem Drang der Umstände hervorgegangen sei und nicht lange dauern könne.

Die Scheidewand, bisher zwischen Bülow und den Russen durch die Franzosen noch gebildet, wurde stets dünner und hörte bald ganz auf. Bülow um die Berührung mit den Russen zu meiden, zog seine Nachhut näher an sich, doch die Kosaken drangen immer vor, und es war vorauszusehen, daß es an der Weichsel zwischen ihnen und den Franzosen zu Gefechten kommen würde. Schleunig zog Bülow, der ihnen ausweichen mußte, die vom Obersten von Thümen gebildeten Reservebataillone von Graudenz an sich, desgleichen mancherlei Mannschaften unter dem Major von Tippelskirch, und marschirte am 12. Januar nach Oschie. Das französische Hauptquartier hatte am Tage vorher Elbing verlassen und zog nach Posen; der Vizekönig Eugen bestand am 12. ein ungünstiges Gefecht bei Neuenburg gegen die Kosaken, die auch die Quartiere der Bülow'schen Reiterei hiebei berührten, und drei vereinzelte Offiziere zurückhielten; der Major von Kall wurde mit seinem Reitertrupp ebenfalls von Kosaken gefangen genommen. Bülow, über Tuchel am 14. in Konitz angelangt, erfuhr hier die Uebergriffe der Russen. Sogleich erließ er ein Schreiben an den General Tschernischeff, und drohte, wenn derselbe nicht unverzüglich die Gefangenen freigebe, so

werde er ihn mit aller Macht angreifen und zurückwerfen; sie wurden darauf freigegeben. Den französischen Truppen, die noch in Konitz lagen, hatte Bülow ebenfalls mit Trotz entgegenzutreten; doch diese zogen Abends weiter, und die Preußen blieben hier nun allein und in guter Stärke am 15. stehen; über Schlochau gelangten sie am 17. nach Neu-Stettin, sie waren in diesen Tagen noch mehrmals bei Gefechten zwischen Franzosen und Russen nahe Zuschauer, von beiden Theilen unangetastet, doch in gerüsteter Ordnung, um jeden etwanigen Angriff kräftig abzuweisen. In Neu-Stettin endlich, dem Felde der weiteren Kämpfe seitwärts glücklich entrückt, wurde Halt gemacht, in Erwartung aber der ferneren Befehle und Ereignisse die Ausbildung und Mehrung der Truppen thätigst fortgesetzt.

Yorck war inzwischen von den ihn betreffenden Befehlen des Königs unterrichtet worden, jedoch nicht amtlich, denn die Russen hatten den Ueberbringer Major von Natzmer nicht zu ihm gelassen, sondern zum Kaiser Alexander geschickt. Auf diesen Umstand gestützt, blieb er in seiner Befehlführung und Verbindung mit den Russen. Aber es war ihm unheimlich in seiner Stellung, die in der That kaum zu behaupten war, alles drängte zu weiteren Schritten, zu denen er wenigstens mitthätige Genossen wünschte. Zunächst suchte er Trost und Hülfe bei Bülow, an den er folgendes Schreiben aus Königsberg vom 13. Januar richtete, das abermals Auer überbrachte: „Was für Ansichten hat man in Berlin? Ist man denn schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demüthig tragen mußten? Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wiederzuerlangen. Die Vorsicht zeigt uns den Weg, wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthat von uns weisen. Welch eine erbärmliche Politik hat man, wenn man immer noch den Gemeinspruch im Munde hat — man muß Zeit gewinnen. Unser Gegner gewinnt bei unserm Zögern nur Zeit, wir verlieren sie, jeder Moment ist ein unersetzlicher Verlust. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Banden des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigne Hand. Die Armee will

den Krieg gegen Frankreich. Das Volk will ihn, der König will ihn; aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen freimachen, ich werde in kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen — Hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich Yorck nicht richten oder verurtheilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße, und ohne alle persönliche Rücksichten. Sie, General, und alle wahre Anhänger des Königs und seines Dienstes müssen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. — Jetzt ist der Zeitpunkt uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen — oder, was Gott nicht wolle, schmählich von ihnen verachtet und verläugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit, und unsere Selbstständigkeit; diese Freiheit und Selbstständigkeit als ein Geschenk erhalten und annehmen, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen, und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben. Handeln Sie, General, es ist absolut nothwendig, sonst ist alles auf ewig verloren. Glauben Sie es mir, die Sachen stehen hier sehr schlimm. Entferne ich mich von hier, so ist das Korps aufgelöst und die Provinz in Insurrektion: wo kann das hinführen? Das ist nicht zu berechnen."

Wir kennen die Antwort Bülow's nicht; an Borstell aber, der in Pommern befehligte, schrieb er gleich am 17. Januar, dem Tage seines Eintreffens in Neu-Stettin: „Auer, welcher aus Königsberg vom General von Yorck zu mir geschickt, ist von den Ideen des Generals von Yorck als auch von den meinigen unterrichtet. Haben Sie die Güte, bester General, ihm die Ihrigen mitzutheilen, ich stehe für seine Verschwiegenheit. Es ist sehr wichtig, daß wir darin übereinstimmend handeln, und gewiß beabsichtigen wir nichts, als das Interesse des Königs und des Staats zu bewirken, ich meinerseits wende alles an, um den König zu einem kräftigen Entschluß zu vermögen." Am folgenden Tage richtete er sodann folgendes Schreiben nach Berlin an den König: „Die

gegenwärtige für den Staat so wichtige Epoche, die wahrscheinlich für die künftige Existenz des Staates entscheidend sein wird, bewegt mich auch meine Ansichten Eurer Königlichen Majestät ehrfurchtsvoll vorzutragen. Man kann hoffen, daß die neuern Ereignisse, die so sichtbar durch die Hand der Vorsehung herbeigeführt, dazu dienen werden, den Staat groß und blühend wiederherzustellen. Auf der andern Seite kann man sich, bei Befolgung eines gewissen Systems, nicht die Möglichkeit verhehlen, daß der Staat noch mehr in seinen Gränzen beengt noch tiefer sinken könnte. Das Erste kann man mit Zuversicht hoffen, wenn Eure Königliche Majestät sich mit Rußland verbinden. Es kann und wird dahin führen, daß Deutschland dem fremden Joche entzogen werde, und daß alle norddeutsche Staaten sich unter dem Schutze Euer Königlichen Majestät vereinigen. Das Zweite, die Zerstückelung des Staats, wird ohnfehlbar erfolgen, wenn Euer Königliche Majestät dem durch die Nothwendigkeit aufgedrungenen Bündniß treu bleiben wollten. Die beispiellose Vernichtung der großen französischen Armee wird nun durch das rasche Folgen russischer Korps vollendet. Es ist nichts vorhanden, was diesen widerstehen kann, wenige werden nur die Oder erreichen, und weder an die Oder noch an die Elbe etwas aufgestellt werden können, was auch nur einigen Widerstand leisten kann. Eurer Königlichen Majestät stehen noch immer sehr bedeutende Streitkräfte zu Gebote, vereinigen diese sich mit den russischen, so ist mit Gewißheit zu erwarten, daß man in kurzem bis an die Ufer des Rheins vordringen könne, da nicht zu zweifeln, daß nicht alle norddeutsche Völker sich anschließen und gemeinschaftliche Sache machen werden. Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß es Napoleon gelingen werde eine Menschenmasse zusammen zu bringen, aber wie wenig kann er sich von einer solchen Masse roher Konskribirter versprechen, die durch die Vertilgung der alten Truppen muthlos werden müssen, und die zu wenig geübt sein werden, um sie im freien Felde gebrauchen zu können. Hiezu kommt, daß es ihm unmöglich sein muß, irgend einige Kavallerie in bedeutend langer Zeit wieder zu formiren. Um nun des guten Erfolgs gewiß zu sein würde ein schneller Entschluß

und schnelles Handeln nothwendig sein, welches übrigens durch das Vorgehen der Russen ohnedem nothwendig wird; denn stehen diese an der Oder, welches in kurzem der Fall sein wird, so wird eine endliche Erklärung nothwendig. Die ganze Nation hat nur Eine Stimme, Krieg gegen Frankreich ist der Wunsch Aller. Dieser wird Sache der Nation sein, freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden, und Quellen werden sich öffnen, die man längst versiegt glaubte. Einen Mittelweg einschlagen, einen Frieden negoziren, würde nur ein augenblickliches Palliativ sein, wodurch das Uebel für die Folge unheilbar wird, man würde sich muthwillig seines Vortheils begeben, um einem unversöhnlichen Feinde Zeit zu lassen, sich von seinem Falle zu erholen. Es ist nicht denkbar, daß der Petersburger Hof sich so seines Vortheils begeben wird, eben so wenig es denkbar und mit dem Karakter Napoleons vereinbar, daß er große Aufopferungen schon gegenwärtig darbringen wird, wohl aber ist es denkbar, daß um einen Frieden mit Rußland zu bewirken, Napoleon Preußen aufopfern und die am rechten Weichselufer gelegenen Provinzen anbieten wird. Nach meiner Ueberzeugung, und dieses ist die Ueberzeugung der ganzen Nation, ist die Wohlfahrt des Staates nur durch einen Krieg gegen Frankreich zu begründen, die Umstände sind nie günstiger gewesen; eben so wenig läßt sich denken, daß der Wiener Hof so sehr sein eigenes Interesse verkennen werde, um nicht mitzuwirken; wenn derselbe auch nicht gleich thätig Antheil nehmen sollte, so ist es doch zu erwarten, daß es geschehen wird. Um ein bedeutendes Korps in der Mark baldmöglichst zusammen zu bringen, würde nothwendig sein, daß das mobile Korps aus Preußen baldmöglichst vorrücke, welches sich durch alle disponible Artillerie in Graudenz verstärken könnte; sobald dieses Korps nahe genug gekommen, könnte ich, mit allem was der General von Borstell aufbringen kann vereint, über die Oder marschiren, gegen welche Zeit alle disponible Truppen aus Schlesien dort mit uns zusammentreffen könnten, auf welche Weise eine nicht unbedeutende Macht hier aufgestellt sein würde."

Nicht Yorck allein suchte Bülow'n und durch ihn auch Borstell, zum offnen Anschluß an seine That zu bewegen,

sondern auch Stein schrieb an ihn zu diesem Zweck, in der Zuversicht, daß der Beitritt dieses feurigen Kriegsmannes die Zögerungen und Bedenklichkeiten Yorck's, mit denen Stein's Ungeduld hart zu kämpfen hatte, leichter überwinden würde; er bot ihm für den Fall, daß die Sachen eine schlechte Wendung nähmen, den Eintritt in russische Dienste unter den größten Vortheilen, die auch der General Graf von Wittgenstein ihm verbürgte. Doch Bülow antwortete wie schon früher, er sei preußischer General, und wolle dies bleiben; er würde in einer Lage wie Yorck unbedenklich handeln wie dieser, allein er befinde sich nicht in solcher Lage, er habe seine, von keiner Seite gefährdeten Truppen zur freien Verfügung des Königs zu halten, von der er übrigens nicht zweifle, daß sie schließlich die sein werde, die er selbst und seine Truppen nicht weniger als Stein wünschten und hofften. —

Wir müssen einen Blick auf den Stand der Sachen in Berlin werfen. Die Hauptstadt war von den Franzosen besetzt, der Marschall Augereau befehligte hier, unter seinen und des französischen Gesandten Grafen Saint-Marsan's Augen konnte die preußische Staatsleitung keine freien Schritte thun, sie mußte den Schein erhalten, daß sie in dem Bündniß mit Frankreich verharren wollte. Die That Yorck's gab hiezu mehr als Vorwand, der erste Unwillen des Königs war kein verstellter. Auch siegte für einen Augenblick die Hinneigung zu Frankreich, und der Fürst von Hatzfeldt mußte nach Paris eilen, um Aufklärungen zu geben, Wünsche auszusprechen, neue Hülfstruppen anzubieten. Doch waren die Franzosenfeinde ihrerseits nicht unthätig, Scharnhorst wurde wieder zu Rath gezogen, und die russischen Verhandlungen, in der Stille und auf Umwegen geführt, fanden mehr und mehr Eingang. Unter diesen Umständen erhielt ein wohl nur zufälliges Ereigniß bedeutende Wichtigkeit. Französische Truppen wollten in der Nacht zum 18. Januar in Potsdam einrücken, welche Stadt als Wohnort des Königs vertragsmäßig durch fremde Truppen nicht berührt werden sollte. Die Sache wurde für ein Mißverständniß erklärt, allein man sah darin die Absicht, den König in französische Gewalt zu

bringen. Der König reiste darauf am 22. Januar in der Stille nach Schlesien ab. Hier außerhalb des Bereiches der Franzosen war der König nun sicher und völlig frei, sich politisch zu erklären, und man zweifelte nicht an der Verbindung mit Rußland. Diese wurde jedoch noch nicht ausgesprochen. Aber es erfolgten bald große, umfassende Rüstungen, der Aufruf der Freiwilligen, die Errichtung der Landwehr. —

Bülow hatte sich der Nähe französischer Truppen glücklich entwunden, aber nicht den Anforderungen ihrer Befehlshaber. Der Kommandant von Stettin General Dufresse wollte mit ihm fleißige Verbindung halten, that als ob es sich von selbst verstände, daß die Preußen mit den Franzosen gegen die Russen wären. Der Vizekönig Eugen sandte Befehle an Bülow, verlangte täglichen Bericht von ihm. Dieser mußte den Schein des Fortbestehens der bisherigen Verhältnisse noch bewahren, antwortete ausführlich und eingehend, nur entschuldigte er sich, er habe nur 8 Bataillone Rekruten, und mit diesen könne er nichts unternehmen; der Vizekönig bezeigte sein zweifelndes Erstaunen über diese Angabe, und befahl ihm, nicht nach Kolberg sich noch mehr zu entfernen, sondern nach Schwedt näher zu ziehen; Bülow erwiederte, ihm sei vom Könige befohlen, sich bei Kolberg mit Borstell zu vereinigen und diese bedrohte Festung zu decken, die Russen seien unternehmend, doch hoffe er seine Stellung zu behaupten; er ließ durchschimmern, daß er doch vielleicht den französischen Weisungen noch werde folgen können. An Borstell schrieb er die Lage der Sachen in Betreff Yorck's, daß dieser noch in voller Kraft an der Spitze seiner Truppen stehe, und als doch vom Niederlegen der Befehlführung die Rede gewesen, habe weder Kleist noch irgend ein anderer General sich zur Uebernahme verstehen wollen; er schloß mit den merkwürdigen Worten: „Im Uebrigen ist es gewiß, daß die Konvention von Yorck die Vernichtung der Franzosen vollendet hat, ich betrachte sie also als für den Staat sehr heilsam, eben so bin ich überzeugt, daß der König sie im Grunde gutheißt." —

Für Yorck that Bülow alles was in seinen Kräften stand.

Er beauftragte den Kommandanten von Graudenz, eine für Yorck's Truppen bestimmte, aber dort zurückbehaltene Geldsendung theilweise an ihn abzusenden, auch mancherlei Kriegsbedarf ihm zukommen zu lassen. An Yorck selbst schrieb er am 23. Januar, sie könnten ohne Befehl keine Feindseligkeiten anfangen, es werde auch von größerem Nutzen sein in Erwartung der Kriegserklärung des Königs gegen Frankreich alles aufzubieten, um alsdann in größter Bereitschaft und Stärke auftreten zu können; er seinerseits wolle das Vordringen der Russen benutzen, um sich zwischen Königsberg in der Neumarck und Stargard aufzustellen, von wo er eine nähere Einwirkung auf Berlin haben werde.

Mit dem General Tschernitscheff knüpfte Bülow, nachdem das frühere Mißverständniß beseitigt war, gleichfalls nähere Verbindung an; ein offenes Auftreten gegen die Franzosen mußte er auch hier bestimmt ablehnen, dagegen versprach er, mit diesen sich nicht zu vereinigen, sie nicht in Graudenz einzulassen, und die Bewegungen der russischen Truppen nicht zu hindern. In ähnlichem Sinne scheint er ein Schreiben des Generals Grafen von Wittgenstein beantwortet zu haben. So hatte er, indem er Befehle von Berlin erwartete, nach drei anderen Seiten die entgegengesetztesten Verhandlungen zu führen, sich gegen fremde Zumuthungen zu wahren! — Die Nachricht von der Abreise des Königs nach Breslau, welche der Major von Thile auf der Rückreise zu Yorck diesem überbrachte und auch schon Bülow'n mitgetheilt hatte, belebte die preußischen Herzen mit der Hoffnung, daß nun diese gespannten Verhältnisse schnell einer günstigen Lösung entgegen gehen würden. —

Der Aufenthalt in Neu-Stettin, der über einen Monat dauerte, wurde mit angestrengtem Eifer benutzt, um hinter dem Vorhange zweifelhafter Verhältnisse und diplomatischer Plänkeleien aus allen Kräften die kleine gemischte Truppenschaar zu einem starken, geordneten und schlagfertigen Heerkörper heranzubilden. In wie viele Sorgen und Geschäfte diese Thätigkeit sich verzweigte, mit welcher Mühe die Pferde, die Erfordernisse der Bekleidung und Bewaffnung oft nur nothdürftig zu beschaffen waren, wie sogar das Geld fehlte

und Zwangslieferungen geschehen mußten, welcher Briefwechsel mit Generalen und Offizieren, mit Ober- und Unterbehörden zu führen war, davon giebt das treffliche Werk von Prittwitz ein so zuverlässiges als lebhaftes Bild. Bülow zeigte hier ein großes Talent des Organisirens, von klarer Einsicht geleitet, und in dem richtigen Maße gehalten, daß die nöthige treibende Hast nie nachließ, doch dabei nie in störende Ungeduld überging. Bei Würdigung dessen, was hier geleistet wurde, darf auch die Lage des Landes nicht übersehen werden. Seit sechs Jahren seufzte es unter schwerem Kriegsdruck, auch jetzt nahmen zugleich Franzosen und Russen ihren Bedarf, die Preußen mußten den ihrigen finden, und oft stießen gemeinsame Ansprüche auf denselben Gegenstand, dies war sogar zwischen Yorck und Bülow der Fall, wobei meistens doch Yorck billig nachgab. Die Bildung der Reiterei verursachte die größten Schwierigkeiten, die nur durch das vereinte Bemühen tüchtiger Offiziere zu besiegen waren. Freiwillige Jäger gab es bei den Bülow'schen Truppen nur wenige, weil die jungen Leute aus Vorsicht theils nach Kolberg, theils nach Breslau gewiesen waren. Die 9 errichteten Reservebataillone machten viel zu schaffen, selbst ihre Namen, die mehrmals wechselten, gaben Anlaß zu Irrungen. —

Immer auf's neue versuchte der Vizekönig Eugen, Bülow'n unter französischen Befehl zu bringen, und stets wußte Bülow mit gutem Vorwande dem auszuweichen. Als aber im Anfange des Februars mit Berufung auf Napoleons eigne Angabe gradezu das Verlangen ausgesprochen wurde, Bülow solle sich unter den Befehl des Marschalls Victor stellen, der bei Küstrin und bald darauf in Berlin sein Hauptquartier hatte, konnte jener sich nicht länger halten, sondern schrieb unter dem 13. Februar an den Marschall Victor in scharfen Ausdrücken, er stehe unter den Befehlen seines Königs, und habe keine anderen anzunehmen. Von jetzt an sahen die Franzosen auch in Bülow einen Abgefallenen, und sprachen von seinem Verrathe, wie von dem Yorck's. Die Nachricht, daß in Neu-Stettin am 10. Februar im Bülow'schen Hauptquartier, dem General Tschernitscheff zu Ehren ein Ball ge-

geben worden, ließ den Bruch als vollendet erscheinen und steigerte die Erbitterung. —

Ein Schreiben des Obersten von dem Knesebeck, den der König in das Hauptquartier des Kaisers von Rußland gesandt hatte, klärte die Lage der Dinge mehr auf, ohne sie doch völlig zu erhellen. Er schrieb an Bülow unter dem 17. Februar aus Kolo an der Warthe: „Vielleicht ist es Euer Hochwohlgeboren bekannt geworden, daß ich von des Königs Majestät nach dem Hauptquartier Seiner Majestät des Kaisers Alexander geschickt worden bin, um für die Provinz Schlesien die Neutralität russischerseits zu bewirken, die schon früher von Seiten Frankreichs anerkannt ist. — Diese Sendung giebt mir Gelegenheit Euer Hochwohlgeboren diese Zeilen zukommen zu lassen, die den Zweck haben Sie zu benachrichtigen, daß ich glaube wie es dem Ganzen gemäß sein möchte, wenn Sie ihrem Korps eine solche Stellung geben, daß Stettin dadurch mehr als bisher für einen Angriff geschützt werde. Ich halte dazu für zweckmäßig, daß Sie das nach der Oder im Marsch begriffene Korps immer so kotoyren, daß es sich nicht nach dieser Stadt hinwenden kann, ohne sich mit Ihnen in ein Gefecht einzulassen, jedoch Ihren Marsch auf keine Weise weiter als bis Schwedt, oder jenseits der Oder fortsetzen, und sich so einrichten, daß die Waffen Seiner Majestät nicht kompromittirt werden, also Ihrerseits durchaus nicht offensiv in keiner Art agiren, sondern sich mit dem bloßen Seitenmarsch bis zu dem erwähnten Punkt begnügen. Ob ich gleich wohl weiß und fühle, daß ich in keiner Art Ihnen einen Rath zukommen zu lassen beauftragt noch bevollmächtigt bin, so glaube ich doch Ihnen diesen Wink schuldig zu sein, Sie noch einmal ersuchend, ja für jedes Kompromiß verantwortlich machend, was aus einer Maßregel gegen Ihre Befehle entstehen könnte, die ich durchaus in nichts abzuändern mich herausnehmen kann. Zugleich wünsche ich, daß Sie dies als einen Beweis der Achtung und aufrichtigen Ergebenheit ansehen mögen mit der ich die Ehre habe zu sein ꝛc.“ In einer Nachschrift fügte er noch hinzu: „Ich werde nicht ermangeln Seiner Majestät dem König sogleich direkte nach Breslau von der Mittheilung

Nachricht zu geben, die ich mir die Ehre gegeben habe Ihnen hierdurch zu machen, und hoffe, daß Ihnen bald von dort direkte bestimmte Verhaltungsbefehle zukommen werden." Der Sinn dieses Schreibens war deutlich, aber doch blieb es mißlich, daß er nicht offen ausgesprochen wurde. Bülow sah sich nun veranlaßt, mit Yorck und Wittgenstein persönliche Verabredung wegen gemeinsamen Handelns zu nehmen; die drei Generale trafen in Konitz am 22. Februar zusammen, und Bülow theilte das Knesebeck'sche Schreiben mit, worauf der Beschluß gefaßt wurde, im Fall nicht andere Befehle eingingen, gemeinsam in drei Kolonnen vorzugehen und am 8. März die Oder zu erreichen. Bis dahin jedoch mußte sich manches ereignen. Für Yorck war es inzwischen höchst peinlich, noch immer sein Verfahren höchsten Ortes nicht ausdrücklich gebilligt zu sehen, so sehr er auch der stillschweigenden Billigung versichert sein konnte; selbst seine Absetzung war noch nicht zurückgenommen.

Das Bündniß Preußens mit Rußland, durch Scharnhorst in Kalisch mit dem Kaiser Alexander unterhandelt, kam den 27. und 28. Februar zum Abschluß, sollte indeß noch nicht öffentlich bekannt gemacht werden. Mittlerweile hatten die Vortruppen der Russen unter Tschernitscheff und Tettenborn schon die Oder überschritten, und Tettenborn am 20. einen Handstreich sogar auf Berlin gewagt. Der Rückzug der Franzosen ging nach der Elbe zu, doch unter steten Gefechten, indem sie mit zäher Tapferkeit nur langsam wichen. Bülow hatte am 18. Februar den Befehl erhalten, seine Truppen marschfertig zu stellen, und brach endlich am 28. von Neu-Stettin auf, und marschirte nach Tempelburg; am 2. März traf er in Stargard ein. Borstell kam persönlich dahin, sich mit Bülow zu besprechen; er hatte den größten Theil seiner Truppen bei Kolberg gelassen, etwa 6000 Mann folgten ihm, er gab von diesen einige Reiterei und Artillerie wie auch ein Grenadierbataillon an Bülow ab. In Betreff der weiteren Bestimmung des letzteren schrieb Wittgenstein am 4. März aus Landsberg an der Warthe an Yorck: „Ich hoffe, daß der General von Bülow, sobald er die offizielle Nachricht von der Kriegserklärung erhält, auch die Bestimmung

erhalten wird, Stettin einzuschließen. Einstweilen habe ich ihm vorgeschlagen, und ich erwarte von seiner Freundschaft und seinem Eifer für die gute Sache, daß er darauf eingehen wird, mit einem Theil seiner Truppen gleichfalls über die Oder zu gehen und sich hinter meiner rechten Flanke zu kantoniren, um mir diese gegen Stettin zu decken." — Indeß durften die Feindseligkeiten noch nicht eröffnet, deßhalb auch Stettin noch nicht eingeschlossen werden, weil dies leicht Anlaß zu Gefechten geben konnte. Bülow mußte sieben Tage in Stargard stehen bleiben; seine Gattin nahm hier einstweilen ihren Aufenthalt.

In dieser Zeit gingen neue Königliche Befehle ein. Bülow erhielt unter Belobung seiner Treue, seines Muthes und seiner Umsicht die Befehlführung der von ihm gesammelten und gebildeten Truppen unter dem Namen des ost- und westpreußischen Reservekorps, vorläufig unter den Oberbefehl Yorck's gestellt, was insofern auffallen mußte, als dieser noch nicht öffentlich vorwurfsfrei erklärt und in seiner Stellung wieder bestätigt war, es geschah dies am 12. März. Bülow zeigte über seine Unterordnung keinerlei Mißvergnügen, sondern fügte sich gut in das neue Verhältniß, das auch Yorck seinerseits mit großer Schonung behandelte. Nur bestand dieser auf der Rückgabe aller Truppentheile, die ursprünglich ihm gehörten, und in der Zwischenzeit an Bülow sich angeschlossen hatten, wogegen auch Yorck Mannschaft bei sich hatte, die zu Bülow's Truppen gehörte. Diese Auswechselung ging noch lange fort, und verursachte mancherlei Schwierigkeiten und Zeitverlust.

Bülow's Truppen bestanden jetzt aus 10 Bataillonen, 8 Schwadronen Reiterei, zu denen später noch 4 Kosakenregimenter kamen, und 3 Batterieen; zusammen etwa 7000 Mann sehr ungleicher Truppen, und nur 700 Reiter; dazu noch 4 Reservebataillone, die aber noch nicht kriegsfertig waren. Als Brigadiers standen unter ihm der General Prinz Ludwig von Hessen-Homburg für die Reiterei und der Oberst von Thümen für das Fußvolk. Bülow erbat sich aber vom Könige den General von Oppen zum Brigadier der Reiterei, da derselbe ohnehin bei Borstell, der früher

unter ihm gedient, in einem unangenehmen Verhältniß stehen würde. Seine Generalstabsoffiziere waren der Major von Verbandt und der Premierlieutenant von Prittwitz, beide ursprünglich zu Yorck gehörig, die aber auf Befehl des Königs bei Bülow blieben, der diese ausgezeichneten Offiziere zu behalten wünschte; als Adjutanten waren ihm der Hauptmann von Weyrach, und der Stabsrittmeister von Auer zur Seite, ferner der Lieutenant von Szwykowski zur Dienstleistung. Auch Weyrach war früher Adjutant bei Yorck gewesen, und hatte in dieser prüfungsvollen Anstellung die trefflichen militairischen Eigenschaften dargethan, die nicht minder als die Vorzüge seines Karakters ihm Bülow's Achtung und Zuneigung erwarben. —

Am 9. März verlegte Bülow sein Hauptquartier nach Pyritz, am 10. nach Königsberg in der Neumark, während die Vorhut nach Schwedt vorrückte. Am 11. kam auch Yorck's Hauptquartier nach Königsberg; die Stadt gab den Offizieren einen Ball. Der Auswechsel der Truppen, einzelner Leute sogar, dauerte fort. Yorck eilte dann weiter nach Berlin. Bülow aber zog am 14. nach Schwedt, und erhielt hier den Befehl bis zur Ankunft Tauentzien's, der in Pommern den Oberbefehl führen und Stettin belagern sollte, diese Festung auf beiden Ufern der Oder zu berennen. Eine gleich am folgenden Tage versuchte Aufforderung zur Uebergabe wurde von dem Kommandanten Dufresse in würdiger Weise zurückgewiesen. Ein verdrießlicher Vorgang mit dem Major von Platen, der an Bülow in nicht geziemender Weise schrieb, wurde in Berücksichtigung der wunderlichen Eigenheit und des tollen Muthes dieses tapfern Reiteroffiziers mit nachsichtiger Billigkeit behandelt. —

Am 17. März nahm Bülow sein Hauptquartier in Garz, wo er die amtlichen Schriften über Yorck's Freisprechung und den Tagesbefehl desselben erhielt, den er hierauf erlassen hatte. Seine eignen Truppen wurden nun als zweite Division des Yorck'schen Korps bezeichnet; auf dringendes Verlangen Wittgenstein's sollte er baldigst nach Nauen vorrücken. In den Befehlen war viel Unsicherheit und Schwanken, erst wurde gezögert, dann übermäßig geeilt; wie Bülow den noch

wenig geordneten Zustand der Dinge damals ansah, läßt uns ein Brief an seine Frau erkennen, an die er am 17. aus Garz vertraulich schreibt: „Mich hier zu besuchen würde ausführbar sein, wenn meine Bestimmung wäre hier stehen zu bleiben, bis wir in dem Besitz von Stettin wären, denn so sollte es der gesunden Vernunft nach sein. Da nun aber selten das geschieht was vernünftig, so soll ich baldmöglichst von hier abmarschiren. Meine vorläufige Direktion ist mir auf Nauen (Berlin 5 Meilen links lassend) gegeben. Dennoch wird es beinahe unmöglich, daß ich früher als den 27. oder 28. von hier abmarschire, weil sonst die hiesige Gegend ganz von Truppen entblößt bleibt. Wir fangen mit dummen Streichen an; wie das enden wird weiß der Himmel; ich gestehe, ich bin sehr mißmüthig und verdrießlich; ich sehne mich nach dem Zeitpunkt, wo ich ganz vom großen Theater abtreten kann, von einem Theater, wo schlechte Akteurs die Hauptrollen spielen. Ich bin leidenschaftlich Soldat und liebe mein Metier, aber die Art und Weise, wie alles geht, verleidet mir alles. Wenn unser Herrgott sich der Sache nicht weiter annimmt, so ist nicht viel zu hoffen."

Yorck war am 17. März in Berlin unter großem Jubel eingezogen, an demselben Tage zu Breslau des Königs Aufruf „An mein Volk" und die Kriegserklärung gegen Napoleon erfolgt. Die Errichtung von Landwehr und Landsturm wurde verfügt, die allgemeine Rüstung zum Verzweiflungskampfe gegen den Unterdrücker mit eifrigster Theilnahme des ganzen Volkes und wirksamster Anstrengung betrieben. Die regelmäßige Kriegsmacht bestand aus 6 Brigaden, dem Werthe nach Divisionen, man rechnete 150,000 ausexerzirte Leute, — so gut hatten Scharnhorst's stille Anordnungen vorgesorgt, — die sogleich eintreten konnten, 52 Reservebataillone wurden errichtet. —

Nachdem Bülow noch selbst gegen Stettin vorgeritten war und sich überzeugt hatte, daß hier ein Handstreich nichts ausrichten könne, überließ er den heranrückenden Truppen Tauentzien's die weitere Sorge wegen dieses Platzes, und rüstete sich zum Abmarsch. Bei Schwedt ließ er eine Brücke schlagen, um über die Oder zu gehen; am 20. März daselbst

angekommen, empfing er eine Kabinetsordre aus Breslau vom 14., die ihm seine Ernennung zum Generallieutenant verkündigte. Thümen war zum Generalmajor ernannt. Zugleich traf General von Oppen ein. Prittwitz erzählte von seinem Empfang: „Er war nach alter Rittersitte von seinem Landgute Siede bei Berlinchen zu Pferde ausgezogen, zwar nicht einen Streithengst, aber doch eine Fuchsstute reitend, welche der Last seines athletischen Körpers kaum gewachsen war. Mit einem halb militairischen Ueberrocke und einer Mütze bekleidet, einen breiten und gewichtigen Säbel an schwarzem Wehrgehenk umgeschnallt, ritt er gleich vor das Quartier des Generals von Bülow und wurde hier als guter alter Bekannter sehr herzlich aufgenommen. Dieser hatte ihm eigentlich das Kommando über die Kavallerie zugedacht und äußerte zu seinen Umgebungen, nachdem der General von Oppen sich entfernt hatte: Da haben wir Einen bekommen, der das Einhauen liebt und alle Tage einhauen wird."

Erst am 27. März kam Bülow nach Angermünde; auf ein freundliches Schreiben von Tauentzien hatte er diesem 2 gewünschte Bataillone überlassen, und 4 Reservebataillone zugewiesen; nun erfolgten aber doch unangenehme Reibungen zwischen ihm und Tauentzien, so wie zwischen diesem und Yorck; man fühlte den Mangel durchgreifenden einheitlichen Oberbefehls, sowohl nach innen als nach außen; die Kriegsleitung Wittgenstein's, der ihn einstweilen führte, entbehrte alles Nachdrucks. —

Am folgenden Tage nach Berlin berufen, traf er Abends dort ein. Wittgenstein eröffnete ihm seine neue Bestimmung; ein Theil seiner Truppen solle vor Spandau stehen bleiben, er selbst mit dem größeren Theil über Brandenburg nach Ziesar vorrücken, wohin auch Borstell mit seinen pommerschen Truppen eilig zog, diesen unter seinen Befehl nehmen, und die Mark gegen einen feindlichen Einfall decken, mit dem der Vizekönig Eugen sie von Magdeburg aus bedrohte.

Bülow zog am 31. März um 10 Uhr Morgens in Berlin mit seinen Truppen im Parademarsch ein; der Jubel war nicht so groß wie beim Einzuge Yorck's, die Stimmung kühler, mit Sorge gemischt. Seine Stärke betrug jetzt 10,000

Mann Fußvolk und 1000 Reiter. Zur Einschließung Spandau's bestimmte er Thümen; er selbst eilte nach Potsdam, wo der König aus Schlesien am 22. angekommen war. Am 1. April hielten die Truppen feierlichen Gottesdienst, die nach Spandau bestimmten auf dem Exerzierplatz im Thiergarten, die nach Brandenburg bestimmten im Lustgarten, und marschirten darauf sogleich ab.

Die Franzosen waren aus Magdeburg in stärkerer Anzahl vorgedrungen, der Vizekönig Eugen selbst an ihrer Spitze. Wittgenstein hatte sein Hauptquartier in Belzig, wohin Borstell mit seinen Truppen vor der feindlichen Uebermacht sich zurückzog, nicht auf Ziesar zu Bülow hin, wie er gesollt hätte, denn er hielt sich nicht unter dessen Befehl gestellt. Bülow schrieb am 3. April aus Brandenburg über diesen Anfang vertraulich an seine Frau: „Heute habe ich Ruhetag, und morgen rücke ich nach Ziesar vor. Borstell hat dumme Streiche gemacht, er ist mit seinen wenigen Truppen bis nahe an Magdeburg vorgelaufen, und hat sich zurückwerfen lassen, und was noch dummer ist, statt sich auf mich zu repliiren, hat er sich gegen Belitz, wo Wittgenstein steht, zurückgezogen: ich habe ihm den Kopf gewaschen, und Prittwitz die Nacht abgeschickt um ihn herzuholen. Nachschrift. Nachmittags 4 Uhr. Prittwitz ist zurückgekommen, und hat mir die Nachricht gebracht, daß es mit Borstell besser abgelaufen, als man anfänglich glaubte. Die Franzosen sind so gutmüthig gewesen ihn stehen zu lassen ohne ihn weiter anzugreifen. Er muß indessen sehr besorgt gewesen sein, indem er mir selber meldete, daß sein Rückzug nothwendig würde." Am 4. April kam darauf Borstell nach Ziesar zu einer persönlichen Unterredung, und nahm Bülow's Vorschlag, am anderen Tage vereint vorzugehen, willig an, wurde nun aber durch Yorck's Erklärung, daß er unbedingt unter Bülow stehe, um so unangenehmer überrascht.

Der Feind stand 20,000 Mann stark hinter Dannigkow, Behlitz und Zehdenik, die Hauptstärke im Lager bei Nedlitz, der Vizekönig selbst befehligte. Wittgenstein rückte am 5. April gegen ihn vor, Yorck über Dannigkow, General von Berg über Behlitz; Bülow richtete seinen Marsch mehr rechts gegen

Zehdenik, die linke Flanke der Franzosen zu umgehen; seine Truppen waren aber noch nicht alle eingetroffen, sie mußten erst gesammelt werden, erst um 3 Uhr Nachmittags konnte er mit seiner Vorhut von Hohenziatz aufbrechen. Während des Marsches wurde von Vehlitz und Dannigkow her starkes Kanonenfeuer gehört, worauf Bülow sein Vorrücken beschleunigte, und auch an Borstell den Befehl sandte seinerseits über Zepernik dorthin zu eilen; das durchgeschnittene Gelände unterbrach aber die Verbindung zwischen beiden Truppenzügen; als daher Bülow durch Möckern' vorgegangen war, sah er sich plötzlich einem überlegenen Feinde gegenüber, der hinter Zehdenik eine gute Stellung hatte, 3 Bataillons Fußvolk, eine Batterie, 10 bis 12 Schwadronen Reiterei, hinter einem breiten Graben. Mit seiner Vorhut hielt er eine Weile im feindlichen Kartätschenfeuer, das wenig schadete, und erwartete mit Ungeduld das Herankommen Hessen-Homburg's. Doch als das Gefecht bei Vehlitz immer stärker wurde, wollte er die dort Kämpfenden seinen Beistand nicht missen lassen, und schritt unerachtet seiner geringen Kräfte rasch zum Angriff, der scharf in die linke Flanke und selbst in den Rücken des Feindes traf. Er selbst mit einem Füsilierbataillon und 4 reitenden Kanonen eilte sich in Zehdenik eines Stützpunktes für seine Reiterei zu versichern; die Kanonen eröffneten von einer Anhöhe ein wirksames Feuer und Oppen erhielt den Befehl mit einem Regiment Dragoner auf den äußersten rechten Flügel zu eilen, sie kamen im Trabe heran, schwenkten ein, und ohne sich zu besinnen, ohne die Pferde verschnaufen zu lassen, stürzte der Major von Platen mit ihnen zum Angriff, er selbst auf seinem großen Schimmel zuerst über den Graben, alles hinterher, so gut und schnell jeder konnte. Nach kurzem Widerstande war die feindliche Reiterei völlig geworfen, und Oppen verfolgte sie bis unter den Schutz ihrer bei Nedlitz aufgepflanzten Kanonen. Bülow seinerseits griff nun mit einer Schwadron Husaren, 4 Kanonen und Füsilierplänklern die 3 feindlichen Bataillone verwegen an, und nöthigte sie zum Rückzuge, den sie in guter Ordnung ausführten. Bei Vehlitz hatte mit größter Tapferkeit Borstell, bei Dannigkow der General von Hünerbein die

Franzosen geschlagen, letzterer das ganze Gefecht voreilig eröffnet, dann aber tapfer durchgeführt. Wittgenstein's Befehl, erst am 6. anzugreifen, war nicht befolgt worden, seine Wiederholung zu spät gekommen, so daß auch Bülow desselben nicht mehr achten konnte. Der Verlust der Preußen war an Todten und Verwundeten etwa 380 Mann, der Verlust der Franzosen betrug über 1200 Mann, worunter 600 Gefangene. Die Gefechte waren aber nicht bloß durch die Niederlage des Feindes, sondern auch besonders dadurch wichtig, daß die preußischen Truppen in diesem ersten Kampfe die freudigste Tapferkeit bewiesen und mit glühendster Erbitterung gefochten hatten, so daß Freund und Feind an diesem Vorspiel erkennen mußte, welche Art dieser Krieg sei. —

Bülow schrieb am folgenden Tage an seine Frau, die jetzt in Berlin war, mit seiner gewohnten soldatischen Grad-heit: „Mit Freude theile ich Dir die Nachricht mit, daß wir gestern das französische Korps unter dem Vizekönig von Italien angegriffen und geschlagen haben. Der Erfolg würde noch ganz anders gewesen sein, wenn man sich nicht so sehr übereilt und statt gestern Nachmittag anzugreifen, den heutigen Morgen erwartet hätte, wie es eigentlich der Graf Wittgenstein befohlen. Die Schuld des übereilten Angriffes wird nun Hünerbein aufgebürdet. — Da ich weit entfernt war, so konnte ich nur mit meiner ganzen Kavallerie, der reitenden Artillerie und einem Füsilierbataillon herankommen. Indessen gelang es mir, mit diesen dem Feinde gerade in den Rücken zu kommen, und ihn da anzugreifen, wo er gar nichts erwartete. — Unsere Truppen fochten mit einer unbeschreiblichen Erbitterung. Meine Kavallerie machte eine Linienattake auf die weit stärkere feindliche, und warf sie völlig über den Haufen. Auch die Artillerie wirkte gewaltig, und die Verwirrung des Feindes war total. Hätte ich meine Infanterie herangehabt, so würde ich offenbar 3 Bataillons Infanterie, die abgeschnitten waren, gefangen genommen haben. Major von Sohr und noch einige andere Offiziere sind blessirt. Wahrscheinlich ist diese Nachricht schon durch den Graf Wittgenstein nach Berlin gekommen. Ist es nicht der Fall, so

theile sie der Prinzeß Luise mit. Meine Wohnung ist ein Bauernhaus. Ein einziges Bund Stroh war nur zu haben, dieses an die Erde gelegt, und ein Schemel zum Kopfkissen, war meine Schlafstelle. Meinen Küchenwagen habe ich hier, und mein Staatsrath kocht, und ich habe wenigstens zu essen." — Der Titel Staatsrath für den Koch war ein alter Scherz, der Neigung Spitznamen auszutheilen angehörig.

Wir müssen hier des Majors von Platen gedenken. Der General von Prittwitz sagt von ihm: „Bei den vom General von Bülow geführten Truppen wurde der leicht verwundete Major von Platen als der Held des Tages gefeiert. Er hatte einen Karabiner- oder Lanzenschuh erobert, legte diesem Siegeszeichen einen besondern Werth bei, und wandelte es, infolge seiner eigenthümlichen Stimmung, zum Mundbecher um, aus welchem nicht allein er selbst, sondern auch seine guten Bekannten, auf das Andenken an diesen Tag und auf gute Kameradschaft trinken mußten." Ueber seine Verwundung sagt ein anderer Bericht: „Als der Major von Platen über den Graben setzte, stach ein vorgesprengter feindlicher Uhlan mit eingelegter Lanze nach ihm, aber der Trompeter Pape schlug jenem mit der Trompete so in's Gesicht, daß derselbe augenblicklich vom Pferde fiel. Erst am andern Morgen bemerkte Platen — nach zehn Stunden, daß ihn der linke Arm schmerze, er hatte einen ziemlichen Lanzenstich von jenem Uhlan empfangen." Um das Karakterbild zu vervollständigen, geben wir noch eine frühere Stelle von Prittwitz: „Major von Platen war auch ehe er sich durch seine ausgezeichnete Tapferkeit einen Namen in der Armee erworben hatte, in derselben durch einzelne Züge einer ungewöhnlichen Originalität bekannt. Er hatte diese Originalität auch in den letzten Monaten, bei Gelegenheit der Organisation der Dragonerschwadronen, mehrfach bewiesen, und beispielsweise auf dem Marsch nach der Oder, wo er des kalten Wetters wegen öfters trabte, sich nicht überzeugen wollen, daß das Ende seiner Marschkolonne nicht eben so gut ein rasches und doch ruhiges Tempo reiten könnte, wie er selbst an der Spitze derselben auf seinen feurigen und schönen

Pferden. Er hatte versucht, den in der preußischen Armee zu jener Zeit, von einer Seite wenigstens, aufgestellten Satz, daß, um einen Kavalleristen zu haben, man nur des Bäckers Knecht auf des Müllers Pferd zu setzen brauche, in's Leben zu führen, indem er nämlich einen Dragoner auf ein rohes, nur mit einem Strick aufgezäumtes Bauernpferd setzen und ihn verschiedene Bewegungen ausführen ließ. Der Versuch fiel nicht zufriedenstellend aus." Noch einen anderen Zug, den gleicherweise Prittwitz erzählt, dürfen wir hier nicht weglassen. „Der Prinz von Hessen-Homburg, — sagt er, — und General von Oppen hatten nebst ihren Adjutanten ihr Nachtquartier in einem Bauerhause genommen, dessen Wohnstube aber nur einen alten ledernen Großvaterstuhl und eine leere zweischläfrige Bettstelle enthielt. Da der Prinz von der Bettstelle keinen Gebrauch machen wollte und nur auf den Stuhl Beschlag legte, so nahm General von Oppen in jener Platz und lud einen der Adjutanten des Prinzen ein, sich neben ihn zu legen. Der General war aber an diesem Tage sehr thätig gewesen, er hatte unter anderen in der Hitze des Gefechts einem französischen Offizier einen Hieb gegeben, der vom linken Ohr bis zum Unterkiefer drang. Später, nachdem derselbe zurückgebracht war, nahm er sich seiner an, und wünschte, daß der Generalarzt Dr. Büttner ihn wo möglich eben so schnell, als er verwundet worden, auch wieder herstellen möchte. In der Nacht nun träumte der General von dem bestandenen Handgemenge, er griff um sich, und würgte seinen Bettgenossen dermaßen, daß dieser um Hülfe rufen mußte. Nur die Anwendung materieller Gewalt würde im Stande gewesen sein, ihn wieder an die Seite des Generals zurückzuführen."

Wittgenstein, anstatt den Sieg zu verfolgen, welches um so thunlicher war, als der Vizekönig bereits in der Nacht sich still zurückgezogen hatte, verlegte sein Hauptquartier nach Zerbst, und überließ Bülow'n die fernere Beobachtung des Feindes auf dieser Seite. Dieser nahm sein Hauptquartier in Nedlitz, die Truppen standen im Lager, die Vorposten unter Oppen längs der Elbe und bis über Burg hinaus. Wittgenstein ging am 9. April bei Roßlau über die Elbe und

bis Dessau, wohin er Yorck nachzog, der von Bülow 2 Kosakenregimenter mitnahm, so daß diesem deren nur 2 blieben. Die Auswechslung von Truppentheilen und Mannschaften dauerte dabei noch immer fort, und verursachte viele Störung. Vergebens erbat Bülow die vor Stettin zurückgelassenen Bataillone von Tauentzien zurück, vergebens drang er auf schleunige Bildung der Landwehrbataillone, um wenigstens die Truppen von Spandau abzulösen, er sah sich geschwächt einem überlegenen Feinde bloßgestellt, der jeden Augenblick hervorbrechen konnte. Zur Sicherheit ließ Bülow die Ehle stauen, wodurch große Landstrecken unter Wasser gesetzt wurden, und legte zweckmäßige Verschanzungen an. Er ordnete alles selbst mit kluger Einsicht, hielt streng auf die größte Wachsamkeit, ritt öfters auf Erkundung aus, und suchte durch geheime Verbindungen aus Magdeburg stets sichre Nachrichten zu haben. Am 13. April bestand er persönlich ein Gefecht beim Herrnkrug, auf das er besondern Werth legte, dessen Schilderung wir daher am besten dem Brief entnehmen, den er am 14. darüber an seine Frau schrieb: „Gestern Vormittag haben wir ein Gefecht gehabt, welches, obgleich nur ein Vorpostengefecht, dennoch für uns einen sehr erwünschten Succeß hatte. — Der Feind wollte sich in der Nähe von Magdeburg, zwischen Binderich und der Festung, eines großen Vorrathes von Heu bemächtigen, und war zu dem Ende mit 6 großen Elbschiffen herangekommen um es zu laden, welche Ladung durch 500 Mann gedeckt wurde. Da im ersten Moment von mir nur 40 Kommandirte der Infanterie und eine Kosakenfeldwacht da war, so wurden diese zurückgedrängt. General Oppen, der zunächst war, schickte ein Füsilierdetaschement von 40 Mann vor, zur Unterstützung eine Eskadron Husaren, auch rückte noch der Rest der Kosaken vor. Wie ich ankam, ließ ich noch eine Füsilierkompanie, 200 kommandirte Tirailleurs aus dem Lager, und 2 Kommando's von der reitenden Artillerie vorrücken. So wie diese Verstärkung ankam, griffen unsere Tirailleurs an, besonders die Füsiliere warfen alles über den Haufen, sprangen bis an die Brust in's Wasser, schossen die, so die Schiffe vertheidigten, todt, und bemächtigten sich

sämmtlicher Schiffe; wobei wir indessen dennoch einige Todte und Blessirte hatten. Von den Franzosen fand man auf dieser Stelle 3 Kapitains todt. Derweil waren zur Unterstützung aus Magdeburg ungefähr 4 Bataillons ausgerückt; wir rückten ihnen entgegen, und unsere reitende Artillerie feuerte mit Kartätschen mit großer Wirkung, worauf sie sich schleunigst in die Festung hineinzogen. Von den Werken schossen sie einigemal, ohne uns Schaden zu thun. Es muß ihnen an Artillerie fehlen. Wir haben 60 Gefangene gemacht. Außerdem hat der Feind wenigstens 2 bis 300 Todte und Blessirte. Hier hast Du einen vollständigen militairischen Bericht. In Berlin mag ich indessen nichts öffentlich bekannt machen lassen, denn da Wittgenstein kommandirender General ist, so muß dieser es thun, und ich mag ihm nicht vorgreifen."

Indessen schloß Thümen mit dem französischen Kommandanten in Spandau vorläufig eine Uebereinkunft, deren Bedingungen aber Bülow mißbilligte, wie dies auch Yorck und Wittgenstein thaten. Er befahl vielmehr Spandau mit Ernst anzugreifen, die Zitadelle zu bombardiren. Von Magdeburg kamen viele Ausreißer, besonders Holländer und Westphalen, die zugleich beruhigende Nachrichten brachten; unter anderen erhielt Bülow von dort auch ein Zeitungsblatt, das er sich nicht versagte seiner Frau zu überschicken. Er schrieb aus Nedlitz vom 14. April: „Du erhälst hiebei ein Blatt der Magdeburger Zeitung, worin Du mit Vergnügen ersehen wirst, daß ich durch den Herzog von Bassano eben so wie Yorck der Welt als ein Verräther dargestellt bin. Ich werde mir Mühe geben die folgenden Blätter ebenfalls zu erhalten, und es soll mich sehr freuen, wenn sie tüchtig auf uns schimpfen. In meinem gestrigen Schreiben habe ich vergessen, einer religiösen Feier zu erwähnen, die wir den Charfreitag hatten. Es war Gottesdienst im ganzen Lager und nachmals Kommunion, ich mit allen Generalen sind mit den Soldaten zur Kommunion gegangen. Bei unsern Leuten herrscht noch immer viel Religiosität, besonders findet man, daß das Gemüth des Soldaten im Kriege am mehrsten für Religion empfänglich ist. Allerdings ist dieses natürlich, da doch niemand seines Lebens sicher ist. Nachschrift: Nun ist erfreulich

Nachricht eingegangen: daß Oesterreich sich wirklich für uns erklärt, die Sache muß also gut gehen."

Bülow's Truppen waren schon sehr vertheilt, sie sollten noch mehr aus einander gerissen werden. Wittgenstein schrieb aus Dessau, der General Woronzoff werde mit russischen Truppen vor Magdeburg eintreffen, dann solle Bülow mit seinen Truppen und Borstell's Reiterei zu Yorck stoßen, Borstell mit seinem Fußvolk aber bei Woronzoff zurückbleiben. Borstell erwirkte bei Wittgenstein, daß auch das Regiment Königin Dragoner bei ihm blieb. Bülow erbot sich aber freiwillig auch noch ein Füsilierbataillon bei Borstell zu lassen, da Woronzoff nicht viel Fußvolk mitbringe, und es wichtig sei die Provinz zu decken. Er schrieb an Yorck, er werde ihm nur zuführen 5 Bataillons, 8 schwache Schwadronen, eine Fußbatterie und eine reitende; wahrlich eine schwache Division, wobei er in Verlegenheit gerathen werde, die unter ihm stehenden Generale zu beschäftigen. Von Königsborn, wohin er vorgerückt war, schrieb er am 22. April an seine Frau: „Heute früh bin ich Magdeburg um eine halbe Meile näher herangerückt. Von der letzten unglücklichen Begebenheit bei Stettin habe ich das Nähere so eben erfahren. Das ganze Projekt war leichtsinnig und dumm entworfen, und man muß gestehen, daß Tauentzien sich bemüht einen dummen Streich nach dem anderen zu machen. — Diesen Morgen ziehen wir uns Alle links, und sobald ich hier durch Woronzoff abgelöst, gehe ich über die Elbe, um mich mit den Uebrigen in Verbindung zu setzen. Wahrscheinlich fällt bald etwas vor, wenn nicht die Erklärung Oesterreichs die Operationen der Franzosen in's Stocken bringt. Thümen hat einen Sturm auf die Zitadelle von Spandau gemacht, er ist nicht geglückt, indessen sind ungefähre, nicht vorauszusehende Dinge hinzugekommen, die das Projekt scheitern machten. Im Uebrigen kann ich den Plan dazu nicht tadeln, und billige sein Unternehmen. Im Kriege gelingt nicht alles; auch ist sein Verlust nicht bedeutend. — Nachschrift: So eben komme ich von einer Rekognoszirung gegen die Festung zurück; ich bin nah an ihren Infanterie-Posten gewesen, ohne daß sie geschossen haben. In Magdeburg haben sie Verstärkungen erhalten, da

ich aber mit meinen Arbeiten größtentheils fertig bin, so werden sie gut empfangen werden." Seine Meinung ging im Allgemeinen dahin, die Verschanzungen hartnäckig zu vertheidigen, ginge aber eine verloren, so müsse man es nicht als Ehrenpunkt ansehen sie sogleich mit allen Kräften wieder zunehmen, die Hauptsache sei, daß der Feind möglichst viel Schwierigkeiten finde und seine wahren Absichten frühzeitig entwickeln müsse. —

Am 23. April empfing Bülow den Befehl von Wittgenstein, sogleich nach Dessau zu kommen. Die Vorhut Woronzoff's traf eben ein, und Bülow's Truppen marschirten noch in der Nacht ab; sie hatten von Regen und Schnee viel zu leiden, wie ihr General auf seiner Wagenfahrt auch. Er schreibt hierüber und über seinen Empfang in Dessau am 25. an seine Frau: „Gestern früh 8 Uhr bin ich hier angekommen, nachdem ich eine höchst unangenehme Fahrt in stockfinstrer Nacht bei starkem Wind und Schneegestöber gehabt. Die Sachen waren nicht so dringend, man hätte uns füglich den Nachtmarsch ersparen können. Die Franzosen, die von Brambach aus vorgerückt waren, hatten sich vor meiner Ankunft schon wieder zurückgezogen, und meine Truppen haben erst heute die Elbe passirt. Oppen habe ich mit einer Avantgarde gegen Bernburg vorrücken lassen. Ich habe hier in Dessau mein Hauptquartier, und mußte, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, meine Wohnung auf dem hiesigen Schlosse nehmen, und mich durch die Herzogliche Küche und Keller bedienen lassen. Ein ganzes Hofmarschallamt steht zu meiner Disposition; man quält mich mit übertriebener Höflichkeit zu Tode, z. B. heute Abend war Schauspiel, dieses sollte nicht eher angehen, als bis ich kommen würde; bei meiner Ankunft fand ich den Erbprinzen an der Thüre auf mich wartend, und ich mußte durchaus in der Loge den ersten Platz zwischen dem Erbprinzen und der Erbprinzessin nehmen. So etwas setzt einen in Verlegenheit und ist nicht angenehm. Ein kommandirender General in Kriegszeiten ist freilich ein anderes Geschöpf wie in Friedenszeiten, und da wir hier als Schutzengel betrachtet werden, so hat dieses allerdings Einfluß. Der alte Herzog, ein sehr kluger Mann, der krank in Wörlitz ist, hat indessen hier bei Hofe diese zu große

Höflichkeit zur Sitte gemacht; er lebt in dieser Hinsicht als Partikulier, und macht auch in der Art die Honneurs seines Hauses; wo möglich werde ich in diesen Tagen zu ihm nach Wörlitz gehen. — Der Aufenthalt des Grafen Wittgenstein hat den Herzog täglich über 200 Thaler gekostet; zum Dejeuné und Diné hatte er ordinair 80 Kouverts. Dejeuné's gebe ich gar nicht, Soupé's auch nicht; und zu Mittag wollte ich mit meinen Adjutanten allein bleiben; aber man will es nicht, und auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs muß ich alle Tage die Stabsoffiziere zu Tische bitten. Ich soll hier absolut mehr verzehren wie ich will, worüber ich alle Morgen einen großen Staatsstreit mit dem alten Hofmarschall habe, übrigens aber wird man mit so vieler Herzensgüte aufgenommen, daß man dieses alles dankbar erkennen muß."

Bülow blieb vorläufig in Dessau, übernahm die Vertheidigung des Brückenkopfes bei Roßlau, besetzte durch seine Vorhut unter Oppen die Städte Köthen und Aken, und stellte seine Vorposten längs der Saale von Bernburg abwärts, auch auf das linke Saalufer streiften seine Partheien. Um dies zu können, war er bedeutend verstärkt worden, durch 2 russische Fußregimenter unter General von Harpe bei Wittenberg, 2 Kosakenregimenter, 1 Bataillon preußisches Fußvolk und 1 Schwadron preußischer Husaren. Um die Truppen vor Wittenberg ablösen zu können, wurde Thümen von Spandau herbeigerufen. Die Sachen bekamen ein ernstes Ansehen, die Franzosen waren in starker Bewegung, ihre Truppen mehrten sich täglich, sie schienen ihre Hauptstärke an der Saale zusammenzuziehen. Man erfuhr, daß Napoleon angekommen sei, damit war alles erklärt, und bedeutende Dinge standen zu erwarten.

Wittgenstein war am 27. April in Lindenau. Die Franzosen drangen bei Alsleben über die Saale vor standen hinter Bernburg und bei Wettin in großer Stärke, sie schienen ihre Richtung auf Naumburg zu nehmen. Wittgenstein wollte seine ganze Macht bei Leipzig zusammenziehen, und in Verbindung mit Blücher bei Lützen eine Schlacht liefern. Bülow sollte dabei nicht unmittelbar mitwirken, sondern die untere Saale und Mittelelbe, wo der Vizekönig etwas unter-

nehmen konnte, scharf beobachten, die Einschließung von Wittenberg decken, und im Fall Uebermacht ihn angriffe, den Brückenkopf von Roßlau zu behaupten suchen; seine Truppen waren als ein selbstständiger Körper anzusehen, der, wenn die Schlacht bei Lützen verloren ging, die Verbindung mit dem Hauptheer aufzugeben, und mit allen Truppen, die er an sich ziehen konnte, eine Stellung zwischen Brandenburg, Potsdam und Wittenberg zu nehmen hatte, um Berlin sicherzustellen; wenn auch dies aufzugeben wäre, sollte er zwischen Küstrin und Stettin über die Oder zurückgehen; auf solchen äußersten Fall nahm man Bedacht. Die Aufgabe, getrennt von den entscheidenden Ereignissen und doch abhängig von ihnen, nur vertheidigungsweise zu verfahren, zu decken, zu sichern, war für einen vorstrebenden Muth gewiß eine der undankbarsten, aber auch eine der ehrenvollsten, denn sie fordert wie kaum eine andere den umsichtigsten, besonnensten Befehlshaber, der alle Vortheile seines Faches kennt und zu gebrauchen weiß. Von jetzt an war Bülow'n auf längere Zeit hauptsächlich diese Rolle zugetheilt, wir werden sehen wie er sie durchzuführen und was er aus ihr zu machen wußte. —

Seine jetzige Stärke konnte für ein so weites Feld nicht ausreichen, er mußte daher mehr Truppen an sich ziehen. Thümen sollte von Spandau herbeirücken, die Ausrüstung der Landwehrbataillone beschleunigt werden, 2 preußische Bataillons vor Wittenberg zog er heran, das Dragonerregiment Königin und eine halbe reitende Batterie rief er von Borstell ab; der russische General Graf Ornrk wollte sie nicht ziehen lassen, sie kamen aber doch. Diese Verstärkung war nur gering, Bülow hielt sich aber doch nun fähig, den Feind, der etwa an der unteren Saale nicht allzustark stehen bliebe, in den Harz zu werfen, oder dem Vizekönig Stand zu halten, wenn derselbe mit aller Macht dem Wittgenstein'schen Rückzug in der Flanke vordränge. Wegen näherer Verabredungen sandte er den Major von Perbandt zu Wittgenstein, den Hauptmann von Weyrach zu dem sächsischen General Thielmann nach Torgau, der einige sächsische Bataillone und sächsisches Geschütz gegen Wittenberg aufstellen sollte, was

dieser jedoch bei der unentschiednen politischen Lage Sachsens für jetzt noch verweigerte. —

Von allen Seiten waren die französischen Truppen in starkem Vorrücken, doch über die Richtung ihrer Hauptmacht herrschte noch Ungewißheit. Yorck ließ Merseburg besetzen, in Halle stand General von Kleist; der letztere schlug am 28. April einen Angriff der Franzosen ab, wurde aber auf's neue angegriffen und verlangte Hülfe von Bülow, der sogleich in Dessau Abends um 8 Uhr Generalmarsch schlagen ließ und in der Nacht mit allen Truppen nach Köthen vorrückte, 2 Schwadronen aber weiter zu Kleist absandte. Das Fußvolk der Lützow'schen Freischaar, nach der Niederelbe bestimmt, hielt er an und nahm es mit. Am folgenden Tage kam die Nachricht, daß Merseburg verloren sei und Kleist von Halle nach Schkeuditz abmarschiren werde. Bülow sandte darauf Oppen mit starker Vorhut von allen Waffen nach Wettin, er selbst besichtigte die feindliche Stärke bei Bernburg. Ueber die Richtung und Stärke des Feindes hatte man keine sichre Nachricht, seine Bewegungen waren zu allgemein, zu weit umfassend und mannigfach, als daß man sie von einzelnen Punkten aus hätte überschauen können. Am 30. April sollte Oppen von Wettin nach Halle marschiren, fand die Franzosen schon eingerückt, und zog sich daher links über Zörbig nach Radegast, wohin auch Bülow mit seinen Truppen kam. Die untere Saale blieb nur von leichten Truppen beobachtet, die ganze Aufmerksamkeit wandte sich auf Halle und Bernburg; bei letzterem Orte und bei Kalbe standen von einem Marschall befehligt 8000 Franzosen von allen Waffen. Dadurch in seiner linken Flanke bedroht und wegen der Verbindung mit Roßlau besorgt, sandte er den Lieutenant von Prittwitz nach Dessau und Koswig, um alle verfügbaren Truppen nach Köthen vorzuziehen, den Brückenkopf bei Roßlau einstweilen mit 1 Bataillon Dessauer besetzen zu lassen, wo nun auch Thümen's Truppen, die von Treuenbriezen den Weg auf Koswig zu nehmen hatten, zur Verstärkung eintreffen mußten. Bülow selbst wollte sofort Halle wieder nehmen.

Am 1. Mai kam bestimmte Nachricht, daß Napoleon mit

seiner Hauptmacht über Merseburg gegen Leipzig marschire; von Wittgenstein erhielt Bülow Befehle, die schon erfüllt waren, im Fall einer Schlacht sollte er kräftig in die Flanke und den Rücken des Feindes wirken; zunächst aber den Angriff auf Halle ausführen. Bülow befahl, daß alle seine Truppen am 2. Mai früh um 3 Uhr bei Oppin marschfertig versammelt sein sollten. Unter seinem Befehl standen gegen 20,000 Mann, aber diese waren so zerstreut, daß er hier nur ungefähr 5000 Mann zusammenbrachte.

Die Stärke des Feindes in Halle war unbekannt, aber da sich nirgends ein Franzose zeigte, so hielt man sie für gering. Bülow ritt am frühen Morgen des 2. Mai mit Oppen und einigen Husaren auf die Anhöhe der Bergschenke vor, um einen Ueberblick zu gewinnen. Da ereignete sich ein artiger Vorfall, den wir nicht übergehen dürfen. Der Lieutenant von Gotzkow, schon bekannt durch glückliche Reiterkühnheit, ritt mit einem Trupp Dragoner in der Nähe vorbei, erkannte den General, sprengte heran, und erstattete Bericht von seiner Streife; bei der Erwähnung einer Reiter-Feldwache, auf die er gestoßen sei, sagte Bülow etwas barsch: „Weiß Gott, was Sie gesehen haben! Zwei Offiziere des Husarenregiments haben hier Patrouille gemacht und keine Reiter-Feldwache gefunden, und auf die Rapporte der schwarzen Husaren kann man sich verlassen.“ Gotzkow, hiedurch gereizt, wandte ohne ein Wort zu sagen sein Pferd, rief aus seinen schon vorbeimarschirten Leuten einen gutberittenen Dragoner zurück, und jagte mit ihm auf den Ort los, wo die Feldwache sich im Versteck hielt. Augenblicklich sprengte die feindliche Reiterei hervor, kehrte aber wieder um, als sie auf der Anhöhe die größere Schaar wahrnahm. Bülow klopfte dem Lieutenant, indem er sich dessen Namen merkte, auf die Schulter und sagte: „Sie haben eine gute Art einen in die Augen springenden Beweis zu geben.“ —

Der sehr verwickelten Gegend und unregelmäßigen, weitläufigen Stadt, damals noch mit Mauern und Doppelthoren versehen, durch die man erst in die Vorstädte, dann in die innere Stadt gelangte, waren Bülow und seine Offiziere größtentheils unkundig; der Angriff mußte daher mit Vorsicht,

aber auch, falls er gelingen sollte, mit rascher Kraft geschehen. Um 5 Uhr Morgens waren die Truppen von Oppin bei der Bergschenke und bei Gibichenstein angelangt. Um 6 Uhr eröffnete Oppen den Angriff. Eine Abtheilung ausgesuchter Plänkler unter dem Hauptmann von Monsterberg suchte von Gibichenstein längs der Saale gegen das Kirchthor vorzudringen, eine andere wandte sich gegen die Vorstadt Neumarkt und die umliegenden Gärten. Der Major Friedrich von Bülow, Neffe des Generals, mit seinen Plänklern drang rasch an das innere Steinthor heran. Anfangs ging alles leicht, die Franzosen gaben die Vorstädte gleich auf, die innere Stadt aber, wo außer vielen Marschtruppen und Genesenen 4 Bataillons und 6 Kanonen standen, vertheidigten sie um so hartnäckiger. Die inneren Thore waren überall verrammelt und gut besetzt. Unter beiderseitigem heftigen Gewehrfeuer kam das Gefecht überall zum Stehen, was für den Angriff schon mißlich war. Nur vor dem offnen äußeren Galgthor stand feindliches Fußvolk mit 4 Kanonen ausgerückt, auf dem freien Platze nach der Maille hin. Bülow, hievon benachrichtigt, wandte sogleich die ganze Stärke seines Angriffs dorthin. Der Major von Uttenhoven eilte mit seinem Bataillon und einer halben sechspfündigen Batterie vom Steinthor herbei, ein zweites Bataillon folgte, ein drittes blieb am Steinthor zurück. Bülow selbst war beim Angriff, schickte die Plänkler vor, ließ die Kanonen aufstellen. Die Franzosen schossen mit Kartätschen, und starke Plänklerschwärme gingen dem Major Uttenhoven in die linke Flanke, der Adjutant Hauptmann von Weyrach nahm einen Zug Füsiliere und warf den Feind zurück. Aber auch hier kam das Gefecht zum Stehen und unter heftigem Kanonen- und Gewehrfeuer waren schon 2 Stunden vergangen.

Bülow glaubte nicht mit Gewalt durchdringen zu können, und sandte an Oppen den Befehl, auf seiner Seite nicht zu weit und nicht zu rasch vorzugehen, nach einigen Angaben wäre sogar der Rückzug befohlen worden. Prittwitz sagt: „Ob der Rückzug wirklich befohlen wurde, muß dahingestellt bleiben, geläugnet kann aber nicht werden, daß er durch einen vielleicht zu dienstbeflissenen Adjutanten einzelnen Truppen-

abtheilungen und zwar nicht in der gelassensten Art und Weise zuging." Doch der Kampf eilte schon seiner Entscheidung zu. Links von Uttenhoven brach der Oberstlieutenant von Treskow mit 2 Schwadronen Dragoner im Trabe hervor, und trieb die feindlichen Plänkler zurück; rechts rückte ein Bataillon und eine halbe Batterie heran; so von beiden Seiten unterstützt ordnete Uttenhoven sein Bataillon zum Sturm, dem der Feind aber eine geschlossene Masse und mörderisches Geschütz- und Gewehrfeuer entgegensetzte, Uttenhoven ließ Halt machen und ebenfalls feuern. Das Gefecht stand auf's neue; da sprengten plötzlich die Dragoner auf das feindliche Geschütz ein, das um sich zu retten abfuhr, und Uttenhoven rückte auf's neue mit gefälltem Bajonett vor, drang mit dem Feinde zugleich in's äußere Galgthor, wo 2 Kanonen, 1 Haubitze und 3 Pulverwagen genommen wurden. Am inneren Galgthor entspann sich ein neues, doch kurzes Gefecht. Die Plänkler gewannen das Thor. Fußvolk und Reiter drangen in die Stadt dem Markte zu; Lieutenant von Gotzkow suchte mit 2 Zügen Dragoner zum Klausthor zu gelangen. Bülow ließ das am Steinthor als Rückhalt gebliebene Bataillon schleunigst herbeiholen, und zog an dessen Spitze mit klingendem Spiel in die Stadt. Am Steinthor griff der Major von Bülow auf's neue stürmend an, ließ das Thor aufhauen und drang gleichfalls ein. Eben so gelangen nun die Angriffe Oppen's, die Plänkler Monsterberg's erstiegen den Jägerberg und nahmen die Vertheidiger des Kirchthors im Rücken, dieses wie das Ulrichsthor wurden genommen, und Oppen rückte mit allen Truppen ein. Noch dauerte das Straßengefecht lebhaft fort, an der Schieferbrücke leistete der Feind auf's neue muthigen Widerstand, die preußischen Truppen waren in Einzelgefechte zerstreut, Ordnung und Zusammenhang aufgelöst, ein gefahrvoller Zustand, wenn der Feind noch frische Truppen zum Rückhalt hatte! Doch die Franzosen wichen überall, sie kämpften nur noch um ihre Flucht zu decken; um 9 Uhr war auch die hohe Brücke gewonnen; Bülow sandte den Major von Sandrart mit 3 Schwadronen Husaren zur Verfolgung des Feindes auf dem jenseitigen Saalufer gegen Merseburg, ordnete dann die nö-

thigen Vorposten und Patrouillen an, und ließ die übrigen Truppen, um sie gesammelt in der Hand zu behalten, außerhalb der Stadt vor dem Steinthor lagern.

Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten 8 Offiziere und 225 Mann verloren, die Franzosen an Todten und Verwundeten kaum weniger, und an Gefangenen 12 Offiziere und 420 Mann, außerdem 3 Kanonen und 3 Pulverwagen; ein großes Salzmagazin, westphälisches Eigenthum, wurde nebst anderen Vorräthen die Beute des Siegers. Bei dieser merkwürdigen Eroberung von Halle zeigten die Truppen und ihre Führer auf's neue die entschlossenste Tapferkeit, Bülow aber den feurigen und sichern Muth, der dem Soldaten ein hohes Vorbild ist, und daneben die ächte Feldherrngabe, die in der Folge sich nur immer glänzender darstellt, seine Streitkräfte so zu ordnen und im Auge zu behalten, daß jede Waffe und jeder Truppentheil immerfort dem Bedarf und Befehl zweckmäßig und rechtzeitig entsprechen könne. —

Noch am späten Abend kam die erfreuliche Nachricht, daß Thümen, nachdem er in 24 Stunden 8 Meilen marschirt, an diesem Tage um 5 Uhr Morgens bei Roßlau eingetroffen sei. Dagegen erschien am folgenden 3. Mai frühmorgens ein Adjutant Kleist's mit der Meldung, daß dieser gestern Nachmittags dem Angriff von 20,000 Mann nicht habe widerstehen können, sondern nach einer Stunde Leipzig geräumt und sich auf Wurzen zurückgezogen habe. Auch liefen unbestimmte Gerüchte von einer bei Lützen vorgefallenen Schlacht umher. Bülow ordnete große Erkundigungen an, sandte Streifschaaren gegen Merseburg, Eisleben, Wettin, Schkeuditz und Delitzsch aus, beritt selbst die Umgegend von Halle, und bestieg Nachmittags die Sternwarte, um durch Fernröhre feindliche Annäherungen zu entdecken. Flüchtlinge und Ueberläufer wurden eingebracht, aber sie wußten nichts Zuverlässiges anzugeben. Da es im Lager gänzlich an Lebensmitteln fehlte, so wurde das Fußvolk in der Stadt einquartirt, die Reiterei auf die Dörfer verlegt, jedoch alles in Bereitschaft gehalten, denn da Merseburg noch stark vom Feinde besetzt war, so mußte man eines Angriffs von dorther ge-

wärtig sein. Das Ausbleiben aller Nachrichten von Wittgenstein beunruhigte sehr; Bülow ließ Thümen in Köthen stehen bleiben, berief den Major von der Marwitz mit 4 Bataillonen Landwehr von Brandenburg nach Zerbst, dachte selbst an den Rückzug nach Roßlau, wohin er auch die Salzvorräthe schaffen ließ, schrieb an Tauentzien seine Besorgnisse, und wünschte die Einnahme Stettin's, damit Truppen von dort ihn verstärken könnten.

Endlich am 4. Mai Abends um 7 Uhr kam einer von Bülow's Feldjägern aus dem Hauptquartier Wittgenstein's, meldete den angeblichen am 2. Mai bei Groß-Görschen erfochtenen Sieg. Die Schlacht war hartnäckig und blutig gewesen, und hätte allerdings müssen gewonnen werden, denn das französische Heer war auf dem Marsch überfallen und bestand großentheils aus Neulingen. Allein der Marschall Ney hielt sich so tapfer, daß Napoleon Zeit gewann, seine Truppen in die neue Richtung zu ordnen; der Mangel an Einheit und Nachdruck im Oberbefehl Wittgenstein's, die Mischung der Truppen, Scharnhorst's Verwundung und andere Umstände wirkten so nachtheilig ein, daß zwar das Schlachtfeld von den Verbündeten behauptet, aber doch in der Nacht der Rückzug hinter die Elbe beschlossen wurde. Bülow erkannte sogleich die ganze Lage der Dinge, und befahl augenblicklich den Aufbruch. Alle ausgestellten Abtheilungen wurden eingezogen, das Regiment Königin Dragoner abgesandt, zwischen Delitzsch und Dessau die Straße von Leipzig zu beobachten, schon um 9 Uhr war alles zum Aufbruch fertig, und in der Nacht wurde nach Radegast marschirt. Oppen brach mit der Nachhut um Mitternacht auf und ging bis Zörbig; in Halle blieben noch 40 Husaren bis zum anderen Morgen. Thümen erhielt Nachricht von dem Rückzug an die Elbe und Befehl sich anzuschließen.

In Radegast am 5. Mai wurde den Truppen einige Ruhe gegönnt, es wurde abgekocht, gefüttert. Um 10 Uhr Morgens aber brach alles wieder auf und marschirte nach Dessau. Thümen besetzte den Brückenkopf bei Roßlau; eine Streifschaar wurde über die Mulde auf dem linken Elbufer gegen Wittenberg vorgesandt um die dortigen Bewegungen

des Feindes zu beobachten, Kosaken streiften auf allen Straßen in südlicher und westlicher Richtung. Der Feind zeigte sich von keiner Seite, aber es wurde gemeldet, daß starke Truppenschaaren sich auf Wittenberg hinzögen. Daß die Franzosen dort über die Elbe gehen, vielleicht einen Versuch gegen Berlin machen würden, war nur zu wahrscheinlich.

Alles dies war bereits angeordnet, als folgende Kabinetsordre des Königs vom 3. Mai aus Penig an Bülow einlief: „Die gestern zwischen Lützen und Pegau gelieferte Schlacht ist äußerst hartnäckig und blutig gewesen. Durch den hohen Muth meiner und der russischen Truppen, der der Ueberzahl des Feindes das Gegengewicht hielt, sind die errungenen Vortheile des Tages bis zum letzten Augenblicke in unsern Händen geblieben. Der Feind ist aber heute früh nach Leipzig abmarschirt, und unterbricht dadurch die Verbindung zwischen Ihnen und der Hauptarmee. In dieser Erwägung weise ich Sie, wenn Sie von dem General Grafen Wittgenstein keine Befehle mehr erhalten sollten, an, bei Roßlau über die Elbe zurückzugehen, und wenn der Feind sich mit Macht gegen die Marken wenden sollte, der Landwehr und dem Landsturm dieser Provinz zum Kern zu dienen, und den kleinen Krieg, der sich im Lande bilden muß, kräftigst zu unterstützen. Das Gouvernement in Berlin ist angewiesen, die Landwehr, wie sie ihre Organisation vollendet, an Ihr Korps und das Detaschement des Generals von Borstell, das mit Ihnen vereinigt bleibt, anzuschließen. Ihrem Eifer und Ihrem Talent vertraue ich, daß Sie unter diesen Umständen dem Staate die wichtigen Vortheile erkämpfen helfen werden, die bei Ausdauer und Energie uns einen glücklichen Ausgang des Kampfes verbürgen müssen." Bülow zog demgemäß mit allen Truppen sogleich nach Roßlau, sie machten in diesen Tagen Märsche von 7 bis 8 Meilen, und ihre Verpflegung wurde sehr schwierig. Borstell erhielt den Befehl, mit seinen sämmtlichen Truppen nach Zerbst zu marschiren.

Am 6. Mai Morgens um 1 Uhr kam der Adjutant Kleist's, Lieutenant von Voß, und meldete, das Wittgenstein'sche Heer werde an der Mulde Stand halten, Kleist wieder nach Wurzen vorgehen. Da durfte Bülow nicht säumen auch

seinerseits mitzuwirken; er sandte gleich am frühsten Morgen den Hauptmann von Weyrach an Borstell mit dem Befehl, nun vorläufig bei Magdeburg stehen zu bleiben; um die Mittagszeit ließ er seine Truppen aufbrechen, um wieder auf das linke Elbufer zurückzukehren. Oppen führte die Vorhut, die Brigaden Thümen und Hessen-Homburg folgten; die Truppen mußten aber erst aus den weitläufigen Quartieren zusammenrücken, sie waren in diese verlegt worden, um Lebensmittel zu finden, die regelmäßige Verpflegung war bei diesem steten Wechsel nicht zu beschaffen. Den Leuten war streng verboten etwas mit Gewalt zu nehmen, aber es war nicht zu vermeiden, Vorräthe von Lebensmitteln und Futter wurden aufgezehrt, Vorspann, für den keine Ablösung sich fand, weitergeschleppt. Bülow konnte mit bestem Willen dies nicht ändern; er empfing die Beschwerden, sagt Prittwitz, gewiß mit blutendem Herzen, doch über die Wunderkräfte eines Zauberers vermochte er nicht zu verfügen! Als der Marsch angetreten war, trat wieder eine Aenderung ein; um 7 Uhr Abends kam eine zweite Meldung von Kleist, daß nun doch das verbündete Heer über die Elbe und er selbst nach Mühlberg marschire. Bülow, nun wieder auf die frühere Bestimmung angewiesen und auf seine Kräfte beschränkt, blieb daher in Dessau stehen, rief aber nun Borstell wieder zu sich, da diese Verstärkung ihm dringend nöthig war: dieser befand sich bereits im Marsch, als Weyrach bei ihm eintraf, kehrte darauf in seine Stellung zurück, und mußte nun zum drittenmal denselben Weg zurücklegen. Man kann sich vorstellen, daß dieser schnelle Wechsel keine angenehme Stimmung gab!

In Wittenberg schossen die Franzosen Victoria wegen des angeblichen Sieges bei Lützen, denn auch für sie so wenig als für die Verbündeten war es ein unzweifelhafter, und machten Angriffe auf die Feldwachen. Bülow sandte ein Bataillon zur Verstärkung dahin. Im Uebrigen wußte man nichts vom Feinde, der Mangel an Nachrichten war beunruhigend. Oppen ließ Reiterschaaren gegen Leipzig und Halle streifen, Husaren und Kosaken schweiften weit umher. Was aus den eingehenden Meldungen sich ergab oder folgern ließ

war im Allgemeinen dies, daß Napoleon mit der Hauptstärke dem verbündeten Heere nacheile, der Marschall Ney mit nicht viel geringerer Macht bei Leipzig stehe, der Marschall Victor mit dem zweiten französischen Heertheil bei Bernburg; daß französische Truppen über Halle im Anzuge seien, daß der General Sebastiani mit 7000 Mann von Salzwedel in Magdeburg erwartet werde. Wegen Sebastiani's Marsch erließ Bülow abermals veränderten Befehl an Borstell, nicht nach Zerbst vorzugehen, sondern bei Gommern oder Leitzkau stehen zu bleiben; gleich darauf jedoch, auf andere besorgliche Nachrichten, mußte er wieder in die verschanzte Stellung vor Magdeburg einrücken.

In dieser Zeit führte Bülow lebhaften Briefwechsel, er stand mit Wittgenstein, mit Kleist, mit dem Generalgouvernement in Berlin, mit Tauentzien vor Stettin, mit Wallmoden an der Niederelbe in thätiger Verbindung. Seiner Aufgabe gemäß hatte er einen weiten Gesichtskreis zu übersehen, der Anfall eines überlegenen Feindes konnte ihn weit zurückdrängen, Stettin war dabei von höchster Wichtigkeit; er hatte darüber an Tauentzien sehr eindringlich geschrieben. Jetzt empfing er dessen Antwort, die nur Schwierigkeiten enthielt, und nur die persönliche Lage, nicht die allgemeine berücksichtigte. In seiner Unzufriedenheit schrieb nun Bülow an den König, und so nachdrücklich, daß er des Königs Mißfallen zu erregen fürchtete, doch selbst auf diese Gefahr es that. Der König antwortete später aus Würschen vom 14. Mai: „Ich bin mit Ihren mir unter dem 8. dieses Monats mitgetheilten Ansichten über die Wichtigkeit der Belagerung von Stettin ganz einverstanden, und sie würde daher bereits verfügt sein, wenn nicht überwiegende Rücksichten dies anders bestimmten. Ihre Mittheilung hat jedoch nichts weniger als meinen Unwillen verdient, vielmehr weiß ich solche im ganzen Umfange zu schätzen."

Am 9. Mai kam von Wittgenstein aus Wilsdruf vom 7. an Bülow die Weisung, im Fall des starken Vordringens der Franzosen auf Wittenberg alle Truppen von Magdeburg, Berlin und Wittenberg an sich zu ziehen, um Berlin zu

schützen. Eine Kabinetsordre des Königs vom 8. aus Weißig übertrug ihm den Befehl über alle Landwehren der Mark.

Inzwischen wurde die Lage mit jedem Tage bedenklicher. Der Lieutenant von Prittwitz kehrte aus dem großen Hauptquartier zurück, und brachte die Nachricht, daß Dresden geräumt worden: der Major Graf von Kalckreuth ebendaher die weitere, daß das Heer nach Bautzen zurückgehe und dort eine neue Schlacht liefern werde. Sachsen erklärte sich wieder für Napoleon, die Festung Torgau nahm die Franzosen auf, die Truppen Ney's gingen dort schon über die Elbe, eine französische Division war im Begriff von Düben auf Wittenberg zu marschiren. Für Bülow hörte die Vertheidigungslinie an der Elbe nun auf; er hatte keinen Feind vor sich, aber zu beiden Seiten, in Bernburg und Wittenberg; er ließ 3 Kosakenregimenter in Dessau und zog nach Koswig, Oppen mit der Nachhut stand in Roßlau, der Brückenkopf sollte geräumt, die Brücke verbrannt werden. Borstell, wieder herbeigerufen, traf am 12. Mai in Koswig ein, Marwitz aber berichtete aus Potsdam, seine 4 Landwehrbataillone seien noch nicht kriegsfertig. Bülow dachte an den Rückzug hinter die Nuthe und Notte, zwei Bäche, die südlich von Berlin einen Halbkreis bilden, zur Havel und zur Spree fließen, und mit Hülfe von Stauungen und Verschanzungen eine treffliche Vertheidigungslinie darbieten. Vor allem betrieb er die Instandsetzung der Landwehr, von der nach und nach einige Abtheilungen sowohl Fußvolk als Reiterei dienstfähig herbeirückten; auch einige Ersatzmannschaften trafen ein.

Am 13. Mai nahm Bülow sein Hauptquartier in Rudersdorf, auch Birkenbusch genannt, und beritt mit Thümen die Gegend nach Wittenberg hin. Oppen stand noch in Roßlau, die Brigaden Hessen-Homburg und Thümen bei Schmilkendorf, die Brigade Borstell in Marzahne und Kroppstädt, erhielt aber Befehl nach Zahna zu rücken. Der Feind stand 8000 Mann stark in Dessau und schien bestimmt nach Wittenberg vorzugehen. Der Brückenkopf bei Roßlau wurde hierauf verlassen, die Brücke angezündet, auf Gegenbefehl für einen Augenblick wieder gelöscht, dann schließlich doch abgebrannt, das Gepäck nach Treuenbrietzen zurückgeschickt. Die leichten

Truppen Bülow's hielten die Elster von Herzberg bis zu ihrem Einfluß in die Elbe besetzt, und beobachteten was der Feind von Torgau her unternähme. Wie Bülow seine Lage beurtheilte, zeigt sein Schreiben an den König aus Rudersdorf vom 14. Mai: — „Es scheint mir, als wenn die jetzt von Torgau und bei Dessau stehenden Korps wohl zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf Berlin bestimmt sein dürften. Ist dies der Fall, so wird das Korps von Wittenberg mich en echec halten, während der Marschall Ney von Torgau aufbricht, und über Herzberg, Dahme, Baruth und Mittenwalde gegen Berlin vordringt. Dies Korps würde dadurch einen solchen Vorsprung gewinnen, daß es mir unmöglich fallen würde, auch nur mit demselben zu gleicher Zeit in der zur Vertheidigung präparirten Linie von Trebbin, Zossen und Mittenwalde einzutreffen, geschweige mich ihm ernstlich widersetzen zu können. — — Sobald ich daher Gewißheit habe, daß der Feind von Dessau gegen Wittenberg marschirt, werde ich mich nach einer Gegend zurückziehen, wo ich ein freies und offnes Terrain habe, die Bewegungen des Feindes übersehen und von meiner Kavallerie Gebrauch machen kann. Dies wird für's erste die Gegend von Marzahne sein, und werde ich das ganze Korps daselbst konzentriren, sobald ich, wie schon gesagt, von den Bewegungen des Feindes hinreichend überzeugt bin. — — Wenn beide Korps, das von Wittenberg und das von Torgau, sich vereinigen, so werde ich es mit einem ziemlich überlegenen Feinde zu thun haben: alles, was in meinen Kräften steht, werde ich jedoch anwenden, dem Feinde das Vordringen zu erschweren. Ich werde ihn angreifen, sobald ich solches nur mit der mindesten Hoffnung eines guten Erfolgs thun kann. Da aber zwischen mir und der großen Armee nichts steht, folglich meine ganze linke Flanke den Operationen des Feindes bloßgestellt ist, so würde es sehr gut sein, wenn der General Tschaplitz oder ein anderes Korps als Zwischenpunkt aufgestellt würde und sich mit mir über Zinna in Verbindung setzen könnte. — — Ich werde alles thun, um dem Feinde nachdrücklich zu begegnen, und gewiß mit demselben schlagen, sobald sich nur eine schickliche Gelegenheit dazu findet; mit welchem Erfolg aber — das steht, bei

seiner Ueberlegenheit, in den Händen des Schicksals, und kann ich solches schwerlich im voraus bestimmen." — Zugleich schrieb er an den russischen Oberbefehlshaber Barclay-de-Tolly wegen Tschaplitz, an das Generalgouvernement zu Berlin, an Woronzoff.

Bülow rückte am 14. nach Marzahne. Doch Ney war mit etwa 25,000 Mann aus Torgau schon über Herzberg hinaus vorgedrungen, die Truppen aus Dessau nach Wittenberg marschirt. Vier französische Heertheile bewegten sich in Bülow's linker Flanke, zwischen ihm und dem Heer in der Lausitz; er hatte ihnen in allem nur 15,000 Mann entgegenzustellen, an eine Schlacht im offnen Felde war unter diesen Umständen nicht zu denken. Mit desto größerem Eifer betrieb er die Vertheidigungsanstalten vor Berlin. Er sandte den Obersten von Boyen dahin, dann den Lieutenant von Prittwitz, um alle nöthigen Anordnungen zu treffen. Schon im April hatte er selbst einen Entwurf dazu gemacht, der bekannte Schriftsteller und ehemalige Offizier Julius von Voß, der Ingenieurmajor Müller, waren mit ihren Rathschlägen, der letztere so wie der Ingenieurmajor Markoff, und besonders auch der Oberbaudirektor Eytelwein, mit ihrer eingreifenden Thätigkeit behülflich. Boyen bereiste die ganze Linie; die Nuthe wurde bei Potsdam gestaut, der Uebergang bei Saarmund befestigt, eine zweite Anstauung geschah bei Trebbin, von hier bis Kerzendorf, Jühnsdorf bis Mittenwalde diente der Abzugsgraben zur Vertheidigung, von Mittenwalde bis zum Schmöckwitzer Werder die Anstauung der Notte; alle Durchgänge dieser Linie wurden verschanzt. Auch dicht vor Berlin, auf den Rollbergen, in der Hasenhaide, auf dem Kreuzberge, wurden Schanzen aufgeworfen, deßgleichen bei Potsdam.

Bülow sandte die Brigade Borstell nach Jüterbogk, er selbst wollte nach Treuenbriezen zurückgehen. Auf dem Marsche war die Verbindung Bülow's mit Borstell durch dessen zu frühes Aufgeben des Postens von Zahna eine Zeitlang unterbrochen, was jener als eine große Unachtsamkeit streng rügte. Auf Borstell's Meldung aus Jüterbogk, daß der Feind mit 12,000 Mann auf Luckau vordringe, durfte Bülow nicht in

Treuenbriezen bleiben, sondern ging mit den Brigaden Thümen, Hessen-Homburg und den Harpe'schen Truppen weiter zurück bis vor Belitz; Oppen mit der Nachhut blieb noch bei Marzahne, dann bei Treuenbriezen; Borstell, bestimmt sich dem Feinde, wenn er auf der Straße von Luckau weiter auf Berlin vorginge, bei Mittenwalde vorzulegen, erhielt Befehl vorläufig mit 3 Bataillons und 3 Schwadronen nach Luckenwalde abzuziehen. Da von Wittenberg aber kein Feind folgte, derselbe jedoch um so stärker über Dahme und Luckau heran drang, so marschirte Bülow am 17. Mai mit allen Truppen nach Trebbin, und Borstell nach Mittenwalde. Dieser empfing den Befehl, bei Annäherung des Feindes die Brücken bei Fürstenwalde und Müllrose so wie die über den Friedrich-Wilhelms-Kanal abbrechen zu lassen. Die ausgesandten Streifschaaren brachten keine bestimmten Nachrichten, nur daß der Feind überall sehr stark und seine Absicht wahrscheinlich auf Berlin gerichtet sei, doch waren seine Bewegungen nicht ganz klar; es entstand auch Besorgniß wegen Frankfurt an der Oder und Küstrin, wo die französische Besatzung den Anrückenden die Hand bieten und im Rücken der Verbündeten große Verwirrung anrichten konnte.

Auch auf diesen wechselnden Märschen und kurzen Lagerungen litten die Truppen sehr durch den Mangel an Lebensmitteln; die dringenden wiederholten Befehle vermochten nicht ihn zu heben, das Land war erschöpft und die Zufuhr schwierig und unzulänglich. Dazu kam, daß man in Berlin den Rückzug Bülow's für übereilt hielt, den Anmarsch des Feindes als eine Vorspiegelung ansah, hinter welcher kein Ernst sei, daß der Generalgouverneur von Lestocq diese Ansicht gegen Bülow geltend machen wollte, woraus sich zwischen beiden ein unangenehmer Briefwechsel und Zwist entspann, den nur die wohlmeinende Vermittelung Boyen's einstweilen beilegte, bis die späteren Thatsachen die Richtigkeit der Bülow'schen Beurtheilung erwiesen und Lestocq sich wegen seines Unrechts entschuldigen mußte.

Bis zum 18. Mai waren die Franzosen immer gleichmäßig vorgedrungen, an diesem Tage jedoch sandte der General Reynier, der den siebenten französischen Heertheil be-

fehligte, nur eine Vorhut bis Baruth, alle anderen Truppen blieben stehen. Aus dieser plötzlichen Stockung erkannte Bülow, daß die Absicht auf Berlin für jetzt aufgegeben und auch wegen der Oder nichts mehr zu fürchten sei; der Stand der Sachen in der Lausitz mußte den Erklärungsgrund dieses unerwarteten Wechsels darbieten. In der That hatte Napoleon, was man damals nicht wissen konnte, aber späterhin erfuhr, den größten Theil seiner nordwärts gerichteten Streitkräfte zu sich gerufen, Ney demzufolge schon am 17. früh nach Spremberg sich in Marsch gesetzt, und am 19. zog auch Reynier in derselben Richtung nach Bautzen ab. Doch ließ sich der Umfang dieser Verminderung der feindlichen Stärke noch keineswegs erkennen; jedenfalls blieb der Feind, der gegenüber stand, noch immer weit überlegen. Bülow aber machte sich sogleich zur Aufgabe, von diesen Truppen möglichst viele hier festzuhalten, und weitere Entsendungen nach der Lausitz zu verhindern. Doch das Ruhebedürfniß nach den unaufhörlichen und großen Märschen, welche in diesen Tagen gemacht worden, so wie der Mangel an Lebensmitteln in der ganzen vorliegenden Gegend, welche auf's neue zu durchziehen war, nöthigten zu einer Erholungsfrist, die der Eifer indeß gleich wieder aufhob. —

Aus Bautzen empfing Bülow eine Kabinetsordre des Königs, die alle seine Maßregeln billigte; Wittgenstein gab ihm die Weisung fernerhin ganz nach eignen Ansichten zu verfahren und zugleich unterordnete er ihm die russischen Generale vor Magdeburg und Wittenberg; der Kaiser Alexander sandte ihm den Stern des Annenordens. Ein Schreiben York's, das ebenfalls einging, lautete noch in der Art eines Vorgesetzten, wiewohl Bülow thatsächlich längst nicht mehr unter ihm stand, im Gegentheil eine größere Befehlsmacht hatte als York selbst.

Die Truppen hatten noch nicht vierundzwanzig Stunden geruht, als Bülow schon wieder aufbrach und am 19. Mai nach Baruth vorging, Oppen mit der Vorhut bis Kehmlitz. Am späten Abend erfuhr man, daß der Feind von Dahme nach Sonnenwalde zurückgegangen, der Marschall Victor mit dem zweiten französischen Heertheil im vollen Marsch auf

Baruth plötzlich umgekehrt sei. In der Nacht zum 20. überfiel der Rittmeister von Blankenburg die Stadt Luckau, nahm 2 sächsische Offiziere und 150 Mann gefangen, und erbeutete ansehnliches Gepäck, alles im Angesicht der letzten Nachhut des Feindes, die hinter Luckau lagerte. Die ausgesandten anderen Streifschaaren belästigten ebenso den Rechtsabmarsch des Feindes. Borstell drang nun in Bülow, dem Feinde schleunigst zu folgen; Bülow, verwundert über den Eifer, der ihn spornen zu müssen glaubte, schlug es entschieden ab, und ebenso die weitere Bitte Borstell's, ihn allein mit seinen Truppen, die nur etwas zu verstärken wären, in der Richtung auf Bautzen abmarschiren zu lassen. Bülow hielt ihm entgegen, daß er sich nicht zersplittern dürfe, daß der Feind ihm noch stark genug hier gegenüber stehe, um Berlin zu bedrohen, daß endlich Bautzen über 16 Meilen entfernt sei, die Truppen unterwegs dem Mangel erliegen und in jedem Fall zu spät kommen würden. Borstell war hierauf längere Zeit mit Bülow gespannt, was dieser aber nicht bemerken wollte. Daß letzterer nicht aus Eigensinn, sondern aus feldherrlicher Besonnenheit und höherem Standpunkte dem muthigen Antriebe des tapfern Generals widersprach, zeigt sein Bericht an Wittgenstein, worin er eingedenk seiner Aufgabe das Absehen darlegt, dem Feinde an der Elbe zu schaffen zu machen, möglicherweise Wittenberg zu nehmen, im Fall die Schlacht in der Lausitz gewonnen würde über die Elbe zu gehen und die Verbindung zwischen Dresden und Magdeburg abzuschneiden; ginge die Schlacht verloren, so würde es um so wichtiger sein, das bisherige Kriegsfeld nicht verlassen zu haben.

In diesen Tagen häufte sich mancher Verdruß. Der Mangel an Lebensmitteln, die Schreibereien deßhalb, die dadurch verursachte Hemmung der Kriegsthätigkeit, gaben stets erneuten Anlaß. Gegen den Oberkriegskommissair Jakobi brach Bülow's ganzer Zorn aus; ihm wurde geschrieben, er habe falsche Berichte gemacht, es sei nichts da, er habe nicht gehorcht, solle zur Rechenschaft gezogen, die kurmärkische Regierung durch Gewaltmittel angetrieben werden. Bülow ließ als Nachschrift noch besonders hinzufügen: „Wenn Ihnen

künftig das rechte Ohr abgeschossen werden sollte, so müssen Sie mit dem linken hören, was ich Ihnen zu sagen habe." Die kriegerische Erbitterung sprach sich in kriegerischem Humor aus. —

Zu den angenehmen Ereignissen gehörte, daß Boyen in Baruth mit dem Vorschlag des Generalgouvernements eintraf, aus den in der Gegend von Berlin befindlichen zahlreichen Genesenen, Marschtruppen und sonstigen vereinzelten Haufen, Fußvolk und Reiterei, eine neue Brigade zu bilden und unter Boyen's Befehl zu stellen, mit dem besondern Zweck, sie zur Beobachtung Wittenberg's zu verwenden. Bülow ging auf den Vorschlag lebhaft ein, bestimmte Luckenwalde als Sammelort der neuen Brigade, und versprach ein Kosakenregiment und eine russische Batterie ihr anzuschließen. Boyen ging sogleich mit erfolgreicher Thätigkeit an's Werk.

Borstell war auf Golßen vorgegangen, ein Reitertrupp von Buchholz nach Waldow, Kosaken bis nach Lübben ausgesandt. Bülow aber mußte mit der Hauptstärke in Baruth stehen bleiben, da es durchaus an Lebensmitteln fehlte, und das vorliegende Land völlig ausgesogen war. Der Major von Lützow mit seinen Freischaaren wurde zu Wallmoden entlassen, nachdem Bülow ihn noch belehrt, daß die Streifzüge leichter Truppen nicht nach Willkür geschehen dürften, sondern von einem höheren Befehlshaber ausgehen müßten.

Am 22. Mai kamen endlich die ersehnten Zufuhren an, und am 23. frühmorgens brach Bülow wieder auf. Borstell war bereits bei Luckau, Oppen zog nach Herzberg, seine Vorposten noch weiter, Streifschaaren und Patrouillen gingen nach allen Seiten tief in's Land. Boyen hatte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit in wenigen Tagen seine Brigade, bestehend aus 5 Bataillons, 4 Schwadronen, 1 Kosakenregiment und 4 Kanonen, dienstfähig aufgestellt, und marschirte mit derselben nach Jüterbogk. Der verdrießlichen Irrung, die daraus entstand, daß General von Lestocq die Brigade als einen ausgerückten Theil der Berliner Besatzung, Bülow sie als einen Theil seiner Truppen ansah, suchte Boyen durch kluges Verhalten möglichst entgegenzuwirken.

In der Nacht zum 24. Mai kam von Oppen aus Herz-

berg eilige Meldung; sein Adjutant Lieutenant Behrend hatte auf einem Streifzug in Koßdorf die von Dresden mit Geldern und Briefen nach Torgau abgegangene Post aufgehoben, wodurch die wichtige Nachricht erlangt wurde, daß am 20. und 21. bei Bautzen eine Schlacht geliefert und von den Verbündeten verloren worden. Dies Unglück erschien nicht ganz unvorhergesehen. Bülow gab den Marsch nach der Elster sogleich auf und marschirte nach Kalau, wohin auch Borstell befehligt wurde. Oppen wurde nach Sonnenwalde vorgeschickt; Boyen blieb bei Jüterbogk stehen. Der Rittmeister von Blankenburg mußte bis Spremberg, der Major von Linsingen von Lübbenau bis Oggrosen streifen, den Rittmeister von Burgsdorf sandte Borstell mit dem Auftrag ab, die Verbindung mit dem geschlagenen Heer zu suchen. Am 25. Mai ging das Bülow'sche Hauptquartier nach Kalau, Borstell nach Drebkau und Oppen nach Groß-Räschen. Weiter vorzugehen, hielt Bülow nicht rathsam, weil alle zuverlässigen Nachrichten fehlten, keiner seiner in das große Hauptquartier abgesandten Kouriere zurückkam, und die durch Bauern vernommenen Gerüchte sehr beunruhigend lauteten. Nachdem zuerst Burgsdorf aus Muskau berichtet hatte, das preußische Heer habe sich auf Bunzlau zurückgezogen, kam endlich der Lieutenant Graf von Hacke aus Görlitz, wo er das Hauptquartier verlassen hatte, und brachte umständliche Nachrichten, so wie den erneuten Befehl des Königs, Bülow solle vor allem die Marken, und besonders Berlin und Potsdam schützen. Sein früher gegen Borstell geäußerter Widerspruch wurde dadurch auf's neue gerechtfertigt. Die Versicherung, daß das verbündete Heer in guter Fassung und daß der Beitritt Oesterreichs zum Bunde gegen Napoleon als gewiß anzunehmen sei, wog einigermaßen die schlimmen Nachrichten auf. —

Bülow konnte jetzt nichts thun, als in Erwartung der weiteren Ereignisse ruhig stehen bleiben, und durch vorgesandte Partheien auf die Verbindungen des Feindes wirken. Das Hauptquartier blieb in Kalau. Borstell, der immer nur eine abgesonderte Befehlsführung und von Bülow abzukommen wünschte, erbot sich mit seiner Brigade in den Rücken des Feindes vorzudringen und dessen Verbindungen abzuschneiden,

welches Bülow aber mit dem Bemerken ablehnte, daß dies besser durch leichte Reiterei als durch eine Brigade bewirkt werde. Boyen, der nach Seyda vorgehen und in der Nacht zum 28. einen Handstreich auf Wittenberg unternehmen wollte, wurde gleichfalls zurückgehalten.

Eine Rüge gegen den Major von Uttenhoven, der in berlinischen Blättern bekannt gemacht hatte, daß seinem Bataillon wegen der beim Sturm von Halle eroberten 3 Geschütze die Königliche Belohnung von 150 Dukaten ausgezahlt worden sei, haben wir hier um so weniger wegzulassen, als darin die strenge Befehlsweise Bülow's und zugleich die Schwierigkeiten zu erkennen sind, welche sich in diesen Verhältnissen auch der eifrigsten Gerechtigkeitsliebe beigesellen. In seinem Tagesbefehl vom 26. Mai sagte Bülow: „Zu meiner großen Verwunderung habe ich aus den berlinischen Zeitungen ersehen, daß der Major von Uttenhoven es sich herausgenommen hat, über das Gefecht in Halle, so weit es ihn betroffen, eine Berichtigung bekannt zu machen. Es kommt niemandem als dem kommandirenden General zu, durch öffentliche Blätter dem Publikum Relationen und Berichte mitzutheilen. Der Major von Uttenhoven hat also durch sein Benehmen einen unbegreiflichen Mangel an Dienstkenntniß bewiesen, und wird in der Folge, wenn sich jemand so etwas wieder herausnehmen sollte, derselbe auf das strengste bestraft werden. Was nun diese bekannt gemachte sogenannte Berichtigung betrifft, so berichtige ich solche wiederum dahin, daß dem Bataillon die Ehre zukömmt, die Haubitze und die zwei Kanonen genommen zu haben, daß man es aber größtentheils der kräftigen Mitwirkung und Unterstützung des Oberstlieutenant von Treskow zu verdanken hat, daß das Bataillon diesen ehrenvollen Angriff unternehmen konnte." Gleich damals und später machte sich die Meinung geltend, daß der Inhalt und Ausdruck dieser Rüge nicht durchaus zu rechtfertigen sei.

An demselben Tage bekam Bülow einen Königlichen Befehl vom 23. aus Löwenberg, der ihm bekannt machte, daß der Oberst von Dobschiltz beauftragt sei, mit der schlesischen Landwehr von fünf Kreisen nach Krossen zu marschiren, um in Gemeinschaft mit der neumärkischen Landwehr unter dem

General von Hinrichs dem Feinde, der in Schlesien eindringe, die Spitze zu bieten. Bülow, der ermächtigt wurde über diese Landwehr nach Erfordern der Umstände zu verfügen, trug dem General auf, die Oder von Krossen bis Züllichau stark zu besetzen, vor und hinter Krossen Verschanzungen aufzuwerfen, die entbehrlichen Truppen aber nach Müllrose vorzusenden.

In Hoyerswerda hatte der Feind während eines starken Gewitterregens ein Kosakenregiment überfallen und zum Theil gefangen genommen. Daß der Feind hier wieder thätig wurde, spannte die Aufmerksamkeit. Bülow befahl, daß Borstell am 28. die Franzosen aus Hoyerswerda wieder vertreiben sollte, gesellte ihm aber, da er die Sache nicht so leicht nahm, noch Oppen bei, der durch ein Regiment zu Fuß hiezu verstärkt wurde, so daß im Ganzen 4000 Mann zu dem Unternehmen vereinigt waren. Zu größerer Vorsicht mußte Thümen mit seiner Brigade nach Alt-Döbern vorrücken. Wer den Befehl führen sollte, Borstell oder Oppen, war nicht gesagt, aber Oppen stellte sich freiwillig unter den Befehl des an Jahren und Dienstalter jüngeren Borstell. Dieser meinte den Feind, der ihm nur ein vorgeschobener Posten schien, obschon die Husarenpatrouillen ihn zu 7000 Mann und 20 Kanonen angaben, zu überraschen und völlig zu schlagen, fand ihn aber in guter Stellung und ganz vorbereitet; unter großen Schwierigkeiten des Bodens wurde der Angriff dennoch eröffnet, und es entzündete sich ein heftiger Kampf. Erst während desselben wurde Borstell durch Burgsdorf's Meldung unterrichtet, daß ihm der ganze zweite Heertheil unter dem Marschall Oudinot, etwa 30,000 Mann mit 60 Kanonen, von Bautzen zurückkehrend, gegenüberstanden. Nun galt es nur noch um den sicheren Rückzug zu kämpfen, der sogleich angetreten wurde, und zwar nicht ohne Verlust, aber doch noch glücklich genug ausgeführt wurde, da der Feind nicht verfolgte, in der Meinung, daß Bülow selbst mit allen seinen Truppen zugegen sei. Der Wald von Drebkow rettete Borstell's Brigade; sie hatte 10 Offiziere und 350 Mann Todte und Verwundete. —

Bülow hatte eben jetzt sein Augenmerk, da die Nachrichten,

aus Schlesien sehr beunruhigend lauteten, auf's neue nach der Oder gerichtet, und schon seinen Marsch auf Kottbus und Guben beschlossen; durch das Gefecht von Hoyerswerda wurde alles plötzlich verändert. Eine große Uebermacht, die sich noch täglich verstärkte, stand ihm gegenüber, und es war vorauszusetzen, daß sie nicht lange unthätig bleiben werde. Bülow blieb daher in Kalau stehen, mit großer Vorsicht und Aufmerksamkeit, möglichst bedacht, seine Truppen im Fall eines feindlichen Angriffs schnell vereinigen zu können. Die schwierige Verpflegung war seinen militairischen Anordnungen auf's neue sehr hinderlich.

Da jedoch der Feind bei Hoyerswerda sich ruhig verhielt, hingegen über Sagan in der Richtung auf Krossen stark vorrückte, so nahm Bülow sein früheres Vorhaben wieder auf, und marschirte am 30. Mai nach Kottbus; Borstell rückte nach Forsta, Oppen nach Drebkau, ihre Kosaken standen in Spremberg, Muskau und Senftenberg, leichte Reiterei machte Streifzüge gegen Naumburg am Bober und gegen Sagan. Durch zuverlässige Meldungen unterrichtet, daß die vereinigte Truppenmacht des Marschalls Victor und des Generals Sebastiani nicht auf Krossen gehe, sondern sich gegen Groß-Glogau wende, stellte Bülow hierauf den weiteren Marsch auf Lieberose wieder ein; doch ließ er die Brigade Borstell nach Guben rücken. In Krossen war am 27. der Oberst von Dobschütz mit 2800 Mann eingerückt, hatte hier einen noch schlechten Vertheidigungszustand gefunden, bemühte sich aber ihn zu verbessern, und begehrte für die Besetzung der Schanzen einige Linienbataillone und Geschütze.

Bülow zog möglichst Verstärkungen an sich, der Major von Kyckpusch hatte ihm 3 Reservebataillone zugeschickt, täglich trafen kleine Abtheilungen von Ersatzmannschaften ein. Am 31. Mai beschloß Bülow dennoch seinen Marsch auf Lieberose fortzusetzen, und gab die desfalls erforderlichen Befehle für den folgenden Tag. Ein Zwischenfall mit dem Major von Hellwig, Anführer einer Freischaar, die sich Bülow'n angeschlossen hatte, verursachte heftige Verstimmung. Bülow hatte ihm befohlen nach Forsta zu marschiren, Hellwig war mit seiner Schaar abgezogen, aber nicht nach Forsta, sondern

nach Dessau, und ließ dem General sagen, er könne als Partheigänger nach Belieben handeln.

Am 1. Juni nahm Bülow seine Befehle zum Marsch nach Lieberose wieder zurück, und blieb in Kottbus stehen; die Vorposten Oppen's hatten gemeldet, daß Hoyerswerda vom Feinde verlassen, der Marschall Oudinot mit allen Truppen abmarschirt, der Rittmeister von Blankenburg mit seiner Streifschaar Mittags in Hoyerswerda eingerückt sei; der Hauptmann von Weyrach kehrte aus dem großen Hauptquartier zurück und brachte neue Verhaltungsbefehle für Bülow; nur an den König habe er zu berichten, nicht an York; die früher ertheilten Weisungen wurden wiederholt; Wittgenstein schrieb ihm belobend, dankend; der an dessen Stelle getretene Oberbefehlshaber Barclay-de-Tolly forderte ihn zu schnellen Bewegungen und entschlossenen Unternehmungen im Rücken des Feindes zwischen Bunzlau und Dresden auf, indem er ihm zugleich die größte Behutsamkeit und beständige Rücksicht auf die Sicherheit von Berlin empfahl, also jene Aufforderung wieder bedeutend abschwächte. Außerdem wurde Bülow auf den Eintritt der Schweden in das Kriegsfeld vertröstet, sie rückten gegen die Niederelbe vor, er solle sich mit ihnen und mit Wallmoden in Verbindung setzen. Dies war längst geschehen. — Das Fußvolk der Lützow'schen Freischaar aus Schlesien kommend schien anfangs bestimmt sich den Truppen Bülow's anzuschließen, bekam aber Befehl seinen Marsch nach der Niederelbe fortzusetzen und Tettenborn's Truppen zu verstärken. Das vierte Bataillon, geführt von dem Lieutenant Jahn, dem bisherigen Turnlehrer, war durch Fürstenberg gekommen, und unzufrieden mit den Einwohnern, die seinem deutschthümlichen Eifer nicht entsprachen, hatte Jahn sie den Behörden in Berlin als ein rohes und verwegenes Volk geschildert, dessen Entwaffnung rathsam sei. Das Generalgouvernement in Berlin schrieb desfalls an Bülow, und stellte ihm anheim, zur Ausführung „dieser heilsamen Maßregel" die nöthigen Befehle zu ertheilen. Doch Bülow, der die Meinung hatte, daß man sehr gut deutsch gesinnt sein und doch dem Professor Jahn sehr mißfallen könne, der die deutsche Gesinnung zwar auch in ihren Zerrbildern noch ehrte,

aber nicht in ihnen ausschließlich finden wollte, ließ die Sache auf sich beruhen, und glaubte Wichtigeres zu thun zu haben, als eine solche Entwaffnung anzuordnen, die ohnehin nur lächerlich erschien. —

Bülow verwandte große Sorgfalt auf Kroſſen, ließ neue Werke anlegen und alles zur kraftvollen Vertheidigung bereiten. Nach entgegengesetzter Seite ließ er durch Boyen die nöthigen Anstalten zur Beschießung von Wittenberg treffen, und den mit 2 Bataillons und 4 Schwadronen Landwehr endlich angekommenen Major von der Marwitz nach Herzberg vorrücken um den Feind auf dieser Seite zu beunruhigen. Ein Anschlag, in Gemeinschaft mit Wallmoden und unter Mitwirkung der Schweden, welche in die Mark vorrücken sollten, ein großes Angriffsunternehmen im Rücken auszuführen, um durch einen solchen Schlag, wie Bülow schrieb, das große verbündete Heer, dessen Bewegungen durch den Unfall bei Bautzen tödtlich gelähmt seien, in's Leben zurückzurufen, scheiterte an der Unentschiedenheit des Kronprinzen von Schweden, unter dessen Befehle Wallmoden gestellt worden war. —

Auf die einstimmigen Meldungen, daß der Feind, der nach dem Verlassen von Hoyerswerda bei Ruhland in noch ansehnlicher Stärke stehen geblieben, am 2. Juni von da nach Großenhain aufgebrochen, beschloß Bülow alle seine Truppen bei Elsterwerda zu sammeln und dann mit raschem Angriff gegen Meißen oder Dresden vorzudringen. Seine Marschbefehle waren schon ertheilt, da klärte sich das Mißverständniß auf, nicht nach Großenhain, sondern nach Kirchhain bei Dobrilugk waren die Franzosen abmarschirt, also auf der Straße nach Luckau, nach Berlin! Augenblicklich wurden am 3. die Befehle verändert, die Truppen, schon auf dem Marsche nach den früheren, mußten andere Richtung einschlagen. Oppen, auf dem Marsche von Drebkau auf Kalau von letzterem Orte her angegriffen, entzog sich dem Gefecht rechts über Gahlen. Auch Harpe und Thümen stießen auf den Feind, und mußten ausweichen. In Luckau befand sich nur 1 Bataillon zur Deckung eines Magazins, Luckau selbst war überdies ein wichtiger Punkt, es galt dem Feinde dort

zuvorzukommen, wiewohl er nur 4 Meilen, die Preußen 6 bis 7 Meilen entfernt waren. Vor allem suchte Bülow die Straße von Kalau nach Luckau zu gewinnen, um 4 Uhr Nachmittags erreichte er sie bei Zinnitz, Abends um 11 Uhr war er in Luckau; die Truppen hatten bei furchtbarer Hitze in schrecklichem Staub einen ununterbrochenen Gewaltmarsch von 5 Meilen gemacht. Die Brigade Hessen-Homburg ging durch die Stadt und lagerte auf den jenseitigen Höhen, Oppen mit der Nachhut diesseits bei Kahnsdorf, Harpe der erst am folgenden Morgen ankam, zog ebenfalls auf die Höhen hinaus, die Brigade Thümen kam noch später in's Lager; es hieß fast ein Drittheil der Mannschaft sei unterwegs ermüdet liegen geblieben, sie fanden sich aber zeitig wieder bei den Fahnen ein. Boyen war von Jüterbogk und Borstell von Guben eiligst herbeigerufen und beide in beschleunigtem Anmarsch.

Nach der Hitze war starkes Regenwetter eingetreten. Bülow stieg am 4. in aller Frühe zu Pferd, besichtigte die Gegend, ordnete die Stellung der Truppen, und theilte den Generalen mündlich seine Befehle aus. Luckau, von starken Mauern und tiefem Wassergraben, dann von Gärten umgeben, liegt an der Berste, die bei Lübben in die Spree fällt. Oberhalb der Stadt breitet sich ungangbarer Sumpfboden aus, der sich bis weit unterhalb hinzieht. Auf dem linken Ufer westlich erheben sich drei beträchtliche Anhöhen, wo Bülow seine Hauptstellung nahm, und eine zwölfpfündige Batterie aufpflanzte. Auf dem rechten Flügel stand Harpe mit seinen russischen Regimentern bei Wittmannsdorf, das zur Anlehnung diente, Thümen hielt die Mitte und sollte die Stadt vertheidigen, Hessen-Homburg bildete den linken Flügel und die Reserve, auf und hinter den Höhen bis Wieringsdorf; Borstell, wenn er einträfe, sollte den linken Flügel verstärken; Oppen bekam die Befehle nicht, die ihn anwiesen die Kalau'sche Vorstadt mit seinen Füsilieren und Jägern zu halten, Geschütz und Reiterei aber außen um die Stadt auf die Höhen zurückzuschicken. Um 9 Uhr Vormittags erschien der Feind vom Marschall Oudinot befehligt in großer Stärke und griff die Vortruppen bei Kahnsdorf heftig an. Diese

wichen, der Feind nahm die Vorstadt und drang auf das Stadtthor an. Zur rechten Zeit kam der Major von Perbandt und lenkte die Reiterei aus dem Getümmel links um die Stadt, die Füsiliere und Jäger warfen sich in die Gärten. Heftiges Plänklergefecht dehnte sich links in den Gärten aus, der Feind drang überall mit Ungestüm vor. Am Thore, wo der Lieutenant von Burstini rechtzeitige Unterstützung herbeiführte, wurde er mit dem Bajonet zurückgetrieben. Bülow befahl nun, die Kalau'sche Vorstadt wiederzunehmen, der Major von Gleißenberg mit seinem Bataillon, das schon in starkem Plänkeln begriffen war, machte den ersten Angriff, der Hauptmann von Orlikowski fiel, der Hauptmann von Kesteloot drang entschlossen vor, die Vorstadt wurde genommen. Oudinot ließ unter heftigem Feuer seines Geschützes neue stärkere Truppenmacht anrücken und nahm die Vorstadt wieder. Der Major von Gagern aber behauptete sich in dem Theile nächst dem Thore. Auch der Lieutenant von Kaweczinski mit seiner Kompanie freiwilliger Jäger hielt den Kirchhof bis zum Abend, wo der Major von Lettow mit seinem Bataillon dorthin vordrang und die weiter links liegende Mühle nahm.

Die Franzosen warfen Granaten in die Vorstadt, welche schnell in Brand gerieth und fast ganz niederbrannte; viele Verwundete von beiden Seiten kamen hier in den Flammen um. Inzwischen war auch oberhalb von Luckau der Feind über die Berste gegangen, und auf den nassen Wiesen entspann sich ein lebhaftes Plänklerfeuer, Preußen und Russen standen im Gefecht. Die Franzosen rückten zugleich unterhalb der Stadt mit starker Macht zum Angriff vor, immer mehr Truppen, immer mehr Batterieen kamen in's Feuer. Bülow befahl dem Major von Sandrart mit seinem Husarenregiment und einer halben reitenden Batterie durch die Vorstadt durchzubrechen und das feindliche Fußvolk, das durch das Gefecht schon etwas aus einander gekommen, zu sprengen. Die fortwüthende Feuersbrunst hinderte die Ausführung. Um diese Zeit, 5 Uhr Nachmittags, erschien Boyen bei Zöllmersdorf, er hatte 6 Meilen zurückgelegt, die letzten $2\frac{1}{2}$ Meilen in 4 Stunden; doch ehe er an dem Kampfe theilnehmen

konnte, forderte dieser rasche Entschließung. Bülow, um seine linke Flanke besorgt und um Borstell, der durch das Vordringen des Feindes abgeschnitten werden konnte, sandte an Oppen den Befehl, mit aller seiner Reiterei, der auch die Husaren Sandrart's und 2 russische Schwadronen nebst noch einer halben reitenden Batterie sich anschlossen, bei Wieringsdorf über die Berste und in des Feindes rechte Flanke vorzugehen. Oppen ließ sein Fußvolk bei Wieringsdorf, ging durch eine Furt auf das rechte Ufer und an dem Fuß der jenseitigen Hügelung gegen Kahnsdorf vor. Seine Vorhut machte der Oberstlieutenant von Treskow mit einer Schwadron Dragoner, sie stieß hinter Kahnsdorf auf feindliche Reiterei, der Lieutenant von Gotzkow mit 30 Reitern warf sie augenblicklich, allein 2 bis 3 Schwadronen nahmen sie auf, und nun war es hohe Zeit daß Treskow zu Hülfe kam. Oppen indeß folgte schnell, trabte an Kahnsdorf vorbei und stieß auf einige Massen Fußvolk, jede von mehr als Bataillonsstärke, dazwischen ein baierisches Reiterregiment, auf dem rechten Flügel Geschütz, in der Fronte Gräben. Doch Oppen achtete weder Hinderniß noch Uebermacht, mit verhängtem Zügel stürzten seine Reiter zum Angriff, die Husaren warfen das baierische Regiment, die Dragoner nahmen 2 Kanonen und 1 Haubitze. Das französische Fußvolk aber stand unerschüttert, feuerte rasch und wirksam, und rückwärtige Batterieen schossen gleichfalls. Oppen ging nun langsam zurück, seine Leute aus dem Bereich des Geschützes zu ziehen, die eroberte Haubitze wurde mitgeschleppt, die 2 Kanonen mußte man trotz aller Anstrengung zurücklassen.

Der feindliche Angriff ließ nun auf allen Seiten plötzlich nach, und mit eintretender Dunkelheit, gegen 9 Uhr Abends, hörte das Gefecht völlig auf. Die Franzosen mußten Kunde vom Anrücken preußischer Verstärkungen erhalten haben, und konnten nun um so weniger hoffen hier durchzubrechen. Oppen blieb auf dem rechten Ufer der Berste, die anderen Truppen in ihren Stellungen, alle gänzlich erschöpft vom heißen zwölfstündigen Kampfe und den vorhergegangenen Märschen. Feuer, das in der Stadt ausgebrochen war, wurde gelöscht, der Brand der Vorstadt aber dauerte die ganze Nacht und er-

leuchtete die Lagerstätten. Für Borstell war nun keine Sorge mehr, der zurückgeschlagene Feind konnte ihm nichts mehr anhaben. Borstell war in 2 Tagen über 13 Meilen marschirt, im tiefsten Sand, unter brennender Sonne, und zweimaligem Gewitter. Als er Abends um 7 Uhr in Lübben eintraf, erfuhr er, daß man sich bei Luckau schlug, legte aber doch seine erschöpften Truppen in Quartiere; ein Schreiben Bülow's rief ihn, obwohl Luckau behauptet worden, dennoch eiligst dorthin, also brach er um 11 Uhr Abends wieder auf, und marschirte mit aller Vorsicht weiter, bis er endlich bei Duben auf Oppen's Reiter stieß und nun alle Gefahr vorüber war; vor 3 Uhr Morgens war er bei Luckau.

Dieses Gefecht von Luckau gehört unstreitig zu den ruhmwürdigsten, sowohl für den General als seine Unterbefehlshaber und die tapferen Truppen. Das Geschütz hatte wenig wirken können, nur im Anfang feuerte es über die Stadt hinaus auf den anrückenden Feind; dagegen hatte das Fußvolk alle Patronen verschossen, die Reiterei den kühnsten Muth bewährt. Die Preußen verloren gegen 500 Mann, der Feind gewiß nicht weniger, außerdem in den nächsten Tagen gegen 1000 Mann an Gefangenen. Man hatte von beiden Seiten mit größter Erbitterung gefochten, furchtbar auch durch den Brand gelitten. Der Major von Rüchel-Kleist, der von Duben zu Bülow eilte ihm Borstell's Ankunft zu melden, erzählt hievon: „Beim Durchreiten durch die Kalau'sche Vorstadt machte der Zustand der dort liegenden verbrannten Leichen, überhaupt die ganze daselbst herrschende Zerstörung, einen solchen Eindruck auf mein Gemüth, daß bei der Zurückkunft zur Brigade alle Bekannte über mein blasses Aussehen erstaunten. Ich kann wohl sagen, daß ich manches ähnlicher Art erlebt habe, das Schlachtfeld von Leipzig, die hungernden Gefangenen in dieser Stadt, das Bivouak auf dem Schlachtfelde von Bellealliance; alles dies muß aber dennoch vor dem gräßlichen Anblick der Vorstadt von Luckau in den Hintergrund treten." Aber weit größer als der Kampf selbst war seine Bedeutung. Die unerhörten Anstrengungen, die harten Entbehrungen und getäuschten Hoffnungen, unter denen die Truppen so lange hin und her ziehen mußten, ohne daß ein

rechtes Ziel dabei sich zeigen wollte, waren endlich durch eine rühmliche Waffenthat gekrönt, eine Waffenthat von so außerordentlichem Werthe, daß der Gewinn mancher Schlacht dagegen geringer erscheint. Denn gewiß, kam Bülow hier dem Feinde nicht zuvor, und schlug er ihn hier nicht zurück, so stand den Franzosen bis Berlin nichts mehr im Wege, und die Hauptstadt fiel unrettbar in des Feindes Hand. Sowohl der Unternehmungsgeist Oudinot's als seine starke Truppenmacht verbürgten die Ausführung dieses beabsichtigten Schlages; der Widerstand bei Luckau vereitelte ihn.

Am folgenden Tage schrieb Bülow selbst einen Bericht an den König und sagte darin: „Da nunmehr der General von Borstell und Oberst von Boyen sich mit mir vereinigt haben, so glaube ich im Stande zu sein, dem Feinde entgegengehen zu können, um ihn wo möglich anzugreifen. In diesem Momente würde es von den größten Folgen sein, wenn ich ihn schlagen sollte. Im Rücken der großen Armee ist nichts, was sich mir entgegenstellen könnte; auch im Fall des Nichtgelingens würde der Nachtheil nicht groß sein, indem ich immer wieder eine vortheilhafte Stellung nehmen könnte, aus der dem Feinde das weitere Vorgehen zu verwehren sein würde." Den Generalen und Offizieren so wie den Truppen überhaupt ertheilte er das größte Lob, und rühmt insbesondere den Eifer und die Tapferkeit des Majors von Perbandt, des Hauptmanns von Weyrach und des Lieutenants von Prittwitz, welche nebst vielen anderen Offizieren durch das eiserne Kreuz belohnt wurden. Bülow erhielt das eiserne Kreuz erster Klasse und russischerseits den St. Annenorden erster Klasse; im Ganzen kamen 95 eiserne Kreuze für dieses Gefecht zur Vertheilung; viele Beförderungen fanden Statt, Oppen wurde in seinen früheren Dienstaltersrang wieder eingesetzt.

Der Feind hatte sich nach Sonnenwalde zurückgezogen. Der Major von Perbandt mit 2 Schwadronen und Kosaken folgte ihm dahin nach, der Lieutenant von Prittwitz mit 1 Schwadron ging auf Herzberg, sie sandten genaue Nachrichten und viele Gefangene ein. In Luckau fehlten die Lebensmittel, und die ermüdeten Truppen mußten um sie zu er-

langen neue Anstrengungen machen. Einige Tage Rast waren ihnen zur Erholung durchaus nöthig. Der Ansicht, daß Bülow jetzt hätte thätiger verfolgen, rascher vorgehen können, treten wir nicht bei, und wenn selbst Prittwitz sie äußert, so zeigt das nur welch hohe Meinung er von seinem General hatte, dem sie noch zutraute was keiner vermocht hätte.

Am 6. Juni hielt Bülow mit seinen Truppen eine gottesdienstliche Dankfeier. Perbandt rückte bis gegen Uebigau vor, wo sich der Feind in großer Stärke hinter der schwarzen Elster aufgestellt hatte; dieser drang sogar von Uebigau wieder stark gegen Herzberg vor, und seine weiteren Unternehmungen schienen, ungeachtet der blutigen Abweisung bei Luckau, keineswegs aufgegeben. Die ausgesandten Streifschaaren thaten ihm vielen Abbruch; unter anderen überfiel der Rittmeister von Blankenburg einen Wagenzug, der unter Bedeckung von 100 Mann nach Dresden fuhr, von denen er 1 Hauptmann und 64 Gemeine gefangen nahm.

Den folgenden Tag war Bülow beschäftigt alles zum Aufbruch zu ordnen, indem er Oudinot's linke Flanke bedrohen und gegen die Elbe vordringen wollte, als unerwartet gleich nach Mittag ein russischer Major von einem preußischen und einem französischen Offizier begleitet, eintraf, und den zu Pleßwitz am 4. Juni geschlossenen Waffenstillstand ankündigte, von dem auch eine Königliche Kabinetsordre vom 5. aus Gröditz bestimmte Kenntniß gab. Das Erstaunen war allgemein und äußerte sich in Unwillen und Schmerz, in Trauer und Sorge. Bülow selbst war tief ergriffen, sich grade jetzt, in Aussicht fernerer Erfolge, plötzlich gehemmt zu sehen. Doch ließ er sich durch Gefühle keiner Art in Ausführung dessen was die Pflicht gebot einen Augenblick irren. Er sandte sogleich den Hauptmann von Weyrach nach Herzberg zum Marschall Oudinot, um mit demselben nähere Verabredungen zu treffen. Die Vorschriften des Waffenstillstandes waren sehr bestimmt, sie räumten ganz Sachsen wie auch die anhaltischen Lande den Franzosen ein; nur wegen des Kottbuser Kreises und wegen Krossen fanden einige Zweifel Statt, die jedoch nur durch höhere Entscheidung gelöst werden konnten. Einige Uebergriffe der Franzosen im Bereiche

Boyen's wies dieser mit den Waffen zurück. Wegen Krossen hielt Bülow jedoch einstweilen die für Preußen günstige Auslegung fest, und sandte dem Obersten von Dobschütz den Befehl, dort auf jeden Fall sich zu behaupten, wie dies auch gleich darauf durch ein Schreiben Gneisenau's aus dem großen Hauptquartier anbefohlen wurde.

Welche Beweggründe beim Abschlusse des Waffenstillstandes vorgewaltet, wurde vielfach erörtert. In Wahrheit hatte man auf beiden Seiten das dringende Bedürfniß eines Stillstandes gefühlt, sei es um zur weiteren Kriegsführung neue Kräfte zu sammeln, oder, wie es wenigstens Napoleon mitbeabsichtigte, durch Unterhandlungen einen günstigen Frieden zu erlangen. Jeder Theil glaubte durch den Stillstand am meisten zu gewinnen, wirklich aber war er, wie die Folge zeigte, den Verbündeten sowohl am nöthigsten als am fruchtbarsten, und seinem Abschlusse lag auch am wenigsten von ihrer Seite eine besorgliche Friedensliebe oder gesunkenes Vertrauen zum Grunde, vielmehr die muthige Hoffnung, gekräftigt durch eigne Rüstungen und durch Oesterreichs Beitritt den Kampf zu rechter Zeit wiederaufzunehmen. Sobald man dieser Gesinnung und dieses Willens bei den höchsten Leitern versichert war, fühlte man sich bei dem Waffenstillstande ganz beruhigt, und strebte nur aus allen Kräften die vergönnte Zeit für den großen gemeinsamen Zweck möglichst zu benutzen. —

Mit dem Eintritt dieser Waffenruhe schließt in der Laufbahn unseres Helden ein bedeutender Abschnitt, der etwas umständlich zu schildern war, weil die Kraft und der Werth seiner Kriegsführung weniger in einzelnen großen Schlägen, wiewohl auch solche nicht fehlen, als in einer Fülle von Thätigkeiten, Bewegungen und Anstalten zu erkennen ist, von denen ein zu allgemeiner Ueberblick nicht die gehörige Anschauung giebt. Seine Art und Weise hatte genug Mißstimmung erregt, bei den Truppen selbst und manchen tadelsüchtigen Führern, bei den Landes- und Militairbehörden, am meisten bei den Bewohnern von Berlin. Immer nur Märsche, sagte man, vor- und rückwärts, hin und her, ohne festes Ziel, kein kräftiges Losschlagen; er müdet die Truppen

nutzlos ab, er gebraucht sie nicht! Zuletzt hieß es sogar, ihm sei der Befehl genommen. Im großen Hauptquartier urtheilte man anders, von dort erhielt Bülow nur stets anerkennendes Lob, dort erkannte man sein großes Verdienst. Auch der Kronprinz von Schweden, der in Stralsund seine Theilnahme am Kriege zögernd vorbereitete, und sich Bülow's bisherige Kriegsbewegungen erörtern ließ, rief gegen den Major Grafen von Kalckreuth wiederholt aus: „Ah! bien! bien! voilà ce qui s'appelle opérer en capitaine expérimenté.“ In der That hatte Bülow mit einer Minderzahl von Truppen, die er großentheils erst schaffen und bilden mußte, unter Mangel und Hemmung und Mißverhältnissen aller Art, gegen einen übermächtigen, thätigen, im Besitz aller Vortheile befindlichen Feind seine schwierige Aufgabe glänzend erfüllt. Er hatte stets nur diese und das Ganze im Auge, er that jedesmal was die Sache forderte, unbekümmert um die eigne Gefahr, die er meiden, um den eignen Ruhm, den er in anderer Weise leichter gewinnen konnte; die Gelegenheit glänzende, weitschallende Schläge zu thun war auch ihm eröffnet, er that sie wo es ihm nöthig schien, aber er durfte nicht zu viel auf's Spiel setzen, seine Truppen waren der Kern aller preußischen Kriegsführung in der Mark, mit ihnen wurde mehr aufgeopfert als sie selbst. Seine Märsche aber waren stets wohlberechnete, oft kühne und fast immer sichre Züge der Einsicht und Besonnenheit gegenüber einer Uebermacht, die ihren Stoß dahin oder dorthin nach Belieben führen konnte. —

Bülow trat am 9. Juni den Rückmarsch von Luckau nach der Mark an, bis zu deren Gränzen die Franzosen nachrückten. Am 10. war sein Hauptquartier in Baruth, am 11. in Mittenwalde, am 12. in Berlin, wo es verblieb. Die Brigaden Hessen-Homburg und Borstell nahmen ihre Quartiere in und um Berlin, die Brigade Thümen in und bei Potsdam, die Vorhut unter Oppen blieb in Mittenwalde, die äußerste Gränze wurde mit Kosaken besetzt. Die Frage wegen Krossen war inzwischen sehr ernst geworden. Der Marschall Victor wollte dort seine Truppen einrücken lassen, und forderte den Obersten von Dobschütz kraft des Waffen-

stillstandes auf, die Stadt zu räumen. Dieser weigerte sich, schrieb aber an Bülow um weitere Verhaltungsbefehle. Dieser, um ganz sicher zu sein, sandte den Hauptmann von Weyrach nach Krossen mit dem bestimmten Befehl jeden Angriff mit allem Nachdruck zurückzuweisen, zugleich beorderte er Verstärkungen hin, zuerst 1 Bataillon aus Fürstenwalde, dann noch 6 Landwehrbataillone und eine halbe Batterie. Victor, der aus Weyrach's festen Erklärungen und aus diesen Anstalten sah, daß er ohne blutigen Kampf nicht vordringen könne, ließ nach einigen Verhandlungen seine Forderung fallen, und Krossen verblieb den Preußen. — War man nach außen mit den Feinden einigermaßen fertig, so gaben die inneren Verhältnisse Gelegenheit zu Reibungen und Verdrießlichkeiten. Mancherlei Erörterung und Spannung fand mit den Landesbehörden Statt, sie waren unzufrieden über Bülow's Quartierung der Truppen, die ihnen zu verpflegen oblag, doch mußten die Verwaltungsrücksichten den militairischen nachstehen. Auch wegen der Anstalten in Betreff der Landwehr, der Stellung von Arbeitern zum Schanzen, und anderen Erfordernissen gab es mannigfache Schwierigkeiten. Innerhalb der militairischen Verhältnisse selbst ging nicht alles in strenger Ordnung; mancher Eifer war in Schranken zu halten, manche Trägheit zu spornen. Nicht immer lief die Rüge des Ungehorsams so leicht ab, wie bei dem Major von Hellwig, der früher, wie erwähnt worden, dem Befehl Bülow's so dreist entschlüpft war; durch den Waffenstillstand überrascht, hatte dieser sich aus Sachsen in die Mark zurückziehen müssen und in Brandenburg mit seiner Freischaar Quartiere genommen; hier war er aber wieder im Bereiche von Bülow's Befehl, und dieser beschied ihn persönlich nach Berlin; er zögerte jedoch, und erst, als der Kommandant von Brandenburg desfalls Auftrag erhielt, begab er sich auf den Weg. Seine Sache hatte er durch den neuen Ungehorsam nur verschlimmert; allein in Berlin angekommen und bei Bülow vorgelassen, muß er, wie Prittwitz sagt, die rechte Art und Weise mit ihm zu sprechen so gut getroffen haben, daß der strenge General nicht nur die ganze Sache völlig ruhen ließ, sondern auch derselben nie mehr erwähnte. —

Doch alles dies war von nur geringer Wichtigkeit in Vergleich der großen allgemeinen Verhältnisse, denen jede Aufmerksamkeit und Sorge sich zuwendete. Den Beitritt von Oesterreich konnte man als gewiß ansehen, alle Nachrichten aus Schlesien und Böhmen gaben darüber völlige Beruhigung; die Friedensverhandlungen, die in Prag eröffnet wurden, konnten nur Erfolg haben, wenn Napoleon in allen Dingen nachgab, und dies war in keiner Weise zu erwarten. Nicht weniger bedeutend erschien das Bündniß mit Schweden, das den Verbündeten zwar keine große Truppenzahl, aber in dem Kronprinzen einen erprobten Feldherrn zuführte, auf den die öffentliche Meinung ein ungemessenes Vertrauen setzte. Zwar hatte der Kronprinz durch sein zögerndes Zurückhalten bei so drängenden Umständen, wie die nach den Schlachten von Lützen und Bautzen waren, dieses Vertrauen etwas erschüttert, noch mehr geschah dies, als er das von den Franzosen hartbedrohte und von schwedischen Truppen schon gerettete Hamburg durch den befohlenen Abzug der letzteren wieder dem Unterdrücker preisgab, und jetzt in den ersten Tagen des Waffenstillstandes den General Döbeln, der auf den Hülferuf des Generals von Tettenborn ein paar tausend Schweden dorthin hatte vorrücken lassen, vor ein Kriegsgericht stellte, das ihn, weil er ohne Befehl vorgegangen war, zum Tode verurtheilte. Allein die Freunde des Kronprinzen führten manches an, was ihn rechtfertigen, wenigstens entschuldigen konnte; von russischer Seite war manches geschehen was ihm Zweifel an der Aufrichtigkeit des eingegangenen Bündnisses erregen durfte — so vor allem die Sendung des Fürsten Dolgorukii nach Kopenhagen, — das Heer, welches er befehligen und dem er die schwedischen Truppen anschließen sollte, war nicht vorhanden; es war nicht zu verlangen, daß er letztere, den Kern der schwedischen Kriegsmacht rücksichtslos für eine Sache opferte, die für Schweden jedenfalls eine andere war, als für Preußen und selbst für Rußland. Die Waffenruhe gab wenigstens Frist und Muße, daß diese getrübten Verhältnisse sich wieder klären und versöhnen konnten. —

Der treulose Ueberfall, den die Franzosen trotz des Waffen-

stillstandes gegen die im Rückmarsch begriffene Reiterei der Lützow'schen Freischaar bei Kitzen verübten, erregte den allgemeinsten Unwillen, ganz besonders empört war Bülow über diesen verrätherischen Angriff, er hielt Preußen durch diesen Bruch des Vertrags für berechtigt nun auch seinerseits nach Belieben loszuschlagen, er rieth dies an einem festgesetzten Tag auf allen Punkten zu thun, und erklärte sich mit seinen Truppen dazu bereit. Indeß erschienen die Vortheile des Waffenstillstandes für die allgemeinen kräftigen Rüstungen, die überall eifrig im Werke waren, viel zu wichtig, als daß man sie hätte schon jetzt voreilig wieder aufgeben dürfen. —

Preußen war in den Krieg mitfortgerissen worden, ehe sein Heerwesen dazu gehörig bereitet sein konnte; aus den Reihen des Feindes heraus, zwischen dessen Heerzügen, hatten die Truppen sich zum Kampfe gestellt, ohne sich vorher sondern und ordnen zu können. Jetzt war man bedacht, durch eine neue Eintheilung dem Uebelstande abzuhelfen. Die im Felde stehenden Truppen wurden in drei, von Yorck, Kleist und Bülow befehligte Heertheile gesondert; alle drei sollten unter dem Oberbefehl Blücher's stehen. Die letztere Bestimmung aber wurde durch spätere Beschlüsse der Verbündeten abgeändert, welche eine neue gemischte Heerordnung feststellten. Die genannten Heertheile wurden als erster, zweiter und dritter bezeichnet, später kam noch ein vierter aus Tauentzien's Truppen bestehend hinzu.

Drei Hauptheere wurden angeordnet, das böhmische unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, aus Oesterreichern, Preußen und Russen bestehend, das schlesische unter Blücher, aus Preußen und Russen, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, aus Preußen, Russen und Schweden, zu denen noch die gemischten Truppen Wallmoden's kamen, zusammengesetzt. Den höchsten Oberbefehl über diese Heere hätte sich der Kaiser von Rußland nicht ungern übertragen gesehen, auch der Kronprinz von Schweden ließ einige Ansprüche blicken; indeß wurde der Fürst von Schwarzenberg damit betraut, dessen Persönlichkeit dem Ansehen der Herrscher genug Spielraum gab und den anderen Feldherren wenig Eifersucht weckte. Dem Kronprinzen

war ein Heer von 120,000 Mann zugesagt, und man mußte streben das Nordheer auf diese Stärke zu bringen. Zu den Schweden, die er selbst und unter ihm der Feldmarschall Stedingk befehligte, wurden ihm die Heertheile von Bülow, Tauentzien und Wallmoden überwiesen, später auch noch die Russen unter Winzingerode. —

In einer Berathung zu Trachenberg, wo der König von Preußen und der Kaiser von Rußland mit dem Kronprinzen von Schweden am 10. Juli zusammentrafen, wurde dies näher festgesetzt und zugleich der Kriegsplan beschlossen, der bei Wiedereintritt der Feindseligkeiten befolgt werden sollte. Der Kronprinz bezeigte sein Mißvergnügen, die Truppen, die er befehligen sollte, nicht in der verheißenen Stärke vorzufinden, und war anfangs wenig zufrieden mit der ihm zugedachten Bestimmung, mit 70,000 zwischen Torgau und Magdeburg über die Elbe und gegen Leipzig vorzudringen, was sich in anderem Ausdruck darauf beschränkte, die Marken und Berlin zu schützen und allenfalls Wittenberg zu belagern. Nach vielem Widerspruch und einigen erlangten Zugeständnissen, die seine Befehlsmacht in gewissen Fällen ausdehnten, willigte er endlich in die vorgeschlagenen Anordnungen. Seine bei der Erörterung dieser Sachen dargelegte Kriegseinsicht, seine Beredsamkeit und überhaupt sein persönliches Benehmen machten den besten Eindruck und stärkten die Hoffnungen, die man auf seine Mitwirkung setzte.

Darauf ergingen die näheren Befehle zur neuen Bildung und Einrichtung des von Bülow zu befehligenden preußischen dritten Heertheils. Im Ganzen verblieben ihm die bisherigen Truppen, doch die Zusammenstellung wurde mannigfach verändert. Er hatte 4 Brigaden, dem Werthe nach Divisionen, die dritte, vierte, fünfte und sechste, befehligt von den Generalen Prinz Ludwig von Hessen-Homburg, Thümen, Borstell und dem Obersten von Krafft, jeder Brigade war Reiterei und Geschütz zugetheilt, die Reservereiterei wurde unter Oppen's Befehl gestellt, das Reservegeschütz befehligte der Oberstlieutenant von Holzendorf, alles zusammen betrug 40 Bataillons, worunter 12 Bataillons Landwehr, 45 Schwadronen, worunter 16 Schwadronen Landwehr, und 80 Ge-

schütze. Boyen's einstweilige Brigade wurde aufgelöst, er selbst trat an die Spitze von Bülow's Generalstab, dem der Oberst von Zielinski als Ober-Quartiermeister, die Majors von Reiche und von Perbandt als Generalstabsoffiziere angehörten. Die Vorhut bekam Borstell, dessen Brigade die meiste Reiterei, nämlich 9 Schwadronen hatte. Die russischen Truppen unter Harpe wurden zu Woronzoff abgerufen, es verblieben nur zwei russische zwölfpfündige Batterieen und einige Kosakenregimenter.

Der König kam den 14. Juli unerwartet aus Schlesien nach Charlottenburg. Gleich am folgenden Tage besichtigte er die in und bei Berlin stehenden Bülow'schen Truppen, am 16. die bei Potsdam stehenden. Ihm war hinterbracht worden, daß viele der Offiziere wegen des Waffenstillstandes sehr unzufrieden waren und sich darüber in hartem Tadel ausgelassen hatten. Hiedurch schon sehr verstimmt, wurde er es noch mehr durch einige Verstöße, die bei der Besichtigung vorfielen. Nach der Mittagstafel, zu der alle Stabsoffiziere geladen waren, hielt er diesen folgende Ansprache: „Mit wahrhafter Trauer habe ich das Armeekorps gesehen. Sie haben die Zeit des Waffenstillstandes gar nicht benutzt, und die Truppen sind in allem noch so zurück, daß, da in wenigen Tagen der Krieg wieder angeht, ich Ursache habe alles Mögliche zu befürchten. Ich will aber den Herren sagen, woran es liegt. Anstatt sich mit ihren Bataillons zu beschäftigen, bekümmern sie sich zu viel um die Politik, und haben es getadelt, daß ich den Waffenstillstand eingegangen bin. Meine Herren! ein jeder bleibe bei seinem Leisten! Thun Sie Ihre Schuldigkeit und bekümmern Sie sich gar nicht um mich! Ich werde schon wissen was ich zu thun und zu verantworten habe." Graf Henckel von Donnersmark, der dies als Augenzeuge mittheilt, sagt nicht, wiefern Bülow selbst von dieser Unzufriedenheit des Königs berührt worden; wahrscheinlich traf sie ihn gar nicht, sondern rügte nur das, was ihm selber schon oft mißfällig oder lästig geworden war. — Der König war auch mit den Befestigungsarbeiten unzufrieden, und befahl statt der unbedeutenden Fleschen größere Verschanzungen aufzuwerfen; daß er zugleich die Vertheidigung Ber-

lins durch die Einwohner als für eine große Stadt nicht geeignet erklärte, wurde von den Bürgern mit großer Freude vernommen, denn nur mit Piken bewaffnet und fast ganz sich selbst überlassen fühlten sie sich wenig wehrhaft. Der Berliner Landsturm wurde demnach aufgelöst, dagegen die Errichtung von Bürgerbataillonen unter militairischer Leitung anbefohlen. — Die märkische Landwehr, von der schon ein Theil im Feuer sich trefflich bewährt hatte, vollständig auszurüsten und in's Feld zu stellen, war Bülow nach Kräften behülflich. Es wurden 7 Brigaden Fußvolk in 2 Divisionen unter dem Generalmajor von Putlitz bei Zehdenik und dem Generallieutenant von Hirschfeldt bei Ruppin zusammengezogen, außerdem Reiterei, die zu Neustadt an der Dosse und Fehrbellin sich einübte. —

Die Truppen aller Waffen waren vom besten Geiste beseelt; die schon geübten dienten den ungeübten zu eifrigen Lehrmeistern, der gute Wille leistete mehr, als irgend ein Zwangsgebot, das fast gar nicht erfordert wurde. Wenn den Befehlshabern noch die Siegesgewöhnung der Franzosen, ihre treffliche Führung, vor allem das Genie ihres gewaltigen Feldherrn und Kaisers hin und wieder einige Scheu einflößte, so fürchtete dagegen der gemeine Mann seinen Feind im geringsten nicht, sondern wünschte nur eifrigst ihm so recht Mann gegen Mann entgegenzustehen, um ihn die Ueberlegenheit der deutschen Faust fühlen zu lassen. „Es fluscht besser!" sagten die Landwehrmänner, wenn sie lieber mit dem umgekehrten Gewehr als mit dem Bajonet auf den Feind losgingen, und die Offiziere, ja der Kronprinz von Schweden selbst, als er von dieser furchtbaren Art von Handgemenge zuerst gehört, ließen die Leute in Gottes Namen „fluschen". Zwischen Landwehr und Linie bestand das freundlichste Einvernehmen, höchstens hatten einige alte Offiziere noch ein Vorurtheil gegen die Landwehr. Auch mit den russischen Truppen vertrugen sich die preußischen sehr gut; trotz der Verschiedenheit der Sprachen knüpfte sich zwischen beiden leicht ein kameradschaftliches Verhältniß. Es fehlte nicht an Witz und guter Laune im Ausdruck desselben. Einer besonderen Eigenthümlichkeit müssen wir hier gedenken, die zwar unter den Yorck'schen Truppen

ihren Ursprung nahm, aber auch in den Bülow'schen heimisch wurde, und sich durch den ganzen Krieg hindurch wirksam erhielt. Schon im Jahre 1811 war in Preußen bei dem Fußvolk von Yorck ein Zuruf des Neckens und der Lustigkeit entstanden, der folgenden Ursprung hatte. Ein Chirurgus Namens Heurich war beim Exerziren vom Pferde gefallen, was bei dem Füsilierbataillon des zweiten ostpreußischen Fußregiments ein großes Gelächter erregte. Einst war das Bataillon in Erwartung des Befehls zum Antreten schon eine Weile versammelt, und um die Zeit zu kürzen, rief einer der Leute zum Scherz: „Wer ist vom Pferde gefallen?" Gleich erscholl aus mehr als zwanzig Kehlen der Ruf: „Heurich!" Darauf kehrte ein Anderer die Frage um: „Was hat Heurich gethan?" und hundert Stimmen antworteten: „Er ist vom Pferde gefallen!" In vielen Abänderungen und neuen Vorfällen, doch immer in Bezug auf Heurich, wiederholte sich dieser Scherz. Die schwarzen Husaren nahmen Theil daran, und Fußvolk und Reiterei begrüßte sich bald mit dem Zuruf Heurich. Als es in den Krieg ging, zuerst nach Kurland, bekam die Sache eine ernstere Bedeutung, der Zuruf Heurich wurde ein Zeichen der Ermunterung, der Freundschaft, des gegenseitigen Vertrauens, und wurde nun hauptsächlich an die Reiterei gerichtet, wenn man sich ihres Erscheinens und Beistandes zu freuen hatte. Nebeneinanderstehende, auf demselben Marsch begriffene Truppen schlossen auf diese Weise eine Art Verbrüderung; wurden sie getrennt und sahen einander dann wieder, so begrüßten sie sich mit dem Namen, der nun nichts anderes hieß, als ein guter Kammerad, ein braver Kerl, und die so Verbrüderten theilten gern mit einander Quartier und Kost, halfen einander in allen Nöthen. Dabei hielten sie streng darauf, daß nicht solche, die dem Bunde noch fremd waren, sich den Zuruf anmaßten, der dann zurückgewiesen oder unangenehm erwiedert wurde. Dieser Gebrauch, ursprünglich nur zwischen preußischen Truppen üblich, erstreckte sich bald auch auf russische, und mehrere Husarenregimenter, besonders aber Kosaken, fanden sich mit preußischem Fußvolk im Heurichsbunde, was als das sprechendste

Zeugniß der guten Eintracht gelten kann, welche beiderlei Völker und Waffengattungen damals vereinigte. —

Der Waffenstillstand war bis zum 17. August verlängert worden, aber auf's neue seinem Ablauf nah, und daß es jetzt zum Schlagen kommen werde, ließ sich nicht bezweifeln. In dieser Aussicht hatte der Kronprinz von Schweden Stralsund verlassen und sein Hauptquartier am 12. in Oranienburg genommen, wohin er am 13. die Generale Bülow und Tauentzien berief, um sich mit ihnen zu besprechen. Er stellte ihnen mit Offenheit die Lage der Dinge vor. Im großen Hauptquartier muthete man ihm zwar ein kräftiges Vorgehen und wirksames Angreifen zu, jedoch hielt er dies unter den waltenden Umständen für ihn nicht rathsam. Das Nordheer, noch nicht vollzählig und zum großen Theil aus noch ungeprüften Truppen bestehend, dehnte sich über weite Landstrecken aus; an der oberen Elbe war sein linker Flügel ohne sicheren Anhalt, sein rechter an der Niederelbe durch die beträchtliche Macht des Marschalls Davonst bedroht; vor seiner Mitte lagen im Besitz des Feindes die Festungen Wittenberg und Torgau, seitwärts Magdeburg, im Rücken Stettin. Auf die zuverlässige, rechtzeitige Mitwirkung der übrigen Feldherren der Verbündeten glaubte er wenig rechnen zu dürfen, die Vielheit, meinte er, sei mühsam und schwierig zur Einheit des Wollens, noch schwerer zur Einheit der Ausführung zu bringen; dieser Vielheit stehe Napoleon gegenüber, frei zu jedem Entschluß, im Gebrauch aller seiner Mittel, unbedingten Gehorsams gewiß. Das Vorrecht, den Kampf nach eigner Wahl zu eröffnen, dahin oder dorthin zu werfen, könne man einem solchen Feldherrn auch diesmal kaum streitig machen; man müsse daher abwarten was er thun werde, und darnach sich richten. Dazu komme, daß er guten Grund habe zu vermuthen, Napoleon werde einen Hauptschlag zuerst gegen ihn führen, sowohl um Berlin zu nehmen, als auch um in ihm einen besonders verhaßten Gegner zu treffen, und aus alter Kenntniß wisse er sehr gut, mit welcher Raschheit und Kraft ein solcher Schlag geschehen und wie zweifelhaft und langsam die Hülfe sein werde, die in solchem Fall von den anderen Heeren der Verbündeten zu hoffen stehe. Nach

allem diesen gebiete die Klugheit, fürerst jedes Wagniß zu vermeiden, und mit Vorsicht in guter Haltung abzuwarten, was der Feind beginnen, wohin er seine Unternehmungen richten werde. Auch den vorliegenden Kriegsschauplatz, mit dem er sich gut bekannt gemacht hatte, schilderte er nicht günstig; zunächst der Elbe hebt sich der Boden zu einer Hochfläche, der hohe Fläming genannt, der allenfalls vom Feinde, welcher in Wittenberg eine nahe Stütze und Zuflucht hat, behauptet werden kann, aber den Verbündeten keine feste Stellung bietet; von da fließen nordwärts mehrere Gewässer ab, welche sumpfige Ufer und weite Niederungen bilden, zwischen denen flache Sandhügel und Kiefergehölze hervorragen; dies durchschnittene Land läßt wenig freie Aussicht, hemmt und vereinzelt die Bewegung, welche für Geschütz und Reiterei an vielen Orten nur auf schmalen Dämmen geschehen kann. Dem Feinde war das Vordringen zwar erschwert; besonders auch durch Ueberschwemmungen und Verschanzungen, aber eine bedeutende Heeresmacht konnte überall durchbrechen, und dann um so schlimmer die Vertheidiger vereinzelt schlagen. Alles was der Kronprinz sagte, zielte dahin, daß er sich hinter der Havel aufstellen wollte, in diesem Sinn waren alle seine Anordnungen gemeint.

Hiedurch wurden nicht nur weite Landesstrecken freiwillig aufgegeben, sondern auch Berlin ging ohne Schwertschlag verloren, und alle zu seiner Vertheidigung getroffenen Anstalten wurden nutzlos. Bülow machte daher die dringendsten Vorstellungen, berief sich auf die ausdrückliche Bestimmung, welche der König ihm ertheilt hatte, und ohne die angegebenen Bodenverhältnisse zu läugnen, erwies er, daß auch diesseits Vortheile daraus zu ziehen seien, daß man die Nachtheile am besten durch rasches Vordringen hinter sich zurücklasse. Der Kronprinz gestattete hierauf, daß Bülow mit seinem Heertheil in der Stellung zwischen Berlin und Potsdam hinter der Nuthe und Notte verbliebe, ja er ließ nun auch Wintzingerode's Heertheil in Brandenburg, und einen vorgeschobenen Posten desselben in Treuenbriezen. Bülow berichtete alles sogleich an den König, und bat, daß alles aufgeboten würde, um den Kronprinzen anderen Sinnes zu machen.

Der Kronprinz ließ am 17. bei Charlottenburg die Brigaden Hessen-Homburg und Krafft exerziren, und war mit ihren Ausführungen sehr zufrieden, nur gaben ihm die vielen jungen Truppen, die noch nicht im Feuer gewesen waren, einiges Bedenken. Er forderte hierauf Bülow'n freundlich auf, seine Meinungen und Ansichten ihm stets frei zu sagen, denn einem preußischen General stehe bei diesem Kriege, der vorzugsweise Preußen angehe, auch vorzugsweise ein Wort zu. Bülow stellte sogleich wieder den Vortheil des Angriffs vor Augen, und wurde darin von den schwedischen Generalen Adlercreutz und Löwenhielm unterstützt, allein der Kronprinz hielt an der eignen Meinung fest, dies sei gewagt und zu gefährlich.

Je weniger dieser geneigt war mit ganzer Macht vorzugehen, desto mehr mußte ihm daran gelegen sein, frühzeitig die Bewegungen und die Stärke des Feindes zu erfahren. Er hatte daher den Befehl gegeben, daß schon in der Nacht zum 17. August, fast noch vor Ablauf des Stillstandes die Vorposten des Nordheers überall die feindlichen mit Nachdruck angreifen, möglichst viele Gefangene einbringen und Nachrichten vom Feinde schaffen sollten. Borstell, dem die Vertheidigungslinie zwischen Zossen und Königswusterhausen, und Thümen, dem die zwischen Zossen und Trebbin anvertraut war, führten diesen Befehl mit Kraft und Erfolg aus. Ihre Reiterschaaren überfielen den Feind an mehreren Orten, besonders bei Baruth, wo sie zahlreiche Gefangene machten, von denen die schon von verschiedenen Seiten gemeldeten Nachrichten, daß die Franzosen auf allen Punkten ungemein stark seien, bestätigt wurden. Die Hauptstärke derselben stand bei Baruth; der Marschall Oudinot vereinigte unter seinem Oberbefehl nahe an 80,000 Mann, außer seinem eignen, dem zwölften Heertheil, auch den vierten unter Bertrand und den siebenten unter Reynier, dazu die Reiterei unter Arrighi. Auf diese Meldungen wurden neue Befehle des Kronprinzen erwartet und am 17. weiter nichts unternommen. Die Franzosen aber, aufgeschreckt und kampflustig, griffen nun ihrerseits an, und drängten die äußersten preußischen Posten auf ihre Unterstützungen zurück.

Am folgenden Tage zeigte sich der Feind in großer Stärke, die Preußen wichen der Uebermacht unter lebhaftem Scharmützeln langsam und in größter Ordnung auf Trebbin. Mit der Meldung von diesem Vordringen erhielt der Kronprinz zugleich die Nachricht, daß die französische Division Girard von Magdeburg gegen Brandenburg anrücken sollte. Nun blieb kein Zweifel, daß der Feind ein ernstes Absehen auf Berlin gerichtet habe; ungewiß jedoch, welche der drei Straßen, die von der Elbe nordwärts auf Berlin führen, derselbe hauptsächlich wählen werde, beschränkte sich der Kronprinz darauf, jede dieser Straßen sorgsam beobachten zu lassen. Tauentzien erhielt Befehl auf die Höhen vor Berlin zu rücken. Bülow sollte seine Brigaden Thümen und Borstell in ihren Stellungen bei Trebbin und Mittenwalde lassen, er selbst mit den Brigaden Hessen-Homburg und Krafft, die nach Heinersdorf vorgerückt waren, bei Saarmund lagern, Oppen mit der Reiterei den Paß bei Wittstock besetzen. Auch die anderen Truppen des weitvertheilten Nordheers, welche nicht ganz außerhalb des Bereiches waren, wurden so aufgestellt, daß ihr Mitwirken bei einer zu liefernden Schlacht gesichert war. Seine Anordnungen, in denen der kriegserfahrene General nicht zu verkennen war, erweckten die beste Hoffnung, daß er eine Schlacht nicht meiden werde und die früheren Besorgnisse aufgegeben habe. Auf die Nachricht, daß der Feind hauptsächlich auf den linken Flügel des Kronprinzen anzurücken scheine, mußte Bülow sogleich von Saarmund wieder links nach Heinersdorf zurückkehren.

Inzwischen hatte Oudinot, am 20. August vor Trebbin angelangt, die Gegend daselbst als eine sehr schwierige erkannt; die Ueberschwemmungen, Schanzen und Verhaue, von hinreichenden Truppen tapfer vertheidigt, konnten auch eine beträchtliche Uebermacht lange aufhalten; er beschloß daher seinen Angriff zu theilen, und ließ demgemäß am 21. den vierten Heertheil unter Bertrand auf Sperendorf und Wilmersdorf, den siebenten unter Reynier auf Lüdersdorf und Christinendorf vorrücken, während er selbst mit dem zwölften über Scharfenbrück gegen Trebbin sich in Marsch setzte. Trebbin wurde von dem Major von Clausewitz mit seinem

Bataillon und einem Kosakenregiment tapfer vertheidigt, und bis zum Nachmittag gehalten, erst als der Feind die Stellung umgangen hatte, zogen die Vertheidiger sich auf die am Thyrower Damm lagernde Unterstützung zurück. Reynier's Truppen hatten unterdeß Nunsdorf nach hartem Kampfe genommen, Bertrand's Vorhut das Dorf Mellen angegriffen, nicht ohne starken Verlust und erst in der Nacht drang sie dort ein. Die Franzosen standen jetzt an der Nuthe, und die starke Macht, mit der sie anrückten, so wie die Kraft ihrer gleichzeitigen Angriffe ließen erkennen, daß es nicht auf bloße Vorpostenkämpfe abgesehen sei. Der tapfre Widerstand jedoch, den sie bei den ersten Schritten erfuhren, schien ihnen unerwartet und machte sie vorsichtig. Wie der Kronprinz in Betreff Napoleons besorgt war, so war es Oudinot in Betreff des Kronprinzen, der als erfahrner und glücklicher Feldherr ihm genug bekannt und an der Spitze eines starken Heeres ein sehr gefährlicher Gegner war. —

Der Kronprinz hatte sein Hauptquartier von Charlottenburg nach Potsdam verlegt, und traf alle Anstalten eine Schlacht zu liefern. Gelang es ihm seine Streitkräfte zu rechter Zeit zu vereinigen, so war er dem Feinde weit überlegen; doch das Herbeiziehen aller verfügbaren Truppen forderte einige Zeit, und um diese zu gewinnen mußte der Feind noch möglichst aufgehalten werden. Die Ueberschwemmungslinie konnte dazu trefflich dienen, es erging der Befehl, dieselbe nachdrücklichst zu vertheidigen. Indessen waren die Truppen in beständiger Bewegung, der Kronprinz ordnete alles selbst, nach jeder neuen Meldung wurden die Aufstellungen verändert; der unaufhörliche Wechsel, in regnigtem Wetter, auf schlechten Wegen, wobei die Verpflegung oft mangelte, mußte Mißvergnügen und Klagen erwecken, doch die Aussicht auf Kampf und Sieg stärkte und erheiterte wieder. —

Die drei Uebergänge der Nuthe, bei Thyrow, Wittstock und Jühnsdorf, die den Franzosen in der Front lagen, waren stark besetzt, die beiden ersteren von Bülow's Truppen, der letztere von Tauentzien's. Oudinot besichtigte die ganze Linie, und da der Paß bei Thyrow der stärkste und schwierigste

schien, so beschloß er die beiden anderen zuerst anzugreifen, wodurch zugleich sein rechter Flügel sich vorschob. Reynier mit dem siebenten Heertheil rückte demnach gegen Wittstock an. Hier mußte zuerst der Wilmersdorfer Berg genommen werden, wo eine unvollendete Schanze von dem Major von Bentheim mit 6 Kompanieen und 2 Kanonen so tapfer vertheidigt wurde, daß Reynier eine ganze Division Sachsen anrücken und 2 schwere Batterieen ihr Feuer dorthin richten ließ, worauf dann die Preußen ruhig nach Groß-Beeren abzogen, spottend über die Sachsen, die selber als sie ankamen und den geringen Erdaufwurf sahen, der ihnen ein starkes Befestigungswerk geschienen, ihres Irrthums lachten. Nun aber folgte der Angriff gegen Wittstock selbst durch die Division Durutte. Hier vertheidigten die preußischen Schützen unter dem Hauptmann von François mit 2 Kanonen das Dorf lange Zeit hartnäckig, und als sie das in Brand gerathene verlassen mußten, wehrten sie dem Feinde durch ihr wohlgenährtes Zielfeuer das Vordringen auf den Damm. Thümen sandte von Thyrow 2 Bataillons zur Unterstützung, und das Gefecht wurde kräftig fortgeführt. Allein der Feind, aufmerksam und rührig, hatte unterdeß eine seichte Stelle der Ueberschwemmung aufgefunden, sie durchwatet, und rückte nun mit beträchtlicher Stärke über Löwenbruch in Thümen's linke Flanke vor; dieser mußte augenblicklich seine Stellung aufgeben, zog seine beiden Bataillons von Wittstock wieder an sich, und begann seinen Rückzug. Bülow, der hier eine große Gefahr erkannte, ließ eiligst 4 Reiterregimenter unter Oppen nebst 2 reitenden Batterieen gegen Wittstock vorrücken. Hier hatten die Schützen sich gegen die Uebermacht kaum noch halten können. Die Franzosen versuchten auf's neue, über den Damm und Graben vorzudringen und sich diesseits festzusetzen. Oppen ließ eine seiner Batterieen auffahren, die den Damm bestrich und ihren Kartätschenhagel jenseits in die gedrängten Reihen warf, die sich zum Sturm bereitet hatten; gleich kam auch die zweite Batterie heran, und als der Feind in verstärkter Zahl abermals kühn hervordrang, schmetterten diese 16 Geschütze so mörderisch in seine Schaaren, daß diese sich auflösten und in wilder Verwirrung über den

Graben zurückflüchteten. Dies wiederholte sich einigemal, der Feind schien entschlossen hier endlich durchzudringen. Da meinte Oppen, es sei Zeit die Reiterei zu gebrauchen, zog die Batterieen zurück, und ließ eine Anzahl Franzosen herüber, um sie desto sichrer zu vernichten. Sie benutzten augenblicklich den gewährten Uebergang, und schnell und zahlreich waren sie diesseits des Dammes und Grabens kampffertig aufgestellt, als Oppen seine Reiter gegen sie anstürmen hieß. Ein pommersches Uhlanenregiment machte den ersten Angriff; es bestand größtentheils aus Neulingen, die mit der Lanze noch nicht gehörig eingeübt waren; sie brachen zwar tapfer in die Feindesreihen ein, doch das französische Fußvolk, unerschrocken und gewandt, hatte sich schnell in dichte Vierecke geordnet, von allen Seiten empfingen die Angreifenden wirksames Gewehrfeuer und zugleich das Kartätschenfeuer der jenseits des Grabens aufgepflanzten französischen Batterieen. Die Uhlanen wichen in Unordnung zurück. Oppen war ganz erstaunt, er wollte dem Feinde den Vortheil wieder entreißen, mit ergrimmter Entschlossenheit führte er die anderen Reiterregimenter zum Angriff, doch nicht mit besserem Erfolg; ihre Tapferkeit wurde nutzlos verwendet, sie erlagen einem Kampfe, der nicht der ihrer Waffe war. Als Oppen seine Reiterei geworfen und in völliger Unordnung sah, rief er in Verzweiflung aus, dies sei der unglücklichste Tag seines Lebens! Boyen, der herangeritten war um das Gefecht anzusehen, beruhigte ihn, wollte nicht zugeben, daß die Reiterei einen Vorwurf verdiene, half sie sammeln und ordnen, was bald geschehen war. Bülow selbst, der auf die erste Nachricht von dem Unfall, um weitere Gefahr abzuwenden, gleich 8 Bataillone in Marsch gesetzt hatte, kam herbeigesprengt und wollte die Sache aufnehmen; allein es war zu spät, der Feind stand diesseits schon in ganzer Stärke, und zog jeden Augenblick mehr Truppen herüber. Seinem weiteren Vordringen aber setzte schon wieder Oppen mit seinen gesammelten Reitern sich fest entgegen, und zog erst am späten Abend vom Wahlplatze nach dem Walde von Groß-Beeren ab. Bülow tadelte das unzeitige Zurückziehen der Batterieen und den unbesonnenen Reiterangriff, aber ein Fehler, der aus

dem Uebermaße des Muthes entsprang, fand leicht Entschuldigung.

Während dieses vorging, war Thümen von dem zwischen Thyrow und Wittstock durchgebrochenen Feind unaufhörlich in der Flanke bedrängt worden, und hatte gegen Reiterei und Geschütz mehrmals Front machen müssen, doch seine Truppen in fester Haltung von Damsdorf zu dem Lager von Heinersdorf geführt, wo er Abends um 10 Uhr einrückte. Nur ein Bataillon, das bei Klein-Beuthen gestanden, war genöthigt gewesen den Weg nach Saarmund einzuschlagen, wo es sich den Truppen des Generals von Hirschfeldt anschloß, die mittelst eines Gewaltmarsches von 7½ Meilen dort eben eintrafen. Nachdem der Paß von Wittstock verloren und der von Thyrow aufgegeben war, konnte auch der Paß von Jühnsdorf nicht lange mehr gehalten werden. Tauentzien sandte zwar Verstärkung, kam dann selbst mit dem Reste seiner Truppen herbei, und leistete dem Feinde hartnäckigen Widerstand, jedoch den wiederholten und stets mit frischen Truppen unternommenen Angriffen des ganzen von Bertrand befehligten Heertheils mußte er zuletzt weichen, zumal auch die Gefahr drohte, von anderer Seite her umgangen zu werden; er zog sich auf Blankenfelde zurück. Jühnsdorf wurde dem Feind überlassen; dieser hatte von hier nur noch 3 Meilen bis Berlin.

Der Kronprinz von Schweden hielt am 22. Nachmittags in seinem Hauptquartier zu Philippsthal bei Saarmund einen Kriegsrath, zu welchem alle höheren Befehlführer einberufen waren. Wiederholt erklärte er eine Schlacht liefern zu wollen, allein die Anstalten, die er traf, und selbst seine Reden, ließen den Ernst dieses Vorsatzes sehr bezweifeln. Er äußerte Bedenklichkeiten aller Art, setzte Mißtrauen in die Leistungen der Truppen, der vielen Landwehr, die zum erstenmale den Feind sähe, er sprach von der Möglichkeit, daß Napoleon selbst mit aller Heeresmacht, vielleicht im Anmarsche sein könne. In diesem Fall, meinte er, sei der Rückzug fortzusetzen, und nördlich von Berlin eine Stellung zu nehmen, für diesen Zweck sei die Brücke zu Charlottenburg glücklich vorhanden, und habe er aus Vorsicht auch schon eine zweite bei Moabit

schlagen lassen. Bülow erhob sich gegen diese Ansicht mit allem Nachdruck, und erklärte, Berlin dürfe in keinem Fall ohne Schlacht aufgegeben werden. Der Kronprinz rief aus: „Was ist Berlin? eine Stadt!" worauf Bülow mit Lebhaftigkeit erwiederte, die Hauptstadt Preußens sei einem Preußen etwas mehr als der Kronprinz meine, und er versichre, daß er und seine Truppen von jenen Brücken keinen Gebrauch zu machen wünschten, sondern lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollten. Der Kronprinz bemerkte, noch seien keine Nachrichten vom Anmarsche Napoleons da, bis dahin habe man noch Zeit, mit dem Feinde, der jetzt gegenüber stehe, dürfe man es aufnehmen, und der Beschluß eine Schlacht zu liefern sei gefaßt. In der That gab er jetzt Befehle, die solchem Vorsatz gemäß erschienen, und entließ in diesem Sinn die Generale zu ihren Truppen um alles in Bereitschaft zu setzen. Bülow's Zutrauen aber war tief erschüttert, und im Wegreiten rief er unwillig aus: „Den hab' ich weg! Der ist nicht der Mann, den wir brauchen!" — Er sagte ferner: „Mich bekommt er nicht gutwillig dazu, daß ich über seine Brücke bei Moabit zurückgehe! Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!"

Nach dem Verlust von Jühnsdorf hatte Tauentzien mit seinem Heertheil sich hinter Blankenfelde aufgestellt, seine Vorposten noch nahe bei Jühnsdorf. Ihm links bei Mittenwalde stand Borstell mit seiner Brigade, und hielt die dortigen Schanzen besetzt, welche jedoch nicht angegriffen wurden. In der Nacht zum 23. erhielt er vom Kronprinzen die Weisung, diese Stellung zu verlassen, und sich hinter Tauentzien weg auf der Berliner Straße zurückzuziehen, unterwegs aber den neuen Befehl, über Lichtenrade nach Heinersdorf zu marschiren, und sich dort auf Bülow's linkem Flügel aufzustellen. Borstell, dessen Ehrgeiz gern einen besonderen Truppenkörper unmittelbar unter dem Kronprinzen befehligt hätte, war hiemit sehr unzufrieden, und sah sich ungern unter Bülow's Oberbefehl zurückversetzt.

Tauentzien hatte vom Kronprinzen den Befehl, am 23., wenn der Feind nicht angriffe, bis auf die Weinberge von Berlin zurückzugehen, dort, hieß es, solle es zur Schlacht

kommen. Aber der Feind griff an, und Tauentzien war nun festgehalten; er ordnete seine Vertheidigung zweckmäßigst an, und schlug mehrere Angriffe mit größter Tapferkeit zurück. Bertrand hatte solchen Widerstand nicht vermuthet, und hielt für rathsam, erst Reynier's weiteres Vorrücken abzuwarten, um in seiner linken Flanke nicht gefährdet zu sein; er benachrichtigte diesen von dem Stande der Sachen, und forderte ihn zu gemeinschaftlichem Handeln auf. Das Gefecht dauerte bis 2 Uhr Nachmittags, dann zog sich Bertrand etwas zurück, nachdem er beträchtlichen Verlust an Todten und Verwundeten erlitten und selbst 600 Gefangene verloren hatte.

Während die Franzosen ihrerseits Besorgnisse hegten, und sich gegen eine plötzliche Ueberraschung sichern wollten, sah man preußischerseits die große Gefahr, daß der Feind mit verstärkter Macht hier auf's neue angreifen, zwischen Blankenfelde und Heinersdorf, wo sich ein freier und offner Raum darbot, durchbrechen, Bülow und Tauentzien trennen, letzteren nebst Borstell völlig von dem Nordheer abdrängen, und dann ohne Hinderniß nach Berlin vordringen könnte. Daher war Bülow, als er den Kanonendonner von Tauentzien's Gefecht vernahm, — die Entfernung war keine volle Meile — sogleich entschlossen, ihm zuzueilen und die gefährliche Lücke auszufüllen. Der Kronprinz, eiligst befragt, gab seine Zustimmung, hieß aber die Brigade Hessen-Homburg, ohne daß Bülow es wußte, in Heinersdorf stehen bleiben. Er marschirte sogleich mit allen seinen Truppen rechts an Groß- und Klein-Beeren vorbei bis nördlich von Diedersdorf und stellte sich in Schlachtordnung. Der Feind jedoch erschien nicht, das Kanonenfeuer bei Blankenfelde ließ nach, und die Franzosen gingen etwas zurück. Inzwischen hatte der Kronprinz die Meldung empfangen, daß ein feindlicher Truppenzug seine Richtung auf Ahrensdorf nehme, und obschon er wußte, daß die Hauptmacht des Feindes rechts gegen Tauentzien stand, wurde er plötzlich wieder besorgt, sie könne links auf ihn vorbrechen, und schickte Bülow'n den Befehl eiligst in die Stellung bei Heinersdorf zurückzukehren.

Das Heer des Kronprinzen hatte am 23. August folgende Aufstellung. Das Hauptquartier war bei Teltow in Ruhls-

dorf. Der rechte Flügel, die Russen unter Winzingerode, stand hinter Gütergotz die Straße nach Zehlendorf deckend; die Mitte hielten bei Ruhlsdorf die Schweden; diese Truppen hatten schon um 7 Uhr Morgens das Gewehr ergriffen und standen in zwei Treffen zur Schlacht geordnet; den linken Flügel bildete Bülow bei Heinersdorf, er selbst war eben vom Marsche zurückgekehrt, die Brigade Borstell noch nicht angekommen; über den rechten Flügel hinaus hatte Tschernitscheff eine beträchtliche Reiterschaar bei Belitz, Hirschfeldt eine starke Division bei Saarmund; auf dem äußersten linken Flügel stand Tauentzien.

Gegen diese Kriegsmacht rückten die Franzosen in drei starken Heerzügen zum Angriff vor. Bertrand mit seinem Heertheil war bei Blankenfelde auf Tauentzien gestoßen und hatte dort das schon erwähnte Gefecht; Reynier, den siebenten Heertheil führend, hatte bei Wittstock das Kanonenfeuer von Blankenfelde vernommen, und als dasselbe schwächer wurde und dann verstummte, zweifelte er nicht, daß Bertrand vorgerückt sei, und setzte sich nun gleichfalls in Marsch; Oudinot mit seinem Heertheil zog auf Ahrensdorf, doch diese Bewegung war wie die späteste so auch die am wenigsten ernste, vielmehr hatte Oudinot die Absicht auf der Straße von Groß-Beeren durchzubrechen, hier war demnach Reynier der Hauptführer und zwischen ihm und Bülow mußte die Sache zuerst zum Spruche kommen.

Bülow hatte die Wichtigkeit von Groß-Beeren wohl erkannt, mehrere Verbindungswege liefen hier zusammen, die Gegend war ziemlich offen und zu militairischen Bewegungen geeignet. Er hatte Klein-Beeren mit 1 Füsilierbataillon, Groß-Beeren mit 2 Landwehrbataillons, dem schwarzen Husarenregiment unter dem Major von Sandrart und mit 4 Kanonen besetzt. Um 3 Uhr Nachmittags erschien die starke Vorhut Reynier's vor Groß-Beeren, stürmte mit heftigem Angriff das Dorf, das dabei in Brand gerieth, und die Preußen mußten der Uebermacht und den Flammen weichen. Reynier ließ seine Truppen auf einer sanften Höhe westlich von Groß-Beeren lagern, den rechten Flügel an das Dorf gelehnt, und an morastige Wiesen, den linken durch ein Ge-

hölz gedeckt, zahlreiches Geschütz in der Front aufgepflanzt. Er selbst nahm sein Quartier im Dorfe, wo die Franzosen die Flammen löschten und sich so behaglich einrichteten, als die Umstände es erlaubten. Sie schienen in Betreff des Feindes völlig sorglos; in solcher Stärke, ein ganzer Heertheil beisammen, die großen Reiterschaaren des Generals Arrighi links in der Nähe, da durfte man sich vollkommen sicher fühlen. Daß aber auch die Vorsicht versäumt wurde, Streifpartheien in die vorliegende Gegend zu senden, außer den Lagerwachen auch wirkliche Vorposten auszustellen, wäre kaum zu begreifen, hätten die Franzosen nicht von jeher diese Wachsamkeit sehr vernachlässigt.

Bülow meldete dem Kronprinzen von Schweden dies Vordringen des Feindes, und zugleich wie nöthig es sei ihn aus dieser Stellung wieder zu vertreiben, denn von hier aus konnte derselbe durch eine neue rasche Bewegung das Nordheer durchbrechen und Berlin erreichen. Allein der Kronprinz, von Tauentzien's Gefecht bei Blankenfelde benachrichtigt, hatte statt des Befehls zum Angriff schon den entgegengesetzten ertheilt, bei weiterem Vordringen des Feindes den Rückzug auf die Höhe von Tempelhof zu nehmen, dort werde es zur Schlacht kommen. Dieser Befehl sollte nun sogleich ausgeführt werden.

Im stärksten Regen hatte Bülow die Stellung des Feindes ganz nah besichtigt, sie sehr angreifbar, und die Gelegenheit günstig erkannt, ihm hier, bevor er noch mehr Truppen herangezogen, eine tüchtige Schlappe beizubringen. Von seinem Ritte zurückkehrend theilte er seine Ansicht den bei ihm versammelten Brigadegeneralen mit, und erklärte seinen entschiedenen Widerwillen ohne Kampf weiter zurückzugehen. Als er dies mit kräftigen Worten vortrug, trat der Major von Reiche ein, stimmte dem General lebhaft bei, und schilderte die Nachtheile des weiteren Rückzuges, wie dadurch die besten Truppen entmuthigt würden, wie viel besser es sei, hier eine Schlacht zu liefern als bei Berlin. Bülow's Entschluß war schon gefaßt; mit den Worten: „Reiche hat Recht. Wir greifen an!" schnitt er alle weiteren Verhandlungen ab, und traf sogleich die nöthigen Anordnungen; sie bestanden in der kurzen Vorschrift, zuerst solle der rechte Flügel des Feindes

angegriffen und das Dorf Groß-Beeren mit Sturm genommen werden, der Feind, auf die Engwege zurückgeworfen, durch die er herangekommen, und darauf in seiner Mitte durchbrochen, werde dann auch zum Rückzuge seiner beiden Flügel gezwungen sein; die Hauptsache bleibe das Dorf zu stürmen und zu behaupten. Die Schlachtordnung war folgende, die Brigade Hessen-Homburg bildete den rechten Flügel, die Brigade Krafft den linken, die Brigade Thümen als Reserve folgt hinter dem linken Flügel, alle Brigaden in zwei Treffen, die ihnen zugetheilte Reiterei hinter dem zweiten folgend: die Reservereiterei hinter beiden Flügeln, doch zumeist hinter dem rechten, weil hier der Boden freier; das Geschütz vor der Front, die Reservebatterie rückwärts nahe folgend. Die Brigade Borstell erhielt die Bestimmung über Klein-Beeren gegen Groß-Beeren anzudringen, die linke Flanke zu decken, die feindliche rechte zu umgehen; die Brigade kam eben von Mittenwalde an, sie war 3 bis 4 Meilen ohne Abkochen marschirt, ermüdet, verhungert, und triefend vom Regen, aber voll Muth und Eifer an den Feind zu kommen. Alle Truppen Bülow's, als sie das Gewehr aufnahmen und hörten es ginge zum Angriff, schrieen freudig ein dreimaliges Hurrah, und setzten sich alsbald in Marsch.

Den Major von Reiche sandte Bülow zum Kronprinzen, ihm den gefaßten Entschluß zu melden. „Wenn Sie ankommen", sagte er, „wird der Kronprinz auch schon unsere Kanonen hören." Also zu ändern war darin nichts mehr, aber der Kronprinz sollte einige Mitwirkung gewähren, wenigstens die Schweden vorrücken lassen, damit der Feind seine Aufmerksamkeit theilen müsse. Der Kronprinz war über Reiche's Auftrag erstaunt, fand Bülow's Verfahren eigenmächtig, doch Reiche wußte es als eine Nothwendigkeit darzustellen; wegen einer Mitwirkung bezeigte sich der Kronprinz noch schwieriger. „J'ai l'ennemi devant moi", sagte er, „chacun défend son front." Endlich gab er den wiederholten Vorstellungen nach, wie er überhaupt mündlichen Erörterungen sehr zugänglich war, und machte gegen Bülow's Angriff keine Einwendungen mehr, sagte jedoch keine bestimmte Unterstützung zu. Schließlich sandte er durch den General Grafen Löwenhielm den Be-

fehl, Groß-Beeren wieder zu nehmen, eine bloße Aeußerlichkeit, denn alles war schon in vollem Gange.

Die Preußen rückten munter vor, das erste Treffen in Linie entwickelt, das zweite in Bataillonsmassen; näher dem Feinde rückten auch die Truppen des ersten Treffens, gleichsam auf inneren Antrieb der Unterbefehlshaber, sagt Valentini, in Bataillonsmassen zusammen, „eine Schlachtordnung, in welcher man allen Zufällen des Gefechts mit Ruhe entgegengehen kann." Der Regen floß in Strömen und verhüllte rings die Gegend umher. Die Franzosen richteten sich in ihrem Lager ein, und suchten Schutz gegen das Unwetter. Es war schon 5 Uhr Nachmittags, und die vorgerückte Tageszeit schien ruhig verfließen zu sollen, als plötzlich der Anmarsch der Preußen gemeldet wurde. Noch waren sie wegen des dichten Regens wenig zu sehen, aber man vernahm deutlich die Trommeln und Hörner, welche den Marsch begleiteten, ja hin und wieder das Freudengeschrei, mit dem die Truppen sich einander anfeuerten. Wohl wäre es vortheilhafter gewesen in tiefer Stille heranzukommen, allein Bülow hatte es für wichtiger gehalten, die herabstimmenden Einwirkungen so düstren Wetters durch ermunternden Kriegslärm zu übertäuben. Reynier hielt alles zuerst nur für eine Scheinbewegung, die den Abmarsch des Nordheers, den er als gewiß annahm, verdecken sollte; doch bald erkannte er, daß die Sachen ein ernstes Ansehen hatten, und stellte seine Truppen in zwei Treffen zum Kampf.

In fester Ordnung, trotz Regen und tieferweichtem Boden, waren die Preußen bis auf 1800 Schritt an den Feind herangekommen, das Geschütz 300 Schritt vor dem Fußvolk voraus, als Bülow den Befehl zur Eröffnung des Feuers gab. Die Batterieen, 48 Kanonen, feuerten unter stetem Vorrücken. Eine reitende Batterie, von einer Schwadron freiwilliger Jäger begleitet, jagte weit in die linke Flanke des Feindes vor und that ihm vielen Schaden. Die Franzosen antworteten aus 44 Stücken sehr kräftig, und durch Stellung und Kaliber überlegen, machten sie bald mehrere preußische Kanonen unbrauchbar, namentlich 5 von der reitenden Batterie, die ihnen in die linke Flanke schoß. Bülow

verstärkte sein Geschütz durch 16 Kanonen aus der Reserve, und das Feuer wüthete von beiden Seiten mit neuer Macht. Das Gewehrfeuer schwieg, alles war durchnäßt, die Gewehrläufe voll Wasser, hier war es ganz angemessen, daß die Truppen, die doch nicht schießen konnten, sich in Bataillonsmassen stellten. Die Reiterei zog sich rechts näher gegen den linken Flügel des Feindes.

Inzwischen war auch Borstell mit seiner Brigade vorgerückt. Mit seiner Entsendung verknüpfte sich einige Gefahr, denn sein Angriff wurde von dem Angriff Bülow's durch eine morastige Niederung getrennt, die seitwärts von Heinersdorf begann, sich zwischen Klein- und Groß-Beeren hinzog und erst hier wieder durch eine Brücke zu überschreiten war. Doch Bülow hielt den Vortheil dieses Flankenangriffs, den er wenigstens stets im Auge behielt, für überwiegend, und ordnete ihn unbedenklich an. Borstell hatte zuerst Klein-Beeren besetzt, stellte darauf seine Brigade in zwei Treffen und marschirte dann, das Geschütz vor der Front, entschlossen zum Angriff. Reynier sandte ihm eine Schaar von etwa 2000 Mann aus Groß-Beeren entgegen, sie ging rasch über die Brücke des Fließes, und traf halben Weges auf die Preußen, konnte deren Andrang aber nicht wehren und zog sich schnell wieder zurück.

Reynier wurde nun ernstlich besorgt, und traf neue Anstalten. Er hatte wenig Reiterei, die es mit der zahlreichen preußischen nicht aufnehmen konnte, er stellte sie daher zwischen beiden Treffen rechts und links auf; gegen die preußische seinen linken Flügel zu decken, ließ er 6 Bataillons Sachsen aus dem zweiten Treffen vorrücken. Die Division Durutte blieb am Ausgange des Waldes in Kolonnen aufmarschirt.

Schon eine Stunde dauerte der Kampf, das feindliche Feuer fing an etwas matter zu werden. Bülow hielt jetzt den Augenblick gekommen, den Sturm von Groß-Beeren zu unternehmen. Die Brigade Thümen zog er aus dem Rückhalt in die Schlachtlinie vor, zwischen die Brigaden Krafft und Hessen-Homburg, letztere ließ er rechtshin aus dem Gefecht sich etwas zurückziehen, um sich zu erholen und für unerwartete Fälle bereit zu stehen. Für seine rechte Flanke

war er unbesorgt, theils war sie durch seine Reiterei gedeckt, theils durch die Stellung der Schweden, wenn der Feind auf dieser Seite stark vordrang, waren sie gezwungen — nach des Kronprinzen Ausdruck — ihre Fronte zu vertheidigen. Klug und sicher, wandte er die ganze Kraft des Angriffs linkshin, staffelweise rückten die Bataillonsmassen vor im Sturmschritt und mit jubelndem Geschrei, Bajonet und Gewehrkolben wurden geschwungen, kein Flintenschuß fiel, nur das Geschütz feuerte gewaltig, Haubitzen hinter den Bataillonen warfen über sie hinaus ihre Granaten auf den Feind. Des Kartätschenfeuers nicht achtend drang das stürmende Fußvolk unaufhaltsam in Groß-Beeren ein, schlug mit den Kolben alles nieder was sich wehrte, setzte sich in den halbzerstörten Häusern fest. Ein sächsisches Grenadierbataillon hielt eine Zeitlang tapfer aus, mußte jedoch zuletzt ebenfalls weichen. Frische Truppen, von Reynier eiligst dahin gesandt, erneuerten den Kampf um das wieder in Flammen stehende Dorf.

Borstell seinerseits drängte den Feind vor sich her, seine Scharfschützen nahmen die Brücke; in wilder Flucht retteten sich die aufgelösten feindlichen Schaaren nach Groß-Beeren, wo sie nur neue Verwirrung anrichteten. Mit Bajonet und Kolben drangen auch Borstell's Bataillone in das Dorf; in furchtbarstem Handgemenge wurde zu beiden Seiten desselben gefochten. Die Sachsen leisteten verzweifelten Widerstand. Einzelne tapfre Thaten geschahen, des größten Ruhmes werth. Der Hauptmann von Röll mit einer Kompanie des Kolberg'schen Regiments nahm auf dem rechten Flügel des Dorfes 2 Kanonen, noch weiter rechts eroberte der Major von Gagern an der Spitze seines Bataillons 3 Geschütze, griff dann, verstärkt durch ein anderes Bataillon, ein sächsisches Fußregiment an, schlug es gänzlich aus einander und machte über 300 Gefangene. Eine Schwadron pommerscher Husaren sprengte ein feindliches Viereck und machte viele Gefangene, sächsische Uhlanen eilten herbei, wurden aber durch pommersche Landwehrreiter — von Krafft's Brigade, denn schon berührten sich die verschiedenen Truppentheile — geworfen und verfolgt, und dabei wieder Kanonen erobert. Die Division Durutte,

am Waldsaume als Rückhalt aufgestellt, kam nun zum Gefecht heran, doch Borstell, der schon den südlichen Ausgang des Dorfes gewonnen hatte, empfing sie mit Kartätschenfeuer, und als zugleich seine Bataillone mit Bajonet und Kolben gegen sie anrückten, lief die ganze Masse davon, ließ Kanonen und Pulverwagen im Stich, warf die Gewehre weg und rettete sich in den Wald, 2 Bataillone wollten Stand halten und stellten sich zum Viereck, auf Borstell's Befehl holte der Rittmeister von Burgsdorf die nächste Reiterei, sprengte das Viereck, und trieb die Flüchtlinge in den Sumpf.

Bülow, nachdem die Eroberung von Groß-Beeren entschieden war, ließ nun die Brigade Hessen-Homburg schnell vorrücken um die Anhöhe zu nehmen, auf welcher der Feind seine Hauptstellung hatte. Auch hier entschied Bajonet und Kolben, der Prinz von Hessen-Homburg selbst führte ein Bataillon zum Sturm gegen eine feindliche Masse und sprengte sie aus einander. Eine Lücke, die zwischen Hessen-Homburg und Krafft entstanden war, ließ Bülow durch ein Bataillon aus dem zweiten Treffen ausfüllen, die ganze möglichst in Zusammenhang und Ordnung gehaltene Linie dann auf's neue vordringen.

Jetzt hielt Reynier die Sache für verloren und gab Befehl zum Rückzug, die erste sächsische Division sollte ihn decken. Der General von Lecoq bildete ein großes Viereck von 6 Bataillons, durch 12 Kanonen unterstützt, und nahm seine Stellung vor dem Walde bei Neu-Beeren, um die Rückzugslinie gegen den anrückenden preußischen rechten Flügel zu decken, der Oberst von Brause sollte mit 4 Bataillons und 1 Batterie so lange als möglich die Windmühlenhöhe halten, und den preußischen linken Flügel hemmen.

Plötzlich hieß es, hinter Neu-Beeren bei Sputendorf zeige sich zahlreiche feindliche Reiterei, die mit einem Angriff in die rechte Flanke der Preußen drohe. Bülow sandte den Rittmeister von Auer an den Kronprinzen, ihm den Stand der Dinge zu berichten, und ihn dringend zu ersuchen, einige schwedische Reiterei und schwedisches Geschütz gegen Neu-Beeren vorrücken zu lassen; der Kronprinz versprach es. Aber inzwischen traf auch Bülow selbst seine Vorkehrungen. Er

ließ 2 Reiterregimenter schnell gegen Neu-Beeren vorsprengen um die Gegend zu besetzen, die Brigade Hessen-Homburg staffelartig ordnen, damit die Bataillone sich leicht unterstützen und nach jeder Seite Front machen könnten. Alles wurde vortrefflich ausgeführt. Die feindliche Reiterei kam gar nicht hervor. Als eine schwedische reitende Batterie unter dem Oberst Cardell gedeckt von schwedischen Husaren und Jägern von Ruhlsdorf auf dem Kampfplatz erschien, war hier nichts mehr zu thun, als einige Kanonenschüsse den Flüchtigen nachzusenden.

Das sächsische Viereck, das noch zuletzt auf der Höhe sich gehalten, wich nun ebenfalls in den Wald; Bülow sandte ihm zwei Regimenter Fußvolk rasch nach, die zwar von einer aufgepflanzten sächsischen Batterie mit Kartätschen beschossen wurden, aber sich dadurch nicht hemmen ließen, sondern nochmals in furchtbarem Handgemenge den Feind zum Weichen zwangen.

Nun war der Feind auf allen Punkten geschlagen, das Schlachtfeld gehörte den Preußen. Aber es war schon nach 8 Uhr, und es trat schon tiefe Dunkelheit ein. An weitere Verfolgung war nicht zu denken, die Truppen waren völlig erschöpft, die Munition verschossen, die Nacht unsicher, und neue Feindesmacht in der Nähe. Der französische General Fournier war aus eignem Antrieb, als er den Kanonendonner hörte, mit seiner Reiterei von Ahrensdorf herbeigezogen, General Guilleminot mit seiner Division Fußvolk desgleichen, sie standen am Abend hinter Neu-Beeren. Fournier wagte sich zuletzt noch mit 2000 Reitern unvorsichtig hervor, wurde vom Major von Sandrart mit seinen schwarzen Husaren, denen die westpreußischen Uhlanen folgten, in der Flanke plötzlich angegriffen und völlig in die Flucht geworfen; viele waren nach der Richtung von Groß-Beeren versprengt, und wurden hier von den preußischen Reitern theils niedergehauen, theils gefangen, auch auf diese Flüchtlinge, von denen einige noch in der Nacht umherirrten, that das schwedische Geschütz einige Schüsse. Guilleminot ging nun zurück. Reynier blieb mit dem Rest seiner Truppen eine Stunde vom Schlachtfelde bei Löwenbruch stehen. Ihn schützte der Wald, die Nacht,

die Nähe Bertrand's und Oudinot's; letzterer hatte sein Hauptquartier diese Nacht in Wittstock, und stieß Verwünschungen über den erlittenen Unfall aus.

Bülow ließ die Brigaden Borstell und Krafft unter Borstell's Befehl auf dem Wahlplatz lagern; die Brigaden Hessen-Homburg und Thümen nebst der Reiterei von Oppen nahm er in das Lager von Heinersdorf zurück. Sämmtliche Truppen ließen den König und dann ihren tapfern General hochleben mit jubelndem Hurrah. Auf dem nächtlichen Ritte wurden noch einzelne verirrte feindliche Reiter von der Stabswache niedergehauen oder gefangen. In Berlin, wo jeder Kanonenschuß war gehört worden, hatte man angstvoll des Ausgangs geharrt, man wußte, daß es das Schicksal der Hauptstadt galt. Muthige Männer machten sich trotz des Unwetters zu Pferd und zu Wagen auf, erfuhren alsbald, daß alles gut ging, und sandten die glücklichen Nachrichten durch schnelle Boten heim. Der Anblick der feindlichen Kanonen und Gefangenen, die vom Schlachtfelde rückwärts in Sicherheit gebracht wurden, erregte den lautesten Jubel, und Bülow erlaubte, daß sie noch in der Nacht durften nach Berlin geschafft werden, wo am folgenden Morgen ihr Einzug die begeistertsten Freudenbezeigungen erregte. Nun strömte alles hinaus nach Groß-Beeren, trotz des Regens, brachte Fuhren mit Lebensmitteln, Wagen für die Verwundeten, Erfrischungen und Hülfe jeder Art, für Freund und Feind ohne Unterschied. —

Das war die Schlacht von Groß-Beeren, die von Bülow selbst und auch vom Kronprinzen nur ein Gefecht, ein Treffen genannt wurde, aber sowohl wegen der Zahl der Theilnehmer und der Art des Kampfes als auch insbesondre wegen ihrer Bedeutung mit vollem Recht jenen Namen verdient. Die Franzosen hatten 14 Kanonen, 60 meist gefüllte Pulverwagen verloren, an Todten und Verwundeten gegen 1800 Mann, 1500 an Gefangenen, über 2000 feindliche Gewehre wurden eingesammelt. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten über 1000 Mann.

Bülow schrieb an den König einen kurzen, bescheidenen Bericht, in welchem er das Verhältniß zu dem Kronprinzen

von Schweden mit taktvoller Klugheit berührt, sich auf dessen nachträglichen Befehl beruft, aber den eignen freien Entschluß voranstellt. Er rühmt die Tapferkeit der Truppen, mit Einschluß der Landwehr, mit besondrer Anerkennung der vom Oberstlieutenant von Holzendorf geleiteten Leistungen der Artillerie, und schließt: „Ohne Uebertreibung glaube ich sagen zu dürfen, daß wenn nicht eintretende Dunkelheit und das überaus schlechte Wetter stattgefunden hätte, das Korps des Generals Reynier vernichtet sein würde. Mit Einschluß der mir zugetheilten russischen Artillerie und Kosaken, haben die Truppen Euer Königlichen Majestät allein gefochten. Nur 4 schwedische Kanonen, durch etwas Infanterie und Kavallerie unterstützt, haben einigen, der Entfernung wegen nicht besonders wirksamen Theil genommen." Bülow erließ auch einen Tagesbefehl an seine Truppen, in welchem er allen Waffen das verdiente Lob ertheilt, von der Landwehr aber, die bisher von den strengen an alter Form und Regel hängenden Kriegsobern noch mit Zweifel und Mißtrauen angesehen wurde, insbesondre sagt: „Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch sämmtliche Landwehrtruppen des Korps, die an diesem Tage zum ersteumale die Liebe für König und Vaterland bewährten, welche ihnen ihre Entstehung gab. Kein höheres Lob konnten sie erwerben, als ihren älteren Kameraden es gleichgethan zu haben, und der kommandirende General so wie die älteren Regimenter haben ihnen dies ehrenvolle Zeugniß gern gegeben."

In höchster Auszeichnung aber hatte Bülow selber sich gezeigt. Bei Groß-Beeren zuerst entfaltete er in vollem Glanze die großen Feldherrngaben, die sich fortan nur immer größer und mannigfacher darthaten, und ihn als einen stets glücklichen General bezeichnen ließen. Alle Zeugnisse und die Thatsachen selbst sprechen es einstimmig aus, daß Bülow's klarer Blick und fester Muth alles selbstständig geleitet, jeden Vortheil zu benutzen, jedem Nachtheil zu begegnen gewußt, alle seine Mittel stets zur Verfügung und mit Einem Wort alle Truppentheile immer in der Hand gehabt, ein wesentliches Feldherrntalent, in welchem er schwerlich übertroffen worden. Das Verdienst der Ausführung theilten mit ihm

die Unterbefehlshaber und die raschen muthigen Ueberbringer seiner Befehle. —

Der Kronprinz von Schweden war hocherfreut über den erfochtenen Sieg, und beritt am 24. das Schlachtfeld, ließ sich alles genau zeigen und erzählen, lobte den General, die Truppen, besonders deren Drauflosgehen mit dem verkehrten Gewehr. Bülow vermied den Kronprinzen, er wollte ihm nicht persönlich berichten, sondern that es schriftlich. Der Berliner Magistrat fand sich ein, um dem Sieger huldigend zu danken; es fiel sehr unangenehm auf, daß er an Bülow'n achtlos vorüberging und sich einzig an den Kronprinzen wandte, der diese Huldigungen auch wirklich annahm. Daß der Kronprinz gleich darauf in seinen französisch abgefaßten Kriegsberichten die Schlacht in dem falschen Lichte darstellen ließ, als sei sie durch ihn selbst und das Nordheer gewonnen worden, ja sogar bei Angabe des Verlustes der Preußen sich zu sagen erlaubte, der Verlust der schwedischen und russischen Truppen sei weit geringer, da diese doch gar keinen erlitten hatten, erregte eine tiefe Erbitterung bei allen Preußen gegen diesen Kunstgriff, der ihnen und ihrem eigentlichen Feldherrn das Verdienst und die Ehre der schönen Waffenthat zu rauben suchte. Nicht zum Vortheil des Kronprinzen gereichte die hiedurch noch besonders hervorgerufene Erörterung seiner gegebenen Rückzugsbefehle, seiner Untheilnahme; man erwog, von welchen Folgen es hätte sein müssen, wenn er mit ganzer Macht vorgerückt wäre. Daß auch Tauentzien, dem Bülow zu Hülfe geeilt war, jetzt diesem nicht beigestanden, wurde weniger gerügt; durch die Beschaffenheit des Bodens, durch die Ungunst des Wetters, war alle Verbindung erschwert, man konnte wenig übersehen, man war einander nah und doch fern. —

Oudinot sah nach der Niederlage Reynier's sein Unternehmen auf Berlin als gescheitert an, und begann gleich am 24. seinen Rückzug nach der Elbe; zur Sicherheit ließ er alle Brücken hinter sich abwerfen, allein er hatte wenig zu befürchten. Bülow, der den Kronprinzen von Schweden aufforderu ließ, mit aller Macht nachzudrängen, fand kein Gehör, nur gegen die von Magdeburg vorgedrungenen Fran-

zosen wurde Hirschfeldt mit seiner Truppenschaar abgeschickt. Bülow mußte sich begnügen seine leichte Reiterei von allen Brigaden nach Kerzendorf, Wilmersdorf und Trebbin vorzusenden, Tauentzien nahm Jühnsdorf wieder in Besitz, nur Kosakenschaaren folgten dem Feinde weiter nach, griffen ihn öfters an und nahmen ihm Gefangene ab. Der russische Heertheil unter Wintzingerode rückte nun auch mehr in den Vordergrund.

Am 25. erfolgte ein kleines Vorrücken. Bülow's Vorposten standen bei Kummersdorf, die Truppen im Lager bei Thyrow, er selbst nahm sein Hauptquartier in Kerzendorf, von wo er an seine Frau schrieb: „Du, meine liebe Pauline, hast seit langer Zeit keine Zeile von mir erhalten; verzeihe! ich war zu beschäftigt. — Das Glück begünstigt mich wahrlich, wo ich selber war, ist alles glücklich abgelaufen. Der Feind ist in größter Unordnung zurückgegangen. Sein Rückzug gleicht dem von Auerstädt, der ganze Weg steht noch voller verlassener Munitionswagen. In allem habe ich nun 16 Kanonen und an 50 Munitionswagen genommen. Ich lasse etwas in die Zeitung setzen, ohne mich zu nennen. — Blücher soll den Marschall Ney geschlagen haben, und Wellington den Soult auf französischem Boden. Es geht Napoleon schlecht. Heute bin ich bis Trebbin vorgerückt, und ich hoffe alles wird sich in Bewegung setzen. — Gern möchte ich Adolph laufen sehen!" Daß in den letzten Worten auch der liebevolle Vater sich zeigt, wird dem tapfern Krieger bei unseren Lesern keinen Abbruch thun! — Den Berliner Zeitungen ließ Bülow über die Entstehung und den Verlauf der Schlacht wirklich einige Erläuterungen zugehen, sie wurden aber nicht aufgenommen. Der Oberfeldherr mußte als der Sieger gelten, ihm hauptsächlich wurde Dank und Ehre dafür gebracht; die Zeitungen durften nicht wagen, ein andrees Sachverhältniß aufzustellen, und es dauerte längere Zeit, ehe dieses allgemein und unwidersprechlich zur Anerkennung kam. So war es auch mit den Belohnungen. Der Kronprinz erhielt das Großkreuz des eisernen Kreuzes, das Großkreuz des russischen St. Georgsordens, und das Großkreuz des österreichischen Marien-Theresien-Ordens. Bülow bekam den

Orden pour le mérite mit Eichenlaub, und denselben Orden auch Oppen.

Langsam und vorsichtig folgte das Nordheer dem Feinde. Bülow schrieb am 27. August aus Trebbin an seine Frau: „Wir gehen unsern Schneckengang, bauen dem Feinde goldne Brücken, lassen ihn entwischen und in aller Ruhe sich der Elbe nähern, statt daß wir ihn hätten vernichten können. Erbärmlicheres habe ich noch nie erlebt! Mit meinem Armeekorps mache ich heute einen kleinen, ganz unnützen, Marsch rechts, ohnfern Belitz; mein Hauptquartier ist in Wittbriezen. — In diesem Augenblicke lese ich in den Zeitungen eine Uebersetzung des elenden Machwerks, was der Kronprinz von Schweden hat drucken lassen. Es ist nicht wahr, daß er mir befohlen, den Feind komplet anzugreifen; seine Idee war, ich sollte nur den Vorposten bei Groß-Beeren wieder nehmen. Ich forderte ihn mehreremale auf, mit den Schweden vorzugehen, da er dann dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte; er that nichts, es freut mich, daß wir alles allein gethan haben." Und am folgenden Tage aus Elsholz bei Belitz: „Ich setze dem Kronprinzen Daumschrauben, um ihn vorwärts zu bringen, aber es ist schwer. Heute ist wieder ein verlorner Tag." Dagegen hatte er die Genugthuung aus Saarmund von Adlercreutz eine Beglückwünschung zu dem erfochtenen Siege zu empfangen, in der es hieß: „Cette victoire était aussi brillante que bienfaisante pour les affaires en général. Soyez persuadé qu'il n'y a pas un prussien qui puisse plus sincèrement s'intéresser à la gloire des armes prussiennes que moi, et j'espère d'être à même de pouvoir mettre un jour en évidence la sincérité de ces sentiments partagés par toute l'armée suédoise, qui désire ardemment prendre part aux fatigues et aux succès des braves troupes prussiennes." Der Kronprinz von Schweden, halb um sein Zögern zu rechtfertigen, und halb um den Schein der Kühnheit zu haben, ließ eine Vorschrift ergehen, in der es hieß: „Les généraux doivent être très-circonspects lorsqu'ils marchent, mais très audacieux quand ils sont aux mains avec l'ennemi."

Die Vortruppen Borstell's gingen nach Stülpe und Hol-

beck. Luckau, von den Franzosen während des Waffenstillstandes gut befestigt, wurde von Tauentzien's Truppen unter dem General von Wobeser genommen. Hingegen war Jüterbogk, nachdem eine russisch-preußische Schaar eingedrungen, von den Franzosen wieder besetzt. Bülow's Brigaden Hessen-Homburg und Thümen lagerten bei Treuenbriezen, die Brigade Krafft rückte von Trebbin nach Felgentreu. Borstell und Oppen folgten dem Feinde. Ein Brief Bülow's aus Treuenbriezen an seine Frau sagt: „Unsern Schneckengang verfolgend bin ich heute bei Treuenbriezen vorgerückt, der Feind ist in vollem Rückzuge nach Wittenberg. Ich habe Borstell und Oppen nachgeschickt, vielleicht bekommen wir noch etwas; wir hätten aber Alle nehmen können. — Das Schicksal begünstigt uns augenscheinlich; ich erhalte in diesem Augenblick die Nachricht, daß Tauentzien Luckau genommen, wo er 9 Kanonen und 1000 Mann gefangen bekommen. Unsere Truppen haben allein alles gemacht. Hoffentlich werden wir morgen vorrücken, allein diesseits der Elbe wird wohl nicht viel werden. Auch aus Schlesien sind die französischen Armeen in vollem Rückzuge. Napoleon muß nicht erwartet haben, daß die Oesterreicher so bald auf dem Kriegstheater erscheinen würden. Unser Land wäre nun gesäubert, und hoffentlich für diesen Krieg gesichert. Die Berliner können jubeln!" — Des am 27. August vom General von Hirschfeldt bei Hagelsberg erfochtenen blutigen Sieges über die französische Division Girard, die fast aufgerieben wurde, können wir hier nur erwähnen; von Bülow's Truppen fochten keine daselbst mit; aber das Treffen gehört in die Reihe der Heldenthaten, in welchen die Preußen während dieses Krieges wetteiferten, und die Nachricht davon erfreute um so mehr, als nach dem Rückzug des Feindes auf Magdeburg auch die Hirschfeldt'schen Truppen wieder verfügbar und nach Belzig in Bülow's rechte Flanke befehligt wurden.

Schon früher hatte Bülow den König durch ein Schreiben ersucht, einen fähigen Mann, der diplomatische Geschicklichkeit mit militairischer Einsicht verbände, in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden zu senden, da dieser, wie man schon öfters die Erfahrung gemacht, eher auf mündliche als

schriftliche Vorstellungen höre, und jene auch nur wirksam seien, wenn sie seine Befehle bestimmen hülfen, nicht erst nachher Widerspruch entgegensetzten. Der General von Krusemarck zeigte nun Bülow'n an, daß er zu solchem Zweck in des Kronprinzen Hauptquartier eingetroffen sei. Jedoch erwies seine Vermittelung sich nicht besonders wirksam; eher gelang diese dem Major Grafen von Kalckreuth, den Bülow selbst dorthin gesandt hatte; aber ein gutes Vernehmen herzustellen war auch er nicht vermögend, im Gegentheil die Spannung wuchs mit jedem Tage, und auch der Kronprinz, dem Bülow's zwanglose Aeußerungen hinterbracht wurden, vielleicht mit Zusätzen, faßte bittern Groll gegen diesen, und ließ oft scharfe Worte fallen.

Mittlerweile hatten die Franzosen sich genugsam erholt, und auf den Vorposten wurde es wieder lebhaft. Woronzoff, der mit 4000 Russen Jüterbogk nehmen wollte, wurde zweimal zurückgeschlagen und bis gegen Treuenbriezen verfolgt. Oudinot stand mit seinem Heertheil und dem Heertheil Bertrand's bei Zahna und schien in guter Bereitschaft, Reynier rückte mit dem seinen nach Kroppstädt, dann nach Feldheim und Marzahne vor, wohin Arrighi's starke Reiterschaar folgte. Eben so vergeblich war ein Angriff, den Woronzoff gegen Marzahne versuchte. Bülow versammelte alle seine Truppen bei Treuenbriezen.

Der Kronprinz wollte die Stellung und Stärke des Feindes gründlich einsehen, und befahl zum 21. August ein allgemeines Andringen. Bülow verließ Treuenbriezen, wo die Schweden einrückten, und bezog ein Lager bei Frohnsdorf. Von hier ging er mit der Reiterei kühn vor, stieß auf wenige Feldwachten, die überrascht und gefangen wurden, sah sich aber, als er mit einer kleineren Schaar noch weiter in den Feindesbereich eindrang, ihm selbst unerwartet plötzlich im Rücken des französischen Lagers bei Schwabeck, die Franzosen als sie den Feind erkannten, griffen schnell zu den Waffen, wendeten die Kanonen und schossen mit Kartätschen, doch die kühnen Reiter zogen sich mittelst ihrer guten Pferde schnell aus der Gefahr, und kamen ohne Verlust zu den Ihrigen.

Oudinot, durch diese Bewegung und die überall vordrin-

genden Kosaken eingeschüchtert, zog sich aus Marzahne zurück, welches Borstell besetzte. Bülow ging bis Schwabeck vor, und stand dicht am Feinde. Die drei Generale Bülow, Tauentzien und Wintzingerode lagen dem Kronprinzen dringend an, seine augenblickliche Uebermacht zu benutzen und dem Feind ernstlich zu Leibe zu gehen. Er hatte stets Gründe, dies zu verweigern; Bülow's bestimmte Anträge, das feindliche Lager bei Wittenberg zu stürmen oder rasch über die Elbe vorzudringen, wies er mit Heftigkeit zurück. Jedoch sandte er 2 Bataillons nach Roßlau, um dort einen Brückenbau zu beschützen, befahl Tauentzien's näheres Heranrücken an Bülow und zog überhaupt seine Truppen mehr zusammen. Er selbst ritt wiederholt auf Besichtigung aus. Bei solcher Gelegenheit ergab sich eine Blöße der französischen Stellung bei Zahna, wo ein Geschützpark aufgefahren war; die Kosaken steckten auf des Kronprinzen Befehl am 2. September Zahna in Brand, woraus indeß mehr Verwirrung als Schaden entstand. Doch räumte nun Oudinot sowohl Zahna als Kroppstädt und zog sich ganz unter die Kanonen von Wittenberg. Um doch etwas zu thun ließ der Kronprinz den Feind zwischen Thießen und Köppenig durch Borstell's Vorhut angreifen; auf Bülow's Befehl rückten die Brigaden Hessen-Homburg und Thümen nach, um gleich zur Hand zu sein wenn das Gefecht ernstlicher würde, doch es blieb bei nutzlosem Versuch und Borstell verlor etwa 200 Mann. Erwünscht war die Ankunft der Brigade Dobschütz von Tauentzien's Heertheil, sie traf am 3. bei Oehna ein. —

Bei den Franzosen ging an diesem Tag eine wichtige Veränderung vor. Napoleon, höchst unzufrieden mit Oudinot's Befehlführung, sandte den Marschall Ney um diese zu übernehmen. Er kam den 3. September in Wittenberg an, mit ihm als Verstärkung die polnische Division Dombrowski, 4 Bataillons und 4 Reiterregimenter stark. Es war zu erwarten, daß er alle Kräfte aufbieten würde, um Napoleons Vertrauen zu rechtfertigen. Am 4. September hielt er über seine Truppen Heerschau, entflammte sie mehr noch durch seine Erscheinung als durch sein Wort zu neuem Muth, und setzte sie darauf sogleich in vordringende Bewegung. Oudinot,

der jetzt wieder nur seinen Heertheil befehligte, rückte am 5. September mit aller Macht auf Zahna los. Hier stand Tauentzien's Vorhut unter Dobschütz, 6 Bataillons, 4 Schwadronen stark nebst 12 Kanonen. Der Feind entwickelte ungeheure Plänklerschwärme und ließ 40 Kanonen auffahren. Mit größter Tapferkeit widerstand die kleine Schaar, größtentheils Landwehr, der gewaltigen Uebermacht, mit bedeutendem Verlust aber heldenmüthiger Ausdauer, und zog sich erst am Abend auf Zalmsdorf zurück, wo Tauentzien mit seinen übrigen Truppen stand und sie aufnahm, dann aber unter steten Gefechten nach Seyda zurückging. Der Feind hatte zugleich Bülow's Vorhut bei Enper und Waltersdorf angegriffen, wo der Major Beyer mit 2 Bataillons, 2 Schwadronen Uhlanen und 2 reitenden Kanonen sich mit großer Tapferkeit behauptete, doch ebenfalls nicht ohne Verlust; als der französische Angriff nachließ, weil er seinen Zweck, über das ernstere Vorgehen auf Zahna zu täuschen, erreicht hatte, ließ Bülow den Major Beyer zur Unterstützung von Dobschütz vorrücken, und den Feind in seiner linken Flanke durch ein heftiges Plänklerfeuer aus dem Walde her beunruhigen, so daß er einen Theil seiner Kräfte dorthin wenden mußte.

Bülow fühlte schmerzlich die Fessel des Gehorsams, in welcher ein Oberbefehlshaber ihn hielt, mit dem er nicht übereinstimmte. Seiner Ansicht nach durfte das Nordheer nicht zaudern, dem Feinde schon hier mit aller Macht entgegen zu treten, sowohl um nicht selbst in neue Gefahr zu gerathen, als auch um die Möglichkeit, dem kühn vorstrebenden schlesischen Heere die Hand zu bieten, nicht aufzugeben. Noch am Abend des 5. Septembers ritt er aus seinem Lager bei Marzahne mit einer kleinen Schaar gegen Zahna vor, um die Richtung und Stärke des Feindes zu erforschen, und ihm blieb kein Zweifel, daß derselbe entschlossen sei, die bei Groß-Beeren gescheiterte Unternehmung mit verstärktem Nachdruck zu wiederholen; auf dem Wege, den der Feind jetzt einschlug, traf er zunächst auf Tauentzien, der sich auf Jüterbogk zurückgezogen hatte, aber dort allein der Uebermacht nicht gewachsen war, er konnte schon jetzt nicht mehr sein Heranziehen an das übrige Heer in der befohlenen Art ausführen, und stand

in größter Gefahr noch mehr abgedrängt zu werden; dann war das Nordheer getrennt und dem Feinde der Weg nach Berlin offen. Dies zu verhindern, war Bülow sogleich entschlossen. Seine Truppen, zusammen etwa 37,000 Mann, standen schon seit dem Nachmittag mit dem Gewehr im Arm, er traf vorläufig alle Anstalten um links nach Kurz-Lippsdorf abzumarschiren, er wollte rasch an Tauentzien's Seite rücken und hoffte mit ihm vereinigt den kühnen Plan des Feindes durch muthigen Angriff zu verwirren.

Der Genehmigung des Kronprinzen durfte er hiebei nicht entbehren. Er sandte daher den Major von Reiche schleunigst an denselben nach Rabenstein ab, wo das Hauptquartier war. Dieser traf in der Nacht dort ein; der Kronprinz, der auf einer Matratze völlig angekleidet ruhte, sprang auf, hörte die Botschaft Bülow's an, machte zuerst Schwierigkeiten, die Preußen, meinte er, wollten nur immer schlagen und schlagen, — „Je vous connais, vous êtes toujours comme cela!“ — entfaltete dann aber die Petri'sche Karte von Sachsen, zeigte mit sichrem Ueberblick den Stand der Sachen, willigte in Bülow's Vorhaben, und diktirte dann ohne weiteres Besinnen dem grade anwesenden Reichskanzler Wetterstedt die bündigsten und sachgemäßesten Anordnungen. Reiche bewunderte die feldherrliche Tüchtigkeit des Mannes, mußte demselben aber gleich wieder grollen, denn die trefflichsten Maßregeln verdarb er zum Theil wieder; denn indem er Bülow's Unternehmen nun selbst anbefahl, minderte er aus eigensinniger Vorsicht dessen Mittel, er erklärte, die Brigade Borstell müsse zurückbleiben und die Pässe bei Köppenig, Waltersdorf, Wergzahne und Kroppstädt besetzt halten, dies erfordere die Sicherheit des Heeres durchaus.

Bülow sah sich hiedurch unerwartet fast um ein Drittheil seiner Truppen geschwächt, indem die Brigade Borstell von allen die stärkste war, er fand sich seiner Aufgabe jetzt kaum noch gewachsen. Laut und heftig äußerte sich sein Unwille. Auch unterwarf er sich nicht ganz, denn er sandte wohl nochmals einen Offizier an den Kronprinzen mit der dringendsten Bitte, die Brigade Borstell baldigst ablösen zu lassen und sie ihm schleunigst nachzuschicken, an Borstell selbst aber die be-

stimmte Aufforderung ihm sogleich zu folgen. Als Borstell dies verweigern zu müssen glaubte, indem er sich auf den unmittelbar vom Kronprinzen ergangenen Befehl stehen zu bleiben berief, gerieth Bülow auf's neue in heftigen Zorn und stieß drohende Worte aus, die Aufforderung aber ließ er nun als strengen Befehl wiederholen. Das Band des Gehorsams, das er nach oben in diesem Fall so gern lockerte, zog er nach unten nur um so straffer an.

Der vorbereitete Marsch wurde sogleich angetreten. Er geschah in der linken Flanke des Feindes, den Weg begleitend, auf dem dieser vordrang. In der Nacht um 2 Uhr gelangten die Truppen nach Kurz-Lippsdorf, wo sie mit dem Gewehr in der Hand kurze Rast hielten, während welcher sie bei der Nähe des Feindes, um demselben ihre Anwesenheit nicht zu verrathen, weder Feuer anzünden noch Taback rauchen durften, überhaupt die größte Stille zu beobachten hatten. Als der Tag graute, der 6. September, wurde wieder aufgebrochen, und Bülow rückte in eine günstige Stellung bei Eckmannsdorf, die dem Anmarsche des Feindes die Stirn bot. Bülow bestieg den Kirchthurm, und überblickte von hier deutlich die Bewegungen der Franzosen, die früh um 7 Uhr ihr Lager bei Zahna verließen, und im gedrängtem Heerzug auf der großen Straße nach Jüterbogk vorrückten; es war der vierte französische Heertheil unter Bertrand. Einen Augenblick schien es, als zögen sie gradezu gegen Bülow, der sich längst von ihnen entdeckt glauben mußte, doch sie hatten nur einer Krümmung des Weges folgen müssen und wandten sich gleich wieder rechts auf Jüterbogk. Sie hatten die Aufstellung der Preußen in der That noch nicht bemerkt, und die vorgeschobenen Posten, die ihren Augen unmöglich ganz entgehen konnten, vielmehr für ihrige gehalten, so zogen sie denn sorglos und nachlässig ihres Weges weiter, ohne sich in ihrer Flanke durch Streifschaaren oder Patrouillen aufzuhellen. Solche Verblendung und Achtlosigkeit schien unbegreiflich, ließ sich indeß aus den Umständen wohl erklären; ihre leichte Reiterei, den zahlreichen Kosakenschwärmen längst im offnen Felde nicht gern begegnend, hielt sich immer dem Fußvolk möglichst nahe, übrigens schien ein vordringender Heertheil, dem noch

zwei andere dicht folgten, in sich selbst gesichert genug. Ohne Bülow's entschiedenen Eifer und kühnes Eingreifen würde auch wirklich der Marsch ungefährdet vollbracht worden sein.

Bülow hatte von seinem linken Flügel den Major von Schmitterlöw mit 4 Schwadronen gegen Jüterbogk vorgesandt, um sich mit Tauentzien in Verbindung zu setzen. Allein er durfte dies nicht abwarten. Der Feind ging offenbar mit ungeheurer Uebermacht gegen Tauentzien vor, sein Stoß, wenn er mit ganzer Schwere traf, mußte vernichtend wirken. Daher wollte Bülow den Feind still vorüberziehen lassen, aber bevor derselbe sich auf Tauentzien völlig werfen könnte, aus dem Hinterhalte plötzlich hervorbrechen und ihn unerwartet in der Flanke und im Rücken stürmisch anfallen; gelänge es nicht so lange verborgen zu bleiben, so hoffte er wenigstens einen beträchtlichen Theil der feindlichen Truppen auf sich zu ziehen, und dadurch Tauentzien's Kampf bedeutend zu erleichtern. Er dachte weniger an den Glanz und Ruhm des eigenen Erfolgs, als an den allgemeinen Vortheil, und an die Gefahr der tapfren preußischen Mitkämpfer. Daher setzte er sogleich fest, daß der erste Kanonenschuß von Jüterbogk her, der kund gäbe, daß Tauentzien angegriffen sei, auch seinen Truppen das Zeichen zum Angriff sein solle.

Die Gegend war nur theilweise zu übersehen. Der Boden senkt sich nach Süden, erhebt sich dann wieder zu wellenförmigen Anhöhen. Hinter den nächstvorliegenden Dörfern, rechts Wölmsdorf und Nieder-Gehrsdorf links, sind flachere Hügel, weiterhin, zwischen Göhlsdorf und Dennewitz, längs der quer vorüber laufenden Straße von Wittenberg nach Jüterbogk, zeigen sich stärkere ungleich vorspringende Anhöhen; diese wie jene zur Aufpflanzung von Geschütz wohlgeeignet. Noch weiter zurück, zwischen Dehna und Rohrbeck, dieselbe Beschaffenheit des Bodens. Das Dorf Dennewitz liegt in einer Niederung, die ein bei Nieder-Gehrsdorf entspringender sehr sumpfiger Bach bildet, der Agerbach, oder die kleine Aa genannt, in südlichem weiten Umschweif fließt er zuletzt südöstlich an Jüterbogk heran; nur bei Dennewitz und weiter unten bei Rohrbeck ist er überbrückt, sonst nirgends weder für Reiterei noch Fußvolk überschreitbar. Durch diesen Bach

und seine Niederung sondert sich das Schlachtfeld in zwei Theile, und so wie bei Groß-Beeren mußte auch hier der Kampf mit getrennten und doch zusammenwirkenden Truppenkörpern geführt werden. Bülow erkannte schnell, daß Dennewitz der Schlüssel dieser Gegend sei, sowohl der Höhen als der Verbindungen wegen, die hier zusammenkamen, und er richtete daher auf diesen Punkt sein besonderes Augenmerk.

Von dem Kirchthurm herab entdeckte man im Vorschreiten des Morgens bald noch einen zweiten feindlichen Heerzug, der sich auf Rohrbeck, und später einen dritten, der sich auf Dehna richtete, es waren wie sich später ergab, der siebente französische Heertheil unter Reynier, und der zwölfte unter Oudinot, der Feind schien seine ganze Macht in dieser Gegend zusammenzuziehen, um über Jüterbogk auf Dahma vorzurücken und freie Bahn auf Berlin zu gewinnen. Dies ließ sich aus dem allgemeinen Ueberblick mit ziemlicher Sicherheit entnehmen; genauere Erkundigungen waren für jetzt nicht anzustellen, ohne die eigne Anwesenheit, die bisher noch so glücklich unentdeckt geblieben, vorzeitig zu verrathen. —

Tauentzien hatte sich am 5. Abends persönlich in Rabenstein bei dem Kronprinzen eingefunden, und ritt mit dem erhaltenen Befehl, sich rechtshin an Bülow heranzuziehen, in der Nacht zu seinen Truppen zurück; er glaubte sie noch in Seyda, denn die Gefechte und der Rückzug von Dobschütz waren ihm unbekannt, stieß auf französische Posten und entging kaum der Gefangenschaft. In Jüterbogk angelangt, befahl er sogleich den Aufbruch, um sich mit Bülow zu vereinigen. Um den Feind hier nicht unbeachtet zu lassen, blieb der Major von Kleist mit 4 Bataillons, 2 Schwadronen und 11 Kanonen auf dem Windmühlenberge westlich von Jüterbogk stehen, außerdem weiter südwärts der Major von Hiller mit einem Regiment Landwehr-Reiterei und einer Schaar Kosaken, eine Schwadron hatte er bei Rohrbeck über die Aa vorgeschickt. Tauentzien marschirte mit allen übrigen Truppen rechts ab und nahm seine Richtung auf Kaltenborn, südlich von Eckmannsdorf. Doch kaum war der Marsch angetreten, so kam von dem Major von Hiller die Meldung, daß der Feind mit Macht auf Jüterbogk anrücke, und gleich

darauf zeigte sich die Vorhut von Bertrand's Heertheil auf der Höhe bei Dennewitz, ganz nah in Tauentzien's linker Flanke. Dieser eilte die nächsten Höhen bei dem Windmühlenberge zu besetzen und seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Er hatte kaum 10,000 Mann, aber im festen Vertrauen, daß Bülow ihm zu Hülfe kommen werde, stellte er sich gegen den wenigstens doppelt so starken Feind muthig zum Gefecht. Auf dem äußersten rechten Flügel hielt der Major von Schmitterlöw mit seinen 4 Schwadronen, und schickte eine derselben rechts noch weiter in die Gegend vor, um Bülow's linken Flügel zu entdecken. Doch der Kampf begann ehe die Verbindung gefunden war. Eine preußische halbe Batterie eröffnete das Feuer um den Aufmarsch des Feindes zu hindern, der aber schnell mit überlegnem Geschütz antwortete und sie zum Rückzuge zwang. Ney selbst war hier gegenwärtig; er hatte sich weit vorgewagt um die Stellung der Preußen genau zu erforschen, war dabei vom Pferde gestiegen, und kam in Gefahr von kühn heransprengenden Kosaken gefangen zu werden, ihr Geschrei schreckte ihn warnend auf und er fand Zeit sich zu retten. Er befahl nun sogleich den Angriff. Es war etwa 9 Uhr. Die französischen Kolonnen eilten durch Dennewitz über die Aabrücke auf die jenseitigen Anhöhen, stellten sich hier in Schlachtordnung, und drangen entschlossen vor. Mit hartnäckiger Tapferkeit widerstanden die Preußen, der Kampf schwankte längere Zeit, es geschahen die größten Heldenthaten, feindliche Uebermacht machte die größten Anstrengungen ohne die Preußen zum Weichen zu bringen. —

Bülow vernahm den Kanonendonner von Jüterbogk her, und gab unverzüglich den Befehl zum Aufbruch. Kurz vor dem Abmarsch kam noch die glückliche, durch Zufälligkeiten aber verspätete Nachricht von dem Siege Blücher's an der Katzbach, Bülow ließ sie sogleich den Truppen bekannt machen und ihnen den von Blücher wegen dieses Sieges erlassenen Tagesbefehl vorlesen, welches als gute Vorbedeutung mit Freudengeschrei aufgenommen wurde, und den Muth und Eifer der kampfbegierigen Schaaren noch stärker anfeuerte. Der Marsch ging nicht so schnell, wie Bülow es wünschte,

mit allen Kräften betrieb er dessen Beschleunigung. Die Brigade Thümen zog voran, die Brigade Krafft folgte, die Brigade Hessen-Homburg machte den Beschluß. Das schwarze Husarenregiment begleitete den Marsch in der linken Flanke, die übrige Reiterei 20 Schwadronen, deckte die weit mehr gefährdete linke, und nahm eine Stellung bei Wölmsdorf. An Borstell wurde nochmals der bestimmte Befehl abgesandt, mit seiner Brigade schleunigst herbeizukommen. Aus besondern Gründen traf Bülow die ungewöhnliche Anordnung, für den heutigen Tag den Obersten von Boyen zum Befehlshaber der Reserve zu bestellen, als welche die Brigade Hessen-Homburg anzusehen war.

Schon war eine Stunde vergangen, die Truppen in starkem Marsch, der Geschützdonner von Jüterbogk dauerte fort. Ungeduldig ritt Bülow mit seinem Gefolge weit in die Gegend voraus, um näher zu sehen, wie der Stand der Dinge sei. Der Feind schien ganz und gar mit dem Gefecht bei Jüterbogk beschäftigt, keine Feldwache, keine Patrouille zeigte sich, er ahndete nichts von der Gefahr, die in seinem Rücken immer näher kam. Es war Bülow's größter Vortheil, diese Unwissenheit möglichst lange zu erhalten, und den Feind je näher desto verderblicher zu überraschen. Er gab diesen Vortheil freiwillig auf, weil er Tauentzien stark bedrängt wußte, und dessen Erliegen fürchtete. Deshalb eröffnete er schon aus weiter Ferne sein Kanonenfeuer, den kämpfenden Waffenbrüdern das Herankommen der Hülfe verkündend, dem Feinde neuen Kampf ansagend und seine Aufmerksamkeit und Kraft auf diese Seite lenkend. Dieser doppelte Zweck wurde vollkommen erreicht. Tauentzien's Truppen schöpften frischen Muth; die Franzosen stutzten und fragten, was in ihrem Rücken vorgehe. Ney ritt auf eine Anhöhe, erkannte bald, daß eine bedeutende Macht heranzog, und faßte schnell seinen Entschluß. Er ließ das Gefecht gegen Tauentzien fortsetzen, doch die Hauptsache wurde, dem unerwarteten Angriff in der Flanke nachdrücklich zu begegnen. Er berief sogleich den Heertheil Reynier's von Rohrbeck herbei. Die Division Durutte erschien zuerst, zog eiligst durch Dennewitz und nahm seitwärts von Nieder-Gehrsdorf zwischen der Aa und einem

Gehölz eine vortheilhafte Stellung in zwei Treffen, zahlreich aufgepflanztes Geschütz in der Fronte. Die beiden sächsischen Divisionen dieses Heertheils marschirten auf der anderen Seite des Aagrundes gleichfalls in zwei Treffen auf, und lehnten ihren linken Flügel an Göhlsdorf.

Das Kanonenfeuer bei Jüterbogk hatte mittlerweile nachgelassen, ein Theil des preußischen Geschützes, von dem dreifach überlegenen französischen zerschmettert, sich aus der Schußlinie zurückgezogen, das Fußvolk, durch vierstündigen tapfern Kampf gegen die Uebermacht erschöpft, konnte nicht länger widerstehen. Tauentzien mußte die Stellung aufgeben und sich zum Rückzug entschließen, den er wirklich schon anzutreten begann.

Unterdessen hatte Bülow's Schlachtordnung sich unter dem Schutze der aufgefahrenen Batterieen vollständig entwickelt. Die Brigade Thümen in zwei Treffen bildete den linken Flügel, wo das schwarze Husarenregiment weiterhinaus die Verbindung mit Tauentzien aufsuchte; die Brigade Krafft, etwas rückwärts staffelweise gestellt, nahm die Mitte ein; die Brigade Hessen-Homburg, noch weiter zurück, stand als Rückhalt; die Brigade Borstell sollte den rechten Flügel bilden, bis zu ihrer Ankunft sollte Oppen mit der Reiterei den Mangel so gut es ging ersetzen. Diese Anordnung entsprach vortrefflich sowohl den Bedingungen des Bodens und der Stellung des Feindes als dem Umstande, daß ein Theil der Truppen erst erwartet wurde; dort, wo diese eintreffen mußten, sollte das Gefecht so viel als möglich aufgespart werden; ihnen die Hand zu bieten, war die Linie rechtshin möglichst auszudehnen, aber auch zurückzuhalten, während sie links vordringend zugleich zum engern Anschluß an Tauentzien hinstrebte.

Der Donner des Geschützes, durch den Bülow seine Ankunft meldete, hatte den Muth der Truppen Tauentzien's neu belebt, bald nahmen sie wahr, daß der Angriff der Franzosen nachließ, ihre Batterieen minder eifrig feuerten, und Bertrand seine ganze Linie gegen Rohrbeck etwas zurücknahm. Da wandte Tauentzien sich mit neuem Vertrauen gegen den Feind, und ließ seine ganze Reiterei auf das französische Fußvolk

anstürmen. Sie durchbrach das erste Treffen, rollte dasselbe auf, sprengte auch im zweiten einige Vierecke, und richtete ein großes Gemetzel an, mußte sich dann aber eiligst sammeln, weil nun auch die feindliche Reiterei plötzlich hervordrang; zwei Regimenter polnischer Uhlanen stürzten ungestüm auf 7 preußische Landwehrschwadronen, diese stürmten ihnen herzhaft entgegen, es gab einen harten Zusammenstoß, ein furchtbares Handgemenge, zuletzt wurden die Polen von den Schwadronen des Majors von Schmitterlöw gänzlich geworfen, zusammengehauen oder versprengt; wir werden diesen Versprengten noch weiterhin begegnen.

Um dieselbe Zeit, als Tauentzien seinen Rückzug antreten wollte, kam die Brigade Thümen endlich zum Angriff. Sie war links der Aa gegen die feindliche Stellung angerückt, und stieß auf eine Schlucht, die vor ihrer Front gegen Jüterbogk sich hinzog, muthig schritt sie über diese hinweg, auf dem jenseitigen Rand aber aufmarschirt gerieth sie in ein heftiges Gewehr- und Kartätschenfeuer, besonders der linke Flügel, der ohne den Schutz der eignen Kanonen, die jenseits der Schlucht zurückgeblieben waren, sich dieser verheerenden Wirkung der feindlichen ausgesetzt fand, in Verwirrung gerieth und zu weichen begann. Das erste Treffen riß auch einen Theil des zweiten in die Unordnung fort. Thümen zog nun auch das zweite Treffen über die Schlucht zurück, gebot aber dann sogleich wieder Halt, nahm die Zurückweichenden auf, die sich durch die Aufmarschirten durchzogen und hinter denselben unter angestrengtem Bemühen der Offiziere wieder in Ordnung aufstellten. Auf diesem kurzen Rückzuge wurden wahre Heldenthaten gethan. Der Major von Putlitz stieg vom Pferde, ließ sein Bataillon in Linie aufmarschiren, feuern, dann wieder Masse bilden und so zurückgehen, unter wiederholtem Frontmachen und Feuern, bis er dasselbe wieder mit gefälltem Bajonet vorführte. Der Major von Wedell wurde an der Spitze seines Bataillons tödtlich verwundet, der Hauptmann von François fiel im tapfersten Kampfe. Der Major von Clausewitz an der Spitze des vierten ostpreußischen Regiments behauptete sich bei Nieder-Gehrsdorf mit ausgezeichneter Standhaftigkeit. Das Gefecht war bald wieder

auf allen Punkten hergestellt, und ging in ein anhaltendes Gewehrfeuer über, das bei der großen Nähe für beide Theile sehr mörderisch wurde.

Während dieser Vorgänge kam der Major von Eisenhart an Bülow herangeritten mit einer Botschaft von Tauentzien, der dringend um Unterstützung bat; Bülow gewährte sie augenblicklich, und sandte ihm ein Husarenregiment und eine reitende Batterie mit dem Befehl der größten Eile; er war hocherfreut, daß Tauentzien sich noch hielt, denn schon hatte er gefürchtet derselbe sei zurückgeschlagen, und die Truppen, die man auf der Höhe bei Jüterbogk wahrnahm, seien feindliche.

Die schwarzen Husaren, die mit einer reitenden Batterie auf dem äußersten linken Flügel über die dort flachere Schlucht vorgegangen waren, mußten dem Rückzug folgen, wobei die Kanonen in Gefahr kamen. Plötzlich jagten große Schaaren polnischer Uhlanen, dieselben welche Schmitterlöw vorher in die Flucht gesprengt, ungestüm auf die Husaren los, hoffend hier durchzubrechen, doch der Major von Sandrart wies ihren Anfall tapfer zurück, einige wurden niedergehauen, viele gefangen, unter ihnen der Oberst Clouet, Ney's Adjutant, aus dessen Papieren nachher über die Absichten und Mittel des Feindes wichtige Aufschlüsse geschöpft wurden. Die flüchtigen Uhlanen suchten dahin und dorthin ihr Heil. Eine Schaar derselben verirrte sich zwischen das erste und zweite Treffen der Preußen und rannte auf die Anhöhe zu, wo Bülow mit seinem Gefolge hielt, dieser faßte sie scharf in's Auge, doch ohne nur den Zügel aufzunehmen, und als sie näher kamen legte er mit scherzender Miene die Hand an den Degen, indem er lächelnd zu seiner Umgebung sagte: „Nun denn, meine Herren, ziehen Sie doch!" Dies war auch gleich geschehen, und die entschlossene Haltung des kleinen Häufleins bewirkte, daß die Uhlanen keinen Angriff wagten, sondern eilig vorüber stoben; einige Offiziere des Gefolges, unter ihnen der Rittmeister von Burgsdorf, verfolgten sie eine Strecke, hieben mehrere nieder, machten andere zu Gefangenen, die übrigen geriethen, als sie aus dem Zwischenraum beider Treffen rechts herauskamen, in die Reiterei

Oppen's, die ihnen schnell den Garaus machte. Diese persönliche Gefahr war glücklich überstanden, die der Brigade Thümen aber forderte schnelle Hülfe.

Bülow, nachdem er gesehen, in welche Schwierigkeiten sein linker Flügel verwickelt war, und daß derselbe mit eignen Kräften allein sie nicht überwinden könne, sprengte zu dem russischen Geschütz, und befahl dem Obersten Dietrichs mit einer seiner schweren Batterieen vorzurücken. Diesen Befehl persönlich dem Obersten zu ertheilen, war er noch besonders durch den Umstand bewogen, daß derselbe, sonst eben so willfährig als tapfer, doch sein Befremden darüber geäußert hatte, in der Schlacht von Groß-Beeren dem im Range geringeren, aber alles Geschütz des Heertheils befehligenden Oberstlieutenant von Holzendorf untergeben gewesen zu sein. Diese Batterie von Zwölfpfündern ließ Bülow unter Bedeckung von 2 Bataillons bei Nieder-Gehrsdorf so vortheilhaft aufpflanzen, daß sie die Flanke der feindlichen Aufstellung wirksamst beschoß; noch eine halbe russische Batterie wurde nachgeholt, und dies treffliche Geschütz rückte nun selbst auf die vom Feinde besetzte Höhe vor, schmetterte ganz aus der Nähe sein verheerendes Feuer auf die Franzosen und lichtete ihre Reihen. Es galt nun preußischerseits mit Macht wieder vorzugehen. Bülow zog aus der Brigade Hessen-Homburg 6 Bataillons heran, gegen noch umherschweifende Trupps polnischer Uhlanen im Vorrücken zu Massen geformt, und sandte sie dem erneuerten Angriffe Thümen's zur Verstärkung. Der Major von Weyrach, Bülow's erster Adjutant, führte die drei ostpreußischen Landwehrbataillone in das heftigste Feuer. Thümen, indem er seine Truppen wieder ordnete und persönlich vorführte, verlor zwei Pferde unter dem Leibe. Die Truppen standen bald wieder jenseits der Schlucht auf der Höhe. Geschütz- und Gewehrfeuer wüthete von beiden Seiten, letzteres aus gedrängten Linien und aus zahlreichen Plänklerschwärmen. Der Major von Polczinski an der Spitze eines jener Bataillone, dem bald ein zweites sich anschloß, ging links gegen ein Gehölz vor, in das 2 feindliche Bataillone mit Geschütz sich festgesetzt hatten, nahm ihnen eine Kanone, trieb sie aus dem Busch hervor

und auf ein Regiment Landwehrreiter zu, das sie völlig vernichtete. Dem Angriff herbeigeholter feindlicher Reiterei begegnete das Dragonerregiment Prinz Wilhelm. Eine halbe Batterie von der Brigade Krafft rückte kühn über Nieder-Gehrsdorf hinaus und schoß dem Feind in die linke Flanke. Bülow ließ Nieder-Gehrsdorf selbst mit einem Bataillon aus der Brigade Krafft besetzen, Schützen drangen rechts des Aabaches gegen Dennewitz vor und nahmen dort eine zwölfpfündige Kanone. So von allen Seiten unterstützt rückte Thümen, der jetzt zu den 9 Bataillons seiner Brigade noch 7 andere vereinigt hatte, mit Entschlossenheit wieder vor. Die Division Durutte leistete hartnäckigen Widerstand, und das Gefecht dauerte heftig fort.

Inzwischen war die Brigade Krafft, so lange Borstell noch fehlte, der preußische rechte Flügel, gleichfalls in den Kampf eingerückt und rechts von Nieder-Gehrsdorf aufmarschirt. Einen Hügel rechts vor der Front ließ Krafft mit Geschütz besetzen und die Kanonen ihr Feuer gegen Göhlsdorf richten. Ney hatte vom Reynier'schen Heertheil die sächsischen Divisionen Lecoq und Sahr nach Göhlsdorf beordert; sie wurden auf ihrem Heranmarsch immer von Kosaken umschwärmt und angefallen, so daß sie in langem Viereck einherzogen; bei Göhlsdorf standen sie jetzt in zwei Treffen aufmarschirt, und ihre Batterieen hielten den seitwärts vorliegenden Windmühlenberg mit besetzt. Ein starker Wind erregte gewaltige Staubwolken, die mit dem Pulverdampfe vermischt längere Zeit den Kampf verhüllten, sowohl Kanoniere als Plänkler sahen nur auf Augenblicke das Ziel ihrer Schüsse. Der Feind war an Fußvolk und Geschütz weit überlegen, er sandte starke Truppenzüge gegen Krafft's rechte Flanke, der deshalb seinen rechten Flügel zurücknahm, während zugleich ein Theil seiner Geschütze wegen Beschädigung oder Munitionsmangel das Gefecht verlassen und hinter Wölmsdorf zurückgehen mußte, um wieder in Stand gesetzt oder mit Schießbedarf versehen zu werden. Die Batterie von Sprenth ging aus solchem Grunde dreimal zurück und wieder vor, das drittemal mit nur 4 Geschützen. Die Gefahr wuchs hier mit jedem Augenblick.

Da ließ Bülow die Brigade Hessen-Homburg, so viel von ihr noch außer Gefecht war, eiligst herbeirücken. Der Major von Siöholm an der Spitze von 4 Bataillons drang unter dem Schutze des Feuers zweier Batterieen gradezu gegen Göhlsdorf an, eines seiner Bataillone nahm das Dorf, konnte sich aber nicht behaupten, der Feind führte immer frische Truppen vor, dreimal kamen die Preußen hinein, dreimal mußten sie zurück, ein mörderisches Handgemenge wiederholte sich bei jedem Versuch, während zugleich das Geschütz- und Gewehrfeuer von beiden Seiten mit Heftigkeit fortdauerte. Zur Unterstützung der rechten Flanke ließ Bülow auch noch 2 Schwadronen von Oppen's Reiterei vorgehen, den Angriff Siöholm's aber durch 2 Bataillons unterstützen, 2 andere Bataillons gegen die feindliche Batterie auf dem Windmühlenberg anrücken, diese hatte keine Munition mehr und fuhr daher um sich zu retten eiligst ab, wobei sie das eigne Fußvolk in Unordnung brachte, die 2 Bataillons aber, nachdem sie hier noch durch ein scharfes Gewehrfeuer sich in der Fronte Luft gemacht, schwenkten rechts gegen Göhlsdorf, das nun von allen Seiten mit Macht angegriffen und genommen wurde. Ein Nebenumstand darf hier nicht unerwähnt bleiben; als der Major von Siöholm zum Angriff vorrückte, kam eine schwedische reitende Batterie gedeckt von dem Mörner'schen Husarenregiment auf der Anhöhe rechts von Wölmsdorf an und begann zu feuern, aber auf die Bataillone Siöholm's; der Lieutenant und Brigadeadjutant von Kaweczinski sprengte beim fünften Schuß unerschrocken in ihrer Schußlinie vor, klärte den Irrthum auf, und gab ihr bessere Richtung.

Auf dem linken Flügel Krafft's wurde nicht minder lebhaft gekämpft; der Major von Reckow stürmte mit 2 Bataillonen eine gegenüberstehende Batterie und nahm 4 Haubitzen. Als der Staub und Pulverdampf sich etwas verzog und wieder freien Blick ließ, erkannte der Feind die geringe Stärke dieser Schaar, und rückte mit Fußvolk und Reiterei rasch auf sie los. Allein Reckow hatte schnell Bataillonsmassen gebildet, wies die wiederholten Angriffe tapfer zurück, und als ihm ein Bataillon zu Hülfe kam und 2 Schwadronen

Dragoner, wandte sich der Kampf zum Vortheil der Preußen, die hier viele Gefangene machten.

Unterdeß war Thümen mit seinen zu fester Ordnung hergestellten und mit neuem Muthe beseelten Truppen heftiger vorgedrungen, und Bülow glaubte den Augenblick gekommen, die Höhe von Dennewitz und das Dorf zu stürmen, 2 Bataillone erhielten Befehl zum Angriff und drangen muthig vor, fanden aber den tapfersten Widerstand. Der Major von Mirbach sank an der Spitze seines Bataillons von drei Kugeln getroffen; die Fahne des Bataillons wurde zerschossen, der Fahnenträger getödtet, der Hauptmann von Hülsen nahm die Stücke der Fahne und sie hocherhebend führte er das Bataillon auf's neue vor, das in wenigen Augenblicken an Todten und Verwundeten über 100 Mann einbüßte. Das Geschütz mußte hier verstummen, nur ein mörderisches Gewehrfeuer und furchtbares Handgemenge, in welchem Bajonet und Kolben wütheten, brachte die Entscheidung. Der Feind wurde von der Höhe vertrieben, das Dorf Dennewitz genommen. Die Division Durutte wich unter beständigem Kampfe, jeden Fußbreit streitig machend. Noch am Ausgange des Dorfes stellte sich ein Bataillon zum Widerstand auf, von einigen Schwadronen unterstützt, das preußische Fußvolk empfing unerschrocken das Gewehrfeuer, ging ohne Schuß auf den Feind los und brach in seine Reihen mit furchtbaren Schlägen ein, bis alles aus einander stob, die Reiterei wartete den Angriff nicht ab, und floh in wilder Flucht. Hinter Dennewitz trafen schon Bülow's Truppen mit denen Tauentzien's zusammen und begrüßten einander mit lautem Zuruf. Bertrand's Heertheil, durch Tauentzien's und Bülow's Truppen von Dennewitz und der Verbindung mit Ney abgedrängt, zog sich gegen Rohrbeck, wohin Thümen mit aller Kraft nachrückte. Auf dieser Seite war der Sieg errungen, auf der anderen dagegen erst jetzt wieder sehr zweifelhaft geworden.

Ney hatte den noch frischen Heertheil Oudinot's nebst der großen Reiterschaar Arrighi's von Oehna herbeigerufen, diese kamen jetzt bei Göhlsdorf an, und stellten sich hinter den Sachsen Reynier's und deren linken Flügel weithinaus überragend in Schlachtordnung auf, die Reiterei hinter dem

Fußvolk; hier standen nun 47 feindliche Bataillone gegen 14 preußische! Die französische Division Guilleminot rückte zuerst in's Gefecht, sie drang mit zahlreichem Geschütz auf Göhlsdorf vor, beschoß das Dorf von vorn und von beiden Seiten, und bereitete sich zum Sturm. Ein wilder Kampf erhob sich im Dorfe selbst; man focht in den Häusern, Gärten, in der Kirche, unter Kartätschenhagel und auflodernden Flammen; nur ein Brunnen in der Mitte des Dorfes vereinigte Freund und Feind, Hunderte drängten sich friedlich herbei, den brennenden Durst zu löschen, und eilten dann erfrischt wieder zum Gefecht. Die Preußen wichen vor der Uebermacht einen Augenblick, doch der Major Friedrich von Bülow drang mit seinem Bataillon auf's neue in und durch das Dorf; am Ausgange desselben gegen den Feind hin sah er sich plötzlich von 3 Bataillonen zugleich bedroht, eines war im Dorfe selbst, das andere in den Gärten, das dritte im freien Feld; er hatte nur ein schwaches Bataillon, das dritte Glied war ihm genommen worden um eine russische Batterie zu decken, doch er war schnell entschlossen, entwickelte seine Mannschaft, und ließ sie auf eine Entfernung von etwa 70 Schritt Feuer geben, dann mit dem Bajonet angreifen; es entstand ein furchtbares Handgemenge, in welchem die Preußen gegen 300 Gefangene machten, aber ihr tapfrer Führer einen Schuß in die Seite bekam. Der Uebermacht des Feindes mußte das Dorf überlassen werden, doch hemmte für den Augenblick noch der Major von Gleißenberg mit seinem Füsilierbataillon das weitere Vordringen, indem er einen Graben benutzte, um hinter demselben gesichert dem Feinde wohlgezielte Schüsse zuzusenden. Doch immer mehr Schaaren zogen heran, es zeigte sich die stärkste Uebermacht, Krafft aber wollte nicht weichen, und Boyen, der den letzten Rückhalt hier befehligte, führte persönlich die Bataillone immer wieder in's Feuer vor.

Die Sachen standen höchst gefährlich. Der Kampf hatte sich mit ganzer Stärke dahin gezogen, wo Borstell's Brigade erfordert war ihn aufzunehmen. Bülow hatte voll Ungeduld wiederholt an ihn Offiziere gesandt, den Major von Reiche, dann Burgsdorf, der ihn endlich im Vorrücken traf. „Nur

keine Vorwürfe! rief er dem letzteren entgegen, ich komme!“ Reiche und Burgsdorf ritten eiligst mit der guten Nachricht zu Bülow zurück.

Borstell war um 11 Uhr von Kroppstädt abmarschirt und hatte unterwegs vom Kronprinzen von Schweden den Befehl erhalten sich nach Eckmannsdorf zu wenden, wo dieser unterdessen mit den schwedischen und russischen Truppen eine beobachtende Stellung genommen; Borstell aber antwortete, Bülow stehe in vollem Kampfe, die Pflicht rufe ihn dorthin, auch habe er diesem schon seine nahe Ankunft gemeldet, und nahm daher seine Richtung auf Dalichow und gradezu auf Göhlsdorf, welches ihm von Reiche als Zielpunkt angewiesen war. Dieser glückliche Ungehorsam gegen den Kronprinzen wurde ihm von Bülow hoch angerechnet, und sühnte den früheren gegen ihn versuchten. Borstell wollte nicht die Zuschauer vermehren, sondern verstärkte lieber die Kämpfenden.

Auch an den Kronprinzen selbst hatte Bülow die Meldung der großen Gefahr gesandt und ihn dringend ersucht vorzurücken. Der Zettel war nach Marzahne überschrieben, der Ordonnanzreiter hatte Zahna verstanden, und war schon im Begriff dorthin zu den Franzosen zu reiten, als ihm der Förster von Trenenbriezen begegnete, die Aufschrift las, und ihn zurecht wies. Die Antwort des Kronprinzen lautete: „La bataille est gagnée, j'arrive avec 48 bataillons, le général Bülow n'a qu'à se retirer en seconde ligne.“ Tief empört über diese Arglist, welche die theuer errungenen Lorbeern sich zueignen und die Preußen und ihn selbst um den gerechten Preis des blutigen Kampfes bringen wollte, kümmerte sich Bülow gar nicht um die unwürdige Zumuthung, sondern beschloß, der Ankunft Borstell's gewiß, die letzte Kraft aufzubieten, um den hier noch keineswegs entschiedenen Sieg zu erringen. Auch erschien der Kronprinz nicht auf dem Kampfplatz, sondern sandte nur einige schwedische und russische Reiter und Geschütze vor.

Borstell hatte den Major von Rüchel-Kleist vorausgeschickt, um die ankommenden Truppen nach der Lage der Dinge zweckmäßig aufzustellen, mit rascher Einsicht und Thätigkeit führte dieser seinen Auftrag aus. Gegen halb 4 Uhr

rückte die in zwei Treffen entwickelte Brigade zum Angriff, jedes Treffen nur von 4 Bataillonen, 12 Kanonen vor der Mitte des ersten Treffens, die Reiterei mit 2 reitenden Kanonen in der rechten Flanke; 3 Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Geschütze hatten noch zurückbleiben müssen. Der Kampf hatte sich von allen Seiten auf Göhlsdorf zusammengezogen. Die Nordseite des Dorfes wurde von 8 schwedischen und 4 russischen Kanonen beschossen, Borstell richtete sein Geschütz auf die Südseite. Der Feind antwortete aus 16 zwölfpfündigen Kanonen mit aller Kraft und behauptete sich im Dorfe. Das preußische Fußvolk war inzwischen näher gerückt, und 4 Bataillons drangen plötzlich stürmend ein, der Feind wehrte sich tapfer, wurde jedoch nach hartem Kampfe hinausgeschlagen. Der Major von Hövel drang mit seinem Bataillon auf der anderen Seite bis an die nächste feindliche Batterie, während die Franzosen schon mit verstärkter Macht wiederkehrten, ihm mußte befohlen werden zurückzugehen; 6 französische Bataillons folgten ihm auf dem Fuße, stürmten Göhlsdorf, wo 2 preußische Bataillone nach tapfrer Gegenwehr weichen mußten. Die Ueberlegenheit des französischen Geschützes an Zahl und Schwere zwang auch das preußische, vielfach beschädigte, aus der zu großen Nähe sich etwas zurückzuziehen. Dieser erste Angriff Borstell's war also abgeschlagen, Bülow sandte den Befehl, unverzüglich die Anstalten zu einem kräftigeren zweiten zu machen, zugleich wiederholte er seine Aufforderung bei dem Kronprinzen, ja sogar unmittelbar bei Wintzingerode, seinen schweren Kampf wenigstens dadurch zu unterstützen, daß sie durch Vorrücken ihre Truppen dem Feinde zeigten.

Inzwischen hatte Thümen die Truppen Bertrand's über Dennewitz hinaus gegen Rohrbeck verfolgt, wohin gleichzeitig von der anderen Seite Tauentzien's Truppen vordrangen. Die Franzosen vertheidigten die Brücke von Rohrbeck mit verzweifelter Tapferkeit, im furchtbarsten Handgemenge wurden ihrer viele schonungslos erschlagen, der Rest floh mit Hinterlassung von 2 Kanonen. Die Division Durutte stellte sich unverzagt nochmals bei Rohrbeck gegen Thümen auf, dieser ließ die eine der russischen Batterieen vorbringen, deren nahes

Kartätschenfeuer die französische Linie schnell wieder zerriß, das Dorf gerieth in Brand und der Feind wich zurück. Ney, der diese Zerrüttung sah, den Ueberblick über das Ganze des Kampfes wie es scheint verloren hatte, und diesen Theil desselben bei Rohrbeck jetzt für den wichtigsten und gefährlichsten hielt, rief augenblicklich den Heertheil Oudinot's von Göhlsdorf ab, mit dem Befehl eiligst hinter Rohrbeck sich in Schlachtordnung zu stellen und die geschlagenen Truppen Bertrand's aufzunehmen. Als Reynier den Abmarsch Oudinot's erfuhr und nun mit den beiden sächsischen Divisionen wieder allein blieb, gerieth er in Verzweiflung, er sah sich verlassen, aufgegeben, seine Niederlage vor Augen. Der letzte Erfolg bei Göhlsdorf, der die Täuschung erzeugte, als könne man hier der Uebermacht entbehren, war nur durch diese errungen und ohne sie nicht zu behaupten. Auch erkannte er schon die Zeichen des nahen erneuerten Sturms. Man sagt, er habe im Schmerz über sein Mißgeschick sich in das schärfste Plänklerfeuer begeben und den Tod gesucht.

In der That ließ der neue Angriff der Preußen nicht lange auf sich warten. Bülow gab den Befehl, daß 4 Bataillone von Krafft sich an Borstell anschlössen, Oppen mit seiner ganzen Reiterei auf dem rechten Flügel desselben vorrückte, alles Geschütz herbeigeholt und in Wirksamkeit gesetzt würde. Heftiges Kanonenfeuer eröffnete den neuen Angriff, die preußischen Bataillone marschirten im Sturmschritt vor, der Feind von allen Seiten bedrängt, durch Geschoß und Bajonet und Gewehrkolben, wurde endlich zum letztenmal aus Göhlsdorf hinausgeworfen. Der schwedische Oberst Cardell rückte mit seiner schwedischen Batterie vor, 2 russische Batterieen, die hinter Wölmsdorf hielten, holte der Hauptmann von Grabowski herbei, der Hauptmann Sprenth brachte von seiner zusammengeschossenen Batterie die hergestellte Hälfte zum drittenmal in's Feuer, 2 russische Husarenregimenter schlossen sich an Oppen, 2 russische Jägerbataillone an Krafft's Truppen an. Der Feind wich nun auf allen Seiten. Staub und Pulverdampf begünstigten seinen Rückzug, doch litten die Abziehenden sehr von dem Geschützfeuer, das weithin den Kampfplatz bestrich und durchwühlte. Die sehr zahlreiche

Reiterei Arrighi's wagte nicht gegen Oppen's wohlgeordnete Schaaren hervorzubrechen, sie trat bald ebenfalls den Rückzug an, und wurde nun herzhaft angegriffen, die pommerschen und russischen Husaren sprengten ein französisches Reiterregiment und nahmen 8 Kanonen.

Bei Oehna versuchte der Feind nochmals sich aufzustellen. Doch bevor es geschehen war, überraschten ihn die pommerschen Husaren, hieben in das noch nicht schußfertige Fußvolk ein, machten 1200 Gefangene und nahmen 3 Kanonen; darauf kamen noch 2 Uhlanenschwadronen von Borstell herbei, und die Verfolgung wurde kräftig fortgesetzt. Unterdessen hatten Tauentzien's und Thümen's Truppen den Feind bei Rohrbeck in erneuerten Angriffen wiederholt geschlagen, und zuletzt in völlige Flucht geworfen. Der Heertheil Oudinot's war eiligst herbeigezogen, allein er vermochte nicht sich aufzustellen, im vollen Marsche von den Flüchtlingen überrannt, von den Verfolgern in der Flanke bestürmt, gerieth er in Verwirrung und wurde in die allgemeine Flucht unaufhaltsam mit fortgerissen. Vergebens bot Ney sein ganzes Ansehen auf, die Flüchtlinge zu hemmen, sie gehorchten nicht mehr, Fußvolk und Reiterei, von panischem Schrecken ergriffen, eilten aufgelöst in allen Richtungen davon.

Bülow befahl den wenigst ermüdeten Truppen die weitere Verfolgung, 3 Landwehrregimenter Borstell's und 1 Reiterregiment Oppen's drangen nach Körbitz und Welsigkendorf vor, wo sie mit der verfolgenden Reiterei vom linken Flügel zusammentrafen; der Oberst von Hobe mit seinen Uhlanen in der Richtung von Schönwalde vorsprengend nahm noch zuletzt 3 Geschütze. Die Kosaken schwärmten weit in die Gegend hinaus.

Beim Einbruch der Nacht ließ Bülow seine Truppen zwischen Langen-Lippsdorf und Bochow lagern, die Reiterei voraus oder auf den Flügeln, doch viele Truppentheile nahmen ihre Rast, wohin grade die Bewegung des Kampfes sie geführt hatte. Die Schweden und Russen, endlich in Marsch gesetzt, lagerten zwischen Dennewitz und Jüterbogk.

Die Schlacht war vollständig und glänzend gewonnen, der richtige Blick und feste Muth des Feldherrn wie die

kühne und nachhaltige Tapferkeit der unvergleichlichen Truppen hatten sich auf's neue herrlichst bewährt. Eine gewisse Aehnlichkeit dieser Schlacht mit der von Groß-Beeren ist auffallend, man erkennt in beiden dieselbe Leitung, dieselbe Kriegsart, nur erscheint beides in der Schlacht von Dennewitz wie an Umfang so auch an Kraft gesteigert. Es gab keinen Augenblick, in welchem Bülow die Uebersicht und Leitung des Ganzen nicht in der Hand gehabt, nicht jedem Theile des Kampfes Ziel und Mittel zugewiesen hätte. Auch hier anfangs nicht ohne Unruhe und heftigen Eifer, wurde er im vollen Sturm des Gefechts nur immer ruhiger und zuversichtlicher. Seine Haltung, unerschrocken in der größten Gefahr ohne diese über seinen Beruf hinaus zu suchen, beseelte die Truppen mit dem höchsten Muth und Zutrauen. Generale, Offiziere und Soldaten hatten gewetteifert in Tapferkeit und Hingebung.

Mehrere Züge von Heldenmuth sind unserer Erzählung schon eingeflochten, wir müssen noch einige nachtragen. — Als bei dem ersten Angriff Thümen's die Truppen in Verwirrung geriethen, und zurückwichen, hielt dieser sie mit dem Zurufe fest: „Ein Hundsfott wer noch einen Schritt zurückgeht!" und dieselben Truppen thaten gleich darauf auf's tapferste ihre Schuldigkeit. — Im Allgemeinen herrschte der größte Eifer, die kühnste Todesverachtung; viele Verwundete wollten ihre Truppe nicht verlassen, und blieben im Gefecht. — Ein pommersches Bataillon begrüßte die Granaten, die vor ihm einschlugen, mit „Hurrah" und „Vorwärts!" — Der Musketier Drodowski, vom dritten ostpreußischen Regiment, verlor durch eine Kanonenkugel das Bein, seine Kameraden wollten ihn aufnehmen, er aber trieb sie in den Kampf zurück. — Der Dragoner Schwarz, brandenburgischen Regiments, hatte mehrere feindliche Reiter niedergehauen, da fiel sein Pferd verwundet zusammen und die Feinde umringten ihn, allein er entkam ihnen, raffte Gewehr und Patrontasche eines Todten auf, und schloß sich dem Fußvolk als Plänkler an. — Der Landwehrmann Baumann, kurmärkischen Regiments, warf die schweren Schuhe weg, um schneller den Feind verfolgen zu können, schoß einen höheren Offizier nieder, und verschmähte

dessen Uhr und Börse. — Die freiwilligen Jäger Ebel, von Kleist, Koch und Schumann, vom Füsilierbataillon des kolbergischen Regiments, traten mit ihren kurzen Büchsen in die Reihen des stürmenden Bataillons. — Der Lieutenant Schmückert, Adjutant des kolbergischen Regiments, führte freiwillig die Plänkler des Regiments zum Sturm. — Der Unteroffizier Haak desselben Regiments, riß dem Trommelschläger, der ihm zu lässig schien, die Trommel weg, und ging sturmschlagend voran. — Der Lieutenant von Nordhausen, vom zweiten Bataillon des dritten ostpreußischen Regiments, nachdem seine Vormänner gefallen oder verwundet waren, führte die Schützen des Bataillons zum Sturm, und nahm eine Haubitze. — Das pommersche Bataillon des Majors von Podewils, das schon viele Mannschaft verloren hatte, stand etwas vor die Linie hinausgerückt, und sollte deßhalb etwas zurückgehen, aber die Leute riefen: „Lieber zu Grunde gehen, als einen Schritt weichen!" Die Fahnenstange wurde durch einen Schuß zerschmettert, die nächsten Rotten waren getödtet, Alle wetteiferten die Fahnenrotten zu ersetzen, die am meisten gefährdeten; Podewils nahm selbst die Fahne und führte zum Angriff, eine feindliche Fahne wurde erobert. — Der Rittmeister von Romberg nahm mit westpreußischen Uhlanen 3 Kanonen. — Der Lieutenant von Proek machte mit 12 brandenburgischen Dragonern 100 Gefangene, der Lieutenant von Petersdorf mit 20 kurmärkischen Landwehrreitern 200 Gefangene. — Der Wundarzt Karl Arendt, vom ersten pommerschen Fußregiment, wurde beim Verbinden zweimal verwundet. — Der Regimentsarzt Assing, des zweiten kurmärkischen Reiterregiments, nahm sich während der ganzen Schlacht im heftigsten Kugelregen so unerschrocken und unermüdet der Verwundeten an, daß ihm Bülow das eiserne Kreuz am schwarzen Bande geben ließ. — Der Lieutenant von Korth, vom ersten pommerschen Fußregiment, stürzte sich zweimal dem russischen Geschütz entgegen, das eben auf dem Schlachtfeld angelangt, sein Feuer aus Irrthum auf die Preußen richtete. — Die Reihe solcher tapfern Züge ließe sich noch lange fortsetzen, die wenigen hier angeführten sind nur Beispiele aus der Menge. —

Bülow befehligte in dieser Schlacht nicht viel über 30,000 Mann und bestand den Kampf gegen 3 französische von den berühmtesten Feldherrn geführte Heertheile, zwischen 65 und 70,000 Mann stark, von denen höchstens 10,000 durch Tauentzien beschäftigt waren. Der Sieg war theuer erkauft; der Bülow'sche Heertheil verlor an Todten und Verwundeten über 200 Offiziere und gegen 6000 Mann. Tauentzien's Verlust wurde auf 3000 Mann geschätzt. Die Franzosen verloren an Todten und Verwundeten über 10,000 Mann, gegen 15,000 an Gefangenen, 4 Fahnen, 80 Kanonen, 400 Pulverwagen, unermeßliches Gepäck und Geräth, da schon auf dem weiten Schlachtfeld, noch mehr aber auf der nächtlichen Flucht, alles zurückgelassen und den Siegern zur Beute wurde. —

Der Eindruck dieses Sieges übertraf den von Groß-Beeren weit. Der Kronprinz von Schweden selbst war davon ganz ergriffen. Er schrieb gleich am folgenden Tag an Bülow: „J'ai été témoin hier du courage que vos troupes ont déployé et de l'activité et des talents de vos généraux; continuez à leur donner le bel et honorable exemple qu'ils reçoivent de vous dès le commencement de la guerre", und fügte hinzu, daß er selbst vollkommen würdige und auch dem Könige gebührend anzeigen werde, was alles das Vaterland den Leistungen Bülow's und seiner standhaften Beharrlichkeit verdanke. — Ney dagegen, um Mitternacht in Dahme angelangt, schrieb von hier an Napoleon ganz entmuthigt: „Ich bin gänzlich geschlagen, und noch weiß ich nicht, ob mein Heer sich wieder gesammelt hat. Ihre Flanke ist entblößt, nehmen Sie sich daher in Acht. Ich glaube es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zurückzuziehen." An den Kommandanten von Wittenberg, General Lapoype, schrieb er noch schlimmer: „Ich bin nicht mehr Herr der Truppen, sie versagen mir den Gehorsam und haben sich selbst aufgelöst; nehmen Sie, Herr Kommandant, darnach Ihre Maßregeln." Was von dem geschlagenen Heer noch übrig war, zog eiligst der Elbe zu. Ney sammelte die Flüchtlinge des Bertrand'schen Heertheils am 7. bei Dahme; — hier hatte Napoleon an diesem Tage von Dres-

den her mit starker Macht eintreffen wollen, um sich mit Ney zu vereinigen. Reynier's Truppen nahmen ihren Rückzug theils auf Herzberg, theils auf Annaburg, Oudinot's Heertheil ebenfalls auf Annaburg; sie wurden noch sehr von den Verfolgern beunruhigt; Tauentzien sandte noch am 6. September Abends seiner Brigade, die unter Wobeser in Luckau stand, den Befehl nach Dahme vorzurücken um den Feind in der Flanke zu nehmen; Wobeser machte mit 8 Landwehrbataillons, 8 Schwadronen und 1 Batterie einen angestrengten Nachtmarsch, erschien am 7. früh um 5 Uhr vor Dahme, wo Ney's Hauptquartier war, griff sogleich mit Ungestüm an, jagte Ney's Hauptquartier in die Flucht, nahm 1 Kanone und machte 2500 Gefangene; ebenso überfiel der Rittmeister von Blankenburg mit einer gemischten preußischen Reiterschaar den Feind bei Holzdorf, nahm 10 Offiziere und 800 Gemeine gefangen und 8 Kanonen; der Oberstlieutenant Graf von Lottum mit einer Schaar preußischer und russischer Reiter nahm bei Herzberg gleicherweise 800 Gefangene und 1 Kanone. Unfähig solcher Angriffe sich zu erwehren, zogen am 8. September alle französischen Truppen bei Torgau sich über die Elbe zurück.

Bülow schrieb am Tage nach der Schlacht aus Oehna folgenden Brief an seine Frau: „Der gestrige Tag war einer der merkwürdigsten und glänzendsten, welche die preußische Militairgeschichte aufzuweisen hat; wir haben eine Hauptschlacht gewonnen, wo gegen uns jeder Fuß Terrain hartnäckig vertheidigt wurde. An der Schlacht hat von den Alliirten nichts Theil genommen, als zuletzt, nachdem wir den Feind schon aus den mehrsten Positionen geworfen, die schwedische und russische Artillerie und beim Verfolgen die russische Kavallerie. An 5 Stunden habe ich mich beinahe allein gegen einen ungeheuer überlegenen Feind mit 3 Divisionen erhalten müssen, denn die von Borstell konnte erst nach 3 Uhr Nachmittags ankommen, und um 10 Uhr fing die Schlacht nahe bei Jüterbogk an. Wir haben sehr viel Menschen verloren, mehrere Bataillone sind bis auf die Hälfte geschmolzen. Die Hand der Vorsehung schützte mich sichtbar. Auch von meinen Adjutanten ist niemand verwundet.

Der Prinz von der Moskwa (Ney) war mit seinem Armeekorps zu Oudinot gestoßen und hatte das Kommando übernommen, daher die sehr bedeutende Stärke des Feindes. Wir sind noch im Verfolgen begriffen. Ich kann noch nicht genau übersehen, wie viel wir an Trophäen aufzuweisen haben werden, 20 Kanonen und eine große Menge Munitionswagen weiß ich vorläufig. Unsere Truppen haben Wunder gethan; sie haben mit dem Bajonet Batterieen gestürmt; es sind wieder die alten Preußen von Prag, Leuthen ꝛc. Es kommt nur darauf an, daß wir unsere Siege nutzen, und wir werden bald Herr von Deutschland sein." Die unrichtigen Angaben in diesem Briefe, besonders in Betreff der eroberten Kanonen, zeigen auf's neue wie schwer es ist nach solchem Ereigniß alle Folgen desselben sogleich zu übersehen.

Bei Dennewitz wie bei Groß-Beeren hatten die Sachsen im französischen Heere tapfer gefochten und es war nicht ihre Schuld, daß die Franzosen nicht siegten. Das Mitstehen dieser Deutschen auf der undeutschen Seite regte großen Unwillen auf, und Bülow enthielt sich nicht, den gefangenen sächsischen Offizieren, am folgenden Morgen eine bittre Strafrede zu halten, indem er sie auf das Beispiel ihres ehemaligen Generals Thielmann verwies, der jetzt der Sache der Verbündeten und hiemit dem Könige von Sachsen besser diene als sie, die noch mit den Franzosen vereinigt waren, und forderte sie zum Uebertritt auf. Der Zeitpunkt aber, wo eine solche Gesinnung zur That werden sollte, trat erst sechs Wochen später ein, der ausgeworfene Samen mußte durch die Ereignisse selbst der Reife näher gebracht werden.

Am 8. September feierte das Heer den erfochtenen Sieg durch ein feierliches Tedeum unter dem Donner der Kanonen und dem Gewehrfeuer der in Vierecke gestellten Regimenter. Dem Könige wurde von den Preußen ein dreimaliges Hurrah gerufen, sodann Bülow'n von seinen Truppen. Der Kronprinz von Schweden sammelte alle Angaben über den Verlauf der Schlacht, besonders erkundigte er sich bei den Gefangenen ob nicht Napoleon selbst dabei gewesen, welches er anfangs zu glauben schien, weil ihn vielleicht geheime Kundschaft benachrichtigt hatte, daß Napoleon, wie er wirklich die

Absicht gehabt, sich von Dresden her mit Ney zu vereinigen dachte. Dieser Voraussetzung gemäß wollte der Kronprinz auch nicht zu schnell vorrücken, sondern das Heer vorsichtig beisammen und zurück halten, in diesem Sinne gab er viele zweckmäßige Befehle, die jedoch zu sehr in's Einzelne gingen, und den vorstrebenden Geist der Preußen nicht befriedigten. Nach einigen Tagen aber erschien ein vom Hofkanzler von Wetterstedt unter den Augen des Kronprinzen verfaßter Kriegsbericht, der zuerst das größte Staunen und dann das unwilligste Murren erregte. Darin wurden die Sachen folgendermaßen dargestellt: „Das preußische Heer, höchstens 20,000 Mann stark, hielt mit wahrhaft heroischem Muth die wiederholten, durch 200 Kanonen unterstützten Angriffe von 70,000 Feinden aus. Der Kampf war ungleich und mörderisch, doch herrschte nicht einen Augenblick Unentschlossenheit unter den preußischen Truppen; und wenn einige Bataillone das gewonnene Terrain augenblicklich räumen mußten, so geschah es nur, um es auf der Stelle wieder zu erobern. In dieser Lage der Dinge rückten 70 russische und schwedische Bataillone, 10,000 Mann Reiterei von beiden Nationen und 150 Stück Geschütz in Angriffskolonnen mit freien Zwischenräumen zum Entwickeln vor. Schon waren über 4000 Mann russischer und schwedischer Reiterei und mehrere Batterieen in Gallop herangesprengt, um einen Punkt, gegen den der Feind vorzüglich seinen Angriff richtete, zu unterstützen. Ihre Ankunft begann demselben Einhalt zu thun, und die Erscheinung der Kolonnen that das Uebrige. Das Schicksal der Schlacht war auf der Stelle entschieden." Ungeachtet des glänzenden Lobes, das hier der preußischen Tapferkeit ertheilt wird, ist die Arglist doch nur zu sichtbar, welche die Ehre des Sieges den Preußen und ihrem Feldherrn doch zum Theil entziehen und dem Gesammtheer so wie dem Oberbefehlshaber desselben zuweisen möchte; zu diesem Zweck wird sogar die Zahl der Kämpfenden wie ihre Anstrengung zum Theil verkleinert, damit es scheine, als habe der preußische Heertheil nur gleichsam als Vorhut gefochten, und die übrigen Heertheile dicht hinter sich gehabt. Allein der Augenschein zeigt, daß die Preußen allein hier eine selbstständige Schlacht geliefert, und sie ge-

wonnen haben ehe die Schweden und Russen herangekommen. Auch waren letztere zusammen nicht 70 Bataillone stark, sondern nur 46 Bataillone, 40 Schwadronen und 118 Kanonen, die Preußen aber nicht 20,000 Mann, sondern zwischen 40 und 50,000 Mann.

Bülow versuchte die schwedischen Angaben durch eine wahrheitsgetreue Darlegung der Thatsachen in den Berliner Zeitungen zu berichtigen, allein der Zensor verweigerte auch diesmal die Zulassung. Empört über dieses Versagen des nach seiner Ueberzeugung gerechtesten Verlangens, beschwerte sich Bülow bei dem Fürsten von Wittgenstein, als demjenigen Minister, dem die Zensursachen untergeben waren, und hatte mit ihm einen scharfen, doch fruchtlosen Briefwechsel. Aber auch an Adlercreutz sandte er seine bittren Klagen in einem Schreiben, das er anfangs sogar an den Kronprinzen selbst richten wollte, und worin er sowohl gegen das Uebermaß der Bedeutung, welches dieser der Mitwirkung der schwedischen und russischen Geschütze beilegen wolle, als gegen die Hervorhebung des Prinzen von Hessen-Homburg im Vergleich der anderen Brigadegenerale nachdrücklich Einspruch that. In letzterem Betreff sagte er grade heraus: „Quoique le prince de Hombourg aye fait son devoir, il n'a cependant point eu l'occasion de se distinguer comme les généraux de Thümen, de Borstell et de Krafft, et je crois comme chef de mon corps et comme témoin oculaire le mieux pouvoir juger du mérite des officiers à mes ordres." Adlercreutz antwortete begütigend, und schrieb unter anderen: „Je suis pleinement convaincu que ces batteries ne décidèrent pas la victoire, mais elles doivent avoir contribué en partie à accélérer la retraite de l'ennemi;" er fügte schließlich hinzu: „Je déclare hautement que les dispositions de votre Excellence et la bravour des troupes à ses ordres ont tout l'honneur de l'heureux résultat de cette bataille."

Hier erhebt sich eine alte, vielfach verhandelte und für jeden gegebenen Fall absonderlich zu entscheidende Frage, wem von kriegerischen Thaten der Ruhm gebühre? Der Mitwirkenden sind hier immer viele, unter den mannigfachsten Verhältnissen und Umständen. Unstreitig hat der Ober-

befehlshaber ein unbedingtes Recht auf alles, was seine Untergebenen nach seinem Befehl ausführen. Aber der größte Feldherr hört auf das Urtheil, auf den Rath von Andern, und seines Generalstabs, seiner Adjutanten, seiner Unterbefehlshaber, kann er nicht entbehren; ja manche Schlacht hat vorzugsweise der Generalstab, ein Adjutant, ein Unterbefehlshaber, ohne und sogar wider Befehl, oder die Tapferkeit der Truppen allein gewonnen. In unserem Falle stellt es sich klar heraus, daß Bülow mit vollkommener Selbstständigkeit gehandelt hat, daß auch in dieser Beziehung die Schlacht von Dennewitz nur eine Steigerung der Schlacht von Groß-Beeren ist; von oben fand höchstens eine hemmende Einwirkung Statt, von unten nur die nothwendige, die richtige Mitwirkung. Das Verhältniß zu dem Kronprinzen von Schweden konnte zu derjenigen Zeit, in der es amtlich in Kraft war, das Verdienst und den Ruhm der That einigermaßen auf jenen hinüberleiten; die spätere Geschichtskunde, frei von amtlicher Rücksicht, darf diesen Schein nicht dulden. Bülow hatte jedoch sein Werk und Verdienst nicht nur gegen den Höheren, sondern auch gegen den Nebenstehenden, ja gegen seinen Untergebenen zu wahren; von ersterem wird später die Rede sein, in Betreff des letzteren sei nur in Kürze gesagt, daß Borstell, gestützt auf sein Zuletzterscheinen und auf die Wegnahme von Göhlsdorf, gar sehr gemeint war, sich für den eigentlichen Sieger zu halten, und unruhig bald mehr bald minder solche Ansprüche blicken ließ, die niemand sonst ihm jemals zugestehen wollte. —

Um den Gegenstand zu erledigen, schließen wir gleich hier eine spätere Erörterung an, welche Bülow zur Wahrung seines Rechtes an den Hauptmann von Thile schrieb, von dem zu erwarten war, daß [illegible] dem Könige vorlegen würde; er sagt darin: „Der Kronprinz für seine Person ist niemalen auf dem Schlachtfelde erschienen, noch hat er in Absicht der Schlacht weder die mindeste Veranstaltung getroffen noch Ordres ertheilt. — Der Kronprinz ließ mich fragen, ob die Schlacht gewonnen? ich antwortete, allerdings, der Feind sei in völligem Rückzuge; zum zweitenmal ließ er mich fragen, ob der Sieg vollständig und der Feind in Unordnung zurück-

ginge; ich bejahte dies abermals.“ Von den furchtbaren Kolonnen, welche ein solches Schrecken bei dem Feinde verursacht haben sollen, hat Bülow nichts gesehen, überhaupt nichts von den Schweden, als 2 reitende Batterieen, und deren Oberst Cardell nebst dem General Adlercreutz, die persönlich bei ihm im stärksten Feuer waren. Seine gereizten Gefühle sprechen sich noch später in einem Schreiben an seine Frau mit gerechtem Stolz aus: „Die Berliner haben eine Deputation an den Kronprinzen geschickt, welche ihn gebeten zu erlauben, daß sie zum Andenken seiner, als des Retters von Berlin, eine Medaille mit seinem Bildniß dürften prägen lassen. Er hat geantwortet, sie wären es größtentheils mir und meinen Truppen schuldig, sie möchten also eine Medaille mit seinem Bildniß prägen lassen, wo aber auf der andern Seite mein und Tauentzien's Name, so wie die der schwedischen Generale Stedingk, Adlercreutz und Tawast, und der russischen Generale Woronzoff und Wintzingerode stehen sollten. Da ich dieses erfuhr, habe ich an's Gouvernement geschrieben, und verbeten, daß mein Name auf dieser Medaille geprägt werde. Beiliegend erhältst Du das Brouillon dieses Schreibens. Theile es der Prinzeß Luise mit, es wird ihr Spaß machen.“

Die Kriegsbewegungen gingen langsam vorwärts. Bülow's Heertheil zog am 9. September nach Nonnendorf, Tauentzien nach Luckau, Hirschfeldt nach Seyda. Der Kronprinz nahm eine Mittestellung vor Wittenberg bei Seyda, und dehnte nur seine Flügel etwas aus. Die erlangten Vortheile, wie groß immer, waren noch keine entscheidenden, Oudinot und Ney waren geschlagen, aber die dunkle Gestalt Napoleons und seines Hauptheers schwebte gleich einer Gewitterwolke drohend im Hintergrund; was seinen Marschällen zweimal mißlungen war, konnte er selbst zum dritten Male durchsetzen. Ueber die Elbe zu gehen und den gefürchteten Feind aufzusuchen, machte der Kronprinz allerdings einige Anstalten, doch zur Ausführung hielt er für nöthig erst einen Stützpunkt an der Elbe gewonnen zu haben, Wittenberg oder Torgau. Er nahm sein Hauptquartier in Koßwig, während Bülow nach Seyda vorrückte und ein Lager zwischen Seyda und Gadegast bezog; Borstell's Brigade stand in Schweinitz und

Jessen. Tauentzien erhielt Befehl die Brigade Wobeser gegen Torgau vorzuschicken, und den dortigen Brückenkopf anzugreifen; Hirschfeldt sollte Wittenberg einschließen; die Belagerung dieser Festung wurde am 14. September Bülow'n aufgetragen, und ihm zu diesem Zweck auch Hirschfeldt untergeben. Zugleich erhielt Bülow die Ermächtigung oberhalb Wittenberg's bei Elster, gegenüber von Wartenburg, eine Brücke über die Elbe schlagen und einzelne Truppenabtheilungen übergehen zu lassen, falls keine zu große Gefahr dabei wäre; ein Theil seiner Reiterei, zwischen der Elster und Elbe zweckmäßig aufgestellt, erhielt die Verbindung mit Tauentzien. Das zur Belagerung Wittenberg's nöthige schwere Geschütz wurde aus Spandau und Berlin schleunigst herbeibefohlen, die Festung sollte in kürzester Frist erobert werden. In dieser Aufgabe und Stellung fand Bülow zwar genugsamen Stoff rastloser und mannigfacher Thätigkeit, aber sich im Ganzen doch auf Abwarten und Stillstehen angewiesen.

In dieser Zeit sandte die Prinzessin Luise von Preußen, vermählte Fürstin Radziwill, ihren ältesten Sohn zu Bülow, um unter dessen Augen den Krieg mitzumachen. Ihr Brief vom 18. September aus Berlin lautete: „Sie sind seit so langen Jahren uns ein so treuer und werther Freund gewesen, daß ich gewiß, lieber Bülow, meinem Sohne kein besseres Schicksal wünschen konnte, als in Ihrer Nähe und unter Ihren Augen an dem heiligen und gerechten Kampf Theil zu nehmen, für den Sie bis jetzt mit einem so herrlichen Erfolg gefochten haben. Ich hoffe, daß Wilhelm Ihre Gewogenheit zu verdienen suchen wird, und bin fest überzeugt, daß es ihm wenigstens dazu an gutem Willen nicht fehlen wird. Möge er ganz meinen sehnlichsten Wünschen entsprechen, und mit Ihrem Beifall beehrt einst zu mir zurückkehren! Auch Herrn von Royer, einen seit 20 Jahren meinem Bruder und mir treu bewährten Freund, empfehle ich Ihnen angelegentlichst; er verdient alles Gute was man nur von einem Menschen sagen kann, und hat mich jetzt, in einem Augenblick, der doch wohl jedem Mutterherzen schwer wird, einen sehr werthen Beweis seiner Anhänglichkeit durch dem Anerbieten gegeben Wilhelm zu begleiten. Sobald wir die

nöthigen Pferde werden angeschafft haben, wird Wilhelm abreisen. — Daß Sie in der Gegend von Wittenberg bleiben und zu der Belagerung dieses Platzes bestimmt sind, thut mir herzlich leid, — denn ich weiß, daß es Ihrem Wunsch und Ihrer Ueberzeugung nicht entspricht. — Mein Mann sprach dem Obrist Boyen im Hauptquartier des Kronprinzen, und hoffte Sie auch bei dem Uebergang über die Elbe zu treffen, in Zerbst erfuhr er erst das Gegentheil und mußte nun eine weitere Reise aufgeben. — Ihre gute Pauline tummelt sich noch immer in der Welt herum; — ich wünschte ihr wohl baldige Ruhe in ihrem Bette, nach dem sie sich recht herzlich sehnt. Ich besuchte sie zuweilen, aber nun habe ich einen so bösen Husten und Fieber, daß ich nicht mehr das Zimmer verlassen kann. — Schenken Sie mir die Fortdauer Ihrer Freundschaft. Empfehlen Sie mich dem Obrist Boyen, Herrn von Auer und Weyrach, und versichern Sie sich meiner Dankbarkeit und Ergebenheit."

Vom König erhielt Bülow das Großkreuz des eisernen Kreuzes, der Kronprinz von Schweden sandte ihm mit schmeichelhaften Worten das Großkreuz des Schwertordens. Wie er beides aufnahm, ersehen wir aus dem Brief an seine Frau vom 19. September aus Seyda: „Auf meinen ersten vorläufigen Bericht der Schlacht von Dennewitz habe ich Antwort vom Könige. Er ist höchlich erfreut, und hat mir das höchste militairische Ehrenzeichen, was in diesem Kriege gegeben wird, das Großkreuz des eisernen Kreuzes übersandt. Zugleich habe ich das Großkreuz des schwedischen Schwertordens erhalten. Dieses letzte ist mir in Wahrheit sehr gleichgültig. Tauentzien hat den schwarzen Adlerorden erhalten, aber kein eigentlich rein militairisches Ehrenzeichen; man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich immer entschlossen und gut benommen hat. — Wenn man die Berliner Zeitungen liest, so ekelt es einen an, die erbärmlichen Bulletins des Kronprinzen zu lesen, wie er so ängstlich bemüht ist, dem Publikum vorzuspiegeln, daß er Antheil an der Schlacht bei Dennewitz habe. Seine Bulletins enthalten beinahe nichts wie Lügen; es ist kein wahres Wort, daß Tschernitscheff Dessau besetzt hat, der Kronprinz hat ihn

vielmehr wieder über die Elbe zurückkehren lassen, worüber dieser außer sich ist."

Der Kronprinz that sehr ungeduldig, und fragte wiederholt an, warum Bülow die Laufgräben vor Wittenberg noch nicht eröffnet habe? Dieser fand das Drängen des sonst immer Zaudernden sehr ungehörig, und antwortete scharf, daß eine Belagerung ohne Belagerungsgeschütz noch nie Statt gefunden. Als endlich einige Mörser und schwere Kanonen so wie auch eine englische Batterie Congreve'scher Raketen eingetroffen waren, verlegte Bülow am 24. September sein Hauptquartier näher an Wittenberg im Birkenbusch oder Andersdorf, ließ Nachmittags durch Thümen diesseits der Elbe, jenseits durch Hirschfeldt, die nächsten Dörfer um Wittenberg nehmen, und die Franzosen auf die Festung beschränken.

Ney hatte sich mit seinen geschlagenen Truppen auf die Mulde zurückgezogen, und strebte aus allen Kräften sie wieder zu ordnen, zu ermuthigen, zu verstärken. Bülow lag dem Kronprinzen dringend an, ihn bei Elster über die Elbe gehen zu lassen und selber bei Roßlau überzugehen, um den Feind zu gleicher Zeit auf beiden Flügeln anzugreifen, das Gelingen sei unfehlbar, und werde auch für die anderen Heere die größten Folgen haben; aber der Kronprinz verwies ihn auf Wittenberg, ohne dessen Besitz das Nordheer nichts jenseits der Elbe unternehmen könne; während Bülow umgekehrt eine solche Unternehmung für das beste Mittel hielt, den Fall von Wittenberg zu bewirken; er beklagte bitter, daß von diesem Feldherrn das geringste Vorschreiten nur gewaltthätigerweise zu erpressen sei! Der Oberstlieutenant von Valentini, bis dahin Oberquartiermeister von Yorck's Heertheil, eben jetzt aber in gleicher Eigenschaft zu Bülow versetzt, schrieb in gleichem Sinn an seinen Freund Schack: „Der Oberfeldherr, dessen Panier ich jetzt folge, läßt seinem Heerhaufen mehr Ruhe, als wir unter den lorbeerbegierigen Strategen genossen, die uns bei Tag und Nacht durch Bäche und Ströme jagten; bei dem dritten Armeekorps kann man auf die Jagd gehen, einen Landedelmann besuchen, ein Leben führen, wie ich mit meinem Freunde Zielinski in den ersten

Tagen unsrer Ruhe in Bautzen ... Man lebt ungenirt und in guter Eintracht in diesem Hauptquartier, doch bin ich in einer fremden Welt." Vom Kronprinzen von Schweden sagt er noch, derselbe habe hierin auch etwas Imperatorisches, daß er seinen Generalen wenig über das Ganze der Sachen mittheile; er sei übrigens sehr höflich, mache aber auch ebenso seinerseits Prätensionen von Höflichkeit, die gegen ihn Devotion werden müßte, „mehr als unsre preußischen Gebräuche es erlauben."

Ein Aufruf an die Sachsen vom 7. September auf dem Schlachtfelde von Dennewitz erlassen, lautete wie folgt: „Sachsen! Deutsche Brüder und Nachbarn! — Von den Gefilden einer gewonnenen Schlacht, in der wir mit Unwillen euer deutsches Blut vergossen, sprechen wir noch Einmal zu euch. — Sachsen! Einst zählte Deutschland euch mit Stolz zu dem edleren Theile seiner Söhne, die jeder Unterdrückung kühn widerstrebten; rühmlich erwähnt die Geschichte der heißen Schlachten, in denen eure Vorfahren für die Freiheit des Vaterlandes fochten. Ihr waret eine der kräftigsten Stützen Deutschlands, unter dessen alter Verfassung unser aller Wohlfahrt und Glück blühte. Was seid ihr jetzt? Unterwürfige Knechte eines fremden Monarchen, dessen unersättlicher Ehrgeiz euch auf immer in die Ausführung seiner blutdürstigen Plane verwickeln, auf immer von dem Genusse des wahren häuslichen Glücks entfernen wird; Helfershelfer bei der Unterdrückung eurer deutschen Brüder; Theilnehmer an der Verwüstung eures vaterländischen Bodens, den jene Fremdlinge, nicht wir, zur Einöde gemacht haben. Was habt ihr, selbst bei dem glücklichsten Ausgang eures ungerechten Kampfes, zu erwarten? Sklavenfesseln, die euch unaufhörlich drücken, die euch bei euren Zeitgenossen, so wie bei der Nachwelt, mit ewiger Schande bedecken werden. — Es ist nicht Gefühl von Schwäche, was uns diese Worte an euch entlockt; das froheste Bewußtsein, die festeste Zuversicht, führt uns der Zukunft entgegen, und auch ohne euch werden wir diesen heiligen gerechten Kampf bestehen, aber eben weil wir euch als unsere deutschen Brüder gerne lieben und achten möchten, weil wir nur mit Unwillen daran denken mögen, euch gleich jenen

räuberischen und verhaßten Fremdlingen zu behandeln, fordern wir euch auf, des deutschen Namens, der deutschen Abkunft euch würdig zu zeigen, und die Fahnen des Unterdrückers mit denen der Freiheit und des Rechtes zu vertauschen. — Wählt jetzt, Sachsen! Ruhe und Glück für eure Zukunft, Ruhm und Ehre bei der Mit- und Nachwelt, und unsre herzliche Liebe und Achtung, — oder Knechtschaft, Schande, und Zerstörung eures Wohls. — Als Brüder werden wir diejenigen von euch empfangen, die eingedenk ihrer heiligsten Pflichten vereint mit uns für Deutschlands Wohlfahrt kämpfen wollen. — Aber wir sagen uns los von aller Gemeinschaft mit denjenigen, die länger noch die schimpfliche Fessel des Unterdrückers tragen; unwürdig erklären wir sie des deutschen Namens, und sie selbst und ihre Eltern und Verwandten sollen erfahren, wie wir Deutschlands ausgeartete Söhne zu verachten und zu strafen wissen."

Dieser Aufruf hatte wenig gefruchtet; er mochte nicht gehörig bekannt geworden oder für Einzelne schwer zu befolgen sein, nur wenige Sachsen kamen auf die deutsche Seite herüber. Den Versuch einen ihrer Generale zu gewinnen, machte Bülow durch ein Schreiben vom 25. September an den sächsischen Generallieutenant von Zeschau. Die darin angeführten Beweggründe sind merkwürdig genug, sie erinnern an die, von denen Yorck geleitet war, und bezeugen abermals, daß Bülow diesen vollkommen beipflichten konnte. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen fährt er eindringlichst fort: „Sollten Sie nicht durchdrungen sein von der Ueberzeugung, daß die wahre Ehre dem Soldaten den Kampf für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes gebietet, und daß, indem Sie dem ersten Bürger desselben den Eid der Treue leisteten, derselbe auf keine Art gebrochen wird, wenn Sie, treu dem Wohl des Vaterlandes, einen entscheidenden, ewig ruhmwürdigen Schritt für dasselbe thun? — Nein gewiß! Euer Exzellenz fühlen dies eben so sehr, als Sie die Achtung nicht verkennen können, die Sie sich durch diesen Schritt bei dem ganzen freien Europa erwerben würden, und als Ihnen die dauernde Dankbarkeit des geretteten Vaterlandes werth sein muß. — Ihr edler Monarch kann, gefesselt von dem

Unterdrücker Ihrer Freiheit, nicht mehr aus der Fülle seines Herzens zu Ihnen sprechen. Könnte er das, seine Befehle würden gewiß, mit meinen Ansichten übereinstimmend, zur Befreiung des Vaterlandes Sie auffordern. Auch ihn aus dieser schmachvollen Unterwürfigkeit zu befreien, ist Ihre Pflicht. — Es wird an Mitteln Ihnen nicht fehlen, aus der Gemeinschaft mit jenen verhaßten Fremdlingen zu treten; — die Wege über Dessau und Wörlitz und die heilige Zusicherung unserer Mitwirkung und Unterstützung, wo Sie solche wünschenswerth finden, bieten sich Ihnen dazu dar. — Ich aber, der ich mir vorzüglich die Ehre wünsche, die braven Sachsen mit meinen Preußen vereinigt zu sehen, und der ich hierin nur die Gesinnungen des Königs meines Herrn und aller meiner vaterländischen Waffenbrüder ausspreche, sichere Ihnen im Namen meines Monarchen das ungetheilte Zusammenbleiben Ihrer Mannschaft unter Ihren Fahnen und die Bestätigung eines jeden in seinen Rang- und Gehaltsverhältnissen zu. — Werfen Sie diese Anerbietungen nicht zurück; sie sind mit Vertrauen, mit Achtung und Liebe gegeben, und verdienen eine gleiche Aufnahme. Euer Exzellenz persönlich aber bitte ich die Versicherung meiner hohen Achtung und Ergebenheit zu genehmigen." — Es war ein besonderes Geschick, daß grade dieser General, der so angesprochen wurde, grade am längsten bei den Franzosen aushielt. —

An seine Frau schrieb Bülow an demselben Tage: „Die Prinzeß Luise hat mir geschrieben, eben so die Gräfin Kalnein; beide haben mir ihre Söhne empfohlen. Ich habe also eine weitläufige Korrespondenz mit den Damen. Wie paßt aber diese Damen-Korrespondenz für einen Menschen, der handwerksmäßig Mordbrennerei treibt? Heute Nacht fange ich an, Wittenberg zu bombardiren; mit Leidwesen werde ich so viele für uns wichtige und ehrwürdige Denkmäler zerstört sehen, die Zelle, wo Luther noch als Mönch gewohnt ꝛc. Alles dieses wird wahrscheinlich in kurzem ein Raub der Flammen sein, und ich fürchte, daß vielleicht mehr unschuldige, unglückliche Einwohner den Tod finden werden, als Feinde darin umkommen. Das ist der Krieg, meine gute Pauline!

Gestern habe ich die Vorstädte genommen, und den Feind in die Festung hineinwerfen lassen. Auf einer Höhe sitzend habe ich die ansehnliche, in der Geschichte der Reformation so merkwürdige Stadt mit Wehmuth betrachtet. Aber das ist der Krieg, meine Pauline!"

Am 25. September Abends um 8 Uhr wurden wirklich die Laufgräben eröffnet und 3 Batterieen mit Geschütz besetzt, in der Nacht begann das Bombardiren, doch ohne große Wirkung. Die Franzosen antworteten kräftig, die Preußen errichteten neue Batterieen, und warfen in den Nächten zum 28. und 30. September zahlreiche Bomben in die Stadt, sie wurde zum Theil eingeäschert, ein Magazin in Brand gesteckt, aber die Brücke blieb unzerstört, und die Uebergabe um nichts genähert. Die Bewegungen des Feindes waren indeß wieder bedrohlich gegen die Elbe gerichtet, und nöthigten die Aufmerksamkeit sich vorzugsweise ihnen entgegegen zu wenden.

Ney hatte am 27. September mit seinen Vortruppen Dessau besetzt, dann Roßlau, wo die Schweden standen, wiederholt angegriffen, doch hier zurückgeschlagen sich stromaufwärts gewandt; er glaubte, das Nordheer wolle bei Elster übergehen, schickte daher Bertrand's Heertheil dorthin um den Brückenbau und den Uebergang möglichst zu hindern. Doch war es nicht das Nordheer, sondern das aus der Lausitz kühn hervordringende schlesische, namentlich der Heertheil York's, dessen Uebergang über die Elbe hier sollte bewerkstelligt werden. Bülow lieh seine kräftige Hülfe dazu. Er sandte 1 Grenadierbataillon und 6 Musketierkompanieen, 1 zwölfpfündige Batterie und 1 reitende sechspfündige, unter deren Schutz die Arbeit glücklich ausgeführt wurde.

An seine Frau schrieb am 29. September Bülow aus Rudersdorf: „Es ist schon sehr lange, daß ich keine Zeile von Dir erhalten; bei allem, was auf mir beruht, bei meinen großen und wichtigen Geschäften ist es nothwendig, daß ich in Ansehung Eurer, meine Lieben, beruhigt bin. — Wittenberg ist nun 2 Nächte bombardirt worden; das letzte, gestern Nacht, hat große Wirkung gehabt. Es brannte an vier Orten, und sehr viel von der Stadt liegt in Asche; ein

Theil des Schlosses, worin ein großes Magazin war, ist auch ein Raub der Flammen geworden. — So eben erhalte ich die Nachricht, daß der König von Baiern die französische Parthei verlassen, und sich mit uns vereinigt. Auch wurde gestern gemeldet, daß der Feind sich zurückzöge, und daß Dresden vielleicht schon geräumt sein würde. Alles dieses ist von großer Wichtigkeit. Wir werden also auch hier in wenig Tagen über die Elbe gehen. Ein großes Uebel ist es, daß wir es nicht schon lange gethan. Das Korps des Marschall Ney müßte gänzlich vernichtet werden. — Du weißt, meine liebe Pauline, ich bin Gourmand und betrachte eine schlechte Speise halb und halb wie eine verlorne Schlacht. Mein Staatsrath hatte einen Wildschweinskopf komplet zum Brei verkochen lassen. Wir Alle fanden uns in unsern Erwartungen sehr getäuscht, und es hat eine derbe Epistel gesetzt." —

Das Annahen des schlesischen Heeres und die nun lebhaft eingetretenen Mittheilungen zwischen Blücher und Bülow erhoben den Kriegseifer beider zu größeren Entwürfen und Hoffnungen; Blücher und Gneisenau hatten schon Vorschläge gemacht, Bülow'n von dem Nordheer abzutrennen und mit dem schlesischen zu vereinigen, allein der König wollte darauf aus politischen Gründen nicht eingehen. Nun galt es also den Kronprinzen zu thätigem Vorschreiten zu bewegen, allenfalls fortzureißen; allein er wies alles gebieterisch zurück. Bülow schrieb hierüber am 2. Oktober an seine Frau: „Der General Blücher hat sich mit seiner ganzen Armee an uns herangezogen, und wird oberhalb Wittenberg bei Elster, wo ich eine Brücke habe bauen lassen, über die Elbe gehen. Dieses geschieht hauptsächlich darum, damit dem Kronprinzen gar kein Ausweg gelassen wird, und er gezwungen ist über die Elbe zu gehen. Es ist ein großes Uebel, daß dieser Charlatan hier erschienen; der Krieg müßte unter einem Andern seit geraumer Zeit eine bessere Wendung bekommen haben."

Nachdem aber Yorck am 3. Oktober bei Elster seinen Uebergang über die Elbe glücklich bewirkt, und die starke Truppenmacht Bertrand's, die es ihm wehren wollte, bei

Wartenburg in einem blutigen Treffen gänzlich geschlagen hatte, vermochte der Kronprinz nicht länger seine Mitwirkung zu versagen, und er kündigte an, daß er mit ganzer Macht bei Roßlau über die Elbe gehen werde. Seine Vortruppen standen schon wieder bei Dessau, welches der Feind geräumt hatte. Bülow erhielt Befehl, die Brigade Thümen auf dem rechten Elbufer vor Wittenberg stehen zu lassen, selbst aber mit den Brigaden Hessen-Homburg, Krafft und Borstell nach Roßlau zu marschiren und daselbst in's Lager zu rücken. Dies geschah am 4. Oktober. Bülow, dem in dieser Zeit entscheidender Bewegungen jeder Tag ein wichtiger Gewinn dünkte, wünschte dringend, schon am 4. überzugehen, und hatte deshalb Boyen an den Kronprinzen abgeschickt, allein dieser blieb dabei, den 5. dafür festzusetzen. An diesem Tage marschirte Bülow mit allen seinen Truppen über die Brücke von Roßlau und durch Dessau in das Lager zwischen Hinsdorf und Meilendorf, sein Hauptquartier nahm er in Jeßnitz. —

Die Spannung zwischen dem Kronprinzen und Bülow hatte sich mit jedem Tage gesteigert. Bittre, beleidigende Aeußerungen, vermeintlich im Kreise von Vertrauten ausgesprochen, aber der Gegenseite sorgsam und wohl auch mit Ausschmückungen hinterbracht, schürten das Feuer zur offnen Flamme. Bülow sowohl als Tauentzien hatten schon mehrmals beim Könige sich über den Kronprinzen beschwert, Bülow insbesondere geklagt, er werde durch die Furchtsamkeit und selbstsüchtige Staatsklugheit eines Fremdlings gehemmt, eines zwiefachen, denn als Schwede und als Franzose sei er es den Preußen. Allein auch der Kronprinz hatte seinerseits dem König über den Ungehorsam, die Eigenwilligkeit und Tadelsucht Bülow's geklagt, und diese Anklage von Seiten eines Verbündeten und Oberbefehlshabers mußte schwer in's Gewicht fallen. Ehe hierüber ein Bescheid erfolgen konnte, las Bülow in einem Tagesbefehl des Kronprinzen diese Worte: „D'ailleurs le général Bülow est prévenu que les mouvements de la grande armée du nord ont été jusqu'ici paralysés par la faiblesse des ouvrages devant Wittenberg.“ Diese ungerechte, als öffentlicher Verweis ausgedrückte Beschuldigung, mußte Bülow'n auf's äußerste

empören; er schrieb darüber an Adlercreutz einen Brief, durch den er dem Kronprinzen gewissermaßen den Gehorsam aufsagte. Adlercreutz meinte, wenn der Kronprinz diesen Brief sähe, würde er vielleicht den Oberbefehl niederlegen und mit seinen Schweden das Heer verlassen. Indeß hatte derselbe schon genug erfahren, um an den König zu schreiben, er möchte einen anderen General an Bülow's Stelle schicken; in seinen redseligen Klagen äußerte er unter anderen, bisher habe er mit Bülow auf dem Fuße eines Kriegskameraden gelebt, er werde ihm fortan den Befehlshaber zeigen. Doch im vielen Reden pflegte der Zorn des Kronprinzen bald zu verrauchen; man stellte ihm vor, wie sein Schreiben den König betrüben würde, wie tapfer Bülow sei, Adlercreutz und Löwenhielm halfen ihn beschwichtigen, er ließ den schon abgesandten Kurier zurückholen, vernichtete das Schreiben, und sagte gutmüthig: „Je n'en veux point au général, je ne veux point faire de la peine au roi, il n'en sera plus question!“ Auch die anderen Schweden, Stedingk, Tawast und Sparre bestärkten die gute Stimmung, sie waren alle für Bülow gutgesinnt, als sein Gegner in der Umgebung des Kronprinzen wurde nur dessen Generaladjutant Oberst Björnstierna genannt. In dieser guten Stimmung kam Abends am 6. Oktober der Kronprinz nach Jeßnitz, stieg bei Bülow ab, lud ihn ein mit ihm in seinem Wagen zu Blücher nach Mühlbeck zu fahren, beide sprachen sich gegeneinander freundlich aus, und kamen ziemlich versöhnt von der Fahrt zurück. Bald hierauf erhielt Bülow das nachfolgende Kabinetsschreiben des Königs, durch welches ihm der Ernst des Verhältnisses glimpflich vorgestellt und auch von dieser Seite die Aufwallungen beruhigt oder zurückgedrängt wurden. „Der Kronprinz von Schweden, — lautet das Schreiben, — so sehr er Ihrer Tapferkeit und Ihren militairischen Talenten Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat sich darüber beklagt, daß Sie mit seinem Kommando unzufrieden, den Anordnungen desselben nicht diejenige willige Folge leisten, welche er nach den Verhältnissen, in denen Sie zu ihm stehen, zu erwarten berechtigt sei. Da höhere politische Rücksichten des Kaisers von Rußland Majestät, so wie den Prinzen-

Regenten von England und mich bewogen haben, dem Prinzen den Oberbefehl über die vereinigte Nordarmee zu übertragen, so werden Sie selbst einsehen, daß ihm der Gehorsam ohne den größten Nachtheil nicht verweigert werden dürfe. Ich vertraue daher zu ihrem Patriotismus und zu Ihrem Eifer für mich und die Sache des Vaterlandes, daß Sie dem Prinzen hierin keinen Anlaß zu Beschwerden geben, in Ihren Aeußerungen über ihn und sein Benehmen vorsichtig sein, und die so nothwendige gute Harmonie zu erhalten streben werden."

Inzwischen hatte Bülow von Jeßnitz seine Reiterschaaren möglichst weit gegen Leipzig vorgesandt, ohne daß die Stellung und Stärke des Feindes sonderlich aufgehellt wurde. Ney ließ von Magdeburg her 6000 Mann in des Kronprinzen rechte Flanke gegen Aken vorrücken, ihm wurde Hirschfeldt entgegengeschickt, der nöthigenfalls auch die vor Magdeburg stehenden Truppen des Generals von Putlitz aufnehmen sollte. Der Kronprinz nahm am 8. Oktober sein Hauptquartier in Zörbig, wohin Bülow am 10. folgte, und wo auch Blücher sich einfand. Beide Heere, das Nordheer und das schlesische, waren nun vollkommen vereinigt, und Bülow empfing die erfreuenden Besuche York's, Gneisenau's, des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, und anderer Generale und hohen Offiziere. Sie stimmten alle in dem Verlangen und der Erwartung überein, daß entscheidende Schläge mit aller Macht jetzt geschehen müßten.

Die Bewegungen des Feindes waren schwer zu erspähen, es fehlte durchaus an sicheren und genauen Nachrichten. Doch soviel war klar zu erkennen, daß von allen Seiten, Feind und Freund, die Heermassen sich gegen Leipzig hinwälzten. Der Kronprinz von Schweden fühlte sich, ungeachtet seiner Vereinigung mit Blücher, gegen die Hauptmacht Napoleons nicht sicher genug, er wollte dem Andrange ausweichen und auf das rechte Elbufer zurückgehen, auf dem linken nur unter dem Beding bleiben, wenn Blücher mit ihm hinter der Saale eine Stellung nähme; dann verlangte er noch, mit seinen Schweden die nächste Verbindung mit der Elbe zu behalten, daher sollte Blücher auf den rechten Flügel der

vereinigten Heermasse hinausrücken; alles dies bewilligte Blücher, nur um das Nordheer festzuhalten und einer bevorstehenden Schlacht nicht zu entziehen. Der Uebergang über die Saale wurde am 10. Oktober bewerkstelligt. Bülow ging bei Wettin über und lagerte bei Rothenburg, Winzingerode folgte, die Schweden, bei Alsleben übergegangen, schlossen sich an. Hirschfeldt stand in Aken an der Elbe; Tauentzien war nach Dessau vorgerückt, die Mulde beobachtend, und hauptsächlich auch angewiesen auf die Sicherheit Berlins bedacht zu sein. Thümen stand bei Wittenberg, Wobeser bei Torgau.

Napoleon, an demselben 10. Oktober, an welchem die verbündete Heeresmacht über die Saale ging, in Düben angelangt, ließ 4 seiner Heertheile, zusammen wohl 70,000 Mann, in angestrengten Märschen gegen die Elbe vordringen. Ney rückte mit Macht gegen Dessau vor; Tauentzien wich dem Andrang schnell auf das rechte Elbufer zurück. Reynier ging mit seinem Heertheile bei Wittenberg über, wo Thümen anfangs Widerstand leistete, dann aber vor der Uebermacht wich und sich an Tauentzien anschloß. Dieser, für Berlin besorgt, zog sich eiligst auf die Hauptstadt zurück. Bertrand drang mit seinem Heertheil nach Wartenburg. Eine starke Schaar ließ Ney am 12. Oktober auf dem rechten Elbufer abwärts nach Steutz gegenüber von Aken vorgehen, wodurch Hirschfeldt, erhaltenen Befehlen gemäß, sich bewogen sah, die Brücke daselbst eiligst abzubrechen; nach heftigem Kanoniren zog der Feind wieder ab, denn er hatte nur eine Erkundung beabsichtigt, aber die Zerstörung der Brücke, über welche allein der Kronprinz von Schweden noch zurückgehen konnte, war verhängnißvoll. Er hatte nun keine Wahl mehr, er mußte auf dem linken Elbufer bleiben, und den Ereignissen Stand halten.

Am 13. Oktober nahm das Nordheer eine Stellung bei Köthen; Bülow sandte starke Streifschaaren nach Dessau, Zeßnitz und Bitterfeld, die indeß vom Feinde wenig erkundeten. Der Kronprinz sandte Befehle an Tauentzien und Hirschfeldt, sich vor Wittenberg und bei Aken zu behaupten, und letzterem die Brigade Hessen-Homburg zur Verstärkung, allein Tauen-

tzien war schon auf dem Rückzuge nach Berlin, und Hirschfeldt wurde nicht weiter angegriffen. Auf das rechte Elbufer hatte Napoleon nur wenige Truppen vorgeschickt, und auch diese bald zurückgerufen; seine Absicht, einen kräftigen Stoß gegen Blücher zu führen, oder auch das ganze Nordheer zu überfallen, war durch das Ausweichen beider Heere über die Saale verfehlt; welches auch seine weiteren Absichten gewesen sein mögen, die bedenklichen Nachrichten, daß Baiern von ihm abgefallen und daß das große böhmische Heer stark herandränge, riefen ihn am 14. von Düben zurück, und er begann seine ganze Macht bei Leipzig zusammenzuziehen.

Es scheint kaum zu bezweifeln, daß er bis dahin alles Ernstes den Gedanken gehegt, nördlich der Elbe sich ein neues Kriegsfeld zu eröffnen, wobei Berlin sein besondrer Zielpunkt sein mußte, da der Besitz dieser Hauptstadt ihm unberechenbare Vortheile gewährte; ja es steht nicht fest, daß er auch jetzt, indem er auf Leipzig zurückging, jenen Plan schon aufgegeben habe, denn wenn es ihm gelang das böhmische Heer sogleich zu schlagen und in das Erzgebirge zurückzuwerfen, so konnte er hoffen Kräfte und Zeit genug zu haben, um an dem schlesischen und Nordheer rasch vorüber nach Berlin vorzudringen, sich mit den Truppen aus Magdeburg und Hamburg zu vereinigen, und die beiden Heere, oder auch eines allein, in höchst ungünstiger Lage zur Schlacht zu nöthigen. Wir müssen dabei der Annahme widersprechen, als habe Wallmoden mit seinem schwachen und sehr zusammengesetzten Heertheil den Anmarsch Davoust's hemmen können, der letztere, mit den Dänen vereinigt, war wenigstens dreimal so stark. Die Bedenken des Kronprinzen von Schweden waren demnach nicht so grundlos, wie man sie später hat vorstellen wollen, und wenn wir erwägen, daß er berechtigt war, eher an Napoleons Raschheit zu glauben als an die des großen Hauptquartiers der Verbündeten, so dürfen wir ihn nicht zu sehr tadeln, wenn er nur zaudernd und vorsichtig einem Kampfe sich aussetzen wollte, der für ihn vernichtend werden konnte. Aus gleichem Gesichtspunkte dürfte Tauentzien's eiliger Rückzug bis Potsdam und Berlin wenigstens entschuldigt werden, denn war es den Franzosen wahrer Ernst

und folgten sie mit großer Macht, so war Tauentzien nicht im Stande ihnen unterwegs irgendwo die Spitze zu bieten, sondern nur von Berlin selbst und gestützt auf dessen Kräfte war noch eine Vertheidigung möglich. Die Wirkung des Vordringens der Franzosen und die Besorgniß, daß Napoleon selbst im Anzuge sei, dauerte noch fort, als die Bewegung schon rückgängig geworden war. Daß man nicht schneller und zuverlässiger von jedem Wechsel unterrichtet wurde, war ein überall vorkommendes Gebrechen dieser Kriegsführung; die große Ueberzahl leichter Truppen hätte ihm abhelfen sollen, that es aber nicht. —

In dem Hauptquartier Blücher's und Bülow's hatte sich allerdings eine andere Ansicht festgestellt. Der Kriegseifer und das Selbstvertrauen der preußischen Feldherren, unbekümmert um politische Bedenken, und selbst mancher militairischen jetzt nicht achtend, hatten einzig den großen Zweck vor Augen, den gewaltigen Gegner im Kerne seiner Macht anzugreifen, zu schlagen, und zu vernichten. Dieser Meinung war auch Bülow, der doch in dem früheren Theile des Feldzuges genug bewiesen hatte, daß Vorsicht und Bedacht ihm keineswegs fremd seien. Aber die feindlichen Heerschaaren, mehrmals von blutigen Schlägen getroffen und auf allen Seiten weichend, schienen ihm jetzt genug erschüttert, um endlich einem Hauptschlage unterliegen zu können. Er bewunderte Napoleons Feldherrngröße und traute ihr das Außerordentlichste zu, allein er glaubte den Augenblick erschienen, wo seine Ueberlegenheit durch eine andere aufgewogen sei; in solchem Sinne sprach er es jetzt lebhaft aus, der Nimbus, der bisher geblendet habe, müsse schwinden, und auch ohne das böhmische Heer abzuwarten seien die Heere Blücher's und des Kronprinzen fähig und befugt, den Feind bei Leipzig aufzusuchen und zu schlagen.

Der Kronprinz bezeigte jetzt den besten Willen, an den Ereignissen, die sich bei Leipzig vorbereiteten, mit allen Kräften Theil zu nehmen. Allein auch jetzt wünschte er möglichst sicher zu gehen. Während Blücher am 15. Oktober schon bis Schkeuditz gegen Leipzig herangedrungen war, und die Nachricht mittheilte, daß es am 16. daselbst zur Schlacht

kommen solle, für die auf das vereinigte Wirken der drei Heere gerechnet sei, — denn auch Schwarzenberg war mit dem böhmischen Heere bereits in der Nähe von Leipzig, — rückte das Nordheer in eine Stellung zwischen Wettin und Radegast. Bülow's Truppen waren am 15. früh um 3 Uhr von Köthen nach Halle aufgebrochen, allein unterwegs bekamen sie Befehl, beim Petersberge zwischen Wettin und Radegast, Halt zu machen. Der Kronprinz erwartete, der Feind werde sich nicht bei Leipzig aufsuchen lassen, sondern hieher entgegenkommen; er bestellte Wächter mit Fernröhren und reitende Boten auf dem Petersberg; wenn der Feind anrückte, sollte ein großes Feuer auf dem Berge das Zeichen für die rückwärtigen Truppen sein, schleunigst heranzukommen und sich anzuschließen. Hirschfeldt jedoch, nachdem auch er anfangs hatte folgen sollen, erhielt schließlich Befehl bei Aken zu bleiben und die dortige Brücke herzustellen.

Obschon Bülow mit diesen Zögerungen nicht zufrieden war, so sah er doch den Kronprinzen jetzt ernste und zweckmäßige Maßregeln treffen, die seinen Willen an der Schlacht Theil zu nehmen, nicht bezweifeln ließen. In diesem und dem vortheilhaften persönlichen Eindruck, den er in den letzten Tagen wiederholt empfangen hatte, durfte Bülow am 15. Oktober aus dem Lager beim Petersberge mit Fug an den König schreiben: „Ich bin auch bereits im Stande, Euer Königlichen Majestät die bestimmte Versicherung zu geben, daß meine Verhältnisse mit dem Kronprinzen jetzt schon die günstigste Wendung genommen haben. Höchstderselbe hat sich mir höchst gütig und vertrauensvoll genähert, und mich verschiedenemale mit seinem Besuch beehrt."

Am 16. Oktober standen bei Leipzig das böhmische und das schlesische Heer in grimmigem Kampfe, jenes bei Liebertwolkwitz und Konnewitz, dieses bei Möckern, wo Yorck und seine tapfern Truppen die herrlichsten Lorbeern durch Ströme des edelsten Bluts erkauften. Bülow mußte diesen Kampf aus der Ferne vernehmen, ohne den schwerringenden Brüdern beistehen zu können. Vergebens forderte er, unterstützt von dem General Lord Stewart, dem englischen Bevollmächtigten bei dem Kronprinzen, diesen auf, in Eilmärschen über Zörbig

vorzurücken, und auf Blücher's rechter Flanke seine Streitkräfte wenigstens zu zeigen. Der Kronprinz blieb unbeweglich. So lange Bülow in französischer Sprache zu ihm selbst redete, ließ er es zwar an Ernst und Nachdruck nicht fehlen, verletzte jedoch nicht die Haltung, die er dem Oberbefehlshaber gegenüber zu beobachten schuldig war. Allein sein Blick, seine Gebärden und der Ton seiner Worte, wenn er deutsch zu dabeistehenden Landsleuten sprach, zeigten genug den Eifer und die Heftigkeit seiner Meinung, um den Kronprinzen merken zu lassen, daß er in ihrer freien Aeußerung nicht geschont werde. Dieser zweifelte noch, daß die feindlichen Heerhaufen, die sich bei Wittenberg und Dessau gezeigt hatten, sämmtlich nach Leipzig zurückgegangen seien, und erst nachdem er sich durch die eingehenden Meldungen sattsam überzeugt, daß dies wirklich geschehen, und schon Meldungen kamen, daß Yorck bei Möckern gesiegt hatte, befahl er den Aufbruch des Heeres; doch gelangten die Truppen, weil der Marsch so spät angetreten worden, nur bis Landsberg. Auf dringendes Ansuchen Lord Stewart's ließ er auch Winzingerode mit 5000 Reitern über Delitzsch nach Eilenburg vorrücken, um Blücher's linke Flanke zu sichern, die vor dem Eintreffen des polnischen Heeres unter Bennigsen ganz entblößt war; sie erschienen am 17. Oktober bei Taucha, bemächtigten sich dieses Ortes durch Ueberfall, mußten aber, als Reynier von der Elbe zurückkehrend schnell mit allen Waffen anrückte, nach mehrstündigem Gefecht wieder weichen, und der Feind blieb im Besitz dieses wichtigen Uebergangspunkts über die Partha.

Am 17. ruhte der Kampf größtentheils; um so eifriger rüstete man sich auf beiden Seiten, denselben am folgenden Tage zu erneuern. Der Kronprinz marschirte von Landsberg in erster Frühe nach Breitenfeld und Klein-Podelwitz, und ließ hier die Truppen lagern. Er stellte nun an Blücher, der früher mit äußerster Nachgiebigkeit auf den rechten Flügel gerückt war, das Ansinnen jetzt wieder auf den linken zu ziehen, doch diesmal lehnte Blücher solchen unangemessenen Tausch entschieden ab, und wollte sich auch um widrige Erörterungen zu vermeiden, zu der Zusammenkunft nicht ein-

finden, zu der ihn der Kronprinz nach Breitenfelde eingeladen hatte; erst als dieser bestimmt erklärte, er wünsche nähere Verabredungen wegen der morgenden Schlacht zu nehmen, kam Blücher in der Nacht des 18. nach Breitenfelde, begleitet von Gneisenau, Bülow und dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder des Königs. Blücher hatte sich schon im voraus Bülow's versichert, daß im Falle der Kronprinz sich weigerte, an einem Tage, wo das Schicksal der Staaten und Völker auf dem Spiele stand, nach Kräften mitzuwirken, dann wenigstens die unter ihm stehenden Preußen dadurch nicht gelähmt sein dürften, sondern dennoch an der Schlacht Theil nehmen würden. Bülow hatte sein Wort gegeben, in diesem Fall den Oberbefehl eines solchen Feldherrn nicht zu beachten, sondern mannhaft zu den Landsleuten und Waffengefährten zu stehen. Wintzingerode schloß sich für seine Russen diesem Versprechen an. Doch der Kronprinz wollte jetzt Theil nehmen; aber im Gegensatz davon, daß zwei seiner Heertheile ihn, falls er es nicht thäte, zu verlassen drohten, verlangte er von Blücher nun, daß dieser ihm einen Heertheil des schlesischen Heeres zur Verstärkung abgäbe. Damit kein Vorwand zu längerer Unthätigkeit bliebe, willigte Blücher auch in dieses Begehren, und stellte den russischen Heertheil Langeron's unter des Kronprinzen Befehl, beschloß aber, um ganz sicher zu gehen und diese Truppen und ihre Verwendung noch stets in der Hand zu haben, persönlich bei diesem Heertheile sich aufzuhalten. Bei den Verhandlungen in Breitenfelde gab es heftige Reden, dadurch um so wilder und lauter, als der Kronprinz das Deutsche nicht verstand, Blücher nicht das Französische. Der preußische General von Krusemarck, der russische General Pozzo-di-Borgo, und der Prinz Wilhelm selbst, indem sie die Aeußerungen dolmetschten, mäßigten sie zugleich, doch waren sie selbst ganz auf Seiten Blücher's und Bülow's. Als der Kronprinz das Bedenken äußerte, ob denn Bennigsen wirklich so stark sei, wie man ihn angemeldet? rief Bülow voll Eifer: „Ei was! die Russen werden sich für so viel Mann schlagen, als sie gemeldet sind!" Nach vielem Streiten kam es endlich zum Schluß, daß der Angriff beginnen solle. Der Unge-

duldigste war Bülow, man sah ihn mit erhitztem Kopfe die Thüre ungestüm aufreißen, und mit gewaltiger Stimme rief er seinen draußen harrenden Adjutanten zu: „Die Truppen sollen sogleich abkochen, dann aufbrechen nach Taucha und über die Partha vorgehen."

Blücher's beide Heertheile Yorck und Sacken blieben in ihrer gestrigen Stellung an der Pleiße und unteren Partha, das verstärkte Nordheer erhielt die Bestimmung weiter oben die Partha zu überschreiten und auf Leipzig vorzudringen. Von Osten führte Bennigsen das polnische Heer, von Süden Schwarzenberg das böhmische zum großen Kampf heran. Als Ziel aller dieser Heerzüge stand Napoleon in der Mitte wohlgerüstet, er hatte seine Truppen nach allen Seiten geordnet, und that alles ihre alte Zuversicht und Tapferkeit zu beleben. Gegen Osten und Norden stand Ney mit 3 Heertheilen, dazu die Reiterei von Arrighi und die polnische Dombrowski's. Die vielgeschlängelte Partha mit ihren sumpfigen und buschigen Ufern bot eine treffliche Vertheidigungslinie, die zahlreichen Brücken waren zerstört, Häuser und Gärten mit Plänklern gut besetzt, zahlreiches Geschütz vortheilhaft aufgepflanzt. Ney war entschlossen, die Partha mit äußerster Hartnäckigkeit zu behaupten. Reynier's Heertheil, 12,000 Mann, bei Paunsdorf aufgestellt, hielt Taucha und die Umgegend stark besetzt; Souham mit 20,000 Mann stand weiter links zwischen Taucha und Reutsch; Marmont mit 14,000 von Reutsch bis zum Einfluß der Partha in die Pleiße, ihm lag insbesondere ob, das Dorf Schönfeld mit aller Kraft zu vertheidigen; die Reiterei bildete den äußersten linken Flügel und hielt das Rosenthal besetzt. —

Das Nordheer brach am Morgen des 18. Oktobers auf, und marschirte gegen Taucha, Bülow's Heertheil voran. Mit größter Anstrengung konnten die Truppen doch erst gegen 11 Uhr vor diesem Ort anlangen, während auf allen Seiten schon Geschützdonner scholl und die Schlacht entzündet war. Taucha selbst wurde von russischen Truppen angegriffen, aber ein sächsisches Bataillon vertheidigte sich hartnäckig. Dem Uebergang über die Partha standen überall die größten Schwierigkeiten entgegen, die feindlichen Anstalten zeigten

nirgends eine Schwäche. Der Kronprinz von Schweden erschien hier persönlich, ordnete an, ertheilte Befehle, alles zweckmäßig und kräftig, er ritt mit seinem Gefolge weit vor und hielt längere Zeit gleichgültig im Plänklerfeuer, um die Lage der Gegend und die feindliche Stellung genau zu besichtigen. Einigemal ritt er auch mit Bülow allein auf Erkundung in das heftigste Kanonenfeuer, er schien von Gefahr nichts zu wissen. Er war äußerst aufmerksam und verbindlich gegen Bülow, in der That mehr Kammerad als Befehlshaber; so bestand denn für einige Zeit das beste Vernehmen, dem unerschrockenen und bewährten Kriegsmann war die höchste Achtung nicht zu versagen.

Das Geschützfeuer dauerte schon längere Zeit. Bülow's Ungeduld sprach sich in zorniger Heftigkeit aus. Da meldete Burgsdorf, er habe oberhalb Taucha eine steinerne Brücke entdeckt, welche vom Feinde nicht gesprengt worden. „Was?" schrie Bülow ihn an, „ist die Brücke haltbar für Geschütz? Nun, wenn das ist — aber Sie stehen mir mit Ihrem Kopf dafür! — so eilen wir!" Einige leichte Kanonen fuhren sogleich hinüber, russische Reiterei folgte, und breitete sich auf dem jenseitigen Ufer aus.

Die Hauptstärke zog in gedrängter Schaar durch Taucha, wurde jedoch durch Hemmnisse aufgehalten und selbst etwas aus einander gebracht. Auf dem linken Ufer der Partha wurden die Truppen schnell wieder zum Weitermarsch geordnet. Die Reiterei zog linkshin um die Verbindung mit Bennigsen's rechtem Flügel zu gewinnen; das Fußvolk nahm die Richtung auf Paunsdorf. Bülow, welcher sah, daß inzwischen auch die Russen Wintzingerode's unterhalb Taucha bei Grasdorf und die Schweden bei Plaußig den Uebergang erzwungen hatten, befahl alles was herüber sei solle gleich gegen Paunsdorf anrücken. Als Boyen die Leute truppweise so hinziehen sah, sprengte er hin und hielt sie an, sie sollten sich erst besser sammeln und dann geschlossen vorgehen. Bülow jedoch, der nirgends eine Gefahr erblickte, hatte vor allem die Absicht, dem Feinde hier Truppen zu zeigen, und als er diese durch Boyen vereiteln sah, kam er rasch herbei, und schrie Boyen an: „Wer hat hier zu befehlen? wer darf meine

Befehle ändern?" Boyen, bestürzt durch den unverdienten Zorn seines geliebten Generals, entfernte sich um schleunigst die anderen Truppen heranzuführen, und sorgte dafür, daß die vorangeeilten bald verstärkt und in bester Ordnung sich dem Feinde zeigten. Den rechten Flügel hatte die Brigade Krafft, die Brigade Borstell nahm die Mitte, den linken Flügel, der am meisten voran war, bildete die Brigade Hessen-Homburg. Oppen's Reiterei marschirte noch weiter linkshin, wo der Boden für sie geeignet war.

Es sei vergönnt hier die Schilderung mitzutheilen, welche ein Augenzeuge und Mitkämpfer, der Lieutenant Kretzschmer, in seinem lesenswerthen Buche „Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben", von dem Erscheinen der Bülow'schen Truppen entwirft, und die auch auf andere Theile unserer Erzählung eine wohlthuende Anschaulichkeit verbreiten mag. In dem erwähnten Buche heißt es wie folgt: „Wer erinnert sich noch des Aufmarsches vom Bülow'schen Korps zur Schlacht von Leipzig? Nie hat es wohl ein imposanteres Schauspiel gegeben, und nie begann wohl ein Heer den Kampf mit einem größern Enthusiasmus und mit erhabenern Gefühlen! Noch war der Himmel mit einem trüben Schleier bedeckt, der Wind jagte die nächtlichen Regenwolken vor sich her; die Armee debouchirte schweigend und ernst durch Taucha, jenseits zog sich eine niedere Hügelreihe vor uns hin, welche uns den Anblick des Feindes entzog, und jenem unsern Aufmarsch verdeckte. Jnseits der Hügelreihe in der Ebene schlug sich leichte Artillerie und Kavallerie mit den Franzosen, und sicherte den Aufmarsch, von allen Seiten donnerten die Kanonen, und verkündeten, daß unsere Landsleute und Verbündeten schon im heftigen Kampfe begriffen sein mußten, selbst jenseits Leipzig schien ein hitziges Gefecht zu sein, und wir sahen dort den Dampf der Geschütze aufsteigen, und hörten von dorther den Kanonendonner. Es war Einlaß mit den Oesterreichern, welche bei Lindenau Napoleon den Rückzug abschneiden wollten und konnten, aber entweder durch seine Kraft zurückgedrängt wurden, oder sich, weil man einem mächtigen Feinde zu seiner Flucht goldene Brücken bauen muß, absichtlich zurückdrängen ließen. — Diesseits der oben

erwähnten Hügelreihe formirte sich das Bülow'sche Korps, rechts die Krafft'sche Brigade, in der Mitte die Borstell'sche, links diejenige des Prinzen von Hessen-Homburg. Als alles en ordre de bataille wie auf dem Exerzirplatze stand, da scholl das ernste Kommandowort: Brigade Marsch! Regiment Marsch! Bataillon Marsch! und alle setzten sich nun in Bewegung, wie zur Parade vor dem Könige, die Hügelreihe hinauf. — In diesem Augenblicke brach die Sonne hell und freundlich durch die trüben Wolken hindurch, als wollte sie uns zum Siege leuchten und Zeugin unseres Kampfes sein; freundlich blinkten die Bajonette im Sonnenschein, und höher hoben sich die Herzen. Da stimmten die Kolberger Jäger und diejenigen vom Regiment Kronprinz voll Enthusiasmus das Volkslied „Heil dir im Siegerkranz" an, und alle Musikchöre stimmten ein; aus vielen tausend Kehlen ertönte die Hymne, und so stiegen wir jubelnd die Anhöhe hinauf. Kaum mochten die Spitzen der Bajonette darüber fortblitzen, so kam die erste Granate sausend durch die Luft, und platzte zwischen dem ersten und zweiten Treffen. — Nur höher erhoben sich die Stimmen und lauter tönte der Hymnus des Kriegs und des Vaterlandes, bis wir die Anhöhe erreicht hatten, und nun auf Einmal Leipzig, seine weite Ebene und das Getümmel in derselben vor uns sahen, die leichten Truppen, welche den Aufmarsch gedeckt hatten, zurückkehrten, unsere Batterieen abprotzten, und nun mit ihrem Donner den Gesang erstickten. Die Schlacht war eröffnet." —

Inzwischen war auch Blücher bei Mockau über die Partha gegangen und drängte die Heertheile von Souham und Marmont gegen Schönfeld zurück; Reynier, der seine Stellung bei Paunsdorf deßhalb aufgeben zu müssen glaubte, nahm eine neue sehr vortheilhafte zwischen Sellershausen und Stünz, mit dem linken Flügel an der Partha, der rechte nach Stötteritz hinaus, wo die französischen Reserven gedrängt standen. Ney dagegen wollte Paunsdorf behaupten, und sandte die Division Durutte wieder dorthin vor. Die Brigade Hessen-Homburg war im vollen Anrücken, ein heftiges Gefecht entspann sich, welches damit endete, daß die Preußen das Dorf erstürmten und sich darin festsetzten. Die russische

Reiterei von Langeron's Heertheil, der bei Schönfeld gegen Marmont stand, erschien in Drutte's linker Flanke, und beschleunigte dessen Rückzug auf Sellershausen.

Schon am Vormittage war der würtembergische General von Normann mit 2 Reiterregimentern so wie einige Abtheilungen sächsischer Truppen zu den Verbündeten übergegangen; jetzt gegen 2 Uhr verließen alle sächsischen Truppen unter dem General von Ryssel mit 38 Kanonen die französische Schlachtlinie und schlossen sich den Verbündeten an; sie begehrten sogleich gegen diejenigen zu fechten, an deren Seite sie bisher gestanden hatten, ihre Kanonen kamen zuerst in Anwendung. Ney, auf dessen rechtem Flügel bisher die Sachsen bei Sellershausen gestanden, gerieth in heftigen Zorn, und hielt einen Augenblick seine Stellung für verloren; während er indeß unerschrocken seine Anordnungen traf um die in seine Ordnung gerissene weite Lücke nothdürftig auszufüllen, kam Napoleon selbst herbei, ließ Verstärkungen anrücken, gab dem Kampfe neue Richtung und Kraft. Südlich von Paunsdorf war der österreichische General Graf Bubna mit der Vorhut des polnischen Heeres nach Mölkau vorgedrungen und reichte Bülow'n die rechte Hand; Napoleon wollte beide zurückwerfen und dadurch zugleich wieder trennen, auch um den Truppen, die möglicherweise der Marschall Gouvion-Saint-Cyr ihm von Dresden auf dieser Seite heranführen konnte, den Anmarsch offen zu erhalten. Ney's verstärkter Angriff geschah unter den Augen Napoleons mit ungestümer Kraft, die französische Reiterei unter Nansouty warf die russischen Reiterschaaren Mantenffel's, drang dann zwischen dem polnischen und Nordheer ein und rückte in die linke Flanke der Brigade Hessen-Homburg, die, schon in Fronte durch überlegenes Geschütz und Fußvolk angegriffen, nach mörderischem Gefecht Paunsdorf verließ und sich auf Heiterblick zurückzog, von wo die anderen Brigaden Bülow's eben erst vorrückten. Die englischen Raketen, vom Kronprinzen von Schweden herbeigeschickt, hemmten durch ihre verwirrenden Feuerwürfe die feindliche Reiterei, die Brigade Hessen-Homburg stellte sich wieder zum Kampf, und links vor ihr brachen im Sturmschritt die Brigaden Borstell und Krafft hervor,

Bülow selbst an ihrer Spitze; auf der Höhe von Paunsdorf ließ er sein Geschütz auffahren, schwedische und russische Batterieen schlossen sich an, und ein furchtbares Feuer schlug in die Reihen des Feindes, der schon vor dem anstürmenden Fußvolke sich zurückzog, doch nur in die alte Stellung zwischen Stünz und Seüershausen, wo er sich wieder hartnäckig vertheidigte. Gegen Abend erhielt Bülow den Befehl, beide Dörfer zu nehmen. Gegen Stünz wurden der Major von Müllenheim und der Major Friccius mit ihren Bataillonen beordert, gegen Sellershausen, das in Flammen stand, der Major von Gleißenberg mit seinem Füsilierbataillon, unterstützt vom Major von Reckow mit einem Reserveregiment. Nach einem scharfen Plänklergefecht wurde der Feind zum Weichen gezwungen und beide Dörfer behauptet. Die Preußen setzten sich auch in dem wiedereroberten Paunsdorf auf's neue fest.

Der Widerstand der Franzosen war auf allen Seiten kräftig und ausdauernd. Sacken hatte mit seinen Russen vergeblich ihre Verschanzungen vor dem Hallischen Thore gestürmt, Schwarzenberg mit dem böhmischen Heere nur wenig Boden gewonnen, bei Lindenau sogar eine blutige Zurückweisung erlitten; nur Blücher mit den Truppen Langeron's war in Schönfeld eingedrungen, hatte nach furchtbarem Kampfe das Dorf behauptet und den Marschall Marmont auf Reudnitz gegen Leipzig zurückgedrängt. Die Schlacht stand im Ganzen doch so vortheilhaft und die Ueberlegenheit der Verbündeten an Streitkräften war so offenbar, daß die Niederlage und der Rückzug Napoleons bei fortgesetztem Kampfe nicht zweifelhaft erschien; daher schon im Laufe des Tages, um den Rückzug abzuschneiden, zwei Heertheile, ein österreichischer gegen Lindenau und York's preußischer nach Merseburg, in Marsch gesetzt wurden. Wirklich auch schon am Abend des 18. Oktobers traf Napoleon zum Rückzug durchgreifende Anstalten. Er erkannte die Unmöglichkeit, hier die Uebermacht und Tapferkeit seiner Gegner zu besiegen, der Mangel an Munition, an Lebensmitteln, die Menge der Verwundeten, die überall eingetretene Unordnung seiner hin und her geworfenen, mit jedem Augenblick mehr gelichteten

und erschöpften Truppen, alles bewog ihn, diesen verderblichen Kampfplatz aufzugeben; aber um dies mit einiger Sicherheit zu thun, mußte Leipzig selbst noch mit größter Hartnäckigkeit möglichst lange behauptet werden. Dazu traf Napoleon die kräftigsten Anstalten. Alle seine Heertheile zog er in der Nacht auf Leipzig zurück. Die Heertheile Poniatowski und Macdonald unter dem Oberbefehl des letzteren wurden bestimmt als Nachhut den Abmarsch der Heertheile Ney, Lauriston und Marmont zu decken; die Divisionen Dombrowski und Durutte — die letzte noch vorhandene des Heertheils Reynier — erhielten Befehl die Hallische Vorstadt aufs äußerste zu halten. —

Aber auch die Verbündeten waren ihrerseits thätig. Ihre sämmtlichen Heere standen nun im Zusammenhang um Leipzig, die Kreislinie brauchte sich nur zu verengern und zu schließen, um den Feind zu erdrücken. Die Feldherren trafen in der Nacht zum 19. Oktober alle zweckmäßigen Verabredungen für den folgenden Tag. Bülow brachte die Nacht in Paunsdorf zu, inmitten des Brandes, der während des Gefechts entstanden war. Eine kleine Stube beherbergte ihn und sein Gefolge; auch Adlercreutz, Tawast, Pozzo-di-Borgo und Andere fanden sich ein; als Boyen erschien, trat ihm Bülow mit ausgestreckter Hand entgegen, rief: „Mein tapfrer Boyen!“ und schloß ihn in die Arme; so war die Aufwallung gesühnt und vergessen; beiden standen die Thränen in den Augen. Der Kronprinz selbst machte Bülow'n am frühen Morgen einen Besuch, lobte ihn und seine Truppen, die tapfre Landwehr, und verabredete mit ihm die nächsten Maßregeln. Der gute Eindruck sollte bald wieder getrübt werden, als Adlercreutz auf Befehl des Kronprinzen ihn aufforderte, eine Brigade sogleich über Taucha auf die Straße nach Torgau zu entsenden, weil sich dort eine feindliche Schaar zeige. Bülow hatte dies bereits erfahren und 2 Schwadronen nach jener Gegend abgeschickt, die dann meldeten, es sei der Rest einer baierischen Division, die Napoleon noch zuletzt dorthin gesendet hatte; bei Taucha war sie auf die Schweden gestoßen, und hatte nichts weiter unternommen. Aber in keinem Fall, auch wenn die Sache bedeutender ge-

wesen wäre, wollte Bülow jetzt eine Brigade missen, es standen ja die Schweden rückwärts unthätig, die der Kronprinz zu solchem Zweck verwenden konnte. — Die Truppen lagerten die Nacht mit dem Gewehr im Arm, starke Wachten wurden ausgestellt, der Prinz von Hessen-Homburg ging selbst umher, sie nachzusehen, ihnen Aufmerksamkeit und Vorsicht zu empfehlen. —

Am 19. Oktober in starkem Morgennebel rückten vier Heere zum Sturm gegen Leipzig vor. Südlich das böhmische Heer, von Osten her das polnische, nächst diesem das Nordheer auf dem linken Ufer der Partha, das schlesische auf dem linken und rechten; da Yorck abmarschirt war, so rückten Langeron's Truppen beim schlesischen Heere wieder ein.

Gegen 7 Uhr führte Bülow die Brigaden Hessen-Homburg und Borstell zum Angriff über Sellershausen vor; sein Geschütz war das erste, welches diesen vierten Tag der großen Schlacht begrüßte. Hessen-Homburg machte die Vorhut. Der Kronprinz befahl, die Brigade Krafft und dann die Schweden sollten als Rückhalt langsam folgen. Rechts drang Blücher kräftig vor, kam Woronzoff heran in Verbindung mit Bennigsen. Vor Bülow's Anmarsch wichen die Franzosen überall zurück, erst bei Reudnitz standen sie fest und leisteten tapfre Gegenwehr. Bülow ließ durch zahlreiche Plänklerschwärme das Dorf angreifen, trotz des heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers drangen sie hinein und vertrieben den Feind, der sich in die Gärten und Häuser der Vorstädte warf.

Unter fortwährendem heißen Kampfe waren zwei Stunden vergangen, da befahl gegen 10 Uhr der Kronprinz, Bülow solle die nächsten Vorstadtthore stürmen lassen. Die Brigade Hessen-Homburg rückte demnach gegen das Kohlgärtenthor — oder äußere Grimma'sche —, die Brigade Borstell gegen das Hinterthor zum Angriff; Bülow ließ das Geschütz der Brigaden zur Unterstützung auffahren und ihnen die Bahn eröffnen; die Brigaden Hessen-Homburg, namentlich der Major Friccius mit seinem Bataillon — das dritte des dritten ostpreußischen Landwehrregiments, auch das Königsberger Landwehrbataillon genannt — gefolgt von dem zweiten und dem

Füsilierbataillon desselben Regiments, waren die ersten im heißen Gefecht, ihren dichten Plänklerschaaren rückten die geschlossenen Reihen muthig nach. In das furchtbarste Kartätschen- und Gewehrfeuer hinein drangen die Plänkler unerschrocken vor und gelangten bis an die Mauer des verrammelten Thors. Die Franzosen hatten hier Schießlöcher eingebrochen, und schossen heftig heraus, die Preußen wurden nur um so hitziger, versuchten die Mauer einzuschlagen, zu überklettern; dieselben Schießlöcher wurden von beiden Theilen benutzt, die Schützen mit dem Bajonet erstochen, die vorgestreckten Gewehrläufe mit Kolben zerschlagen. Der Kampf dauerte lange, die Hartnäckigkeit der Vertheidigung entsprach der Wuth des Angriffs. Inmitten des Getümmels erschienen unter dem Schutze von Trompetenschall und geschwungenen weißen Tüchern französische Unterhändler bei Bülow, die eine kurze Waffenruhe vorschlugen, um wegen der Uebergabe der Stadt nähere Bedingungen festzusetzen. Es war offenbar nur darauf abgesehen, einige Zeit zu gewinnen, und Bülow verwies sie an den Kronprinzen, ohne das Gefecht auch nur einen Augenblick zu unterbrechen. Mittlerweile ließ Bennigsen, der linksher vorrückte, sein schweres Geschütz, 48 Zwölfpfünder, auffahren, um die Mauer des Kirchhofs einzuschießen, der in der Vorstadtmauer neben dem Thore weit vorragte und dem Feinde zum Stützpunkt diente; die Plänkler des Königsberger Bataillons waren in größter Gefahr mitzerschmettert zu werden, nur mit Mühe gelang es sie zurückzurufen.

Bülow hielt mit seinem Gefolge bei den vordersten im freien Felde aufmarschirten Bataillonen im stärksten Kugelregen. Eine Kanonenkugel schlug in das Königsberger Bataillon und riß 4 Landwehrmännern die Köpfe weg, Blut und Gehirn spritzten umher. Da ließ Bülow dem Bataillon sagen, sich so lange niederzulegen, bis es Zeit sei vorzurücken; doch nur wenige Leute thaten es, und als mehrere Stimmen riefen: „Wir bücken uns nicht!“ stand alles aufrecht voll Unerschrockenheit. Mit solchen Truppen, meinte Bülow, sei nicht zu zögern, sondern alles zu wagen, er befahl ein allgemeines Vorrücken zum Sturm.

Der Prinz von Hessen-Homburg an der Spitze seiner Brigade drang durch den unaufhörlichen Kugelregen im Sturmschritt auf das Thor los. Dieses widerstand allen Anstrengungen der Stürmenden, Brecheisen und Sturmbalken waren nicht zur Hand. Der Major Friccius aber, schon zu Fuß wegen Verwundung seines Pferdes, schlägt mit einem Gewehrkolben die dünne Wand des nebenstehenden Zollhauses ein, Andere halfen, das Fachwerk fällt und gewährt Durchgang, das Bataillon dringt ein, öffnet von innen das Thor, die anderen 2 Bataillone eilen im Sturmschritt hindurch, andere folgen. Diese Truppen, Friccius an der Spitze, drangen gegen 11 Uhr die ersten in Leipzig ein. Weiter rechts mögen auch Plänkler von Borstell's Brigade ihrerseits den Eingang erzwungen haben, ganze Bataillone gewiß erst später; immer waren es Bülow's Truppen.

Die zuerst Eingedrungenen wollten nun die Vorstadt durcheilend den Eingang zur inneren Stadt gewinnen, allein die tapferen Schaaren sahen sich bald so zahlreichen französischen Truppen gegenüber, daß sie nicht weiter konnten, sondern sogar auf die eigne Rettung bedacht sein mußten. In der Vorstadt hatten sich eine Menge Franzosen angehäuft; ganze Regimenter standen aufmarschirt, die des Befehls zum Abzug harrten, Geschütz und Reiterei war mit dem Fußvolk vermischt. Die Erscheinung der Preußen, die in geringer Zahl den erbitterten und noch stolzen Franzosen sogar den Rückzug streitig machen wollten, entflammte diese zur Wuth. Es erhob sich ein furchtbarer Kampf. Der Feind hatte die Häuser inne, hinter Mauern gedeckt gab er von allen Seiten Feuer auf die bloßgestellten Preußen; welchen Heldenmuth diese hier bewiesen, welche Todesverachtung, unter welchen Wandlungen das Gefecht geführt worden, welche Lähmung und Bestürzung auf der einen Seite, welches Selbstvertrauen auf der anderen hier gewaltet, alle merkwürdigen Einzelheiten und wunderbaren Züge sind in dem trefflichen Werke von Friccius aufbewahrt und dort nachzulesen. Der Prinz von Hessen-Homburg selbst erhielt einen Schuß in die Schulter; die Brigade, von allen Seiten angefallen, wich aus der Vorstadt zurück, um sich außerhalb des mörderischen Feuers

wieder zu ordnen. Friccius und der Major von Müllenheim deckten mit ihren Bataillonen den Rückzug, hielten aber das äußere Thor standhaft besetzt.

Unterdessen waren die Truppen Bennigsen's in dem südlichen Theil der Grimma'schen Vorstadt eingedrungen, wo seine Plänkler sich ausbreiteten. Der Kronprinz von Schweden ließ 6 Bataillons Schweden das innere Thor angreifen; sie gingen muthig an's Werk und verloren eine Anzahl Leute, mußten aber unverrichteter Sache zurückkehren. Als Bülow diesen Versuch scheitern sah, sandte er an Borstell den Befehl, seinen Angriff mit aller Macht zu erneuern. Die Brigade Borstell war schon zwischen dem Grimma'schen und dem Hinterthor in die Vorstadt gedrungen, aber mit ungeheurem Verlust, unter stärkstem Widerstand; alle Truppen waren im Feuer, ein einziges Bataillon ausgenommen, das zum Rückhalt diente; dieses Bataillon, von Borstell selbst geführt, rückte nun mit gefälltem Bajonet und im Sturmschritt auf den offnen Platz vor dem inneren Grimma'schen Thor und trieb die Feindesschaaren in das Thor zurück; aber ein ungeheurer Kugelregen aus den Häusern und von den Dächern hemmte die Angreifenden; da war eine kleine Schaar Freiwilliger des ersten Bataillons des pommerschen Fußregiments so verwegen, — die überlieferten Namen einiger dieser Helden sollen hier nicht fehlen, sie sind: Feldwebel Granz, Unteroffiziere Winkler und Kela, Musketiere Kersten, Giese, Haß, Löper und Treptow — plötzlich hervorzustürmen und mitten in die sich im Thore drängenden Franzosen mit dem Bajonet einzudringen, alles niederzustechen was nicht floh, und auf diese Weise, unterstützt von herbeigerufenen Kameraden gelang ihnen eine große französische Truppenmasse abzuschneiden, die sich gefangen geben mußte, 5 Generale, 100 Offiziere und 2 bis 3000 Gemeine. Das Thor wurde darauf behauptet und die Preußen rückten in die innere Stadt.

Von allen Seiten wurde Sieg verkündet und zogen die Sieger heran. Bülow ritt mit dem Kronprinzen von Schweden durch das Grimma'sche Thor ein, der Kronprinz eilte zum Könige von Sachsen; als er hörte, daß der König von Preußen und der Kaiser von Rußland eben zum Grimma'=

schen Thore herein kämen, ritt er mit Bülow ihnen entgegen und traf mit ihnen auf dem Markte zusammen; Bülow empfing die schmeichelhaftesten Lobsprüche, der Kronprinz konnte nicht genug seine Tüchtigkeit und seinen Muth rühmen. —

Das Ganze dieser gewaltigen Schlacht, ihre Bedeutung und Folgen zu schildern, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Der Verlust der Franzosen war ungeheuer, nur die Hälfte seines Heeres rettete Napoleon über die Saale, kaum ein Drittheil über den Rhein, ganz Deutschland entfiel seiner Hand. Die Preußen hatten ihren reichen Antheil an dieser ungeheuren Kriegsthat, an Zahl den Streitern der größten Staaten kaum nachstehend, an Tapferkeit von keinen übertroffen. Ihr Verlust entsprach ihrem Muth und ihren Anstrengungen. Bülow's Heertheil zählte an Todten und Verwundeten über 120 Offiziere und beinahe 2000 Unteroffiziere und Gemeine, ein Verlust, der hauptsächlich die Brigade Hessen-Homburg, dann die von Borstell trifft, denn die Brigade Krafft hatte weniger gelitten, die Reiterei fast gar nicht, da die Gelegenheit zu ihrer kräftigen Verwendung fehlte. — Für seine Offiziere erhielt Bülow 75 eiserne Kreuze, für die Unteroffiziere und Gemeine 227. Ihm selbst wurde der rothe Adlerorden zweiter Klasse und die zweite Klasse des russischen St. Georgsorden zu Theil. —

Der Feind floh in wilder Verwirrung, in aufgelösten Haufen, Kanonen und Heergeräth und Gepäck im Stich lassend. Um die Verfolgung zu hemmen, sprengte er die Elsterbrücke, vor dem Ranstädter Thor, wodurch Tausende, die noch diesseits weilten, abgeschnitten wurden. Von Bülow's Truppen eilten freiwillige Jäger und ganze Bataillone dem Feinde dennoch über die Elster nach, und verfolgten ihn bis Lindenau, wo eine starke Nachhut wieder festen Stand hielt.

Bülow zog seine in Leipzig eingedrungenen Truppen aus der Stadt und Vorstadt heraus, und ließ sie theils in den Kohlgärten lagern, theils an der Straße nach Dresden, von wo noch ein ganzer französischer Heertheil ankommen konnte, gegen den man auf der Hut sein mußte. Die größte Schwierigkeit war jetzt der Mangel an Lebensmitteln, an jeder Ver-

pflegung. Nach solchen Anstrengungen war das Bedürfniß der Erquickung, der Herstellung übergroß, aber alles fehlte, den Meisten in der herbstlichen rauhen Jahreszeit sogar Obdach oder auch nur Bedeckung. Dazu kamen Seuchen, die aus den verpesteten Hospitälern um sich griffen, der schreckliche Anblick der umherliegenden Kranken, Verwundeten, Erschlagenen. Unter allen diesen Einwirkungen, so geeignet die Bande der Zucht und Ordnung aufzulösen, wußte Bülow sie noch immer zu erhalten, obschon er einsah, daß in solchen Lagen sie straff anziehen zu wollen sie sprengen hieße. Vor allem suchte er dem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, dann die Verwundeten und Kranken unterzubringen, was seinen strengen Befehlen und seiner thätigen Fürsorge denn auch ziemlich gelang. Ihn selbst erregte der Anblick der großen Verwüstung, so vieler geopferten und hinsterbenden Menschen zu tiefer Wehmuth. Er ritt mit Barclay-de-Tolly auf dem Schlachtfelde umher, nach Hülfsbedürftigen, nach Bekannten forschend; ein solcher fand sich in einem preußischen Major — der Name ist nicht genannt — der tödtlich verwundet am Boden lag, ein Wundarzt verband ihn, meinte aber, es sei alles schon nutzlos, da stiegen beide Generale von den Pferden, bedauerten herzlich den Sterbenden, besonders Bülow mit Thränen in den Augen, küßte ihm die Hand, und sprach Worte der tiefsten Rührung.

Doch der Kriegslauf gestattete keine Rast und entrückte schnell dem Schauplatze des angeführten Jammers. Blücher war bereits aufgebrochen und drängte den fliehenden Feind unmittelbar auf den Fersen; Bülow's Heertheil sollte nördlich auf einer Seitenstraße vorrücken. Die Truppen hatten hier den großen Vortheil durch noch unverheertes Land zu ziehen, wo für alle Bedürfnisse kein Mangel war. Am 22. Oktober frühmorgens nahm Bülow Abschied vom Könige, der so bewegt war, daß er weinte, wobei auch Bülow sich der Thränen nicht erwehren konnte, und folgte dann seinen nach Lützen abmarschirten Truppen. Der Marsch wurde über Weißenfels, Freiburg, wo noch zuletzt ein Scharmützel mit dem Feinde Statt fand, der dann aber nicht mehr erreicht wurde, ferner über Kölleda, Tennstädt und Langensalza

nach Mühlhausen fortgesetzt, wo Bülow am 29. Oktober eintraf. Die Truppen hielten hier zwei Ruhetage, den Offizieren gab die Stadt einen Ball. Nichts war Bülow'n mehr zuwider, als feierlicher Empfang und Gepränge, doch konnt' er es nicht stets vermeiden, sich als Held und Sieger begrüßen zu lassen. Er gab sich jedoch mit den Leuten nicht mehr ab als nöthig, und auch schöne Damen, für die er sonst wohl Augen und Aufmerksamkeit hatte, ließen ihn jetzt gleichgültig. In Mühlhausen entschied sich auch Bülow's weitere Bestimmung, denn auf dieser Straße das Heer Napoleons noch einzuholen, war schon ganz unmöglich, und da der Kronprinz von Schweden mit zwei Heertheilen nordwärts ziehen wollte, Wintzingerode die Richtung nach der unteren Weser zu nehmen hatte, so bekam Bülow den Auftrag mit dem seinigen die alten preußischen Länder in Westphalen wieder in Besitz zu nehmen. Dem Kronprinzen war daran gelegen, vor allem die Sache Schwedens gegen die Dänen, das heißt die Abtretung Norwegens an Schweden durchzusetzen, denn er fürchtete, wenn er diesen günstigen Zeitpunkt versäumte, möchte späterhin die Geneigtheit der Verbündeten, dies zu erzwingen oder geschehen zu lassen, weniger vorhanden sein. Er wünschte daher den Krieg nach Norden zu spielen, und da in Hamburg noch eine ganze französische Heeresmacht unter dem Marschall Davoust mit den Dänen verbündet stand, so war es leicht die Nothwendigkeit darzuthun, auch dorthin die Waffen zu lenken, besonders da zu vermuthen war, daß Davoust mit seiner ganzen Macht nach dem Rhein abzuziehen versuchen würde. Der Kronprinz rieth überhaupt den Verbündeten ihre Kriegsführung auf Deutschland einzuschränken, und warnte sie besonders den Rhein zu überschreiten, indem er befürchtete, ganz Frankreich würde zu neuer Kraft erwachen, wenn es seine Gränzen bedroht sähe. Hiemit war Bülow durchaus nicht einverstanden, und obschon äußerlich sein Vernehmen mit dem Kronprinzen jetzt ein befriedigendes schien, so verläugnete sich doch nie ganz die innere Verschiedenheit, zu deren Hervortreten nur grade kein wichtiger Anlaß vorlag.

Am 1. November kam Bülow's Hauptquartier nach Hei-

ligenstadt, am 2. nach Göttingen; er selbst war an diesem Tage in Nörten, dem Hardenberg'schen Gute, wo jedoch die Damen des Hauses beim Abendessen sehr seinen Zorn reizten, indem sie eine starke Vorliebe für den König Hieronymus von Westphalen blicken ließen, dessen Reich grade jetzt ein Ende nahm. Wir haben von einem Marsch in Freundeslande nicht viel zu berichten, daher möge auch das Unbedeutendere hier seinen Platz finden. In Göttingen saßen junge Offiziere beim Wein im Gasthof, waren lustig und jubelten, brachten Gesundheiten aus, auf den König, das preußische Heer, den grauen Blücher, den braven Bülow, den klugen Boyen, den tapfern Borstell, es wurde gesungen und erzählt, besonders viel von Bülow und wohl öfters in Ausdrücken, die wenn auch schmeichelhaft, doch nicht immer die angemessensten sein mochten; da entdeckten sie unerwartet in zwei älteren Offizieren, die abgesondert und still ebenfalls ihren Wein tranken, den General selbst und den Oberst von Boyen; betroffen, und unsicher wiefern sie sich vergangen haben könnten, entfernten sich nach und nach die jüngeren Offiziere, doch hatte Bülow sie sich gemerkt, und am anderen Tage während des Marsches kam er an ihr Bataillon herangeritten, sprach mit dem Major, und dieser hielt darauf den versammelten Offizieren den kurzen Vortrag: der General habe gestern in einem Gasthofe die gute Stimmung zu bemerken Gelegenheit gehabt, welche die Offiziere des Bataillons begeistere; er freue sich darüber und hoffe sie werde fortdauern, bis der Kampf zu Ende sei; bei einem solchen Geist, der die Truppen beseele, habe er stets die Gewißheit zu siegen, auch danke er für die Wünsche, die sie seinem Wohl gewidmet hätten, und es wären die Gefühle der Anhänglichkeit, die sie rücksichtlich seiner ausgesprochen hätten, ihm sehr schmeichelhaft gewesen. — Dergleichen Erklärung konnte nur auf's neue die fröhlichste Stimmung hervorbringen. —

In Göttingen trennten sich der Kronprinz von Schweden und Bülow nach verschiedenen Richtungen, für letzteren ein in allem Betracht erfreuliches Ereigniß! Der Kronprinz verlegte sein Hauptquartier nach Hannover; Bülow ging über Eimbeck, Hameln und Bückeburg nach Minden; unterwegs, in

Einbeck am 5. November, stieß die von ihm lange getrennt gewesene Brigade Thümen wieder zu ihm; sie war in Tauentzien's Rückzug von Wittenberg nach Potsdam mit fortgezogen worden, dann am 22. Oktober wieder aufgebrochen, und über Treuenbriezen, Köthen, Eisleben, Sondershausen und Göttingen nachgefolgt. Nach ihrem Eintreffen war der Heertheil nun 22,000 Mann stark, wohlbewaffnet und bekleidet, gestärkt und erfrischt, zu neuen Kämpfen bereit und munter. Die Brigade Hessen-Homburg befehligte anstatt des verwundeten Prinzen einstweilen der Oberst von Stöholm. —

In Minden, wo wenige Tage früher noch die Franzosen gewesen waren, hielt Bülow unter Geläut aller Glocken und dem Jubelrufe der Einwohner am 7. November seinen feierlichen Einzug. Durch eine öffentliche Bekanntmachung nahm er von der Stadt und dem Fürstenthum für den König förmlich wieder Besitz, setzte vorläufige Regierungsbehörden ein, und rief die junge Mannschaft zum Kriegsdienst auf. Den Major Friccius mit seinem Bataillon und einer Abtheilung Husaren sandte er nach Ostfriesland, um auch dieses Fürstenthum wieder für Preußen in Besitz zu nehmen. Borstell, der gern von Bülow abgesondert war, was sowohl der Kronprinz als Bülow selbst dem Willen des Königs gemäß, nicht unberücksichtigt ließen, erhielt den Auftrag mit seiner Brigade die Festung Wesel zu umstellen und den Niederrhein zu beobachten; Bülow behielt nach diesem Abzug kaum noch 18,000 Mann verfügbar bei sich.

Bülow's Truppen verließen Minden am 13. November, und marschirten über Herford, Bielefeld und Wahrendorf nach Münster, wo Bülow selbst am 16. eintraf; ein Brief vom 17. an seine Frau meldet dies mit folgenden Worten: „Gestern Mittag bin ich hier angekommen, und hier mit eben dem Jubel wie in den übrigen Städten empfangen worden. Für einen recht eiteln Menschen wäre die Rolle, die ich hier spielen muß, schmeichelhaft genug. Ich muß indessen gestehen, daß es nachgerade mir lästig wird; eine jede Wiederholung ermüdet am Ende; indessen kann ich nicht ohne Theilnahme und Rührung die so herzlich gutgemeinten Ausbrüche der innigsten Theilnahme und Freude des guten westphälischen

Volkes mit ansehen. Ich versuche ihnen so viel Schönes und Gutes zu sagen wie nur immer möglich, und es gelingt mir noch so ziemlich. — Damit Du auch von unserm westphälischen Triumphzug ein Andenken hast, so lege ich Dir das in Bielefeld mir von recht hübschen jungen Mädchen überreichte Gedicht mit bei." — Die Gleichgültigkeit Bülow's gegen öffentliche Ehrenbezeigungen gab zu lustiger Verwechslung Anlaß, indem statt seiner ein Prinz von Hohenzollern-Hechingen öfters die Huldigungen und wie es schien nicht ungern empfing, was Bülow selbst gar nicht merkte, sein Schwager und Adjutant von Auer jedoch ernstlich abzustellen suchte. —

Schon von Hameln aus hatte Bülow dem Könige den ehemaligen Präsidenten von Vincke zum Zivil-Gouverneur der westphälischen Länder vorgeschlagen, den alten Freund alsdann durch den Professor Steffens, der sich als Volksredner dem Hauptquartier beigesellt fand, zu sich nach Bielefeld berufen, und ihm sogleich durch Boyen eine Vollmacht ausfertigen lassen, die ihn als einstweiligen Generalkommissarius mit der Verwaltung der ehemals preußischen westphälischen Provinzen betraute. Vincke war hocherfreut über die Wiederkehr der Preußen, schloß sich dem General mit Kraft und Selbstständigkeit an, und eilte mit ihm nach Münster, wo beide Männer in gutem Verein die wirksamste Thätigkeit entwickelten. Die ganze Last der Einrichtungs- und Verwaltungsgeschäfte ruhte auf ihnen beiden; sie zogen auch einige früher nicht preußische Landstriche in ihren Bereich; vor allem aber hatte Bülow mit seinen militairischen Anordnungen vollauf zu thun. Einstweilige Regierungskommissionen hatte er bereits in Minden, Bielefeld und Paderborn eingesetzt, die Maßregeln zur Verpflegung der Truppen, zur Benutzung aller kriegerischen Hülfsmittel des Landes wurden mit Eifer und Kraft genommen und ausgeführt. Den Major von Reiche sandte Bülow nach Lippstadt, um dort Befestigungen anzulegen, ausgesuchte Hauptleute in alle Städte des ehemals und wieder preußischen Westphalens, um die Landwehr schleunigst einzurichten, sie brachten ihre Bataillone bald auf guten Fuß, und kamen dann zur Truppe zurück, mancher mit dem

von ihm errichteten Bataillon; diese Hauptleute, in ihren Dienstleistungen schon als Majors gebraucht, wurden sämmtlich bald zu diesem Rang erhoben. —

In der Lebensbeschreibung Vincke's von Bodelschwingh wird gesagt: „Der General von Bülow verstand es bekanntlich, bestens für seine Truppen zu sorgen, und so benutzte er auch seinen Durchzug durch Westphalen, um sie möglichst mit allem Fehlenden zu versehen, zu welchem Ende von dem Kriegskommissariat eine Masse von Kleidungs- und Ausrüstungsstücken aller Art requirirt wurde. Vincke berechnete den Werth dieser Forderungen, ausschließlich Ostfrieslands und der bedeutenden Lieferungen an Pferden, zur Summe von 1,716,763 Thaler, und bemerkte in seinem Bericht an den König, daß die Aufbringung dieser Summe den Provinzen, welche durch die Franzosen so lange Zeit hart gelitten, sehr schwer falle." Doch erkannte er die Nothwendigkeit solcher Anstrengungen, und bot auch noch zu weiteren großen Leistungen und Zahlungen, welche Blüow ansprach, bereitwillig die Hand, und war betrübt, als durch höhere Weisung jede fernere Geldzahlung an die Truppen eingestellt wurde. Er hatte dem Bülow'schen Heertheil — den Befreiern Westphalens — seine besondere Liebe zugewendet, und war in der That, wie auch Bülow selbst ihn nannte, der Ernährer, Beschützer und Erhalter dieser Truppen.

Aus Münster mußte sich der Blick, nachdem den vaterländischen Angelegenheiten bestens vorgesehen war, von selbst auf das nahe Holland richten, wo die Niederlagen der Franzosen und der Freiheitsruf der deutschen Völker eine starke Gährung erweckten. Seit dem Machtspruche Napoleons, der die Selbstständigkeit des Landes vernichtete und dasselbe dem französischen Reich einverleibte, war die Stimmung allgemein den Franzosen feindlich geworden; die einstigen Anhänger der Republik, und daher als solche vormals Freunde der Franzosen, waren schon durch die Einführung des Bonapartischen Königthums bitter enttäuscht, durch die Verschmelzung ihres Vaterlandes aber um so heftiger für dessen Selbstbestehen entzündet worden; die oranische Parthei, nie ganz erloschen und durch einen klugen Fürsten vertreten, bot jeder anderen

jetzt eine willkommene Anschließung. Das Volk in den größeren Städten wurde schon unruhig, und drohte gewaltsam auszubrechen. Die französischen Truppen, unter dem Oberbefehl des Generals Molitor, etwa 14,000 Mann, reichten kaum hin, die festen Plätze gehörig zu besetzen, geschweige denn das Volk im Zaum zu halten; als der Krieg vor wenigen Wochen noch in Sachsen geführt wurde, hatte man nicht gedacht, daß nächstens Holland bedroht sein könnte, und jetzt, da die Noth eingetreten war, bedurfte Frankreich selbst der geretteten oder neugeschaffenen Truppen am dringendsten zum eignen Schutze. Unter diesen Umständen hatten die Kosakenschaaren, welche von der Niederweser her schon um die Mitte des Novembers in Holland eingedrungen waren, wenig Widerstand gefunden, und streiften tief in's Land hinein. Molitor sah sich genöthigt, das eigentliche Holland, wo der Volksaufstand am heftigsten drohte, gänzlich zu räumen, und nachdem die letzten Franzosen am 18. November von Amsterdam abgezogen waren, rief auch sogleich das Volk mit begeistertem Jubel die Herstellung des Fürstenhauses Oranien aus. Molitor zog die geringen Streitkräfte, die ihm neben den nöthigsten Besatzungen im freien Felde verfügbar blieben, etwa 5000 Mann, bei Utrecht zusammen, und hielt mit einer schwachen Vorhut nur noch Amersfort besetzt, um die Kosaken nicht gleich bis Amsterdam vordringen zu lassen.

Als diese Nachrichten am 22. November in Münster eintrafen, waren Bülow's Gedanken und Plane schon ganz gereift. Er bedurfte zur Ausführung nur einer höheren Erlaubniß. Bereits hatte er vom Kronprinzen von Schweden den Befehl erhalten, an den Niederrhein vorzurücken, die Festung Wesel einzuschließen und seine Linie links bis zur Mündung der Yssel zu erstrecken. In Voraussicht der Wendung, welche die Sachen in Holland nehmen könnten, erbat er sich vom Kronprinzen nachträglich die Erlaubniß, falls eine der Festungen der Yssel dazu die Gelegenheit gäbe, seine Unternehmungen weiter auszudehnen. Der Kronprinz gewährte diese Erlaubniß, und dachte so wenig an eine Eroberung Hollands, daß er meinte, wenn ein solcher Platz etwa gewonnen würde, so sei es am besten ihn zu schleifen,

da er ja doch nicht würde behauptet werden können! Bülow jedoch war entschlossen, die erlangte Erlaubniß in weitester Ausdehnung zu benutzen. Die Abhängigkeit von dem Kronprinzen war ohnehin nur noch eine scheinbare, da das Nordheer täglich mehr aus einander ging und sich zersplitterte; der Schein aber war um so mehr beizubehalten, als er der wirklichen Selbstständigkeit eine Art Schutz verlieh. Bülow fuhr bis zum Ende des Feldzuges fort, dem Kronprinzen Berichte zu senden, so wie auch Weisungen zu empfangen, ohne daß sein Handeln dadurch sonderlich bestimmt wurde.

So sehr er gewohnt war seine Entschließungen aus sich selbst zu nehmen und durch keinen fremden Rath sich bestimmen zu lassen, so wollte er dies neue Unternehmen doch nicht beginnen ohne sich der Zustimmung Boyen's versichert zu haben. Er eröffnete diesem tüchtigen Leiter seines Generalstabs den gefaßten Vorsatz und Plan im ganzen Umfang und erfreute sich des vollen Beifalls und der thätigen Unterstützung des treuen Waffenbruders. Er berieth alles Nöthige mit ihm, und ging sogleich an's Werk. Dem Könige meldete Bülow sein militairisches Vorhaben, das von dieser Seite, so wenig wie das politische, einen Widerspruch zu befürchten hatte. Das Nächste war die Sendung des Rittmeisters von Auer nach England mit geheimen Eröffnungen und Aufträgen sowohl an den Prinz-Regenten von England als an den Prinzen von Oranien, um für die beabsichtigte Eroberung von Holland die Billigung und Unterstützung beider, besonders aber auch die Mitwirkung englischer Streitkräfte anzusprechen. Deßgleichen wurde der Lieutenant von Szwykowski nach Berlin an die Prinzessin von Oranien mit Depeschen abgefertigt. In Holland selbst waren schon Verbindungen angeknüpft, die man zu erweitern und dem Zwecke gemäß zu leiten strebte. Dies kühne Verfahren, welches den noch fraglichen Willensmeinungen der Verbündeten in Betreff Hollands vorgriff und dessen künftiges Schicksal entschied, lag allerdings außerhalb der Befugnisse des militairischen Befehlshabers, allein zugleich so sehr in der natürlichen Entwickelung der Verhältnisse, daß Bülow das Werk ungestört durchführen konnte, und weit entfernt wegen seiner Eigenmacht zur Ver-

antwortung gezogen zu werden, nur Lob und Ruhm dafür erntete.

Aus London der vollen Zustimmung sowohl von englischer als oranischer Seite vorläufig versichert, erließ Bülow sogleich an die Bewohner der Vereinigten Staaten von Holland folgenden schon vom 20. November aus Münster erlassenen Aufruf, der in's Holländische übersetzt in vielen tausend Abdrücken verbreitet wurde, den preußischen Waffen voranging und sie begleitete: „Die Vorsehung hat die Waffen unserer Monarchen mit Sieg gekrönt, und der große Bund der freien Völker Europa's hat die Macht des blutdürstigen Unterdrückers Napoleon jetzt zum zweitenmale vernichtet. Deutschland hat jetzt völlig die schmachvollen Fesseln abgeworfen, unter denen es auf Wohlfahrt und Glück Verzicht leisten mußte. — Holländer! Ihr, die ihr einst schon früher als wir, der Unterdrückung kühn widerstrebtet, schon früher ein knechtisches Loos abschütteltet, auch für euch schlägt jetzt die Stunde der Erlösung von einem Druck, dem ohne eure Schuld ein unglückliches Verhängniß euch nebst so vielen andern unterwarf. — Die verbündete Armee, die unter dem würdigen Nachfolger des großen Gustav Adolphs in dem Norden von Deutschland den Sieg errang, betritt jetzt eure Gränzen, und mahnt euch, dem Beispiel zu folgen, welches eure Freunde und Brüder in ganz Deutschland schon gaben. — Das preußische Truppenkorps unter meinen Befehlen, welches einen Theil dieser Armee ausmacht, bietet euch zunächst die Hand, um zu eurer Befreiung und zu eurem Wohl mitzuwirken, welches wenn ihr von der Unterdrückung befreit eure Flagge wieder in allen Meeren wehen lassen werdet, bald und für immer wiederkehren wird. — Habt Vertrauen zu uns; wir haben es einst früher schon von euch verdient; wir werden demselben auch jetzt durch die strengste Mannszucht, und nur von dem Wunsch euch zu befreien geleitet, zu entsprechen wissen. — Aber auch wir treten mit Zuversicht zu euch hin, ihr biederherzigen, braven, alten Nachbarn und Freunde. Auch wir bauen fest auf eure Mitwirkung zur glücklichen Vollendung des großen Werks, die bei vereinter Anstrengung aller Kräfte nicht mehr zweifelhaft sein kann. — Zeigt euch

würdig eurer Ahnherren, stellt euch kräftig, wie jene, zu uns, unter die Fahnen, die für Freiheit und Recht wehen, und laßt die Mitwelt aufs neue den Muth und die Ausdauer der batavischen Legionen im Kampfe für die gerechte Sache bewundern." — Ohne alle Eitelkeit und Selbstüberhebung spricht hier Bülow nur das zur Sache Gehörige, und die Klugheit, welche durch die schmeichelhafte Hinweisung auf Gustav Adolph den Kronprinzen von Schweden in das Unternehmen zu verflechten sucht, erscheint in Betreff seiner sowohl als der Holländer nur von wirksamer Zweckmäßigkeit.

Die militairischen Ausführungen waren in der Stille vorbereitet, und konnten unverzüglich beginnen. Oppen stand mit den Bülow'schen Vortruppen bereits in Bocholt, er empfing den Befehl in Holland einzurücken. Der Oberst von Sydow, mit 3 Reiterregimentern und 2 Füsilierbataillonen nach Coeverden entsendet, mußte sich näher zu Oppen heranziehen, um diesen nöthigenfalls zu unterstützen, da dieser, mehrere Märsche von der Hauptstärke entfernt, fürerst auf sich allein angewiesen war. Oppen ging über Anholt und Deutekom rasch gegen die an der Yssel gelegene Stadt Doesburg vor, vernahm aber, als er eben am 23. November die holländische Gränze überschritt, daß ihm eine Schaar von Tscherniscseff's. Kosaken schon zuvorgekommen sei; sie war durch Ueberraschung in den schlechtbewachten Ort eingedrungen, jedoch eben so schnell wieder gewichen, als sie die Annäherung feindlichen Fußvolks vernahm; dieses hatte darauf den Ort wieder besetzt, war aber, den Nachrichten zufolge, nur schwach und eines erneuerten Angriffs wohl nicht gewärtig. Hierauf rechnend sandte Oppen zum Versuch einer Ueberrumpelung schleunigst ein Dragonerregiment mit einer halben reitenden Batterie voraus; sie kamen gegen 3 Uhr an und sprengten muthig auf das Thor los, doch von lebhaftem Gewehrfeuer empfangen mußten sie zurückweichen und das Eintreffen des Fußvolks abwarten. Die früheren Festungswerke bestanden noch theilweise, ein starker Wall, gedeckt von tiefem Wassergraben umgab die Stadt. Der Rittmeister Franz von Eckardstein versuchte den Feind mit Vorschlägen zur Uebergabe, während die Dragoner absaßen, und ein gutes Plänklergefecht

unterhielten. Nach einer Stunde traf das Fußvolk ein, und schritt unmittelbar zum Angriff, er richtete sich auf das nächste Thor, einige Kartätschenschüsse reinigten den Wall, ostpreußische Jäger erstiegen auf Leitern die Zugbrücke, zerhieben die Ketten daß sie herabfiel, und nun drangen die Füsiliere stürmend ein. Die Franzosen, etwa 150 Mann, suchten theils über die schon halbzerstörte Yſſelbrücke theils auf Kähnen zu entkommen, wurden aber größtentheils eingeholt und niedergemacht oder gefangen, unter den letzteren befand sich der Kommandant und 4 Offiziere, nebst anderer Kriegsbeute wurden auch 2 schwere Kanonen genommen.

Dieser leichte Sieg, der mit nur 10 Verwundeten, unter denen 2 Offiziere, erkauft worden, verbreitete Schreck und Bestürzung in der ganzen Gegend, und Oppen eilte diesen Eindruck bestens zu benutzen. Er entsandte sogleich den Major von Sandrart mit seinem Husarenregimente, 1 Bataillon Jäger und einiger anderen Mannschaft auf dem rechten Yſſelufer gegen Zütphen, während über die schleunigst hergestellte Brücke der Major von Müller mit 2 Schwadronen Dragoner, einer Abtheilung Füsiliere und 2 Kanonen ebendahin auf dem linken Ufer vordrang. Sandrart, der früher eintraf, griff sogleich an, wurde aber mit Verlust von 60 Todten und Verwundeten abgewiesen; als aber Müller von der andern Seite erschien, sein Geschütz feuern ließ und auch schon Anstalten zum Sturm machte, ergab sich am 24. November der Kommandant und die Besatzung von 300 Mann wurde kriegsgefangen. Mehrere Kanonen wurden erbeutet, ein großes Tabacksmagazin und andere Vorräthe. Den Taback ließ Bülow bald nachher verkaufen, und verwandte die daraus gelöste Summe für seine Truppen.

Oppen gönnte sich kein Ausruhen, und wandte sich schon am 25. Morgens von Zütphen zurück gegen Arnheim, um sich dieses wichtigen Ortes zu bemächtigen, und zugleich den Feind, der sich bei Nymwegen stärker zusammenzog, näher zu beobachten. Während Molitor noch bei Utrecht stand, sammelte der Marschall Macdonald, der den elften französischen Heertheil befehligte, seine Truppen zwischen Grave und Nymwegen; er hatte jetzt ungefähr 9000 Mann, die sich

aber täglich verstärkten; zur Sicherung seiner linken Flanke sandte er 2000 Mann unter dem General Amey gegen Deventer, wo sie mit einer vom General Lanbardière zusammengerafften Schaar von Douaniers und Gendarmen zusammenstoßen sollten. Diese Truppen stellten sich am 25. Mittags den gegen Arnheim anrückenden Preußen bei Midachten entgegen. Oppen griff sie sogleich auf beiden Flanken an, und warf sie in die Flucht. Das hügelige und strauchigte Gelänb hinderte die Verfolgung durch Reiterei, und die Franzosen zogen sich durch den Wald von Rosendal ungehindert in die vor Arnheim errichteten Verschanzungen. Zugleich mit ihnen traf aber auch Oppen ein, der über Velpe einen Eilmarsch gemacht hatte, bemächtigte sich der Vorstadt, und ließ die Nachhut des Feindes noch lebhaft angreifen, die jedoch mit einigem Verlust bald in Sicherheit war. Auch Arnheim hatte von seiner früheren starken Befestigung nur noch einen hohen Wall und tiefen Graben, der zunächst der Rheinbrücke trocken und daher leicht zu überschreiten war. Da es jedoch nicht gelang mit dem Feinde zugleich einzudringen, so mußte für den Augenblick jeder Angriff aufgegeben werden, und nachdem auch eine Aufforderung zur Uebergabe fruchtlos geblieben, begnügte sich Oppen die Stadt zu umstellen, und zog sich einstweilen auf Velpe zurück, bis die nöthigen Verstärkungen einträfen. Damit inzwischen seine Kräfte nicht müssig blieben, sandte er ein Reiterregiment unter dem Major von Kamcke gegen Amersfort und ein anderes unter dem Major von Sandrart gegen Utrecht, sie sollten den Volksaufstand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, und die Franzosen hart bedrängte, durch ihr Erscheinen ermuthigen und befördern.

Mittlerweile rückte Sydow mit seiner Abtheilung von Zütphen heran, und die Brigade Krafft erreichte Doesburg, während die Brigaden Zielinski und Thümen mit angestrengten Märschen folgten. Oppen wünschte mit Krafft vereinigt Arnheim zu stürmen, und schon standen die Truppen dazu bereit, als man erfuhr, daß die Franzosen jetzt eben beträchtliche Verstärkung erhalten hatten, und auch sogleich wahrnahm, daß sie nicht nur auf den Wällen, sondern auch auf dem linken Rheinufer zahlreiches Geschütz aufführten, welches

alle Zugänge bestrich. Oppen mußte daher vom Sturm abstehen, und begnügte sich die Stadt eng einzuschließen; zugleich beabsichtigte er mit einem Theil seiner Reiterei über den Rhein zu gehen, um auf der anderen Seite die Stadt zu berennen und ihr ferneren Zuzug abzuschneiden. —

Die Franzosen machten am 29. November Mittags einen kühnen Ausfall; ihr ungestümer Reiterangriff überraschte die preußischen Vorposten, die einigen Verlust erlitten und weichen mußten, bis Verstärkung eintraf und den Feind zurückwarf. Abends traf Bülow in Doesburg ein, unterrichtete sich genau von der Lage der Dinge, und beschloß die Stadt am folgenden Morgen durch Sturm zu nehmen, weßhalb sogleich noch 4 Bataillons der Brigade Thümen von Doesburg in der Nacht herangezogen wurden.

Bülow ritt am nächsten Morgen früh nach Arnheim vor, um bei dem Sturm, dessen nähere Anordnungen er Oppen überließ, persönlich gegenwärtig zu sein. Von vier Angriffen sollten die beiden auf dem linken Flügel nur zum Schein geschehen, auf dem rechten Flügel aber die wahren mit allem Nachdruck ausgeführt werden. Erst gegen Mittag, als der dichte Nebel gefallen war, konnte der Kampf beginnen, auf allen vier Seiten zugleich. In der Nacht war ein Theil der französischen Truppen, besonders Reiterei, über die Rheinbrücke abgezogen, nur die eigentliche Besatzung, etwa 4000 Mann, unter dem tapfern General Charpentier zurückgeblieben, sie schienen zur Vertheidigung mehr als hinreichend. Der vierfache Angriff jedoch verwirrte ihre zweckmäßige Verwendung, und Charpentier selbst hatte die Truppen nicht in seiner Gewalt. Die beiden falschen Angriffe gelangen über alles Erwarten; der Major von Clausewitz drang mit seinen Truppen nach einigem Widerstand durch das Velper-Thor, der Major von Reckow mit den seinigen durch das Jahns-Thor in die Stadt, zugleich der Major von Colomb mit seiner längs des Rheinufers geführten Schaar durch das Gatterthor. Dagegen fanden die ernstlichen Angriffe, welche der Oberstlieutenant von Zastrow befehligte, tapfere Gegenwehr, die nur durch die unerschrockene Entschlossenheit der Preußen überwältigt wurde. Nachdem ein heftiges Geschütz-

euer einige Zeit gedauert, erstiegen 2 Landwehrbataillone, des Kartätschenhagels nicht achtend, den hohen Wall, vertrieben den Feind mit dem Bajonet, und drangen, gefolgt von den übrigen Sturmschaaren, durch die Vorstadt grade auf das Rheinthor zu, wohin auch die anderen Angriffe siegreich ihre Richtung nahmen. Hier war noch eine starke Wallschanze zu stürmen, sie wurde genommen, und mit ihr das Rheinthor. Ein blutiger Straßenkampf, in welchem Charpentier tödtlich verwundet wurde, endete mit der völligen Niederlage der Franzosen. Was vom Feinde nicht im ersten Augenblick über die Rheinbrücke sich retten konnte, mußte sich ergeben. Der General Saint-Marie, 24 Offiziere und gegen 1000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht, 14 Kanonen erobert nebst vielen Pulverwagen. Die ergrimmten Soldaten wollten den General Saint-Marie, den sie mitten im Kampf ergriffen hatten, niederstechen, der Major von Weyrach aber entriß ihnen denselben und ließ ihn in Sicherheit bringen. Thümen hatte die größte Mühe unter den sturmerhitzten Leuten Zucht und Ordnung herzustellen. Die Franzosen hatten zur Deckung ihrer Flucht die Rheinbrücke in Brand gesteckt. Oppen ließ sie durch die Pioniere retten und schnell herstellen, und verfolgte den Feind auf der Straße nach Nymwegen bis Elst mit größtem Nachdruck. Das zweite Bataillon des ersten neumärkischen Landwehrregiments hatte sich beim Sturm außerordentlich hervorgethan, und schloß nun auch der Verfolgung sich eifrigst an; als Oppen dasselbe von neuem Kampfesmuth beseelt vorüberziehen sah, nahm er nebst seinem Begleiter ehrerbietig den Hut vor ihm ab. —

Noch am Abend desselben Tages schrieb aus Arnheim Bülow über diese Waffenthat an seine Frau: „Dies ist also das erste Schreiben, welches ich auf holländischem Boden an Dich richte. Gestern Abend kam ich nach Doesburg, und beschloß gleich heute früh die noch ziemlich im Stande seiende Festung Arnheim anzugreifen. Nach einem sehr hartnäckigen Gefecht haben wir die Stadt mit stürmender Hand genommen, indessen, wie natürlich, nicht ohne bedeutenden Verlust. Der Feind hat sehr bedeutend verloren, denn er mußte über die Rheinbrücke unter unserm Kartätschenfeuer gewissermaßen

Spießruthen laufen. Wir haben eine sehr bedeutende Anzahl Gefangener gemacht, wieviel kann ich noch nicht bestimmt angeben; außer dem Kommandanten befindet sich noch ein Brigadegeneral unter selbigen. Die Einwohner der Stadt behaupten, es sei ein General geblieben. Wir haben den Feind bis nahe vor Nymwegen verfolgt. Morgen marschire ich gegen Utrecht, und in ein paar Tagen werde ich ziemlich Meister von Holland sein. Ich und meine Umgebungen, wir sind alle gesund, es scheint als wenn das Schicksal uns vorzüglich begünstigt. Ich habe nun in diesem Kriege Napoleon manchen argen Streich gespielt, unter diesen ist die Besitznahme von Holland einer der ärgsten. Theile den Königlichen Hoheiten, denen ich mich zu Füßen lege, diese guten Nachrichten mit."

Der schon in diesem Schreiben ausgedrückte Entschluß, die Verfolgung gegen Nymwegen nicht fortzusetzen, sondern gegen Utrecht vorzudringen, wird von Grolman getadelt; derselbe meint, wahrscheinlich würde Nymwegen, ja vielleicht Grave, Herzogenbusch, und somit der Bommeler Waerd, in Bülow's Hände, und dann auch ohne Zweifel die übrigen Festungen gefallen sein, und auf diese Weise hätte, gleichsam auf Einen Schlag, ganz Holland erobert werden können. Allein schon die angeführten Worte selbst zeigen, daß das „auf Einen Schlag" nur als ein sehr bedingtes „nach und nach" gelten kann, und daß die angenommene Wahrscheinlichkeit bei jedem einzelnen Schritt auf's neue zu einer sehr fraglichen wird. Denn schwerlich würden Macdonald und Molitor jenem Vordringen auf Nymwegen ruhig zugesehen, vielmehr mit vereinten Kräften sich ihm widersetzt haben, wobei Bülow, der schon durch das Zurücklassen der Brigade Borstell vor Wesel und durch andere Entsendungen geschwächt war, unter nachtheiligen Umständen zu einer Schlacht genöthigt werden konnte, die er besser vermied. Grolman sagt dann weiter selbst, da Bülow die nachtheiligen Verhältnisse auf feindlicher Seite damals nicht genau habe wissen können, und er mit Recht dahin gestrebt habe, sich zuvörderst eines Hauptortes im Innern von Holland zu bemächtigen, um von hieraus die Zügel der Regierung zu erfassen und dem Auf-

stande des Landes einen festen Haltpunkt zu geben, so erscheine die getroffene Wahl, gegen Utrecht vorzugehen, hinlänglich gerechtfertigt. Noch mehr als diese Worte es sagen, waren Bülow's Gründe wichtig und dringend. Es galt vor allem den schon ausgebrochenen Aufstand auszubreiten, zu befestigen, und besonders auch das Volk gegen die Rache des Feindes, der leicht auf Augenblicke wiederkehren konnte, zu schützen. Wir können eine andere Betrachtung nicht verschweigen. Der russische General von Benkendorf mit seiner fliegenden Schaar war im Anzug auf Amsterdam, eine andere russische Abtheilung unter dem General von Stahl stand schon bei Amersfort, Kosaken durchstreiften das Land nach allen Richtungen; uns dünkt es eine erlaubte militairische Eifersucht, im eigenen Werke freie Hand zu behalten, und wir glauben, es konnte Bülow'n nicht verdacht werden, daß er in Holland den russischen Truppen nicht den Vorzug lassen mochte. Der Verfolg wird zeigen, daß dies auf die gegenseitige Hülfe und Unterstützung, die er eben so gern annahm als leistete, keinen Einfluß hatte.

Auf die Nachricht, daß am frühen Morgen des 24. Novembers 300 Kosaken von Benkendorf, die sich zwischen den französischen Posten klug durchgeschlichen hatten, in Amsterdam eingerückt und vom Volke mit Jubel begrüßt worden seien, sandte Bülow sogleich den Oberst von Sydow mit 2 Reiterregimentern ebendahin. Auch empfing er die Anzeige, daß der Prinz von Oranien, mit dem und dessen Beauftragten er in lebhaftem Verkehr stand, am 1. Dezember bei Amsterdam gelandet sei, und mit einer Schaar von Freiwilligen der dortigen Schuttery sofort nach Utrecht vorrücken wolle. Diesem die Hand zu reichen, war ebenso militairisch richtig, als politisch von Wichtigkeit.

Den Prinzen von Oranien zu begrüßen und weitere Maßregeln mit ihm zu verabreden, sandte Bülow den Rittmeister von Burgsdorf nebst dem Fürsten Radziwill nach Amsterdam, von wo sie jenen nach dem Haag begleiteten. Der Prinz trat unter begeisterter Zustimmung des Volks nun förmlich in Amt und Rechte seiner Vorfahren, und erklärte sich zum Statthalter von Holland. Er ließ Bülow'n

den innigsten Dank und Beifall ausdrücken, und ihn auffordern, in seinen glücklichen Unternehmungen eifrigst fortzufahren; alle Unterstützung, über welche der Prinz verfügen und die er von den erwarteten englischen Truppen vermitteln könne, solle ihm unverzüglich zu Theil werden. —

Molitor, den Schwierigkeiten nicht gewachsen, die der Zustand des Landes ihm häufte, und noch weniger dem Angriffe Bülow's, war am 30. November von Utrecht abgezogen, über den Leck und die Waal zurückgegangen, und hielt nun hinter der letzteren die Uebergänge besetzt, welche durch Festen und Schanzen vertheidigt waren; auch verstärkte er die Besatzung von Gorkum. Napoleon aber, unzufrieden mit der bisherigen Vertheidigung Hollands, beauftragte den General Decaen mit derselben, und überwies ihm zu diesem Behuf ansehnliche Verstärkungen.

Bülow traf am 2. Dezember in Utrecht ein, und ließ ohne Verzug die Vorhut unter Oppen nach verschiedenen Richtungen vorgehen. Ein Theil derselben kam nach Vianen, einer befestigten Stadt am Leck, von deren Dasein die Führer nichts gewußt hatten, zum Glück war der Feind abgezogen, und man konnte ungehindert einrücken. Der Major von Sandrart ging über Meerkerk gegen Gorkum; die Franzosen hatten sich vorwärts bei Arkel und Spyk hinter den Dämmen festgesetzt, wo hitzige Plänkeleien wiederholt stattfanden. Der Oberst von Sydow rückte an die Waal, der Stadt Bommel gegenüber. Der Major von Kameke kam gleichfalls an die Waal, mehr aufwärts; der Oberstlieutenant Graf von Lottum stand noch weiter aufwärts gegen Nymwegen hin. Während Bülow hinter diesen Vorposten in Utrecht in rastloser Thätigkeit alles aufbot, seine Streitkräfte zu mehren, die zahllosen Geschäfte, die sich ihm aufdrangen zu erledigen, und neue Unternehmungen vorzubereiten, waren auch die Franzosen ihrerseits nicht müssig.

Der General Decaen kam den 4. Dezember in Antwerpen an. Er überschaute den Zustand der Dinge, gab für jetzt alles auf, was schon verloren oder nicht zu halten war, also nicht nur das eigentliche Holland, sondern auch Zeland, welches in voller Gährung und den Engländern eine

sichere Beute schien, beschloß aber um so hartnäckiger den Schlüssel von Belgien, die Festungen Gorkum, Gertruydenburg, Bergen-op-Zoom, Herzogenbusch und Breda zu behaupten. Er hoffte, wenn erst alle Truppen, die Napoleon ihm zugewiesen hatte, eingetroffen wären, gegen 32,000 zur Verfügung zu haben, und diese konnten in der That für jenen Zweck hinreichen. Hätte er augenblicklich diese Stärke gehabt, so würde er freilich noch mehr im Vortheil gewesen sein!

Die englischen Hülfstruppen, der Angabe nach 8000 Mann stark unter dem General Sir Thomas Graham, landeten am 4. Dezember auf der Insel Tholen in der Oster-Schelde; sie hatten auf der Ueberfahrt sehr gelitten, und bedurften längerer Zeit, um sich zu erholen, zu ordnen, wieder auszurüsten. Bülow setzte sich mit dem General sogleich in Verbindung, und zwischen beiden knüpfte sich das beste Vernehmen an, das nie getrübt wurde. — Abgeordnete aus dem Haag begrüßten Bülow'n als den Befreier von Holland, und luden ihn nach dem Haag und nach Amsterdam ein, wo seiner außerordentliche Festlichkeiten harrten; er zog aber vor bei seinen Truppen und inmitten der vielfachen Arbeiten zu bleiben, die seiner Leitung und Aufsicht keinen Tag entbehren konnten. Außer der Sorge für seine eigenen Truppen, für deren Verpflegung, Vervollständigung und Ausrüstung, hatte er die viel mühsamere, den Eifer der Holländer zu wecken und zu spornen, um holländische Truppen in's Feld zu stellen; die zahllosen, immer neuen Schwierigkeiten, denen er hiebei begegnete, setzten seine Geduld auf harte Proben. Der Prinz von Oranien selbst vermochte in dieser ersten Zeit nur wenig und hatte vor allem seine persönlichen Verhältnisse festzustellen. Doch billigte und unterstützte er soviel ihm möglich die Maßregeln Bülow's. Daß er seinen sechszehnjährigen Sohn den Prinzen Friedrich ihm nach Utrecht sandte, um unter seinen Augen die kriegerische Laufbahn zu betreten, war ein Zeichen von Achtung und Vertrauen, das von allen Seiten gut aufgenommen wurde.

Aber auch für die Kriegsführung selbst gab die Eigenthümlichkeit dieses Landes vielerlei Bedenken. Ein überall

von Gewässern und Gräben durchschnittener Boden, verbunden nur durch hohe, zwischen tiefen überschwemmbaren Niederungen hinlaufende Dämme, die überall eine natürliche Vertheidigung bieten, dazu eine Menge von Festungen und Schanzen, denen schwer beizukommen, die jede Bewegung hindern, wenn der Feind sie besitzt, und nichts bedeuten, wenn man sie erobert hat, — dies alles machte den Truppen große Beschwer, und ihre besten Kräfte fanden sich gelähmt, weil deren Anwendung unter solchen Umständen nicht möglich war. Bülow studirte mit Aufmerksamkeit diese neuen Verhältnisse, und berieth sich mit allen Offizieren und erfahrenen Einwohnern. Mit den holländischen Bewaffnungen ging es überaus langsam. Es meldeten sich genug Leute, allein es fehlte an Offizieren sie zu ordnen und auszubilden, an Anstalten der Verpflegung, besonders auch an Gewehren, denn die zuerst auf Zeland von den Engländern gelandeten mußte Bülow für seine aus Westphalen eintreffende beträchtliche Ersatzmannschaft in Anspruch nehmen, die jedenfalls wichtiger war als das holländische Aufgebot. Doch wirkte schon das bloße Gerücht von diesem auf den Feind sehr beunruhigend, er hielt die ganze Bevölkerung für streitfertig, und konnte nicht unterscheiden, was nur erst Vorbereitung oder schon Ausführung sei. Einen starken Eindruck machte es auch auf die Franzosen, daß Bülow auf den Vorposten überall von den Kirchthürmen neben der preußischen die oranische Fahne wehen ließ. Um die Franzosen noch mehr besorgt zu machen, und sie glauben zu lassen, daß ihnen auch im Rücken schon Aufstand drohe, erließ Bülow in französischer Sprache einen Aufruf an die Brabanter, der indeß nur Allgemeines sagen und daher nur wenig wirken konnte. —

Ein Gegenstand, den Bülow mit allem Eifer anstrebte und verfolgte, war die Wiederheranziehung seiner Brigade Borstell, die seiner unmittelbaren Leitung entzogen vor Wesel stand, und diese Festung sowie den Niederrhein bis oberhalb Düsseldorf beobachtete. Borstell war mit dieser Absonderung sehr zufrieden; Bülow aber fand sich durch sie eines bedeutenden Theils seiner Truppen beraubt, und mit den ihm verbliebenen nicht mehr stark genug um angriffsweise zu ver-

fahren. Es standen viele Truppen der Verbündeten rückwärts im Lande unthätig und verfügbar, die den Dienst vor Wesel übernehmen, und Bülow's Truppen ablösen konnten, ja der Heertheil Winzingerode's war hiezu schon bestimmt, aber die meisten Kriegsbewegungen stockten, oder geschahen unentschlossen und langsam. Bülow verwandte die dringendsten Bitten und Aufforderungen, bei dem Kronprinzen von Schweden, bei Winzingerode selbst, in dem großen Hauptquartier, doch alles ohne raschen Erfolg. Und als später denn doch endlich Winzingerode kam, und somit Bülow's Wunsch erfüllt wurde, mußte dieser mit Staunen erkennen, daß er nur sein Unheil herbeigewünscht habe! —

Borstell indeß war seinerseits thätig und tapfer. Bei Wesel hatte er am 2. Dezember ein günstiges Gefecht, und beinahe wäre die Festung durch Ueberfall genommen worden. Der Oberst von Hobe besetzte Düsseldorf. Der Major von Knobloch ging mit 2 Bataillons und 3 Schwadronen Husaren über den Rhein, überfiel Neuß, wo große Vorräthe und die Düsseldorfer Schiffbrücke gefunden wurden, verfolgte den Feind auf der Straße nach Jülich, nahm ihm einen Adler, und machte 230 Gefangene, worunter 30 Offiziere; am folgenden Tage schlug er den Feind, der in Stärke von Köln gegen ihn heranzog, kräftig zurück, und ging dann mit seiner Beute wieder auf das rechte Rheinufer. Diese und einige andere Gefechte und kühne Streifereien hatten außer ihrem besonderen Vortheil auch den allgemeinen, den Marschall Macdonald in Nymwegen sehr zu beunruhigen und seine Aufmerksamkeit auf seine rechte Flanke, von Bülow daher abzulenken.

Nachdem dieser in Utrecht zwölf Tage zwar in größter Geschäftsthätigkeit, aber auch in peinlichem Abwarten zugebracht, beschloß er, ungeachtet seiner geringen Stärke, wieder angriffsweise gegen den Feind aufzutreten. Sein nächster Zweck war die Wegnahme des Inselandes zwischen Waal und Maas, der Bommeler Waerd genannt, um demnächst die Maas zu überschreiten und die auf dem linken Ufer dieses Flusses gelegenen Festungen anzugreifen. Seine Befehle waren, Oppen mit der Vorhut sollte bei Bommel über die Waal und dann über die Maas bis gegen Herzogenbusch vorgehen, die Brigade

Krafft die Festung Gorkum eng umstellen, dann über die vereinigte Waal und Maas — die Meerwede — gehen, und die festen Orte Workum, Löwenstein und Heusden zu nehmen suchen, die Brigade Hessen-Homburg sollte zur Unterstützung in die Nähe von Gorkum, die Brigade Thümen nach Thiel vorrücken. Die Uebergänge fanden indeß große Schwierigkeiten.

Zunächst mußte Bommel angegriffen werden, eine auf dem linken Ufer der Waal gelegene zwar kleine aber ziemlich starke Festung. Der Uebergang mußte auf Kähnen geschehen, allein der Feind hatte die nächstvorhandenen theils fortgeführt, theils versenkt, es mußten andere von oberhalb herbeigeschafft werden, die jedoch im Vorbeifahren dem Geschütz des Forts St. Andreas ausgesetzt waren, das am östlichen Ende des Waerds auf einer schmalen Landzunge gelegen sowohl nördlich die Waal als südlich die Maas bestrich. Bülow beschloß dies Fort durch Ueberfall zu nehmen. Der Major von Zglinitzki schiffte sich deßhalb am 13. Dezember in aller Frühe mit 1 Füsilierbataillon und 2 Kompanieen oberhalb des Forts bei dem Dorfe Varik auf zwei großen Kähnen ein, um mit dem Strom hinabtreibend am Fuße der Schanzen anzulanden. Allein die Schiffer konnten die schweren Fahrzeuge in der Strömung nicht meistern, sie gelangten trotz aller Anstrengung nicht auf das jenseitige Ufer, das Fort richtete sein Kanonenfeuer auf sie, aus dessen Bereich sie nur mühsam wieder auf dem rechten Ufer in Sicherheit kamen. Bülow befahl, den Versuch am nächsten Morgen zu wiederholen, wollte aber auch den Angriff auf Bommel selbst nicht länger aufschieben.

Die wenigen Kähne, deren man noch habhaft geworden, hatte Bülow gegenüber von Bommel bei Thuyl und höher hinauf bei Varik schon zusammenbringen lassen, sie konnten höchstens 1000 Mann aufnehmen. Zum Schutz der Ueberfahrt ließ Bülow auf dem Uferdamme 60 Kanonen aufpflanzen. Am 14. Dezember früh, im Dunkel und Schweigen der Nacht geschah die Einschiffung. Die Truppen waren voll Muth und Begier, sie wetteiferten um die Ehre die ersten zu sein, Oppen selbst, der den Angriff befehligte, fuhr

in dem vordersten Boot allen voran. Die Zurückbleibenden, die auf die Wiederkehr der Kähne harren mußten, standen in größter Spannung am Ufer, sie horchten auf die immer schwächer klingenden Ruderschläge, die Wellen gingen hoch, die Strömung schoß reißend fort, und schnell war das kleine Geschwader in Nacht und Wogen dem Blick entrückt. Banges Vorgefühl gab die muthigen Kameraden schon verloren, sie schienen dem sichern Tod entgegen zu gehen, jeden Augenblick erwartete man das Aufblitzen des feindlichen Geschützes, dem zwar furchtbare Antwort bereit stand, aber ohne daß dadurch den Bedrängten, die auf dem wogenden Wasser dann in der Mitte des beiderseitigen Feuers schwebten, unmittelbare Hülf wurde. Doch sie hatten ungestörte Fahrt, und als sie dem jenseitigen Ufer näher kamen, sandte Oppen, der bei aller Kühnheit nicht der Vorsicht vergaß, ein kleines Boot zur Erkundung voraus, das bald unerwarteten Aufschluß zurückbrachte. Der Strand war schwarz von Menschen, die in dichten Haufen erwartungsvoll dastanden, aber durchaus nichts Feindliches verriethen, sondern plötzlich, als eben der Tag hell anbrach, die nun sichtbar werdenden Schiffe mit tausendfachem Freudengeschrei und dem begeisterten Rufe Oranje boven! begrüßten. Die Franzosen, unterrichtet von dem kühnen Willen und den ernsten Anstalten Bülow's, hatten nicht geglaubt widerstehen zu können, und daher Bommel in aller Frühe verlassen. Die Landung der Preußen erfolgte nun unter lautem Jubel und die wiederholten Ueberfahrten wurden mit allen Eifer beschleunigt. Bülow war vor allem bedacht den Feind zu verfolgen. Er ließ die Truppen, die von den Einwohnern sogleich mit Speis und Trank erfrischt worden, unverzüglich auf den Dämmen östlich und westlich vorrücken, so wie südlich gegen das Fort Crevecoeur; doch hielt der Feind bald wieder Stand, und die Verfolgung in allen diesen Richtungen mußte Nachmittags einstweilen aufhören.

Auch die Brigade Krafft war am 14. Dezember unterhalb Gorkum bei Hardieksvelt über die hier schon vereinigte Waal und Maas — Meerwede — gegangen, hatte einen Ausfall aus Gorkum, der den Marsch hindern wollte, tapfer

zurückgeschlagen, und in raschem Vordringen die Forts Workum, Löwenstein und Heusden, die von dem Feinde kaum vertheidigt wurden, glücklich genommen und besetzt.

Wir müssen hier der gleichfalls noch an diesem Tage geschehenen Wegnahme des Forts St. Andreas gedenken, die jetzt weniger wichtig war, aber in ihren Einzelheiten merkwürdig erscheint. Der Major von Zglinitzki hatte nach seinem fehlgeschlagenen ersten Versuch, den Befehlen Bülow's gemäß, in der Nacht zum 14. Dezember etwa 20 kleinere Kähne zusammengebracht, um vor Tagesanbruch nochmals das Wagniß zu bestehen. Der Lieutenant Schmidt mit 40 Füsilieren hatte diese Schiffe zu bewachen. Während der Nacht kamen auf einem Schifferkahn drei Bauern aus dem Dorfe Rossum, das dicht an dem Fort liegt, zu dem preußischen Posten herüber und berichteten, die Besatzung des Forts sei größtentheils ausgerückt um aufwärts bei Thiel die dort noch vorräthigen Schiffe zu zerstören, werde aber gegen Morgen zurückkommen; es sei nur ein Wachtposten zurückgeblieben, und das Thor gewöhnlich frühmorgens offen, weil die Landleute dann Lebensmittel einbrächten. Diese willkommene Nachricht meldete der Lieutenant Schmidt sogleich dem Major von Zglinitzki, er selbst aber schiffte sich mit seinen Leuten ein, gelangte glücklich an das jenseitige Ufer, und hielt sich im Gebüsch bei Rossum verborgen bis er das Thor öffnen hörte, drang dann ungestüm ein, nahm die Wache gefangen, sprengte die übrige Mannschaft nach Heerwaarden, einem Dorfe auf der östlichen Spitze des Inselandes, und verschloß sich in der kleinen Feste, hoffend, daß die Unterstützung nicht zu lange ausbleiben werde. Mittlerweile war Zglinitzki mit dem Reste seiner Schaar ebenfalls übergeschifft, und hatte 2 Kompanieen noch weiter oberwärts bei Varik übergehen lassen, die dem nach Heerwaarden geflüchteten Feind auf dem Fuße folgten. Auf der anderen Seite mußten 2 Kompanieen bei Rossum ein heftiges Gefecht gegen die von Bommel abgezogenen Franzosen bestehen, die sich in das Fort St. Andreas zurückziehen wollten, mit 2 Kompanieen warf er sich in das Fort, dessen zugefrorene Gräben er eiligst aufeisen ließ. Bald auch drang die ganze

Stärke des von Thiel über Heerwaarden zurückkehrenden Feindes, der die beiden dorthin gesandten preußischen Kompanieen überfallen und gesprengt hatte, mit frischem Muthe zum Angriff heran, und da die 2 Kompanieen die bei Rossum gekämpft und den Feind zurückgeworfen hatten, ihn auf Oppen's Befehl nach Crevecoeur verfolgen mußten, so hatte Zglinitzki kaum noch 250 Mann zur Verfügung, dagegen der Feind durch Molitor's Fürsorge in der Nacht zum 15. eine Stärke von 4 bis 5 Bataillons erlangte, deren Angriff in der Tagesfrühe zu erwarten war. Bülow, von Zglinitzki's Lage unterrichtet, hatte demselben noch Abends 2 Kanonen gesandt, die mit großer Anstrengung über den Graben in das Fort gebracht wurden, indem die halbzerstörte Brücke nur noch für einzelne Leute gangbar war. Nun aber fehlte es ganz an Artilleristen zur Bedienung der Kanonen, und als frühmorgens am 15. der Feind gegen das Fort sein Geschützfeuer eröffnete, blieb dasselbe über eine Stunde unbeantwortet. Nach einer vergeblichen Aufforderung zur Uebergabe brachte der Feind sein Geschütz näher heran, und verstärkte seinen Angriff; da traten aus den Preußen Freiwillige hervor, welche die beiden Kanonen luden, der Lieutenant Schmidt richtete selbst eine derselben, und der erste Schuß machte gleich ein feindliches Geschütz unbrauchbar. Der Feind wurde hiedurch stutzig, glaubte daß jetzt erst Kanonen und Verstärkung angekommen sei, und da ihm zugleich die gestrigen Erfolge der Preußen kund wurden, so hielt er seine Stellung für gefährdet und zog nach Heerwaarden zurück. Als eben jener glückliche Schuß gefallen war, nach welchem der Feind ostwärts abzog, erschien unerwartet auf der anderen Seite, von Rossum her, Bülow mit dem Prinzen von Oranien und vielen Offizieren; sie mußten, um in das Fort zu kommen, nicht nur vom Pferde steigen, sondern auch mühsam über den Wall klimmen, da kein anderer Zugang offen war. Bülow belobte die tapfern Krieger, und sandte sogleich eine Schwadron freiwilliger Jäger, die mit ihm gekommen war, nach Heerwaarden zur näheren Beobachtung des Feindes, der dort eine gute Stellung genommen hatte. Erst am 16. Dezember zogen die Franzosen von Heerwaarden, und

bald ganz nach Nymwegen ab. Hiemit endete dieses wenn auch kleine doch ruhmvolle Zwischenereigniß. —

Oppen hatte am 15. Dezember ein Gefecht bei Well mit den aus Löwenstein sich zurückziehenden Franzosen, besetzte das von ihnen aufgegebene Fort Crevecoeur, und ging bis vor Herzogenbusch, welche Festung zwar nur schwach besetzt, aber doch durch einen Handstreich nicht zu nehmen war. Der Bommeler Waerd befand sich nun ganz in der Gewalt der Preußen. Bülow ließ bei Bommel eine Schiffbrücke schlagen, um die Verbindung zu erleichtern, und zwischen Waal und Maas alle streitbare Mannschaft zu den Waffen rufen. Der Mangel an Gewehren war auch hier sehr hinderlich.

Inzwischen war Benkendorf mit seiner russischen Schaar ungehindert über Rotterdam am 7. Dezember nach Dortrecht vorgedrungen, und hatte schon am 9. Breda und am 12. Wilhelmstadt gewonnen, während General von Stahl in Gertruydenburg einrückte, und die Engländer unter Graham sich nun gleichfalls in Bewegung setzten.

Bülow nahm sein Hauptquartier in Bommel, und leitete von hieraus die weiteren Unternehmungen. Er unterhielt lebhafte Verbindung mit Graham, Benkendorf und Stahl, mit Borstell, mit Winzingerode, mit dem Prinzen von Oranien und den holländischen Behörden, berichtete an den Kronprinzen von Schweden, an den König, an den Kaiser von Rußland; letzterem stellte er besonders vor, wie wichtig es sei jetzt baldigst von Holland aus nach Belgien vorzudringen, wie nöthig daher, daß Winzingerode oder Thielmann mit den Sachsen vorrücke um Borstell abzulösen, damit durch ihn verstärkt der jetzt in Holland festgehaltene preußische Heertheil wieder in voller Kraft auftreten könne. —

Napoleon, dem die großen Heere längs des Rheins durch ihre Unthätigkeit eine erwünschte Frist gewährten, richtete seine Aufmerksamkeit wiederholt auf die Ereignisse in Holland, und beschloß die dortigen Fortschritte der Verbündeten, die schon Belgien bedrohten und seiner linken Flanke gefährlich wurden, durch kräftige Schläge zu hemmen. Er versammelte bei Brüssel eiligst eine beträchtliche Macht, ein ganzer Heertheil war für das verschanzte Lager bei Antwerpen bestimmt,

General Decaen wurde vom Oberbefehl abgerufen und wegen nachlässiger Führung zur Verantwortung gezogen, der Großwürdenträger Lebrun zum Statthalter in Belgien bestimmt, bewährten Generalen besondere Weisung zugeschickt. Der General und Senator Rampon, der mit einigen von ihm selbst gebildeten Bataillons aus Antwerpen nach Gorkum geeilt war, erhielt den gemessenen Befehl diese Festung auf's äußerste zu halten; General Roguet sollte gegen Breda vorrücken, diesen Platz durch raschen Ueberfall wiedernehmen und die Verbindung mit Gorkum herstellen; Macdonald, auf den sich Molitor zurückgezogen hatte, sollte diese Bewegungen durch kräftiges Vorrücken von Nymwegen her unterstützen; Napoleon sprach die Hoffnung aus, die Truppen Bülow's unverzüglich über die Maas und Waal zurückgeworfen zu sehen.

Während diese Maßregeln vorbereitet wurden, und Macdonald als nächststehend und zuerst fertig schon zu deren Ausführung schritt, erhielt Oppen, der seit dem 16. Dezember seine Vorposten vor Herzogenbusch hatte, von Bülow den Befehl, am 19. mit 2 Bataillons, 4 leichten Geschützen und 1 Reiterregiment einen Versuch zur Einnahme dieser Festung zu machen; Krafft sollte seinerseits mit gleicher Stärke von Heusden her, diesen Angriff unterstützen. Allein schon beim Uebersetzen über die Maas wegen zu geringer Zahl von Schiffen, dann durch die grundlosen Wege verzögert, kam Oppen anstatt am frühen Morgen erst gegen Mittag vor der Festung an, fand den Feind benachrichtigt und in guter Fassung, und das eröffnete Geschütz- und Plänklerfeuer, von den Franzosen lebhaft erwiedert, blieb erfolglos. Noch mehr verspätet erschien Krafft mit seinen Truppen; und da der Versuch, den Kommandanten zur Uebergabe zu bewegen, an dessen Festigkeit scheiterte, und zugleich das nach Grave vorgeschobene Dragonerregiment melden ließ, daß feindliche Truppen von dort zum Entsatz heranzögen, so mußten sowohl Oppen als Krafft jeder nach seiner Seite zurückgehen.

Allein die Bewegung Macdonald's, welche für Herzogenbusch im Augenblick so vortheilhaft war, hatte nicht diesen

besonderen Zweck allein, sie hing mit dem befohlenen allgemeinen Vorrücken zusammen. An demselben 19. Dezember drang der General Roguet von Antwerpen mit 6000 Mann Fußvolk, 30 Kanonen und 800 Reitern über Westwesel, wo die russischen Vorposten gleich geworfen wurden, rasch gegen Breda vor, stand am 20. vor der Festung, und traf sogleich alle Anstalten zum heftigsten Angriff. In der Nacht wurde die Stadt furchtbar aus Wurfgeschütz beschossen, an mehreren Orten in Brand gesetzt, zugleich ein allgemeiner Angriff auf die Thore gemacht. Benkendorf, der sich hier befand, hatte nur 500 Mann Fußvolk und twa 1000 Reiter nebst 8 leichten Kanonen, er vertheidigte sich tapfer mit seiner wenigen Mannschaft, in der auch 100 Preußen von der Streifschaar des Majors von Colomb mitfochten. Erst im Verlaufe der Nacht gelang es den Engländern von Wilhelmstadt 18 schwere Kanonen nebst Munition und 500 Mann Fußvolk in die Festung zu schaffen, welche dadurch aber noch keineswegs fähig war einem ernstlichen Sturme, den der Feind schon vorbereitete, zu widerstehen. Am 21. und 22. wiederholten die Franzosen ihren Angriff, doch mit mehr Ungestüm als Nachhalt, bei größerem Ernst, wenn die herbeigeschafften Sturmleitern wirklich angelegt wurden, konnte die Festung fallen. Bülow jedoch hatte auf die erste Nachricht von der Bedrängung Breda's der Brigade Krafft den Befehl ertheilt dorthin eiligst vorzurücken; er ließ in allen Dörfern die Sturmglocken läuten und die Bauern aufbieten, die sich zahlreich an die Preußen anschlossen; zugleich bediente er sich der List ein Schreiben abzusenden, durch das er die Besatzung benachrichtigte, er werde mit 15,000 Mann unverzüglich eintreffen; dieses Schreiben, den Franzosen mit guter Art in die Hände gespielt, ließ diese in dem Anrücken Krafft's, dem sie überlegen waren, das Herbeikommen der ganzen Stärke Bülow's erblicken, mit der sie es nicht aufnehmen konnten, auf der anderen Seite sahen sie von Wilhelmstadt über Sevenbergen englisches Fußvolk heranziehen, um sich mit den Preußen zu vereinigen; sie ließen daher vom Angriff ab, und gingen vorsichtig auf Minderhout und Hoogstraten 4 Stunden weit zurück. Krafft erreichte ihre Nachhut zwischen Dorst

und Upelaer, und seine Husaren warfen in einem glänzenden Angriff die französischen Gardejäger in die Flucht; bei der Ueberzahl des Feindes und dem starken Nebel, der alles verdeckte, wagte er nicht seine Verfolgung weiter auszudehnen; er glaubte genug gethan und Lob und Dank verdient zu haben, allein Bülow machte ihm Vorwürfe, daß er dem Feinde nicht schärfer zugesetzt habe. Seine Maßregeln und Ansichten hatten überhaupt nicht immer den Beifall Bülow's, der ihn nicht feurig genug fand, und den an ihn ausgefertigten Befehlen oft eigenhändige derbe Nachschriften beifügte. Krafft hatte seinerseits einen eigenen Sinn, der sich öfters wunderlich äußerte; als ihm zugemuthet wurde, den festen Platz Hensden noch besser in Stand zu setzen, um sich daselbst gegen den Feind halten zu können, erwiederte er kalt: „Das sind Geschmackssachen! Ich habe keine Lust mich einschließen zu lassen!"

Bülow jedoch war in dieser Zeit überhaupt verstimmt und mißvergnügt. Seine Truppenstärke, durch die fortdauernde Verwendung der Brigade Borstell vor Wesel bedeutend geschwächt, war für die Aufgaben, welche sein feuriger Eifer sich zunächst vorstellte, für einen raschen Einbruch in Belgien oder einen kräftigen Anschlag auf Antwerpen, durchaus ungenügend; alle Versprechungen, die ihm aus dem großen Hauptquartier gemacht wurden, ihm die Brigade, die seinem Heertheil angehörte, wieder zugehen zu lassen, oder ihn durch andere Truppen zu verstärken, blieben unerfüllt; die Trägheit der Holländer in ihren Rüstungen gab zu wenig Hoffnung ihre Truppen bald streitfertig zu sehen, und dabei zeigte sich deutlich der Wunsch sie lieber den Engländern als den Preußen anzuschließen. Inmitten des ruhmvollsten Siegeslaufes und Thateneifers sah Bülow sich zu dem traurigsten Stillstand verurtheilt, zu leidendem Abwarten, durch welches nichts erreicht wurde, als daß die persönliche Lage sich noch mehr verschlimmerte. Aber auch sonst glaubte er Ursache zu haben, sich für vernachlässigt, für gewissermaßen beseitigt zu halten; in dem großen Hauptquartier, in der Umgebung des Königs, schien man ihn weniger zu berücksichtigen als Andere, denen an Verdienst und Tüchtigkeit sein Selbstgefühl ihn

wenigstens gleichstellte. Burgsdorf, den er mit den Schlüsseln der Festungen Breda, Bommel, Crevecoeur und des Forts St. Andreas in das große Hauptquartier gesendet hatte, meldete ihm von daher die neuesten Beförderungen. Der folgende Brief Bülow's, aus Bommel am 20. Dezember an seine Frau gerichtet, giebt das volle Maß seiner Mißstimmung zu erkennen: „Obgleich ich wie auf einer wüsten Insel verschlagen, von Allen verlassen, ohne alle Unterstützung, mich hier ganz selbst überlassen bin, so stehen dennoch unsere Angelegenheiten ziemlich gut, jedoch macht die Indolenz und Langsamkeit der Holländer, daß ich alle Geduld verliere. — Tauentzien und Yorck sind Generale der Infanterie geworden; ich und Kleist aber noch nicht. Tauentzien sein Korps wurde bei Seyda geschlagen und größtentheils auseinandergesprengt, den Tag darauf bei Dennewitz war er geschlagen und vom Schlachtfelde verschwunden, ehe ich ankommen konnte. Sein Rückzug von der Elbe bis Berlin, welcher mit dem von Auerstädt viel Aehnlichkeit hatte, krönte das Werk. — Er ist General der Infanterie. — Ich habe die Impertinenz gehabt, den Feind bei Groß-Beeren gegen die Befehle des Kronprinzen zu schlagen, bin so unverschämt gewesen, den 5. September gegen dessen Befehle abzumarschiren, und den 6. die Bataille von Dennewitz zu gewinnen, wodurch der Krieg eine ganz andere Gestalt gewonnen und wodurch nur die Schlacht bei Leipzig möglich wurde; ich war ferner so impertinent, die Vorstadt von Leipzig wegzunehmen, wodurch 200 Kanonen genommen wurden, dann, ohne Autorisation, den Feind aus Holland hinauszuwerfen und dieses für ganz Europa so wichtige Land nebst einer Menge Festungen zu erobern. — Ich habe den rothen Adlerorden erster Klasse erhalten. Friedrich der Zweite würde freilich für eine gewonnene Schlacht einen zum General der Infanterie, für die zweite zum Generalfeldmarschall gemacht haben; aber der Mann war nicht mit seinem Zeitalter fortgegangen, er hatte nur veraltete Ideen; gegenwärtig versteht man das Ding besser.“ — Burgsdorf war vom Könige mit den Schlüsseln der Festungen, besonders auch weil russische Truppen Breda genommen hatten, an den Kaiser von Rußland gesandt; dieser ließ sich auf der Land-

karte genau die Kriegszüge Bülow's nachweisen, lobte deren Kühnheit und außerordentlichen Erfolg. „Grüßen Sie", sagte er, „den General Büloff", — der Kaiser sprach den Namen in russischer Weise —, „alle Truppen haben sich gut geschlagen, Büloff's Truppen ganz außerordentlich gut!" Dabei legte er ihm die Hand auf die Schulter, und versprach, daß Bülow'n Truppen nachgesandt werden sollten; er nannte zuerst den Heertheil Winzingerode's, dann die Sachsen unter Thielmann, endlich den ganzen Heertheil, zu dem dieser gehörte, den dritten deutschen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Weimar. —

Fünf Tage nach dem mitgetheilten Briefe, schrieb Bülow von seiner Lage wieder: „In diesen Tagen war unsere Lage hier ein wenig bedenklich; allein wir haben uns wieder gut durchgearbeitet. Der russische General Benkendorf hat die wichtige Festung Breda besetzt. Der Feind hatte sich bei Antwerpen sehr verstärkt, rückte vor, schloß Breda ein, und griff es drei Tage hinter einander an. Durch ein Detaschement, welches ich unter dem General Krafft vorschickte, und auf der andern Seite sich einige Engländer zeigten, ist die Festung entsetzt, und wir sind nun im Stande sie mit allem gehörig zu versehen. Für die Berliner wird diese Nachricht einiges Interesse haben, dahero Du sie mittheilen kannst. Im Uebrigen steht alles beim Alten, außer daß Winzingerode endlich den Befehl erhalten an den Rhein zu marschiren, wodurch Borstell vor Wesel abgelöst wird, und ich ihn an mich ziehen kann." Die letztere Nachricht, das Heranrücken Borstell's betreffend, erheiterte ihn durch die Aussicht auf neue Kriegsthätigkeit, und seine persönlichen Widrigkeiten traten dagegen ganz in den Hintergrund. Er ahndete nicht, daß sie sogleich wieder und in weit schlimmerer Gestalt ihn bedrängen sollten! —

Borstell wollte vor dem Eintreffen der Vortruppen Winzingerode's, die am 26. Dezember ankommen sollten, noch einen Versuch machen Wesel mit stürmender Hand zu nehmen. Auf dem Schlosse zu Diersfort, wo er sein Hauptquartier hatte, verkündigte er bei der Mittagstafel laut, er wolle dem Könige mit Wesel ein Weihnachtsgeschenk machen. In der That ordnete er zum 24. Dezember alles zum Sturm,

die Truppen standen aufmarschirt, von Muth und Eifer so beseelt, daß als zum ersten verzweifelten Angriff 800 Freiwillige vorgerufen wurden, alle Mannschaft der 8 Bataillone zugleich vortrat. Allein der plötzlich eingetretene hohe Wasserstand machte jeden Angriff unmöglich, und überdies war der Feind, dem jene Aeußerung Borstell's war verrathen worden, zum Empfange gut vorbereitet. Das Unternehmen mußte daher gänzlich aufgegeben werden. Die Russen trafen ein, übernahmen die Einschließung und Borstell marschirte nach Aruheim ab, um wieder zu Bülow zu stoßen. —

Dieser hatte mittlerweile den Rittmeister von Auer auf's neue nach England abgefertigt, mit Depeschen an den Prinz-Regenten, dem er den Stand der Sachen in Holland berichtete und ihm das dringende Bedürfniß an Waffen und Rüstungsstücken vorstellte, welchem nur England auf dem kürzesten Wege, durch Sendungen nach Rotterdam, abzuhelfen im Stande sei. In gleichem Sinn, um die Verhältnisse gehörig aufzuklären und die nöthigen Hülfsmittel zu erlangen, schrieb er wiederholt an den Kaiser von Rußland, den Kronprinzen von Schweden, an den Staatskanzler von Hardenberg, an Blücher; der Major von Royer entwarf diejenigen Schreiben, welche in französischer Sprache geschrieben sein mußten. Bülow erwog, daß selbst mit Hinzurechnung der Borstell'schen Brigade seine Truppenstärke nicht hinreichen könne, gegen die französische, seither auch täglich angewachsene Macht etwas Tüchtiges zu unternehmen.

Napoleon hatte nun schließlich den General Maison zum Oberbefehlshaber des ersten Heertheils und aller Truppen in Holland und Belgien ernannt, und obwohl er ihm zwei Divisionen alter Garden entzog, so blieb derselbe doch den Verbündeten noch immer überlegen, und andere Truppentheile so wie Nationalgarden rückten fortwährend zu seiner Verstärkung heran. Bülow's Truppen waren sehr vertheilt; die Brigade Thümen war zur Besetzung des Bommeler Waerds erforderlich, die Brigade Hessen-Homburg, deren Befehlführung jetzt dem General von Zielinski übertragen war, stand vor Gorkum fest, deßgleichen durfte Herzogenbusch nebst noch anderen vom Feinde besetzten Festen nicht unbewacht bleiben.

Zur freien Verwendung blieben zuletzt nur wenige Bataillone, und Bülow mußte sich begnügen, mit diesen geringen Kräften den Feind in Unruhe zu erhalten, Erkundungen anzuordnen, und besonders möglichst zu verhindern, daß Macdonald, der fortwährend mit 7000 Mann bei Nymwegen und Grave stand, sich mit den bei Antwerpen versammelten Streitkräften vereinigte. Die Beklommenheit dieser Lage wurde noch erhöht, als die starken Ströme mit Eis zu gehen anfingen die schon beschädigten Schiffbrücken über die Waal und die Maas in Sicherheit gebracht werden mußten, und alle rückwärtige Verbindung zeitweise abgeschnitten war.

In dieser bedrängten Lage stieg Bülow's Ungeduld auf's höchste. Für sich allein war er nicht nur in großer Gefahr, sondern auch unfähig etwas zu unternehmen, er konnte sich nur in Verbindung mit Anderen halten. Von holländischen Truppen war fast nichts zu sehen; die 6000 Engländer unter Graham, der persönlich den besten Willen zeigte, beobachteten Bergen-op-Zoom und richteten ihr Augenmerk noch besonders auf Antwerpen; nur von den Russen unter Winzingerode war eine kräftige Mitwirkung möglich, durch welche Holland gesichert und Bülow aus den hemmenden Banden, in die er gerathen war, befreit wurde.

Winzingerode ließ die nöthige Berennungsmannschaft vor Wesel, und marschirte mit den übrigen Truppen nach Düsseldorf, hier aber blieb er stehen. Bülow stellte ihm dringend vor, wie zweckmäßig und rühmlich, ja wie nothwendig es sei, über den Rhein zu gehen, wo fast gar kein Feind ihm entgegenstehe, die Franzosen bei Nymwegen, denen er weit überlegen sei, im Rücken zu bedrohen und sie dadurch zum Abzuge zu bestimmen. Diese an sich gefahrlose Bewegung war noch mehr dadurch gesichert, daß auch der sächsische Heertheil unter Thielmann schon in diese Gegend heranrückte. Doch Winzingerode gab allem diesen kein Gehör, sondern wiederholte nur immer dieselben Bedenklichkeiten und Einsprüche, die Bülow bereits widerlegt hatte und beseitigt glaubte. Da sah denn Bülow kein anderes Mittel um Winzingerode'n in Bewegung zu bringen, als höhere Befehle zu erwirken, die ihn das zu thun nöthigten, was er aus

eigenem Antrieb hätte thun sollen. Er entschloß sich, dieses wichtige Anliegen seinem einsichtsvollen in aller Weise kriegstüchtigen Obergnartiermeister Major von Reiche anzuvertrauen, und sandte denselben in das große Hauptquartier nach Karlsruhe an den König, mit besonderen Aufträgen an den Kaiser von Rußland, dessen General und Truppen die Sache zunächst betraf. Mit den erforderlichen Briefschaften und mündlichen Weisungen versehen verließ Reiche Bommel am 31. Dezember.

Während Bülow damit umging nach seinem Sinne Wintzingerode'n zu bestimmen oder durch höhern Befehl ihn anweisen zu lassen, nahmen die Sachen unerwartet eine andere Gestalt an, durch welche grade das Gegentheil hervorgehen wollte, nämlich die Stellung Bülow's unter Wintzingerode's Befehl. Der letztere nämlich war vor kurzem vom Kaiser von Rußland zum General der Reiterei befördert worden, während Bülow noch Generallieutenant geblieben war; kamen sie nun in Verbindung, in engeres Zusammenwirken, ohne daß ein gemeinsamer Oberbefehl unmittelbar über ihnen stand, so konnte nicht zweifelhaft sein, daß dem höheren Rang der Vorzug gebühre. Hierauf war Bülow allerdings schon vorbereitet durch folgendes freundliches Schreiben des Kronprinzen von Schweden aus Kiel vom 22. Dezember: „Je vous félicite avec un vrai plaisir de vos nouveaux succès. J'avais déjà prévu que vous auriez besoin d'une augmentation de troupes, l'ordre était donné au général Borstell de vous rejoindre. Ma lettre du 9 vous prévenant de la marche du général Wintzingerode sur l'Ems, je lui ai écrit de se porter sur le Rhin entre Dusseldorf et Wesel; si un mouvement trop prononcé de l'ennemi le forçait à abandonner le terrein, je lui prescris de passer l'Issel et de se joindre à vous en laissant la majeure partie de sa cavalerie entre ce fleuve et le Rhin. Si ce cas arrivait avant que je fusse réuni à vous, il est de la dernière importance pour l'unité d'action qu'un seul ait la direction des mouvements, et vous jugerez qu'il est naturel que ce soit le plus ancien. Je sais que d'après les traités existants entre nos souverains

je n'ai pas le droit de vous faire passer sous un autre commandement que le mien sans une autorisation expresse de votre roi; cependant si l'ennemi se trouvait entre nous, et que les circonstances vous forçassent à vous réunir au général Wintzingerode avant que je pusse vous faire parvenir mes dispositions, je compte assez sur votre dévouement à la cause générale, et surtout sur vos vertus militaires pour croire que les considérations qui pourrait influencer des hommes ordinaires disparaitraient devant les nobles mobiles de vos actions." — — Bülow hatte beim Empfange dieſes Schreibens nur bitter gelacht; er mochte nicht denken, daß es mit dieſer Farce, wie er es nannte, je Ernſt werden könnte, ja die eignen Worte des Kronprinzen, daß er nicht befugt ſei ihn unter anderen Befehl zu ſtellen ohne Zuſtimmung des Königs, ſchienen ihn zu ſichern. Noch mehr beruhigte ihn ein Antwortſchreiben des Kaiſers Alexander vom 27. Dezember, das in dieſer Zeit einging, und ſo lautete: „J'ai reçu, général, le rapport que vous m'avez adressé en date du $^{6}/_{18}$ décembre. Les détails que vous me donnez sur vos opérations m'ont vivement intéressé. Je ne puis qu'approuver tout ce que vous avez fait, et vous inviter à suivre le plan que vous vous êtes tracé. Il m'est fort agréable de pouvoir vous témoigner toute la part que je prends à vos succès. J'attache la plus grande importance aux mouvements qui doivent s'exécuter en Belgique, et je vous préviens que, pour soutenir nos opérations, le général Thielmann à reçu des ordres réitérés pour accélérer la marche du corps saxon sur Wesel ou Dusseldorf, suivant les circonstances." Hiernach ſchien der Kaiſer einzuſtimmen, daß Wintzingerode vordringen, und am Niederrhein durch Thielmann erſetzt werden ſolle, zu welchem Zweck dieſem wiederholt befohlen wurde ſeinen Heranmarſch zu beſchleunigen. Bülow drang alſo ferner in Wintzingerode, wenigſtens mit einem Theil ſeiner Truppen ſchon jetzt über den Rhein zu gehen, wenigſtens die fliegende Schaar Tſchernitſcheff's, der ganz willig dazu ſei, übergehen zu laſſen; doch alles war umſonſt; Wintzingerode erlaubte auch das letztere durchaus

nicht, indem der Eisgang, wie er sagte, die Verbindung unterbrechen würde.

Bülow hoffte auf die Entscheidung aus dem großen Hauptquartier; in dieser Erwartung schrieb er noch am 3. Januar 1814 gutes Muthes aus Bommel an seine Frau: „Im Ganzen hat sich hier wenig verändert, und unsere Angelegenheiten stehen noch ganz gut; nur bei größern Mitteln und bei zeitig genug erhaltener Unterstützung wäre das Resultat noch ganz anders gewesen; man muß sich indessen mit dem begnügen was möglich war. Mit dem englischen General Graham, welcher die hier gelandeten Truppen kommandirt, bin ich auf einem sehr guten Fuße; er geht in alles ein was ich wünsche. Wintzingerode hingegen gehört zu denen, die eigentlich nichts thun wollen; ob ich ihn werde mit Gutem über den Rhein bringen, ist eine andere Frage."

Inzwischen hatte doch Bülow seiner nächsten Umgebung die sonderbare Wendung, welche seinen Verhältnissen drohte, mitgetheilt, und die bittern Betrachtungen nicht verhehlt, zu denen sein empörtes Gemüth durch die unerhörte Zumuthung, die man ihm machte, aufgeregt wurde. Zwar wollte er nicht glauben, daß es dahin kommen könne, allein er erklärte, daß wenn dies je geschehen würde, so werde er sich solcher Schmach nicht unterwerfen, sondern lieber den Abschied nehmen, als unter einem Manne dienen, den er, als er selbst schon Stabsoffizier gewesen, noch als bloßen Hofschranzen am Ferdinand'schen Hof in Berlin gesehen, und der zwar jetzt Militair und General sei, aber wie man gesehen habe mit den besten Truppen nichts auszurichten wisse. Durchdrungen von der Unbill, die seinem General widerfuhr, und von dem Gefühl der Gefahr, daß das preußische Heer ihn wohl gar durch diese Mißverhältnisse verlieren könnte, hatte der treue Boyen schon unter dem 29. Dezember ausführlich über die ganze Lage der Sachen an den Staatskanzler vertraulich geschrieben, und ihn beschworen, es bei dem Könige dahin zu vermitteln, daß Bülow dem Heere erhalten und in seiner bisher immer glücklichen Kriegführung nicht gehemmt werde.

Reiche war indeß im großen Hauptquartier angekommen,

und hatte beim Könige die gnädigste Aufnahme gefunden; eben so früher in Frankfurt am Main auf der Durchreise bei dem Staatsminister vom Stein, der die deutschen Angelegenheiten im Namen der Verbündeten leitete, und besonders bei dem Kaiser von Rußland im höchsten Ansehen stand. Die Aufnahme beim Kaiser war anfangs nicht ganz so günstig, er hörte ungern die vielen Klagen über Winzingerode, dem er persönlich geneigt war, und hielt Bülow's Wunsch und Begehren für nicht in der Lage der Sachen begründet; allein Reiche vermochte den Kaiser auf nähere Erörterung einzugehen, die Landkarte zur Hand zu nehmen, und sich alle Stellungen genau angeben zu lassen, und so gelang es ihm, den Kaiser von der Richtigkeit der Ansichten Bülow's zu überzeugen. Der Befehl an Winzingerode, über den Rhein vorzugehen und Bülow'n die Hand zu bieten zum Einbruch in Belgien, wurde sogleich ausgefertigt.

Winzingerode, der immer den besten Willen haben und nur durch militairische Gründe gehindert sein wollte, verkündete endlich am 5. Januar, daß er bei Düsseldorf über den Rhein gehen werde, verlangte jedoch zugleich, daß Bülow ihn dazu durch eine Brigade — oder Division — verstärken solle. Die Forderung war in der That eine unglaubliche. Bülow, der überall mit seinen Truppen kaum ausreichte, der einem überlegenen Feinde gegenüber stand, sollte einen Theil derselben 20 Meilen weit entsenden, um einen General zu verstärken, der solche im Ueberfluß und nur einen schwächeren Feind gegenüber hatte, dabei sollte der Rheinübergang, der nicht genug beeilt werden konnte, an eine Maßregel geknüpft werden, die ohne großen Zeitverlust nicht möglich war. Dabei berief sich Winzingerode auf die erwähnten Vorschriften des Kronprinzen von Schweden, denen zufolge Bülow sich den Weisungen Winzingerode's zu fügen hätte! In seiner heftigen Empörung würdigte Bülow ihn keiner Antwort, und es ist merkwürdig, daß die Sache dabei auch ihr Bewenden behielt. Die russischen Streifschaaren Benkendorf's und Anderer, die sich in Holland befanden, und die Winzingerode zu sich berief, zogen nach Düsseldorf ab.

Um diese Zeit erhielt Winzingerode den Befehl des Kai-

fers zum Vorrücken, und nun rüstete er sich zum Rheinübergang, am 6. Januar waren alle seine Truppen bei Düsseldorf versammelt, man sprach von großen Unternehmungen, von Hauptschlägen, die gethan werden sollten, aber die Ausführung verzögerte sich, der Uebergang über den Rhein erfolgte erst am 13. Januar.

Bülow hatte unterdessen, in Erwartung dieses Ereignisses, die Brigaden Thümen, Krafft und Borstell bei Breda zusammengezogen, um bei erster Gelegenheit angriffsweise vorzugehen. Die Brigade Zielinski blieb vor Gorkum stehen, der General von Hobe mit 6 Bataillons und 2 Reiterregimentern vor Herzogenbusch, wo die Franzosen die Außenwerke geräumt hatten, aber die Stadt selbst und das starke Fort Papenbrill tapfer vertheidigten. Der General Maison hatte 25 bis 30,000 Mann unter seinem Befehl, aber freilich nicht beisammen, denn nur ein Theil davon stand im Feld, die übrigen mußte er mannigfach versplittern, denn Napoleon hatte sowohl ihm als Macdonald befohlen, alle festen Plätze möglichst zu behaupten. Dennoch war er Bülow'n noch sehr überlegen, und dieser, um nicht angegriffen zu werden, fühlte die dringendste Nothwendigkeit selbst anzugreifen, um dadurch seine Schwäche dem Feinde noch eine Zeitlang zu verbergen. „Bei den wenigen Mitteln, die mir zu Gebote stehen", sagte er, „muß ich in etwas den Bramarbas spielen, und die Leute glauben machen, es sei mehr, als ich wirklich habe." Wirklich hatte schon das bloße Zusammenziehen seiner Truppen die erwünschte Folge, daß Macdonald, sobald er es erfuhr, Nymwegen verließ und sich nach Geldern zurückzog, von wo er jedoch, wenn nicht Wintzingerode ihn beschäftigte, noch immer Bülow's linker Flanke gefährlich war. Am 9. Januar empfing Bülow die schlimme Nachricht, daß der Eisgang die Brücken zerstört habe und alle Verbindungen abgeschnitten seien. Getrennt von der Brigade Zielinski waren die Preußen nur 12 bis höchstens 13,000 Mann stark, ein überlegener und kühner Feind vor ihnen, hinter ihnen kein Rückzug möglich, von keiner Seite eine Unterstützung, die im Augenblicke wirken konnte; die Lage war bedenklich, und in ihr zu bleiben gefahrvoll, daher beschloß Bülow ihr sogleich durch

muthiges Vorgehen sich zu entziehen, und ohne noch Nachricht von Wintzingerode zu haben, gab er Befehl zum Aufbruch. Er benachrichtigte Graham, und ersuchte ihn um die möglichste Mitwirkung.

Noch am 9. Januar selbst ließ er einige Reiterschaaren über Turnhout gegen Roermonde und Venloo vordringen. Maison hielt dies für Ernst, und in der Meinung, Bülow habe sein Absehen auf Diest und Löwen gerichtet, sandte er einen Theil seiner Truppen von Brüssel nach Lier. Am 10. Januar brach von Breda die preußische Macht in drei Kolonnen auf. Borstell's Brigade als linker Flügel erhielt die Richtung auf Hoogstraten; Thümen's Brigade als Mitte die Richtung auf Westwesel; Oppen mit einem Theile seiner Reiterei und der Brigade Krafft sollte rechts über Klundert die Stellung des Feindes bei Westwesel im Rücken angreifen. — Graham hatte versprochen zu gleicher Zeit mit seinen Engländern über Rosendal gegen Antwerpen vorzugehen. Bülow hoffte den Feind aus seiner Stellung zurück und von Antwerpen abzudrängen. Am 11. Januar sollte angegriffen werden.

Die Stellung der Franzosen war folgende: der General Roguet hielt mit beinahe 7000 Mann Hoogstraten besetzt, in zweiter Linie standen der General Aymar in Turnhout mit etwa 5000 Mann, der General Lefebvre-Desnouettes mit etwa gleicher Stärke zwischen Turnhout und Brecht, bei Lier eine Reserve von 5000 Mann; die Besatzung von Antwerpen konnte den linken Flügel der Franzosen, Macdonald mit 7000 Mann den rechten unterstützen, doch war jene durch die Engländer festgehalten, und ehe dieser eintreffen könnte, hoffte Bülow den Angriff schon geglückt.

Zuerst kam Borstell an den Feind, frühmorgens um 8 Uhr. Er griff Hoogstraten in der Front an, der Oberst von Schon mit 2 Bataillons nahm den Kirchhof von Minderhout und setzte sich hier fest; darauf entspann sich ein hartnäckiges, mörderisches Plänklergefecht, das 4 Stunden anhielt, während welcher die Preußen stets der Ankunft des Obersten von Sydow harrten, der links über Wortel die Stellung von Hoogstraten umgehen sollte; doch dieser hatte die Truppen

Aymar's vor sich, welcher durch sein Vordringen schon von Hoogstraten abgeschnitten war und sich langsam auf Lier zurückzog, erst nachdem dieser Feind aus der Nähe verscheucht war, konnte Sydow sich zurück nach Hoogstraten wenden, welches nun von allen Seiten angegriffen, und nach hartnäckigem Widerstande, wobei viele Franzosen im Handgemenge fielen, um die Mittagszeit von den Preußen genommen wurde. Der Feind wich indeß nur Schritt für Schritt, unter hartnäckigem Plänklergefecht, und sehr begünstigt von dem durchschnittenen Boden, der den Verfolgern weder Geschütz noch Reiterei zu entwickeln erlaubte; nachdem er 3 Stunden weit bis Ostmalle zurückgegangen, hielt er hier festen Stand, und rückte dann verstärkt sogar wieder vor, so daß Borstell 16 Kanonen auffahren ließ, um ihn zurückzuweisen.

Der Angriff Thümen's, in der Mitte gegen Westwesel geschah beinahe gleichzeitig mit dem des linken Flügels, in zwei Kolonnen, die geschickt verwendet und tapfer geführt wurden, vom Obersten von Stutterheim links auf Loenhout, vom Major von Hellwig rechts auf Westwesel, beide Dörfer wurden nach lebhaftem Plänklergefecht genommen, der Feind, der sich auf Brecht zurückzog, wurde auch hier vertrieben und gegen Westmalle verfolgt. Borstell und Thümen standen nun bei Hoogstraten vereinigt, und harrten der Ankunft Oppen's, der den Feind umgehen sollte. Schon war es 5 Uhr Nachmittags, und Oppen erschien nicht; da ließ Borstell, in Betracht, daß seine Truppen 14 Stunden marschirt und 8 Stunden im Gefecht waren, dieses bei eintretender Dunkelheit abbrechen und die Truppen eine halbe Stunde vor Ostmalle lagern.

Oppen hatte auf seinem Marsche unerwartete Schwierigkeiten gefunden, sein nächster Weg nach Westwesel wäre über Nieuwmör nur 4 Stunden gewesen, allein dieser führte über Bruch und Eis und erwies sich ungangbar für Geschütz und Reiterei, er mußte daher den Umweg über Rosendal und Klampthout, 9 Stunden statt 4, zurücklegen, und obschon in Voraussicht großer Schwierigkeiten ein Theil der Truppen schon um Mitternacht aufgebrochen war und der Marsch mit

aller Anstrengung beschleunigt wurde, so war der Zeitverlust jenes Umweges doch nicht einzubringen. Eine neue Verzögerung entstand durch den Irrthum, daß die Engländer in der Ferne den preußischen Truppenzug, so wie die Preußen den englischen, eine Zeitlang für den Feind hielten, wodurch beiderseits ein vorsichtiges Innehalten veranlaßt wurde. Als Oppen endlich in Westwesel eintraf, war alles zu spät, der Feind längst auf dem Rückzuge gegen Antwerpen. Bülow befahl nun, Krafft's Brigade solle hier stehen bleiben, Oppen aber seine Reiterei und 4 Kanonen gegen Westmalle vorsenden, auch durch eine Streifschaar gegen Brackschoten die Verbindung mit Graham suchen. Bis Westmalle waren noch 4 Stunden Weges, die Reiterei legte sie im Trabe zurück. Ein heftiges Plänklergefecht, an welchem bald auch das Geschütz Theil nahm und Kartätschen und Granaten warf, brachte den Feind zum Weichen, die Reiterei verfolgte ihn noch eine weite Strecke. Von dieser Seite sicher, und von anderer her nichts besorgend, wandten sich die ermüdeten Soldaten zum Ausruhen und Abkochen. Plötzlich fielen ganz nahe Gewehrschüsse und das ganze Dorf war von Franzosen erfüllt, sie kehrten von Ostmalle zurück nach Antwerpen und hatten hier keinen Feind vermuthet; die Preußen hatten sich schnell aufgerafft und zum Gefecht gestellt, aber dem Feinde, der nur seinen Rückzug fortsetzen wollte, war dieser nicht mehr zu verwehren; Roguet gelangte mit allen seinen Truppen in der Nacht auf verschiedenen Wegen nach Antwerpen. Doch verlor er dabei noch über 500 Mann an Gefangenen; an Todten und Verwundeten hatte er in den verschiedenen Gefechten wohl eben so viel eingebüßt, die Preußen über 400 Mann, größtentheils von der Brigade Borstell.

Am 12. Januar nahm der General Roguet vorwärts von Antwerpen eine gute Stellung hinter der Linie des Baches Klein-Schyn; seine Brigade Flament hielt Deurne und mit 2 Bataillons rechts Wyneghem besetzt; der General Ambert stand links bei Merxem. Der General Maison hatte 2 Divisionen Garde bei Lier, dazu 1000 Mann aus Antwerpen herangezogen, und auch die Brigade Aymar hier aufgenommen. Die Preußen rückten vor, die Brigade Thü-

men rechts bis Brackschoten, links die Brigade Borstell bis St. Antonin, die Brigade Krafft unter Oppen's Befehlführung zwischen beiden bei Gravenwesel. Der General Graham mit 4000 Engländern schloß sich bei Eekeren dem rechten Flügel der Preußen an.

Früh am 13. ritt Bülow gegen Wyneghem vor, um die feindliche Stellung zu besichtigen. Er beschloß dieselbe durch einen allgemeinen Angriff näher zu erkennen und zu prüfen. Borstell blieb gegen Lier hin aufgestellt, um den General Maison dort zu beobachten und zugleich als Rückhalt zu dienen. Thümen erhielt Befehl von Brackschoten gegen Merxem vorzurücken, welcher Bewegung die englischen Truppen unter Graham folgten, Oppen mit Krafft sollte von Gravenwesel gegen Wyneghem vordringen. Thümen führte sofort den Angriff auf Merxem mit großer Entschlossenheit. Die Preußen drangen von vorn, die Engländer rechtsher in das Dorf, welches der General Avis mit 5 Bataillons tapfer vertheidigte; der General wurde erschossen, das Dorf genommen. Thümen rückte dann bis auf 800 Schritt gegen Antwerpen vor, warf ein gegen ihn herausrückendes Bataillon zurück, und beschoß aus seinen Batterieen den Wall, versuchte aus seinen Haubitzen die Kriegsschiffe im Hafen mit Granaten zu bewerfen, beides jedoch erfolglos. Auf dem linken Flügel eröffnete Oppen den Angriff auf Wyneghem durch Plänklerschwärme; der Ort war durch starke Verhaue befestigt, durch mehrere französische Bataillone und 2 Kanonen vertheidigt. Nachdem das Plänklergefecht eine Zeitlang gedauert, befahl Oppen das Bajonet zu fällen und muthig drangen die Preußen in das feindliche Feuer vor. Die Franzosen erhielten Verstärkung. Der General Roguet selbst führte frische Bataillone und zahlreiches Geschütz herbei, auch Oppen ließ ansehnliche Unterstützung vorrücken. Der Kampf stand eine kurze Zeit sehr zweifelhaft, dann entschied ihn die handfeste Tapferkeit der Pommern, der Oberst von Zastrow an ihrer Spitze stürmte die Verhaue, drang in das Dorf und behauptete sich darin, die Franzosen wichen auf Antwerpen zurück. Gleichzeitig war der Major von Zglinitzki gegen Deurne angerückt; der General Flament vertheidigte den Ort mit

größter Tapferkeit, und versuchte sogar zur Unterstützung von Wyneghem vorzudringen, kam aber als das Dorf eben erstürmt war, und mußte eiligst nach Deurne zurück. — In der Dunkelheit erhob sich noch ein großer Allarm. Es erscholl plötzlich das Geschrei, der Feind komme von Schilde, auf dem Wege von Lier nach Wyneghem, den Preußen in die linke Flanke; da man den General Maison mit beträchtlicher Stärke in Lier und Borstell ihm gegenüber wußte, so mußte man diesen verdrängt glauben, und die Sache konnte von größter Gefahr sein: auch drang wirklich schon eine Schaar Franzosen in Wyneghem ein und griff die Preußen herzhaft an; allein es war nur eine kleine Zahl, etwa 200 Mann, die während des Gefechtes abgeschnitten sich im Gehölz versteckt gehalten hatten und nun in der Dunkelheit hier durchdringen wollten, um wieder zu den Ihrigen zu gelangen. Die Ueberraschung gab ihnen im ersten Augenblick einigen Vortheil, sie waren in die Lagerstätten zweier Dragonerregimenter gerathen, und richteten hier eine große Verwirrung an, die Pferde rissen sich los und liefen durch einander, der Allarm wurde allgemein; aber schnell gefaßt, warfen Offiziere und Soldaten sich den Eingedrungenen mit größter Entschlossenheit entgegen, Mann stritt gegen Mann, der Adjutant Zastrow's, Lieutenant Schmückert, sprang vom Pferde, und vertheidigte eine dem Feinde zum zweitenmal abgenommene Kanone, wobei er schwer verwundet wurde; Zastrow raffte einiges Fußvolk zusammen, Oppen einige Reiter, und die kühn eingedrungene Schaar wurde schneller als sie gekommen wieder verjagt, viele zusammengehauen oder gefangen; die Davongekommenen gelangten jedoch auf einem Umwege noch glücklich nach Deurne. —

Bülow hatte befohlen das Gefecht, in welchem die Preußen 40 Offiziere und gegen 500 Mann, die Franzosen wenigstens das Doppelte verloren, allmählig abzubrechen. Er hatte den Feind nicht nur erkundet, sondern auch überall geschlagen. Allein er hatte auch die Unmöglichkeit erkannt, gegen das wohlbefestigte Antwerpen, das eine Besatzung von 12,000 Mann hatte, und dem zur Seite Maison mit noch größerer Stärke das freie Feld hielt, etwas Ernstliches zu

unternehmen. Auch mit Hinzuzählung der Engländer waren Bülow's Truppen viel zu schwach an Zahl, um nach beiden Seiten dem Feinde dauernd die Spitze zu bieten, überdies fehlte Belagerungsgeschütz und alle sonstigen Hülfsmittel zum Festungsangriff. Bülow beschloß, die eroberten neuen Stellungen zu behaupten, mit der Hauptstärke jedoch der bessern Verpflegung wegen, etwas zurückzugehen. Er ließ eine starke Vorhut unter Borstell in Hoogstraten, Westwesel und Loenhout, zog die Brigade Thümen nach Rysbergen, die Brigade Krafft aber nebst Oppen's Reiterei nach Breda, wo er wieder sein Hauptquartier nahm. Gorkum und Herzogenbusch wurden auf's engste eingeschlossen. Graham zog sich mit seinen Engländern nach Oudenbosch, seine Vorhut blieb in Rosendal, und in genauer Verbindung mit den preußischen Posten. Macdonald war auf Maestricht zurückgegangen, wodurch Bülow's Lage viel freier wurde. —

Diese kühnen Gefechte hatten den glücklichen Erfolg, den Feind über die Stärke der ihm gegenüberstehenden Truppen völlig zu täuschen, er konnte bei solcher Angriffslust nur eine Uebermacht voraussetzen, und lähmte dadurch die seinige. Die Franzosen, bei der größten Tapferkeit, die sie hier bei jeder Gelegenheit bewiesen, blieben eingeschüchtert, und wagten keine Unternehmung, wobei freilich mit in Betracht kam, daß sie von Antwerpen sich nicht entfernen durften.

Am 16. Januar kam Auer aus London nach Breda zurück, und brachte die befriedigendsten Nachrichten. Der Prinz-Regent gewährte bereitwillig alle Wünsche Bülow's in Betreff der Sendung von Waffen und Rüstsachen, anerkannte mit höchstem Lob alles von ihm Geleistete und Verfügte, und billigte die von ihm dargelegten weiteren Kriegsplane. Als Zeichen seiner besondern Hochachtung und Gunst ließ er einen goldnen Ehrendegen für Bülow anfertigen. Mit diesen guten Nachrichten, und um den Stand der Sachen in Holland so wie die persönlichen Verhältnisse hinsichtlich der Befehlführung gehörig vorzustellen, wurde Auer alsbald in das große Hauptquartier nach Basel abgefertigt. Burgsdorf, der von seiner Sendung dorthin vor kurzem zurückgekehrt war, ging am 19. mit besondern Aufträgen nach Berlin.

Unterdessen war Winzingerode endlich am 13. Januar über den Rhein gegangen, und am 18. ohne Hinderniß bis Lüttich vorgerückt. Macdonald, der ihm entgegengestanden, war plötzlich abgerufen worden, und marschirte mit allen seinen Truppen nach Frankreich zu dem Hauptheere Napoleons, das von den verbündeten Heeren gegen die Marne und Seine hin hart bedrängt wurde. Wichtiger für Bülow, als der Vormarsch Winzingerode's, der ihm zu gemeinsamem Wirken kein Vertrauen einflößte, und mit dem er daher keine nähere Berührung suchte, war das Herankommen des dritten deutschen Heertheils unter dem Oberbefehl des Herzogs von Weimar, bei dessen Eintreffen Bülow, gemäß einer aus dem großen Hauptquartier eingegangenen Weisung, mit seinem ganzen Heertheil nach Frankreich aufbrechen sollte. Jene Truppen waren aber am 18. Januar noch bei Münster, und ihre Tagemärsche waren so eingerichtet, daß erst am 5. Februar ein Theil von ihnen bei Breda sein konnte. Bülow brannte vor Ungeduld, diese Erlösung kommen zu sehen, und nach Frankreich abziehen zu können, um an den großen entscheidenden Ereignissen dort Theil zu nehmen.

Einstweilen gab es aber in der Nähe noch genug zu thun. Bülow befahl die Festungen Gorkum und Herzogenbusch möglichst zu bedrängen und kein Mittel unversucht zu lassen, die Besatzungen zur Uebergabe zu bewegen. Zielinski, der mit seiner Brigade Gorkum einschloß, fand trotzigen Widerstand. Glücklicher war der General von Hobe vor Herzogenbusch; Bülow verstärkte ihn durch einige Bataillone von Krafft, und die französische Besatzung von etwa 1000 Mann unter dem General Laraitrie wurde kleinmüthig, es gelang den Preußen in der Nacht vom 25. zum 26. Januar mit Hülfe der Einwohner sie zu überrumpeln, wobei der Lieutenant von Kretzschmer sich durch Unternehmungsgeist und Muth besonders auszeichnete.

Das Nähere dieses Ueberfalls von Herzogenbusch, der allerdings eine kriegsgeschichtliche Merkwürdigkeit ist, giebt Kretzschmer in romantischer Umständlichkeit, wir ziehen aber den gedrängteren Bericht vor, welchen Hasenkamp davon liefert. „Es war in einer dunkeln Winternacht, — sagt er, — als

sich zwei Amsterdamer Schiffer dem Orte näherten, wo eine preußische Jägerabtheilung zur Beobachtung des Weges, der von Crevecoeur nach Herzogenbusch führt, aufgestellt war. Von einer Patrouille festgehalten, wurden beide Schiffer zu dem Befehlshaber jener Abtheilung, dem Lieutenant Kretzschmer, geführt, dem sie die Mittheilung machten, daß sie aus Herzogenbusch entflohen wären, wo man, der französischen Herrschaft müde, jeden Augenblick eine Befreiung von derselben erwartete. Die ganze Bürgerschaft, vorzüglich aber die Schiffergilde, an deren Spitze der Syndikus Wilhelm Hubert, ein Mann von anerkannter oranischer Gesinnung, stände, sei jederzeit bereit durch einen Aufstand im Innern einen Angriff von außen zu unterstützen. In Folge dieser Mittheilung wurde der Lieutenant Kretzschmer mit einer Jägerabtheilung nach Vugt, einem Dorfe im Süden von Herzogenbusch, geschickt, um von dort aus Unterhandlungen mit der Schiffergilde anzuknüpfen. Eine Abtheilung Husaren wurde zu seiner Unterstützung in St. Michel Gestel, einem Dorfe auf dem rechten Ufer der Dommel, aufgestellt, und ihm dieser Ort als Rückzugspunkt angewiesen. Mit Hülfe des Maires Jannette und seines Dorfdieners Jan van Bowlen, eines früheren Schmugglers, der mit allen Ortsverhältnissen der Gegend genau bekannt war, gelang es dem Lieutenant Kretzschmer einen Brief in die Stadt zu besorgen, und eine Verbindung mit der Schiffergilde anzuknüpfen. Durch den Besitzer einer Mühle, die auf dem Stadtwalle stand, wurde von jetzt ab, sowohl bei Tage wie bei Nacht, durch Oeffnen und Schließen der Fenster und durch verschiedene Beleuchtung derselben eine telegraphische Verbindung zwischen der Einwohnerschaft und dem Lieutenant Kretzschmer unterhalten, dem es sogar sich einmal während der Nacht nach Herzogenbusch einzuschleichen und sich dort in einer Unterredung mit dem Syndikus Wilhelm Hubert über die Stärke der Besatzung und über die inneren Verhältnisse der Festung zu unterrichten gelang. Selbst einen Plan der Stadt hatte er auf seiner nächtlichen Wanderung erhalten."

„Obgleich die Franzosen durch mehrere kleine Unternehmungen, die der Lieutenant Kretzschmer gegen die Festung

ausführte, hätten vorsichtiger und wachsamer werden sollen, so scheint doch der innere Dienst nicht mit der Sorgsamkeit betrieben worden zu sein, die ein so wichtiger Posten erforderte. — Nach einem vom Lieutenant Kretzschmer entworfenen, vom Obersten von Hobe fast gänzlich gebilligten Plane, sollte der Angriff gleichzeitig in zwei Kolonnen, von denen die eine gegen das Bugter- die andere gegen das Hinterhammer-Thor geschickt wurde, unternommen werden. Das Dorf Bugt und das Fort Crevecoeur waren den Kolonnen als Sammelplätze angewiesen, von wo sie um die dritte Morgenstunde in der größten Stille aufbrechen sollten. Da die Bürgerschaft von Herzogenbusch den Offizieren der Besatzung einen Ball gab, und man deßhalb eine geringere Wachsamkeit erwartete, die Schiffergilde sich auch mit Waffen und Schießbedarf versehen und den Rückzug der Franzosen nach der Zitadelle Papenbrill zu verhindern versprochen hatte, so schien ein glücklicher Ausgang dieser nächtlichen Unternehmung nicht zweifelhaft."

„Lieutenant Kretzschmer, der die Vorhut der gegen das Hinterhammer-Thor rückenden Kolonne führte, war so glücklich, von den Franzosen, die mit dem Aufbrechen der Eisdecke des Grabens beschäftigt waren, weder gesehen noch gehört zu werden. Die grelle Beleuchtung der Laternen verhinderte die Arbeiter, die vorrückende Kolonne zu bemerken, deren Tritte durch den frischgefallenen Schnee so gedämpft und durch das Zerschlagen des Eises so übertönt wurden, daß die Franzosen in einer Entfernung von kaum 200 Schritt die Annäherung der preußischen Truppen nicht bemerkten, welche auf diese Weise bis an das vor dem Hinterhammer-Thor liegende Ravelin unentdeckt vorrückten. In der größten Stille überschritt die Vorhut des Lieutenants Kretzschmer auf mitgebrachten Brettern den Graben des Ravelins, dessen Wälle sie erstieg, die dort aufgestellte Schildwache mit dem Bajonet tödtete, und den übrigen Theil der Wache überfiel, entwaffnete und gefangen nahm. Da der Graben des Hauptwalles nicht zugefroren, die Brücke aber aufgezogen war, so wurden Sturmleitern angelegt und durch einen Schlosser die Ketten derselben geöffnet, so daß sie mit einem so lauten

Geräusche herunterfiel, daß die Thorwache, dadurch aufmerksam gemacht, zu einem heftigen Geschütz- und Kleingewehr-Feuer bewogen wurde. Die preußische Vorhut hatte indeß schon die Brücke überschritten, schnell einige Pallisaden heruntergehauen und sich den Eingang in die Stadt mit dem Bajonet erzwungen. Die französische Wache, welche jetzt jeden Widerstand vergeblich hielt, trat ihren Rückzug nach der Zitadelle an, wohin auch die bei den Bürgern einquartierten Soldaten in wilder Unordnung flüchteten."

„Die gegen das Bugter-Thor gerichtete Kolonne hatte inzwischen ebenfalls, von dem Dorfdiener Jan van Bowlen geführt, die Eisdecke unbemerkt überschritten, und in der Gegend der oben erwähnten Mühle den Hauptwall erstiegen. Schnell waren auch hier die Thore eingeschlagen und die auf dem Walle stehenden feindlichen Geschütze gegen die Stadt auf die nach der Zitadelle eilenden Franzosen gerichtet worden, deren Flucht durch die bewaffnete Schiffergilde leider nicht aufgehalten werden konnte. Da die Zitadelle zwar mit Geschützen und Schießbedarf, nicht aber mit Mundvorrath versehen war, so machten die in derselben schon befindlichen Franzosen noch einen Ausfall gegen ein Magazin, wo Schlachtvieh und Kochgeschirre aufbewahrt waren. Schon waren die Thüren dieses Gebäudes erbrochen, als Lieutenant Kretzschmer zum Schutze desselben mit seinen Plänklern anlangte, und den Feind durch einen energischen Bajonetangriff unverrichteter Sache zum Rückzuge nach der Zitadelle nöthigte. Hierdurch war die Eroberung von Herzogenbusch entschieden, denn die Besatzung der Zitadelle mußte aus Mangel an Lebensmitteln sich schon um die Mittagsstunde des 26. Januars entschließen."

Durch diesen wichtigen Erfolg wurden gegen 1000 Franzosen kriegsgefangen, 153 Kanonen — nach anderen Angaben nur 80 — und große Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Sieger. — Der kleine Krieg auf den Vorposten dauerte überall lebhaft fort, in den täglichen Scharmützeln behielten die Preußen fast immer die Oberhand; die Streifschaaren wurden mit jedem Tage kühner, und drangen tiefer in

Brabant ein; der Major von Hellwig nahm mit der seinigen die Stadt Dieſt und zog gegen Löwen vor. —

Den Engländern aber war hauptſächlich daran gelegen, ſich Antwerpens zu bemächtigen, wegen des herrlichen Kriegshafens, der daſelbſt liegenden franzöſiſchen Flotte, der ungeheuren für das Seeweſen aufgehäuften Vorräthe. Der Herzog von Clarence kam aus England und brachte einige 1000 Mann Verſtärkung, er wiederholte nun perſönlich die dringenden Aufforderungen, welche Bülow ſchon vielfach aus London erhalten hatte, zu einem gemeinſamen Angriff auf Antwerpen mitzuwirken. Zwar hieß es, Bülow möchte nur das Unternehmen der Engländer unterſtützen, allein er wußte recht wohl, daß er dabei die Hauptſache thun mußte, auch hatte er die feſte Ueberzeugung, daß der Anſchlag nicht gelingen könne. Doch es wurde zur Ehrenſache, ſolchem Verſuche ſich nicht zu entziehen, und die ausgeruhten Truppen waren begierig an dem Kampfe theilzunehmen. Der gemeinſame Angriff wurde beſchloſſen und die Einleitungen dazu verabredet. Die Engländer ſollten über Merxem, die Preußen über Wyneghem vordringen.

Um ſich in der linken Flanke zu ſichern, ſandte Bülow die Brigade Borſtell gegen Lier, ſie ſollte wo möglich bis Mecheln dringen, um die Ufer der Dyle und Demer zu beſetzen. Borſtell, mit einem Vortrab unter Sydow, rückte am 30. Januar von Hoogſtraten über Oſtmalle und Weſtmalle nach Pulderbuſch und Santhoven vor, zugleich ließ er Hobe mit 3 Bataillons und 1 Uhlanenregiment von Herzogenbuſch nach Tilburg marſchiren, um von da weiter nach Turnhout und Herenthals vorzugehen.

Borſtell fand Lier am 31. Januar von den Franzoſen ſtark beſetzt und mit vielem Geſchütz verſehen; er ſammelte ſeine Truppen bei Maſſenhoven, und befehligte den Oberſtlieutenant von Knobloch mit 2 Bataillons und 1 Jägerkompanie zum erſten Angriff. Knobloch meinte das nächſte Thor durch Ueberrumpelung zu gewinnen, ſtürmte heftig an, bekam aber ſtarkes Feuer und verlor viele Leute; doch ſetzte er den Angriff muthig fort, die Füſiliere erſtiegen den Wall und öffneten von innen das Thor, die Preußen ſtürzten im

Sturmschritt gedrängt hinein, Knobloch als Führer voran, aber der Feind bestreicht den Eingang mit sich kreuzendem Geschütz- und Gewehrfeuer, Knobloch, dem schon sein Pferd unter dem Leibe erschossen worden, fällt von drei Kugeln getroffen, auch der Major von Massow wird schwer verwundet; aber der Major von Mirbach dringt mit 2 Bataillons siegreich ein, und eilt durch die Stadt zum Antwerpener Thor, nun weicht der Feind, doch ohne zu großen Verlust und unter stetem Gefecht. Der französische Oberst Bautrain, von Antwerpen mit 1 leichten Fußregiment und 60 Reitern nach Lier zur Unterstützung gesandt, wird angegriffen und zurückgeworfen, und gelangt, schon abgeschnitten, durch Muth und Entschlossenheit noch glücklich nach Antwerpen zurück. Auf die Nachricht, daß der Major von Hellwig mit seiner Freischaar am 30. Januar in Löwen eingerückt und der Feind auch aus Mecheln zurückgewichen sei, dringt Borstell ebenfalls dahin vor. Der Oberst von Sydow ging mit seiner Schaar auf Vilvorden an der Senne, der Major von Heidenreich mit 1 Bataillon, 2 Schwadronen und 1 Jägerkompanie nach Willebroeck, der Rittmeister von Blankenburg streifte bis gegen Alost, Termonde und Gent, auf der linken Flanke machte der Rittmeister von Rottberg Streifzüge bis gegen Namur und Nivelles, der Major von Hellwig rückte am 31. Januar unter großem Volksjubel in Brüssel ein; überall wurden Kanonen aufgefangen, Vorräthe genommen, Gefangene gemacht.

Maison, der am 29. Januar mit etwa 9000 Mann, den Divisionen Barrois und Castex, noch zwischen Mecheln und Löwen an der Dyle stand, hatte bei Wintzingerode's Annäherung und auf die Nachricht von den neuen Bewegungen der Preußen, seine Stellung nicht haltbar gefunden und sich über Brüssel zurückgezogen. Er überließ Antwerpen seinen eignen Kräften, und war nur bedacht, die alten Gränzen Frankreichs mit größter Hartnäckigkeit zu vertheidigen.

Am 30. Januar waren inzwischen Bülow von Breda und Graham von Bergen-op-Zoom mit ihren Truppen aufgebrochen und gegen Antwerpen vorgerückt. Die Engländer versuchten, ehe man zur Gewalt der Waffen schritt, die

Macht des Goldes, sie ließen dem Kommandanten von Antwerpen eine Million Franken anbieten, wenn er den Platz sofort übergäbe, die Bestechung wurde jedoch schnöd abgewiesen, die Franzosen schienen zur tapfersten Abwehr entschlossen und trafen alle Anstalten dazu; sie wollten den Angriff möglichst von der Stadt entfernt halten, hielten die vorliegenden Ortschaften stark besetzt, verschanzten die Linie des Baches Schyn.

Durch den Abmarsch Maison's und das Vordringen Borstell's in der linken Flanke völlig sicher, ließ Bülow seine Truppen am 1. Februar zum Angriff gegen Wyneghem vorrücken, während Graham mit seinen Engländern sich auf Merxem richtete. Die Brigade Thümen von Schilde her in 3 Kolonnen anrückend fand Wyneghem wider Erwarten verlassen, den Feind aber dahinter auf der Straße nach Deurne vortheilhaft aufgestellt; er wurde sogleich angegriffen. Es entspann sich ein heftiger Kampf, der General Aymar mit seiner Brigade leistete den tapfersten Widerstand; 2 französische Bataillons und 1 Schwadron polnischer Uhlanen drangen siegend aus Deurne vor, bis preußische Reiterei sie wieder zurückwies; nach und nach kamen alle Unterstützungen in's Feuer; erst spät gelang es einem preußischen Bataillon den Feind in der linken Flanke zu fassen, worauf er seine Verschanzungen verließ und sich nach Deurne zurückzog, die Preußen machten dabei 300 Gefangene und folgten hitzig nach, die Franzosen kehrten zum Angriff wieder, nach einem anhaltenden Nachtgefecht behaupteten sich die Preußen nur in den letzten Häusern von Deurne und in den eroberten Verschanzungen. Die Brigade Krafft hatte das Dorf Schooten genommen; Oppen, auf dem linken Flügel, war an den Kanal von Herenthals gegen Lier vorgedrungen, ohne jedoch den Uebergang erzwingen zu können, ein Theil seiner Reiterei wandte sich rechts gegen Deurne. Graham, durch die schwierige Fortbringung des schweren Geschützes sehr verspätet, kam erst am Abend an den Feind, der auf Merxem zurückwich.

Am 2. Februar geschah der eigentliche gemeinsame Angriff.

Die Engländer nahmen Merxem nach hartem Kampfe und verfolgten den Feind bis unter die Kanonen von Antwerpen. Thümen erneuerte den Kampf um den Besitz von Deurne, der Feind vertheidigte den Ort mit größter Tapferkeit; die Preußen suchten rechts und links einzudringen, fanden aber hartnäckigen Widerstand. Bülow sah von Wyneghem her dem Gefechte zu, rief den Major von Reiche herbei und befahl ihm sich an die Spitze des nächststehenden Bataillons zu stellen und in der Front anzugreifen, Reiche führte das Bataillon im Sturmschritt vor, überwältigte den Feind, erreichte die Brücke über die Schyn und hielt sie fest, worauf die beiden Flügel auch das Ufer des Baches behaupteten. In beiden Gefechten verloren die Preußen an Todten und Verwundeten 17 Offiziere und 670 Mann.

In der Nacht zum 3. Februar wurden von den Engländern und Preußen die Batterieen zur Beschießung von Antwerpen erbaut. Bülow bekannte gleich anfangs, daß er dem Unternehmen keinen Erfolg zutraue, doch ließ er es seinerseits an keinem Eifer fehlen. Die preußischen Batterieen eröffneten, der Verabredung gemäß, ihr Feuer zuerst, um die Aufmerksamkeit des Feindes hieher und von den Anstalten der Engländer abzulenken, deren Angriff dann um so wirksamer überraschen sollte. Thümen hatte schwere Haubitzen aufgepflanzt, und bewarf die Stadt mit Granaten. Erst um 3 Uhr Nachmittags begann das Feuer der Engländer, und Granaten und Bomben zündeten hin und wieder, doch war der Schaden nicht erheblich. Am 4. und 5. Februar wurde mit dem Bombardiren eifrig fortgefahren, allein mit nicht besserem Erfolg. Ein Brand in der Nähe der französischen Flotte wurde bald gelöscht, diese selbst durch kluge Anstalten möglichst gesichert. Graham erkannte, daß die Fortsetzung kein besseres Ergebniß verspreche und der Angriff aufzugeben sei. Dies war um so mehr der Fall, als am 5. der General Carnot in Antwerpen eingetroffen war, von Napoleon ausdrücklich zur Vertheidigung dieses Platzes wieder in Thätigkeit gerufen, und die Anwesenheit dieses so geschickten als standhaften Kriegsmannes schlug alle Hoffnung nieder Antwerpen so leichten Kaufs zu nehmen. Er beschränkte sogleich

die Vertheidigung, hielt nur Berghem und Borgerhout noch zurück, und zog die Division Roguet in die Festung.

Das Aufgeben dieses Unternehmens auf Antwerpen wurde für Bülow einigermaßen durch den Erfolg vergütet, den er auf anderer Seite durch die am 6. Februar beschlossene Uebergabe von Gorkum gewann; der Kommandant dieser Festung knüpfte sie zwar an die Bedingung, daß er bis zum 20. Februar warten dürfe, ob nicht bis dahin die Festung entsetzt werde; allein bei dem allgemeinen Stande der Dinge konnte hierdurch das feststehende Ergebniß nur den kurzen Aufschub, aber keine Aenderung mehr erleiden. Die Sache war für die Verbündeten keine nur im geringsten zweifelhafte; Bülow konnte die Brigade Zielinski nun gleich an sich ziehen und mitnehmen, sie sollte nur noch eine kurze Zeit verweilen, bis einige holländische Truppen, die für die weitere Beobachtung und dann Besetzung des Platzes hinreichend waren, herbeikämen sie abzulösen.

Bülow fand nun für sich hier nichts mehr zu thun, und beschloß den Engländern die fernere Berennung oder Belagerung von Antwerpen zu überlassen, was ihnen eigentlich ganz lieb zu sein schien, dagegen mit seinen Preußen eiligst in Frankreich einzurücken, um sich dem schlesischen Heer anzuschließen, wozu Blücher für ihn im großen Hauptquartier den Befehl schon erwirkt hatte. Den Oberbefehl in Belgien zu führen war der Herzog von Sachsen-Weimar bestimmt, dessen Vortruppen am 5. Februar in Breda eintrafen, und dessen Heertheil, wenn erst alle Truppen nachgerückt waren, vollkommen hinreichend schien, um sowohl den Engländern vor Antwerpen beizustehen, als auch dem General Maison die Spitze zu bieten.

Der Herzog Carl August aber war persönlich in Breda schon am 24. Januar eingetroffen, und hatte sich mit Bülow, den er vom Rheinfeldzuge her kannte und achtete, freundlich begrüßt. Der tapfre und lebensfrohe Fürst besaß alle Eigenschaften, um einen Mann von Bülow's Gemüths- und Geistesart anzuziehen, seinen hohen Rang unterordnete er der militairischen Tüchtigkeit, seine unbefangene kameradschaftliche Art verbannte jeden Zwang. Indeß hielt sich Bülow

doch einigermaßen von ihm zurück, was damals nicht auffiel, da Geschäfte jeder Art ihn stets in Anspruch nahmen. Bei den ersten Gefechten vor Antwerpen hatte de Herzog, dem soldatischen Blut in seinen Adern folgend, sich jederzeit eingefunden, und keine Gefahr gescheut. Einst war er unter die vordersten Plänkler hitzig mit vorgeritten, und hatte sich längere Zeit unter ihnen aufgehalten; als er zurückkehrte, begrüßte ihn Bülow mit den schmeichelhaften, doch leise tadelnden Worten: „Ich hätte Euer Durchlaucht ein gutes Tirailleur-Gewehr anbieten sollen.“ Er benahm sich übrigens gegen ihn mit großer Artigkeit, aber leicht und frei, und als stünden sie beide auf gleicher Linie.

Bülow hatte den Abmarsch seiner Truppen, mit Ausnahme der Brigade Borstell, die mit der Reiterei Oppen's schon voraus war, gleich am 6. Februar angeordnet, und am 7. wurde derselbe sofort von den Brigaden Thümen und Krafft angetreten. Bevor er Holland verließ hatte er noch die Genugthuung, die dankbare Anerkennung seiner Leistungen und seines Verdienstes abseiten des Prinzen von Oranien in folgendem Schreiben aus dem Haag vom 6. Februar zu empfangen: „Mit besonderem Vergnügen habe ich die wegen der Uebergabe der Festung Gorkum zu Stande gekommene Kapitulation erfahren. Hierdurch betrachte ich die Eroberung von Holland nunmehr als völlig sichergestellt. Eurer Exzellenz verdanken wir hauptsächlich dies große Werk. Ihre einsichtsvollen mit Ruhm gekrönten Operationen haben dem Feinde Holland völlig entrissen, und Euer Exzellenz dadurch die größten Ansprüche auf meine Dankbarkeit und Erkenntlichkeit erworben. Jederzeit werde ich Denenselben dafür verpflichtet bleiben. Empfangen Sie indessen auch schon jetzt die Ausdrücke meines verbindlichsten Dankes, den Ihnen der Ueberbringer dieses, mein Adjutant, der Oberst von Fagel mündlich noch näher zu bewähren beauftragt ist. Betrachten Sie dasjenige, was derselbe Euer Exzellenz zu überreichen die Ehre haben wird, als einen einstweiligen Beweis meiner nie erlöschenden Erkenntlichkeit. Euer Exzellenz haben übrigens bisher bei jeder Gelegenheit mir so günstige Gesinnungen gezeigt, daß ich hoffen darf, Sie werden auch ferner mein

Interesse nach Möglichkeit befördern. Ich empfehle Ihnen dasselbe hierdurch von neuem, und ersuche Sie, sich meiner vollkommensten Hochschätzung jederzeit versichert zu halten. Wilhelm." Die weitere Mittheilung, welche Bülow durch den Obersten von Fagel zu empfangen hatte, war die Verleihung einer lebenslänglichen Rente von jährlichen tausend Dukaten, welche später in eine erbliche, auf den jedesmaligen ältesten Sohn übergehende, verwandelt wurde.

Zu dem Erfreulichen sollte sich bald wieder Verdruß und Aerger gesellen. In Lier anlangend, fand Bülow daselbst unerwartet das Hauptquartier des Herzogs, der nicht gesäumt hatte, mit den in Breda eingetroffenen Truppen seines Heertheils hieher vorzurücken. Der Herzog war verwundert, daß Bülow abmarschiren wollte, bevor noch der dritte deutsche Heertheil vollständig beisammen sei; er gab zu erkennen, daß er der Preußen noch nicht entbehren könne, und erklärte zuletzt, daß Bülow unter seinen Befehlen stehe. So hatte sich also Bülow in der Ablösung, die ihn freimachen sollte, nur einen neuen Zwang herbeigewünscht, der ihn noch schlimmer festzuhalten drohte, als es früher der Kronprinz von Schweden gethan. Der Herzog war allerdings in seinem Rechte, er war zum General-Gouverneur der Niederlande ernannt, und die sämmtlichen verbündeten Truppen daselbst unter seinen Befehl gestellt; dem so nah mit dem russischen Kaiser verwandten Fürsten hatte man geglaubt keine geringere Befehlsmacht ertheilen zu dürfen. Bülow konnte dem Herzoge nicht widersprechen, wohl aber sich darauf berufen, daß er darüber noch keine dienstliche Weisung, wohl aber eine bereits ausgesprochene andere Bestimmung habe, und ohne das Recht des Herzogs anzuerkennen, ließ er sich mit ihm in Unterhandlungen ein, und erbot sich, ihm vorläufig einige Truppen noch zurückzulassen, worauf der Herzog mit billiger Rücksicht einging; er hatte selber zu viel militairischen Geist und menschliches Gefühl, um nicht zu erkennen, wie empfindlich es einem Feldherrn von Bülow's Art und Verdienst sein müßte, mitten im Zuge zu neuen Thaten gehemmt zu werden und auf dem unergiebigen Kriegsschauplatz unselbstständig verweilen zu sollen. Bülow jedoch war auf's äußerste ge-

kränkt und empört, nicht gegen den Herzog, der an diesen Dingen nicht schuld war, aber gegen das große Hauptquartier, wo man zum Schaden der großen Sache ohne Sinn und Urtheil solche Mißverhältnisse anordne. Da er keineswegs gesonnen war, den etwanigen weiteren Anforderungen des Herzogs nachzugeben, vielmehr beschlossen hatte seinen Weg nach Frankreich fortzusetzen, so hielt er sich fortan möglichst von ihm entfernt und mied jede nähere Verbindung.

So zwischen entgegengesetzten Ansprüchen, vom Kronprinzen von Schweden noch keineswegs losgelassen, von Blücher herbeigerufen, Winzingerode's und nun auch des Herzogs von Weimar sich erwehrend, wußte Bülow sich durch Muth und Geschicklichkeit frei und selbstständig zu erhalten, und grade das zu thun, was der Sache selbst und seinem eignen, stets auf das Beste der Sache gerichteten Sinn am meisten angemessen war. Er setzte den Marsch zu Blücher fort.

Borstell war inzwischen über Brüssel gegen Hall vorgerückt, hatte die Nachhut Maison's, der sich über Ath nach Tournay zog, lebhaft verfolgen lassen, rechtshin Gent besetzt und linkshin die Verbindung mit Winzingerode angeknüpft; dieser marschirte südlich über Namur und Charleroi, seine Vorhut unter Tschernitscheff weit voraus gegen Avesnes.

Bülow zog am 8. Februar unter festlichem Empfang in Brüssel ein, und vereinigte hier alle noch zurückgebliebenen Theile seines Heertheils. Er übte gleich hier eine Handlung aus, die ganz der Selbstständigkeit entsprach, welche er behaupten wollte; er ernannte den Obersten Grafen von Lottum zum Militairgouverneur von Brüssel. Als der Herzog von Weimar mit seinem Hauptquartier gleichfalls am 8. in Brüssel eintraf, war er etwas verwundert, daß ihm hierin vorgegriffen worden, allein aus Achtung für Bülow anerkannte er dessen Ernennung, und begnügte sich seinerseits den Herzog von Ursel zum Zivilgouverneur zu ernennen. Alle Reibungen und Widerstreite ließen sich jedoch nicht vermeiden, und Bülow blieb während der vier Tage, die er in Brüssel verweilte, in sehr übler Laune und gereizter Stimmung, die sich gewaltsame Ausbrüche nicht versagte. Der Herzog von Weimar sandte eines Tages einen seiner Adjutanten an ihn

mit einem Schreiben; Bülow las das Blatt flüchtig und legte es bei Seite; plötzlich fragte er mit schnödester Schärfe: „Wo ist denn der . . . . . Bernadotte?" Der Adjutant, überrascht durch die unvermuthete Frage, erwiederte fest und kalt, daß er von dem Kronprinzen von Schweden nichts wisse, und nur beauftragt sei, über den Inhalt des Schreibens, falls es verlangt würde, mündliche Auskunft zu geben, worauf Bülow schwieg. Er mochte gleich an einem hohen Beispiele haben zeigen wollen, wie viel er sich um solche Befehlshaber kümmere, die er nicht berechtigt glaubte, oder die ihm nicht gefielen. —

Borstell erhielt Befehl, den Feind bei Tournay durch den Obersten von Sydow mit seiner Abtheilung beobachten zu lassen, mit seinen übrigen Truppen aber auf Mons zu marschiren. Immerfort wurden Streifschaaren ausgesandt und kleine Gefechte geliefert, bei denen Offiziere und Soldaten sich auszeichneten, unter anderen schlug der Lieutenant von Corsepp mit 18 Uhlanen einen überlegenen Feind, und brachte Gefangene und Beute zurück.

Bülow verlegte am 13. Februar sein Hauptquartier nach Braine-le-Comte, am 16. nach Mons. Hier sah er sich veranlaßt, wegen seines weiteren Abmarsches dem Herzog von Weimar bestimmte Vorschläge zu machen, wozu mehr die Lage der Sachen, als persönliche Rücksichten ihn bewog. Er sah wohl ein, daß der Herzog, bevor die rückwärtigen Truppen seines Heertheils angelangt waren, gegen Maison's und Carnot's vorauszusetzendes Zusammenwirken allerdings einen harten Stand haben konnte, und er hielt es daher für seine Pflicht, ihm einige Verstärkungen zurückzulassen; zuvörderst überlies er seine Kosakenregimenter dem Herzog, welcher deren gar keine hatte, sodann sollte Borstell mit einigen seiner Truppen stehen bleiben, was diesem sehr genehm war. Bülow meinte zwar nur einige Bataillons, allein der Herzog befahl darauf Borstell'n mit seiner ganzen Brigade zurückzubleiben, und entzog dadurch Bülow'n 8000 Mann und 1400 Pferde. Ob dies friedlich zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht eine neue Widrigkeit sich einge-

funden hätte, läßt sich sehr bezweifeln; allein das Maß der Heimsuchungen war noch nicht voll!

Auch der Kronprinz von Schweden, der mit seinen schwedischen Truppen am 11. Februar in Köln eingetroffen war, glaubte das Band seines Oberbefehls, das bisher lang nachschleppte und nur noch locker anhing, wieder straffer ziehen zu dürfen, und Bülow erhielt in Mons von ihm den bestimmten Befehl, seine Truppen daselbst zusammenzuziehen und hier bis auf weiteres stehen zu bleiben. Das war ihm zu toll. Er fühlte, dieses Gewirr verstrickender Fäden mußte zerhauen werden. Gestützt auf die aus dem großen Hauptquartier ihm zugewiesene Bestimmung, sich in Frankreich dem schlesischen Heer anzuschließen, überdies durch Wintzingerode von Blücher's in der Champagne erlittenen Unfällen benachrichtigt, beschloß er weder um den Kronprinzen noch um den Herzog sich weiter zu bekümmern, sandte Blücher'n am 17. die tröstliche Meldung, daß er eiligst aufbreche um sich über Laon mit ihm zu vereinigen, und trat am 18. wirklich mit allen Truppen den Marsch nach Frankreich an. Es war ein großer und edler Entschluß, ganz aus der Sache heraus, aus hohem militairischen und auch vaterländischen Gesichtspunkt, denn in Blücher und seinem Heer lag Preußens beste Kraft und Bedeutung, hier war Hülfe nöthig, alles andere wurde Nebensache. Daß auch persönliche Triebfedern zu Bülow's Entschluß mitwirkten, wollen wir nicht in Abrede stellen, aber sie bestimmten ihn nicht. Seine Hülfe war nicht gering, er brachte noch immer 16,000 Mann bewährter und zu neuen Kämpfen erfrischter Truppen.

Gegen den Kronprinzen war Bülow noch durch einen besondern Umstand erbittert. In Gemäßheit eines Beschlusses der Verbündeten, daß die ehemaligen preußischen Länder auf dem linken Rheinufer einstweilen wieder als preußische zu behandeln seien, hatte Bülow, der auf jeden Vortheil Preußens aufmerksam war, nach Kleve und Meurs einige seiner Offiziere gesandt, um Freiwillige aufzurufen und die Errichtung von Landwehr zu betreiben. Als der Kronprinz am Niederrhein ankam, mißbilligte und verbot er diese Anordnung und schickte die beauftragten Offiziere augenblicklich fort. Er

sagte, es sei wider die Verträge, wobei nicht recht klar wurde, welche Verträge er eigentlich hier meinte.

Von der Stimmung Bülow's und seiner Umgebung berichtet uns ein französischer Oberst Hugues, der aus der Kriegsgefangenschaft mit besondrer Erlaubniß des Kronprinzen heimkehrend an denselben Tagen wie jener in Mons war. Am 17. Februar, erzählt er, gaben einige seiner Offiziere zur Nachfeier seines Geburtstages ihm ein Fest im Gasthof zur Krone, wo Toaste auf einen eben erfochtenen Sieg bei Soissons, auf den baldigen Einzug in Paris, ausgebracht wurden. Bülow selbst verkündigte die Siegesnachricht, erklärte daß Bonaparte'n nichts übrig bleibe, als sich um nicht gehängt zu werden eine Kugel vor den Kopf zu schießen; den Kronprinzen nannte er wetterwendisch, unzuverlässig, eben so unfähig zum Kriegsbefehlshaber als zum Herrscher, bei Leipzig habe man ihn nur einen Augenblick gesehen, und er sei im Grunde nur hinderlich gewesen. Die Offiziere stimmten solchen Worten lebhaft bei, und überboten sie noch. Wurde dergleichen, wie es nicht fehlen konnte, weiter bekannt und durch Ohrenbläser da wo es am schlimmsten war hingetragen, so konnten freilich nur Haß und Zwietracht dadurch genährt und gesteigert werden!

Ueber Pont-sur-Sambre, wo zuerst der altfranzösische Boden betreten wurde, gelangte Bülow, nachdem er auf Nebenwegen die Festung Maubeuge umgangen hatte, am 20. Februar in La-Capelle wieder auf die große Straße. Durch verschiedene Vorgänge veranlaßt, denen er im Beginn Einhalt thun wollte, erließ er hier folgenden strengen Tagesbefehl: „Mit dem höchsten Mißvergnügen erfahre ich so eben, daß von einzelnen Individuen des Korps die abscheulichsten Erpressungen und Unordnungen begangen worden sind, die eben so sehr dem Willen Seiner Majestät des Königs unsres Herrn widersprechen, als den preußischen Namen entehren. — Es ist nicht mein Wille, daß die Truppen meines Armeekorps Mangel leiden sollen, vielmehr soll für ihre gute Verpflegung auf ordnungsmäßige Weise, alle mögliche Sorge getragen werden, aber ich will auch nicht dulden, daß sein Waffenruhm durch schändliches Betragen einiger Einzelnen

leiden und dem erhabenen Willen unseres Monarchen zuwider gehandelt werden soll. — Wir rücken nicht in dieses Land um eine unedle Rache zu üben, wir führen nur Krieg gegen denjenigen, der die beklagenswürdigen Einwohner desselben eben so und noch unglücklicher gemacht hat als uns. Dieses soll und muß den Soldaten wohl eingeprägt werden. Mein unterhabendes Korps hat bisher gegen alle übrigen den großen Vortheil genossen, noch nie Mangel gelitten zu haben; nur Erhaltung der Ordnung kann uns diesen Vortheil sichern. — Diese Gründe, vorzüglich aber das Geschehene, veranlassen mich hierdurch zu erklären: 1. daß jeder, der durch Bedrückung oder thätliche Mißhandlung der Einwohner sich zum gemeinen Räuber herabwürdigt, mit dem Tode bestraft und aus den ehrenhaften Reihen der Preußen vertilgt werden soll. 2. Sobald von einem Regiment oder Bataillon dergleichen Exzesse bekannt werden, so wird der Kommandeur desselben sofort und ohne weitere Rücksicht arretirt. Mehrfache Vorfälle ähnlicher Art bei einem und demselben Regiment werden mich bewegen, den Kommandeur als unbrauchbar Seiner Majestät dem Könige zu melden. 3. Die Herren Brigade-Chefs sind in gleicher Art verantwortlich, daß in allen solchen Fällen in dieser Art verfahren und keiner unterdrückt oder übersehen wird. 4. Der Major von Tuschen, Befehlshaber der Gendarmerie des Korps ist in Gemäßheit dieses Parolebefehls instruirt; er wird Verstärkung erhalten, und jeden Nachzügler, der sich gewaltsame Erpressungen zu Schulden kommen läßt, ohne weiteres erschießen lassen. — Ich hege das Vertrauen zu den Herren Brigade-Chefs und Kommandeurs, daß sie mich mit allem Eifer darin unterstützen werden, um die Ehre und den Ruhm unsrer Waffen, die durch ähnliche Vorfälle so sehr leiden, aufrecht zu erhalten, und diejenigen Uebel zu vermeiden, die aus einer zwecklosen Erbitterung der Einwohner entstehen können."

Am 24. Februar erreichte Bülow die Stadt Laon, während Winzingerode in Rheims stand. Die Truppen bezogen ausgedehnte Quartiere, der besseren Verpflegung wegen. In Erwartung näherer Nachrichten von Blücher, der sich von seinen bei Montmirail, Champaubert und Etoges erlittenen Unfällen

schnell erholt und wieder südwärts dem großen Heere genähert hatte, mußte man fürerst hier stehen bleiben. Soissons, von den Russen früher genommen, war von Wintzingerode dann wieder geräumt, von den Franzosen am 19. Februar auf's neue besetzt worden, und eine starke französische Macht schien sich hier zusammenzuziehen. Napoleon selbst hatte sich südwärts gewendet, die Verbindung Wintzingerode's mit Blücher war für den Augenblick unterbrochen. Bülow befahl unterdessen den Angriff auf Lafère, den Sammelplatz großer Vorräthe von Geschütz, Munition und Kriegsgeräth aller Art. Thümen rückte mit 2 Bataillons, 12 Kompanieen Füsiliere, 4 Schwadronen, 1 leichten Batterie, 2 Zehnpfündern und 6 russischen Haubitzen oder sogenannten Einhörnern am 27. Februar vor die Festung, die Füsiliere nahmen sogleich die Vorstadt ein und das aufgepflanzte Geschütz eröffnete sein Feuer. Von den Wällen wurde gut geantwortet, auf die anrückenden Bataillone mit Kartätschen geschossen. Bülow hatte befohlen, dem Angriff eine Aufforderung zur Uebergabe vorangehen zu lassen, Thümen versuchte sie erst nach 2 Stunden nutzlosen Kanonirens, sie gelang über Erwarten, der eingeschüchterte Kommandant übergab den Platz mit allen Vorräthen, anderthalb Millionen an Werth.

Der General von Tettenborn, mit seiner fliegenden Schaar kühn und geschickt in das offene Land vordringend, meldete zuerst Blücher's abermaliges Vorgehen auf Meaux und Paris, eben so wie das Nachrücken Napoleons, der mit ganzer Macht ihm auf den Fersen folgte; und dessen Marsch jener durch ein scharfes Gefecht am 28. Februar bei Fère-Champénoise glücklich entdeckte. Bülow erkannte, daß Blücher mit seinen tapfern aber durch die früheren Unfälle geschwächten Truppen in Gefahr sei erdrückt zu werden, wenn in der Front die Marschälle Marmont und Mortier und im Rücken Napoleon selbst ihn mit aller Kraft angriffen; er war sogleich fest entschlossen, zu dessen Rettung und Hülfe das Aeußerste zu versuchen. Man konnte voraussetzen, und wußte es auch bald, daß Blücher dem Stoße Napoleons glücklich über die Marne ausgewichen war, jetzt kam es vor allem darauf an, ihm den Rückzug über die Aisne und auf die beiden jetzt

ebenfalls seinem Oberbefehl untergebenen Heertheile Wintzingerode und Bülow zu sichern, mit denen vereinigt er eine Schlacht liefern konnte. Bei der noch unvollkommenen Kenntniß der weiten Gegend, die hier in Betracht kam, mußte man den Besitz von Soissons für die wichtigste, wohl gar einzige Sicherung dieses Rückzugs halten. Bülow beschloß den festen und mit alten polnischen Truppen wohlbesetzten Platz unverzüglich anzugreifen und nöthigenfalls mit Sturm zu nehmen, rückte am 2. März von Anizy-le-Chateau auf dem rechten Ufer der Aisne gegen Soissons, während Wintzingerode auf dem linken Ufer von Fismes her daselbst eintraf. Zahlreiches Geschütz wurde aufgepflanzt, die starke Truppenmacht gezeigt, die Sturmkolonnen gebildet; nachdem aber Bülow einige Stunden seine Batterieen heftig hatte feuern lassen, bedachte er wie zweifelhaft der schnelle Erfolg eines allgemeinen Angriffs und mit wie großen Opfern er verbunden sei, daß man nicht wissen könne, ob nicht inzwischen der Angriff Napoleons sich hieher ziehen und dann die größte Verwirrung entstehen werde, wenn Soissons noch nicht genommen sei. Aus diesen Gründen kam er mit Wintzingerode überein, vorher den Weg der Unterhandlung zu versuchen, und dem Kommandanten die besten Bedingungen zuzugestehen, wenn nur der Besitz von Soissons augenblicklich dadurch erlangt würde. Beide sandten daher Offiziere an den Kommandanten General Moreau, der sich auf die Vorschläge einließ, freien und ehrenvollen Abzug mit 6 Kanonen erlangte, und die Stadt am 3. Nachmittags zu übergeben versprach.

Am 3. März erhielt Bülow aus Oulchy-le-Chateau vom 2. März ein von Blücher unterzeichnetes Schreiben folgenden Inhalts: „Euer Exzellenz habe ich die Ehre zu benachrichtigen, daß ich die sichere Nachricht erhalten habe, daß der Kaiser Napoleon von Arcis kommend den 25. durch Sezanne an der Spitze seiner Garden defilirt ist. Nach einer andern Nachricht ist er auf der Straße nach Montmirail marschirt, und man hat am 1. Abends bedeutende Wachtfeuer auf dieser Straße nach La-Ferté zu entdeckt. Es ist daher ungewiß, ob er bei La-Ferté-sous-Jouarre, Chateau-

Thierry oder Meaux die Marne passiren wird. — Aus diesen Gründen habe ich heute die Armee bei Oulchy-le-Chateau konzentrirt, um mich dem Korps Euer Exzellenz und des Generals von Winzingerode zu nähern, und so eine große Schlacht liefern zu können. — Der Major von Brünneck, den ich vorgestern, den 28. v. M., an Euer Exzellenz geschickt habe, wird hoffentlich angekommen sein, und Hochdenselben die Königliche Kabinetsordre, wonach Hochdero Korps und das des Generals von Winzingerode mit der schlesischen Armee für jetzt vereinigt sind, überbracht haben. — Die Euer Exzellenz damals aufgegebene Bewegung auf Villers-Cotterets und Dammartin gegen Paris kann nicht mehr stattfinden, da es darauf ankommt, daß Euer Exzellenz sich mit mir vereinigen. Deßwegen erwarte ich schleunige Nachricht, wo Hochdieselben sich befinden, um Euer Exzellenz weitere Anweisung geben zu können. — Auch wünsche ich zu wissen, wo in der Nähe von Soissons sich Brücken über die Aisne befinden, und ob man auf der Chaussee von Oulchy nach Soissons bei Busancy rechts ausbiegen und mit schwerem Geschütz über diese Brücken gehen kann. Sollten sie nicht vorhanden sein, so könnte ich sie durch Pontons ersetzen."

Bülow antwortete sogleich in größtem Diensteifer, berichtete die gestrigen Vorgänge und heutigen Erwartungen in Betreff von Soissons, und fügte dann hinzu: „Es ist wohl keine Frage, daß auch Euer Exzellenz den schnellen Gewinn dieses im gegenwärtigen Augenblicke so wichtigen Punktes der weit unsichern Gefangennehmung und Aufreibung der Garnison vorziehen werden, und ich schmeichele mir daher, daß dieses Ereigniß Ihnen angenehm sein wird. — Besonders wichtig scheint es mir, da man in diesem Momente eine entfernte Kanonade hört, von der ich zwar den besten Erfolg wünsche und hoffe, doch im entgegengesetzten Falle würde ich nach der Besitznahme von Soissons schnell zur Unterstützung vorzurücken bereit sein. — Auf jeden Fall aber werde ich noch heute eine Avantgarde unter dem Obersten von Sydow in der Richtung gegen Villers-Cotterets versenden. — Eine Anzahl Pontons, die in der Festung La Fère gefunden worden, lasse ich hierher bringen, sie treffen gegen Abend ein, und

sollen. dazu dienen, in der Stadt oder unter den Kanonen derselben noch eine Brücke über die Aisne zu schlagen und die Verbindung mit dem Gros Euer Exzellenz noch mehr zu erleichtern. Ich sehe sodann Hochdero ferneren Befehlen entgegen, die ich gewiß stets gern auszuführen bereit sein werde. — Einige durch den aus dem Königlichen Hauptquartiere zurückgekehrten Prinzen von Hohenzollern überbrachte Depeschen für Euer Exzellenz beeile ich mich Hochdenselben bei dieser Gelegenheit überreichen zu lassen. — Es ist mir höchst erfreulich, aus seinen mündlichen Nachrichten erfahren zu haben, daß die Armee unter dem Fürsten Schwarzenberg wieder im Vorrücken begriffen ist, welches unserer gegenwärtigen Lage eine weit vortheilhaftere Wendung geben kann." — Wir sehen, daß Bülow, in ein richtiges und natürliches Verhältniß gestellt, recht gut höheren Befehlen sich fügte, und die Pflicht militairischen Gehorsams willig erfüllte. Soissons wurde am 3. März Nachmittags wirklich den Russen und Preußen übergeben, und eine starke russische Besatzung hineingelegt. Blücher wurde davon durch Bülow sogleich benachrichtigt.

Ueber die Wichtigkeit dieser Uebergabe ist gleich damals und noch lange nachher viel gestritten worden. Es ist ganz außer Zweifel, daß für Blücher außer Soissons noch andere Uebergänge über die Aisne vorhanden, und diese den Führern des schlesischen Heeres auch wohlbekannt waren, daher sie durchaus in keiner Verlegenheit sein konnten, ihren Rückzug hinter diesen Fluß, auch wenn Soissons nicht offen stand, mit Sicherheit auszuführen; er wurde jedoch wesentlich dadurch erleichtert. Wenn Bülow anfangs der Meinung war, Blücher wäre ohne die Uebergabe von Soissons verloren oder doch in größter Bedrängniß gewesen, und dies auch in einem ersten eiligen Bericht an den König angedeutet hat, so ist das sehr verzeihlich; die genauere Kenntniß der Thatsachen muß ihn auch bald enttäuscht und das Wahre, welches denn doch der ganzen Vorstellung zum Grunde liegt, auf sein richtiges Maß zurückgeführt haben. Indeß behauptete sich unter den Offizieren der Bülow'schen Truppe lange Zeit das Gerede, die Uebergabe von Soissons habe das schlesische Heer

wunderbar vom Untergange gerettet, und dies war für das Blücher'sche Hauptquartier so empfindlich, daß man nicht nur laut widersprach, sondern auch nach dem Ursprunge des Gerüchtes forschte, den man später denn allerdings in dem erwähnten Berichte Bülow's finden wollte. Müffling aber sagt hierüber: „Man hatte zur Unterhandlung einen Mann gebraucht, der in dem Ruf eines sich selbst überschätzenden Windbeutels stand, und dessen Ansicht, als ob er etwas ganz Außerordentliches gethan hätte, durch die hervorgerufene Meinung unterstützt wurde, als sei er der Erretter des Feldmarschalls gewesen." Reiche sagt außerdem, daß der russische von Winzingerode gesandte Unterhändler schon vor dem preußischen die Uebergabe erlangt, die Beredtsamkeit des letzteren also dabei nichts mehr habe thun können. —

Blücher bedurfte nun der Brücken nicht mehr, die er bei Bailly und Venizel über die Aisne wollte schlagen lassen, und nahm nun die Richtung auf Soissons. Am 4. März erfolgte die Vereinigung Blücher's mit Winzingerode und Bülow; die 4 Heertheile Blücher's zählten etwa 63,000 Mann, Winzingerode's Heertheil 30,000, der Heertheil Bülow's 16,000 Mann. Eine solche Macht von mehr als 110,000 Mann durfte nicht weiter zurückgehen, man war entschlossen, dem Angriff Napoleons Stand zu halten. —

Alle die als Augenzeugen dieses Ereigniß der Vereinigung beider Heermassen mit angesehen haben, sind einstimmig in Schilderung des mächtigen Eindrucks, den der verschiedenartige Anblick der hier zusammenkommenden Truppen sowohl auf sie selbst als auf ihre Befehlshaber machte. Das Blücher'sche Heer war durch die unaufhörlichen angestrengten Märsche, durch die zahlreichen blutigen Gefechte und durch die ärgsten Entbehrungen sehr zusammengeschmolzen, Menschen und Pferde durch die rastlosen Beschwerden ganz erschöpft, die Leute verhungert, abgerissen, zum Theil ohne Schuhe, ohne brauchbare Waffen sogar, denn nirgends war Zeit oder Gelegenheit zur Ausbesserung oder zum Umtausch gewesen, hingegen sahen die Bülow'schen Soldaten schmuck und glänzend aus, wohlgenährt, wohlbekleidet, auf's beste gerüstet. Unwillkührlich mußte man an Friedrich den Großen denken, der bei ähnlichem Zusammen-

treffen der von ihm herbeigeführten schlechtaussehenden Leute mit den ausgeruhten des Generals Grafen von Dohna sich nicht enthalten konnte zu diesem zu sagen: „Ihre Leute haben sich schön geputzt, die meinigen sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen!„ Die gutaussehenden — hier wie dort — bissen zwar auch, und nicht weniger scharf als die anderen; aber läugnen ließ es sich nicht, daß das schlesische Heer mit seiner angestrengten Thätigkeit, seinem unaufhörlichen Draufloßgehen, seiner schonungslosen Selbstopferung, die eigentliche Triebkraft des ganzen Krieges war, und daß ohne diese gewaltsame Verwendung der Krieg längst ermattet und in bedenkliche Friedenswege eingelenkt, oder wenigstens nicht hier in Frankreich geführt wäre. Diese Betrachtung war indeß nicht die nächste, welche sich den Truppen aufdrängte, sie wurde erstickt oder zurückgedrängt durch den vorherrschenden Eindruck des wilden, abschreckenden, jammervollen Anblicks. Hören wir Müffling erzählen: „Als der Feldmarschall", sagt er, „in Soissons seine Truppen bei sich vorbeimarschiren ließ, und Bülow an seiner Seite stand, war ich zugegen. Unsre Leute sahen merkwürdig aus. Vom Biwakrauch geschwärzte magere Gesichter, dem Luxus des Rasirmessers seit langer Zeit entfremdet aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in zerfetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Hosen, unangestrichenem Lederzeug und unpolirten Waffen. Die Kavallerie auf magern ungeputzten, aber wiehernden Pferden, — alles in ächt kriegerischer Haltung. Meine Augen wendeten sich immer unwillkührlich auf Bülow und seine Umgebungen, in deren Gesichtern ich um so mehr glaubte lesen zu können, was in ihrem Innern vorging, als ich so eben einem Truppentheil des Bülow'schen Korps begegnet war, in glänzend schöner neuer Uniform, weiß und rothbäckig, mit zierlich gekräuselten Locken und blinkenden Waffen. „Den Leuten wird einige Ruhe wohlthun," sagte Bülow mit großem Ernst von unsern zerlumpten Soldaten, und das mochte in seinem Innern ohngefähr heißen: „Also so sollen meine Leute auch bald aussehen!" Von seinen Umgebungen verlautete mehr. — Auch ich war mit einigen solchen Phrasen regalirt worden, allein damit war es auch

abgemacht, weil ich den Satz aufstellte, daß die rothbäckigen schmucken Jünglinge des Bülow'schen Korps noch viel zu thun hätten, bis sie unsern zerlumpten Soldaten der schlesischen Armee, aus denen der Wind schon alle leichte Spreu gesichtet habe, gleichkommen würden!" Die mißliebigen Ausdrücke Müffling's sind aber in Betreff der Bülow'schen Soldaten eben so ungerecht und fehlgehend, als die der Gegner über die Blücher'sche Kriegsführung, und nur der bittern Unzufriedenheit des bis an sein Lebensende mißvergnügten Autors beizumessen. —

Das erste Begegnen Bülow's und Wintzingerode's mit Blücher war kalt und fremd, aber die gemüthlich-derbe Art des letzteren, und selbst die Erkrankung, unter der man ihn leiden sah, milderten die Verstimmung; er hieß Wintzingerode'n als tapfern Haudegen willkommen, und beglückwünschte Bülow'n wegen seiner herrlichen Kriegsthaten, indem er sich selbst als einer, der kürzlich die schönsten Schmiere bekommen, munter mit ihm verglich. Wenn Bülow's Umgebungen, wie Müffling erzählt, ihren nie geschlagenen Feldherrn über den eben geschlagenen Blücher erheben wollten, so hatte Blücher ihnen den Tadel, der ihn treffen konnte, durch sein freies Bekenntniß schon vorweggenommen. Anders war es mit Gneisenau, er und Bülow stießen einander entschieden ab, zwischen beiden war und entstand kein freundliches Vernehmen. Bülow sah auch hier die alten Waffengefährten Yorck und Kleist wieder; die schon Mißvergnügten wurden durch ihn, der nun gleich ihnen dem alten Blücher, oder vielmehr, was man leicht durchschauen konnte, den ihn bei seinem Krankheitszustande leitenden Männern gehorchen sollte, noch mehr aufgereizt. „Was seid Ihr für Kerls", rief Bülow beim ersten vertraulichen Zusammensein den alten Kameraden zu, „daß Ihr Euch von den Untergeordneten des Hauptquartiers, von dem verbrannten Gehirn Gneisenau, von dem ..... Gesicht Müffling, von dem Grolman und wie sie alle heißen, befehlen und verbrauchen laßt?" Yorck wollte zuerst auffahren und sich dergleichen verbitten, stimmte aber bald mit ein, und wurde nun noch heftiger als Bülow. Dagegen war das Wiedersehen Gneisenau's und Boyen's überaus herzlich

und vertraulich, sie fanden sich durch Gesinnung und Ansichten innig vereint, und Boyen gewann großen Einfluß auf Gneisenau. Dabei blieb das gute Vernehmen Boyen's mit Bülow ungetrübt, und dieser verargte ihm nicht seine entschiedene Hinneigung zu Gneisenau; frei, wie er sich selbst in Meinungen und Urtheilen hielt, ließ er auch Andere sein.

Doch diese persönlichen Beziehungen waren fürerst Nebensache, der heranrückende Feind spannte jede Aufmerksamkeit, nöthigte zu den schleunigsten Anstalten. Auf der Hochfläche zwischen der Aisne und der ihr nördlich gleichlaufenden Lette wollte Blücher eine Schlacht liefern; die Senkung des Bodens südlich zur Aisne, sehr steil und durchschnitten, bot eine schwer angreifbare Stellung. Vor allem aber mußte den Truppen, wenn der Feind es erlaubte, eine Erholungsfrist gewährt werden, deren sie um so mehr bedurften, als die Verpflegung sehr mangelhaft war, und vom Lande geleistet werden mußte. Bülow's Truppen lagerten nordwestlich von Soissons bei Loiry, und schickten Streifschaaren vorwärts in den Landstrich zwischen der Seine und Oise. Bülow vermuthete den Feind keineswegs von dieser Seite her, doch da Wintzingerode, der auf den Höhen hinter Vailly den linken Flügel der Stellung bildete, wiederholt versicherte, auf seiner Seite zeige sich die Stärke des Feindes nicht, so mußte die Aufmerksamkeit sich vorzugsweise auf die rechte Seite wenden; allein der Feind kam dennoch von der linken, von Rheims her. Während seines Heranmarsches hatten die Truppen am 4. März einige Rast.

Am 5. März griffen die vereinigten Truppen Marmont's und Mortier's die Vorstädte von Soissons heftig an, die Russen unter dem General Rudzewitsch vertheidigten die Stadt mit großer Tapferkeit, aber auch mit bedeutendem Verlust. Noch am 6. früh erneuerten die Franzosen den Angriff, als sie jedoch keinen Erfolg sahen, zogen sie rechts ab, um sich den von Napoleon herbeigeführten Truppen anzuschließen, die vereinigte Macht rückte in der Richtung auf Laon vor. Blücher zog am 6. seine Truppen bei Laffaux zusammen und marschirte linkshin dem Feind entgegen, um demselben auf dem Zuge von Rheims nach Laon eine Schlacht

zu liefern. Woronzoff hielt mit dem Fußvolk Wintzingerode's die Höhen von Craonne besetzt, während Wintzingerode selbst mit 10,000 Reitern und 60 reitenden Kanonen rechtshin zurück bei Filain stand. Bülow erhielt den Befehl, von Loiry schleunigst aufzubrechen und eine Stellung bei Laon zu nehmen, wohin auch die Besatzung von Soissons abzog, welches dem Feinde für den Augenblick überlassen wurde. Wintzingerode mit seiner Reiterei sollte während der Nacht eiligst über die Lette gehen um bei Fétieux die Straße von Laon auf Rheims zu gewinnen und über Corbény dem Feind in den Rücken zu fallen; allein er stand am 7. Morgens, wo er schon seine Bestimmung erreicht haben sollte, noch dicht bei Filain in Chevregny, er selbst hatte geschlafen, die schon weit vorstehende Reiterei hatte mehrere Meilen zurückmarschiren müssen um bei Chevregny über die Lette zu gehen, die schmalen Wege hinderten, es gab nur die eine Brücke, alle Anstalten waren versäumt; die erwartete Schlacht war nun in der gewünschten Weise nicht mehr möglich, es wurde daraus das blutige Treffen am 7. bei Craonne, wo Napoleon die Russen unter Woronzoff und Sacken zurückdrängte. Die Heertheile York, Kleist und Bülow hatten nicht zur Unterstützung rechtzeitig herbeikommen können, Bülow'n sollte der Befehl zum Vorrücken noch auf dem Marsche treffen, allein er empfing ihn gar nicht. Doch war er persönlich in Begleitung Reiche's und anderer Offiziere vorgeritten, und sah bewundernd die ausdauernde Tapferkeit der Russen, die hier allein kämpften und einen Verlust von 6000 Mann erlitten.

Dieses mißrathene Treffen, welches keinen Zweck und Erfolg hatte, als daß dem Feinde der Boden eine Zeitlang streitig gemacht und mit ungeheuren Opfern die russische Tapferkeit bewährt worden, erregte großes Mißvergnügen sowohl bei den Russen als bei den Preußen. Der Unzusammenhang in der Leitung dieser großen Heeresmassen und die Unzuverlässigkeit mancher Ausführungen weckten düstre Besorgnisse.

Mitten in dieser Spannung herandrängender großen Ereignisse wurde Bülow auch von inneren Angelegenheiten heftig aufgeregt und in Anspruch genommen. Er hatte bei dem

Abmarsche von Mons dem Herzog von Weimar einige Truppen von Borstell's Brigade willig zurückgelassen, der Herzog aber Borstell'n befohlen mit der ganzen Brigade dazubleiben und Borstell sich dazu gern verstanden, so daß dieser nun auch sich weigerte, dem entschiednen Befehl Bülow's, der ihn sogleich abmarschiren hieß, zu gehorchen, indem er sich darauf berief, daß nicht nur der Herzog ihm befohlen zu bleiben, sondern auch das Wohl Belgiens es fordre. Wie Bülow diesen unerwarteten Widerspruch und Ungehorsam aufnahm, ersehen wir aus seinem nachfolgenden am 7. März aus Laon an Borstell gerichteten Schreiben: „Um über das Verfahren Euer Exzellenz absprechen zu können, bedarf es nur der Frage, wessen Befehle Sie Folge leisten müssen, dem des preußischen Generals, bei dessen Armeekorps Sie von Seiner Majestät dem Könige angestellt, oder dem einer fremden Macht dienenden Generals? Nur politische Rücksichten, nämlich die Verhältnisse des Herzogs zu dem Kaiser von Rußland und die Verbindung unsers Königs mit diesem, halten mich zurück, mich derjenigen Mittel zu bedienen, die mir zu Gebote stehen, um meinen Befehlen die gehörige Folgeleistung zu verschaffen. Offen muß ich Ihnen, bei aller Achtung und Freundschaft, die ich auch sonst gegen Sie hege, gestehen, daß nur jene Rücksichten mich abhalten, daß ich nicht einen meiner übrigen Generale absende, um Sie zu arretiren, Ihre Brigade unter sein Kommando zu nehmen, und mit derselben hierher abzumarschiren. Euer Exzellenz glauben, das Wohl Belgiens erfordere, daß Dero Brigade dort zurückbleibe? Das Schicksal Belgiens so wie Europa's wird hier im Innern Frankreichs entschieden, eine entscheidende Schlacht entscheidet wahrscheinlich über alles, und auch ob Belgien frei oder nicht frei bleibe, hier also muß mit aller Kraft gewirkt werden, was in Belgien geschieht, sind nur Nebendinge. Der Herzog von Weimar mit dem sächsischen Korps allein ist hinlänglich stark, um sich gegen den General Maison behaupten zu können. Nach des Herzogs eigner Angabe war sein Korps 8 bis 9000 Mann stark, der Prinz Paul von Würtenberg hat ihm 3 bis 4000 Mann zugeführt; ich muß also annehmen, daß das sächsische Korps

11 bis 12,000 Mann stark ist, rechne ich hievon 2000 unter dem General Gablentz ab, so bleiben zur freien Disposition wenigstens 9000 Mann; da nun, nach Dero Angabe, der General Maison, nachdem er alle brauchbaren Truppen aus den Festungen gezogen, mit 8000 Mann im Felde erschienen, so ist der Herzog mit seinem Korps ihm dennoch überlegen, — wo ist denn die Gefahr, welche Belgien droht? Außerdem überließ ich dem Herzog das Hellwig'sche Korps 800 Kombattanten stark, stellte es ihm frei noch 3 Bataillons Dero Brigade zurückzuhalten bis der General Thielmann angekommen; dies alles war mehr als hinlänglich, um das Uebergewicht über den Feind im Felde zu behalten. Besetzte man Mons mit den 3 zurückgelassenen Bataillons und 2 Eskadronen, so war das hinlänglich um die Kommunikation zu erhalten, mit dem Uebrigen mußte man eine konzentrirte Stellung — etwa bei Ath — nehmen, aber freilich mußte man sich nicht in einen Kordon auflösen, wodurch man, auf allen Punkten schwach, auf keinem etwas Bedeutendes leisten kann. — Wie der Friede abgeschlossen werden wird, und abgeschlossen werden kann, entscheidet sich vielleicht auf diesem Punkt in diesen Tagen, indem Napoleon uns gegenüber steht, und wahrscheinlich etwas sehr Entscheidendes vorfallen wird, wobei ich bedauern muß, daß mir ein so bedeutender Theil meines Korps abgeht." In diesem Schreiben kann es für Bülow'sche, im weiteren Sinne vielleicht für deutsche Weise bezeichnend sein, wie die zürnende Strenge sich zum Eingehen in belehrende Erörterung mildert. Am folgenden Tage jedoch, dem 8. März, als die Aussicht auf eine Schlacht am 9. schon entschieden feststand, schrieb Bülow sogleich an Borstell auf's neue, daß eine Schlacht am nächsten Tage bevorstehe, und fügte hinzu: „Euer Exzellenz können nicht mehr zur rechten Zeit ankommen, um daran Theil zu nehmen, wiewohl daher Seine Exzellenz der Feldmarschall der Natur der Dinge nach Ihre Brigade nur zu meiner Disposition gestellt hat, so kann ich solche unter diesen Umständen entbehren, und befehle Ihnen daher, vorläufig bei dem Herzog von Weimar zu verbleiben und unterdessen zur Eroberung von Maubeuge mitzuwirken." Zugleich schrieb er an den

Herzog, daß er ihm die Brigade nun noch lasse, daß derselbe aber kein Recht gehabt sie zurückzuhalten, wobei er auch nicht verschweigt, mit welcher Strenge gegen Borstell zu verfahren er berechtigt und entschlossen gewesen wäre, hätten nicht höhere Rücksichten ihn davon abstehen lassen. Wie bereits Bülow hatte auch der Herzog seinerseits über die Sache schon an den König geschrieben, und Borstell's Verhalten zu rechtfertigen gesucht, doch die Erörterung der unangenehmen Angelegenheit blieb unbeeilt, und der rasche Gang der Ereignisse führte darüber hinweg.

Willkommen war am 8. März das Eintreffen der Brigade Zielinski, die von Gorkum in starken Märschen Bülow'n gefolgt war. — Als Merkwürdigkeit verdient auch noch angeführt zu werden, daß Bülow erst jetzt und hier die Kabinetsordre des Königs vom 7. Februar empfing, die ihn auf Veranlassung des Kaisers von Rußland unter den Befehl des Herzogs stellte; die vom 25. Februar, welche ihn zu Blücher hinwies, hatte er schon am 2. März erhalten. —

Von allen Seiten zogen die Heermassen nun auf Laon, die Franzosen zum Angriff, die Preußen zur Vertheidigung. Die Gegend war den Preußen günstig; das von Hügeln und Bächen durchschnittene Gelände der Aisne und Lette endet nordwärts in weite, fruchtbare Ebene, aus deren Mitte sich ein alleinstehender felsiger Berg 350 Fuß hoch erhebt; auf der unregelmäßigen Abplattung, liegt nördlich die Stadt, durch Mauern und Thürme befestigt, auf der südlichen vorgekrümmten Spitze die Abtei Saint-Vincent; der nördliche Aufgang zur Stadt ist steil, der südliche Abhang von Weinbergen und deren vielen Zwischenmauern bedeckt. Die Vorstädte Vaux und Saint-Marcel östlich und nördlich, die Dörfer Neufville und Semilly westlich und südlich liegen am Fuß des Berges, und nehmen die Straßen von Brüssel, Laſère, Soissons und Rheims auf, südlich von Semilly liegt das Dorf Ardon, an welchem ein sumpfiger Bach vorüber nach Leully und Chivi und sodann zur Lette fließt; ein anderer Bach wendet sich nördlich zur Serre und Oise. Die Ebene selbst hat stellenweise Gehölz und Buschwerk und wird hie und da von Gräben und Hohlwegen durchschnitten. Die

Truppen wurden folgendermaßen aufgestellt: den rechten Flügel bildete der starke Heertheil von Winzingerode, die Mitte — Laon selbst und der Berg — war von Bülow's Truppen besetzt, den linken Flügel machten die Heertheile von York und Kleist, den Rückhalt die von Langeron und Sacken; ein Heer von 110,000 Mann in einer der stärksten Stellungen!

Bülow hatte sein Hauptquartier auf der Höhe von Laon; sein schweres Geschütz war auf den Abstufungen des Berges vortheilhaft aufgestellt, 36 Kanonen links und rechts von Semilly, 6 andere neben Ardon. Das Fußvolk lagerte auf dem Abhang, Plänkler besetzten die Schluchten und Vertiefungen. Der Oberstlieutenant von Clausewitz hielt mit 2 Bataillonen Semilly besetzt; die Reiterei stand bei der Vorstadt Vaux im Lager, ein Theil bei Neufville und bei Ardon. Diese Anordnungen hatte Reiche im Auftrage Boyen's getroffen und Bülow sie genehmigt.

Schon am Abend des 8. März eröffnete der Feind den Angriff. Die Vortruppen Winzingerode's unter Tschernitscheff und Benkendorf zogen sich auf Chivi zurück, hielten aber Etouvelle besetzt, das ihr Geschütz gegen die französische Reiterei und selbst gegen anrückendes Fußvolk vertheidigte. In der Nacht um 2 Uhr verstärkte Ney den Angriff und drängte die Russen beim Anbruch des Tages auf Semilly zurück, denen der General Belliard mit Reiterei auf dem Fuße folgte, doch Bülow's gutgestellte Batterieen empfingen sie mit Kartätschen, und sie wich eiligst aus dem Bereich der Kanonen zurück. Bülow untersagte die Verfolgung, sowohl um den Vortheil der Stellung nicht aufzugeben als auch um die Truppen nicht voreilig zu verwenden.

In der Nacht hatte es gefroren, der Boden war weithin weiß von Schnee und Reif, und ein dicker Nebel deckte die ganze Landschaft. Die Truppen hatten sehr von der Nachtkälte gelitten und um ihre Lagerfeuer zu unterhalten die Vorstädte Vaux und Saint-Marcel fast ganz abgedeckt. Der 9. März war schon lange angebrochen, ehe der Nebel sich lichtete und die Gegenstände unterscheiden ließ. In tiefster Stille ließ Napoleon seine Truppen zwischen Leully und

Clacy zu beiden Seiten der Straße von Soissons aufmarschiren und frühmorgens durch Ney den Angriff eröffnen. Der General Boyer drang mit seiner Division gegen Semilly vor. Hier hatte Clausewitz die Straßen und Häuser verrammelt, in die Mauern Schießscharten brechen und alles zur hartnäckigsten Gegenwehr einrichten lassen. Um 9 Uhr begann ein heftiges Kanonenfeuer, während dessen zwei feindliche Kolonnen ganz nah herankamen; die linke wurde durch ein mörderisches Bataillonsfeuer augenblicklich gehemmt, die andere aber drang in das Dorf, das sehr weitläufig und mit 2 Bataillonen zu schwach besetzt war, doch Thümen sandte 2 frische Kompanieen, und der Feind wurde völlig zurückgeworfen. Aber die französischen Plänkler nisteten sich in den nahen Gräben und Vertiefungen ein, und setzten den ganzen Tag ihr scharfes Feuer fort, auch wurden die Versuche in das Dorf einzudringen mehrmals wiederholt, der Feind gelangte jedoch immer nur an die ersten Häuser, und wurde dann stets zurückgeschlagen. Bülow sandte 2 Bataillons zur Verstärkung, von denen das eine als Rückhalt hinter Semilly stehen blieb; so verstärkt blieb Clausewitz im sichern Besitz des Orts.

Weiter rechts hatte der Feind im Nebel die preußischen Schützen in Ardon überfallen und verfolgte sie bis zum Fuße des Berges. Zahlreiche Plänkler drangen in die Weinberge vor und suchten verwegenen Muthes den Abhang zu ersteigen, auf dessen Höhe sich die preußischen Generale befanden. Bülow sah ihrem Treiben eine Weile mit Neugier zu, dann sandte er eine Kompanie Füsiliere gegen sie, die sie den Abhang schnell wieder hinab jagten. Karl von Raumer sagt von diesem Vorgang in seinen Erinnerungen: „Das Hauptquartier war an diesem Tage auf dem Berge von Laon, bei einer Windmühle, von wo das Schlachtfeld zu überblicken war. Kanonenkugeln, welche uns dort begrüßten, zogen manchen Streifen im Schnee. Die Generale saßen in dieser seltsamen Schlacht auf Stühlen, zu Blücher und Gneisenau gesellten sich Bülow und der Chef seines Generalstabs Oberst Boyen. Diese letztern sah ich hier zum erstenmale. Bülow hatte ein sehr bescheidenes Aeußere, man hätte in ihm eher

den Schüler des trefflichen Musikers Fasch und den Komponisten von Psalmen erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als seine am Laoner Berge aufgestellten Truppen von denen Ney's im Sturmschritt angegriffen wurden und diese ziemlich hoch zu uns hinauf drangen, sagte der General ganz gelassen: „Bin ich mit Ney bei Dennewitz fertig geworden, werd' ich's heute auch." Hinwieder sagt der Graf von Brandenburg in handschriftlichen Aufzeichnungen: „Ueberhaupt kann die Kühnheit der Franzosen bei dieser Gelegenheit nicht genug bewundert werden. An der ganzen Art des Vorgehens, an der Bestimmtheit aller Bewegungen ahndete man zuerst die wirkliche Anwesenheit Napoleons." Wenn er hinzusetzt, daß bei diesem Gedanken die Gesichter mancher Führer sich entfärbten, die in der Regel geisterbleich ausgesehen, wenn Napoleon ihnen gegenüberstand, so weiß jederman, daß hier Blücher, Gneisenau, Yorck und Bülow nicht gemeint sind.

Um 11 Uhr war endlich der Nebel gefallen. Man sah einen zweiten feindlichen Heerzug von Rheims her anrücken. Blücher beschloß den Feind, den er vor sich hatte, zu schlagen, bevor jener mit ihm vereinigt wäre. Winzingerode und Wassiltschikoff erhielten Befehl, auf Napoleons linken Flügel vorzugehen; Wassiltschikoff erfüllte seinen Auftrag sehr gut, und kam bis Mons-en-Laonnais, aber Winzingerode, nachdem er Clacy, wo der Feind abzog, besetzt hatte, vermochte nicht weiter zu gelangen, weil die französische Reiterei Grouvelle's ihn aus dem Dorfe nicht herauskommen ließ. Hiemit stockte die ganze Bewegung und ihr Zweck war verfehlt.

Inzwischen hatte sich in der Ebene am Fuß der Abtei Saint Vincent feindliche Reiterei aufgestellt und Angriffskolonnen von Fußvolk waren neben der Straße vorgerückt; Bülow ließ sein Geschütz dorthin richten, und nöthigte den Feind sich der verheerenden Wirkung desselben schleunigst zu entziehen; einem Füsilierbataillon gab er den Auftrag die noch immer nahen feindlichen Plänkler zu vertreiben, und ließ zu dessen Unterstützung 2 Kanonen in die Ebene hinabrücken. Hierauf erhielt Krafft Befehl, mit 3 Bataillons und 2 Kanonen den Feind aus Ardon zu vertreiben; nach tapfrer

Gegenwehr, bei welcher sie einen General und einen Oberst verloren, wichen die Franzosen auf Lenlly zurück. Blücher's Vorhaben, Oppen mit seiner Reiterei über Ardon nach Schloß Cornelle dem Feind in den Rücken zu senden, unterblieb wegen der Annäherung des Feindes von Rheims her, gegen den diese Reiterei auf dem linken Flügel nöthig sein konnte.

Napoleon wartete mit Ungeduld auf die Ankunft Marmont's, denn dieser war es, der mit seinem Heertheil, 14 bis 16,000 Mann stark, von Rheims heranmarschirte. Trotz der großen Nähe wußte keiner die Umstände des anderen mit Sicherheit, die Seitenverbindung war gänzlich aufgehoben, alle Offiziere, die Napoleon an Marmont absandte, fielen in die Hände der Kosaken, die weit im Rücken des Feindes umherschwärmten, Gefangene machten, Gepäck plünderten und alle Nachrichten abschnitten. Da Marmont um 4 Uhr Nachmittags noch nicht erschien, aber doch allem Vermuthen nach nicht mehr entfernt sein konnte, so beschloß Napoleon einen allgemeinen Angriff auf den rechten Flügel Blücher's, um die Aufmerksamkeit dorthin und von dem linken abzulenken, welchen Marmont dann um so mehr überraschen sollte. Wintzingerode konnte dem heftigen Stoße nicht widerstehen, das Dorf Claey wurde nach kurzem hitzigem Gefecht von den Franzosen genommen und Wintzingerode noch weiter zurückgedrängt, das Gefecht dauerte unter Kanonen- und Gewehrfeuer bis zur Nacht. Das französische Fußvolk, um zur Erneuerung des Kampfes bei Marmont's Ankunft gleich zur Hand zu sein, blieb die Nacht in der Gefechtslinie gelagert, die Reiterei ging aus Vorsicht über den Bach zurück.

Aber schon um 1 Uhr hatte man die Vortruppen Marmont's anmarschiren gesehen, und sich zu ihrem Empfange vorbereitet. Als sie näher kamen, wurden sie von der auf der Höhe von Athies aufgepflanzten preußischen Batterie heftig beschossen. Marmont wartete auf das Herankommen seiner Stärke, nahm eine Stellung, und befahl — etwa um 4 Uhr — das Dorf zu nehmen, Arrighi führte den Angriff, und trotz der tapfersten Gegenwehr wurden die 2 preu-

fischen Bataillons durch die Uebermacht zurückgetrieben, das Dorf war in Brand gerathen, und die Flammen, indem sie den Feind abhielten, erleichterten es den Preußen sich in den letzten Häusern noch zu behaupten. Darauf ließ Marmont auf der Anhöhe am südlichen Ende des Dorfes 18 Kanonen gegen die preußische Batterie auffahren, die dem überlegenen Feuer lebhaft antwortete, bald aber mehrere Geschütze als unbrauchbar geworden abführen mußte. Inzwischen war es 5 Uhr geworden, und der Feind entwickelte seine Reiterei, man sah starke Schaaren derselben gegen die linke Flanke der Preußen scharf anrücken; Yorck und Kleist sandten sogleich ihre vereinigte Reiterei unter Zieten der feindlichen nach Chambry entgegen, und Blücher ließ die Heertheile von Langeron und Sacken zur Unterstützung des linken Flügels zwischen dem sumpfigen Bach und Vaux vorgehen. Im Begriff, sich in einen ernsten Kampf einzulassen, wünschte Marmont doch zuerst mit Napoleon in Verbindung zu stehen, und sandte sie zu suchen den Obersten Fabvier mit 400 Reitern und 4 Kanonen ab. Das Gefecht wurde unterdessen lässiger fortgesetzt, und hörte als es dunkel geworden größtentheils auf.

In der Nacht äußerten Yorck'sche Offiziere — Schack oder Lützow — man müsse die Franzosen überfallen; der Graf von Brandenburg eilte zu Yorck, der sich den Gedanken aneignete, mit Kleist und Zieten Abrede nahm, und dann den Grafen von Brandenburg mit dem Vorschlag an Blücher abschickte. Kaum abgeritten, begegnete dieser aber dem Grafen von der Goltz, der schon den Befehl Blücher's zu dem nächtlichen Angriff überbrachte. Mit Eifer und Vorsicht schritt man zum Werk. Die größte Stille wurde anbefohlen; in der dunklen Nacht leuchtete nur der fortdauernde Brand des Dorfes Athies. Der Prinz Wilhelm von Preußen rückte mit 6 Bataillons seiner Brigade schweigend vor, ihm folgten die Brigaden Horn und Klüx; die Truppen des Prinzen stießen unvermuthet auf die feindliche Brigade Lucotte, die mit ihnen zu gleicher Zeit in Athies einrückte, sie wurde überfallen und gesprengt, vertheidigte sich aber noch tapfer hinter Hecken und Gemäuer. Durch den Lärm, das Trommeln

und Schießen, wurden die still über Feld anrückenden Preußen ungeduldig, und warfen sich im Sturmschritt auf die große feindliche Batterie, die eben ihr Feuer eröffnete, und die aus Athies vordringenden Preußen mit Kartätschenfeuer empfing. Nun befahl auch der Prinz, die Anhöhe zu stürmen, sie war sogleich genommen. Zieten, der alle Reiterei Yorck's und Kleist's hatte aufsitzen lassen, fiel nun durch das Gehölz von Salmoncy dem Feind in die rechte Flanke, der General von Jürgas in das Lager der feindlichen Reiterei; diese wehrte sich mit großer Tapferkeit, der nächtliche Kampf wurde zum erbitterten Einzelgefecht, bis zuletzt in wilder Verwirrung Fußvolk und Reiterei mit Zurücklassung des Geschützes in gemeinsamer Flucht sein Heil suchte. Der von seiner vergeblichen Erkundung eben zurückkehrende Oberst Fabvier suchte mit seinen 400 Reitern und 4 Kanonen die Flüchtigen zu decken. Dieser glänzende Schlag, von welchem uns Droysen im Leben Yorck's ein ausgezeichnetes malerisches Nachtstück gegeben hat, lieferte die größten Siegesergebnisse, der ganze Heertheil Marmont's war aufgelöst, 46 Kanonen, 130 Pulverwagen, viel Kriegsgeräth und Gepäck hatten die Preußen erobert und über 2000 Gefangene gemacht. Der Verlust der Preußen war nur gering, überhaupt am 9. kaum 2000 Mann, von denen etwa die Hälfte auf Bülow's Truppen fällt.

In der Freude über den herrlichen Sieg, beschloß Blücher am 10. März ihn mit aller Macht zu verfolgen und den abziehenden Feind überall anzugreifen; man glaubte Napoleon sei schon im vollen Rückzuge. Yorck und Kleist sollten auf der Straße nach Rheims vorrücken, die Reiterei war schon bis Corbeny gedrungen; Wintzingerode und Bülow erhielten Befehl die Stellung von Laon zu behaupten, aber weiter gegen die Lette vorzugehen; Langeron und Sacken waren bestimmt bei Chevregny die Lette zu überschreiten und Napoleons Nachhut anzufallen. Bülow's Truppen sollten in der Ebene südlich von Laon brigadeweise aufmarschiren, allein diese Bewegung hatte kaum begonnen, so begrüßte heftiges Kanonenfeuer die vom Berge niedersteigenden Schaaren, und man sah mit Erstaunen, daß Napoleon nicht nur seine alte

Stellung behauptete, sondern auch zu neuem Angriff sich rüstete. Auch Winzingerode, der auf Soissons vorrücken wollte, stieß auf den kampfbereiten Feind. Bülow befand sich auf der Präfektur zu Laon beim Frühstück, als das neue Kanonieren begann; er hielt dasselbe anfangs für eine Maske des Feindes, die seinen Rückzug verdecken sollte. Bald aber, auf weitere Meldungen, und auf die Aussage eines Ueberläufers, daß Napoleon selbst noch da sei, eilte er mit seinem Gefolge von Offizieren auf den Kampfplatz, und erkannte, daß die Franzosen im vollen Ernst angriffen; er umarmte Reiche'n, der die ersten schnellen Maßregeln zur Sicherung der Truppen getroffen hatte, und ließ das Kanonenfeuer aus seinen Batterieen lebhaft fortsetzen. Doch da kam plötzlich der Befehl von Blücher, alle vier Heertheile sollten in ihre früheren Stellungen zurückmarschiren. Bülow führte daher seine Truppen wieder auf die Höhe und den Abhang des Berges in ihre starke Stellung. Das Kanonenfeuer indeß dauerte bis zur Nacht mit wechselnder Stärke fort.

Daß Gneisenau durch Blücher die früheren Befehle zurücknehmen ließ, setzte in Erstaunen, und erregte das größte Mißvergnügen, besonders bei Yorck. Auch Bülow meinte, man sollte dem Feind in's offne Feld entgegenrücken, ihn mit ganzer Macht schlagen. Müffling sieht in der Zurücknahme der früheren Befehle eine Bedenklichkeit und Schwäche Gneisenau's, den der tägliche vertraute Umgang mit Boyen so herabgestimmt, mit allerlei politischen Besorgnissen erfüllt habe, jetzt seien die meisten und besten Kriegskräfte Preußens vereinigt, und dürften nicht auf's Spiel gesetzt werden, weil bei dem wahrscheinlich nahen Frieden die Vortheile Preußens nicht würden nach seinen Siegen, sondern nach seiner dann noch streitfertigen Truppenmacht bemessen werden. Daher habe Gneisenau Müfflings Vorschläge zu kühn gefunden, nicht wie dieser links zurück auf das große Heer sich wenden, sondern rechts vor nach Lafère ziehen wollen.

Wir schicken hier voraus was den Feind betrifft, um dann von den inneren Verhältnissen zu reden. Napoleon hatte die Niederlage Marmont's erst in der Nacht um 1 Uhr erfahren; er setzte voraus, daß die Hauptstärke der Verbündeten

jenem folge, und wollte daher nicht nur sich vor Laon behaupten, sondern auch Blücher'n zu schlagen suchen. Er hatte noch eine frische Heeresmacht alter bewährter Truppen, zwischen 40 und 45,000 Mann, ungerechnet die Nationalgarden die sich tapfer schlugen, und deren Zahl man nicht wußte, aber nach Umständen sehr hoch anschlagen konnte. Diese Truppen waren in seiner Hand doppelt so viel als in anderer, seine unübertroffene Meisterschaft, seine Kühnheit, seine Verzweiflung, konnten Unglaubliches mit ihnen wagen und ausrichten. Er setzte seine Angriffe den ganzen 10. März hindurch fort, ließ die Russen, welche Clacy nehmen wollten, wiederholt zurückwerfen, versuchte mit den 2 Divisionen Curial und Meunier das Dorf Semilly zu nehmen, dann auch Ardon; das Feuer seiner Plänkler ließ nicht nach. Man konnte genugsam erkennen, daß es ihm ernst war, daß er eine neue Schlacht nicht scheute. Erst nachdem alle Versuche an der Tapferkeit der Bülow'schen Truppen, die ihm hier zunächst entgegenstanden, gescheitert waren, erst nachdem er sich überzeugt, daß das verbündete Heer ungeschwächt in seiner Stellung beharrte, zog er in der Nacht zum 11. in der Richtung nach Soissons ab. Wäre nicht selbst Blücher, bei aller Unerschrockenheit und Verwegenheit hier vollkommen berechtigt gewesen die Vortheile seiner Stellung nicht um eines Kampfes willen aufzugeben, der jedenfalls die größten Opfer kosten mußte, aber von zweifelhaftem Ausgang sein konnte?

Allein Blücher, der alte Blücher war für den Augenblick nicht da; er schleppte sich schon lange mit schmerzhaften Leiden, die ihn jetzt überwältigten, nach der Anstrengung, die er noch am 9., wenn auch nur als Zuschauer gemacht, hatte er sich niederlegen müssen, ja er meinte er könne nichts mehr leisten, er wollte das Heer verlassen! Daß Gneisenau die Seele des Hauptquartiers war, daß die thätige Kriegsführung hauptsächlich von ihm ausging, war bekannt genug, aber der Antheil, welchen Blücher's Kraft und Wille, ja demgemäß auch schon sein Name zu jener Führung steuerte, ließ sich davon nicht trennen, war so nothwendig als unberechenbar; am wenigsten wünschte Gneisenau, daß diese sondernde Rechnung versucht würde, willig ließ er das eigne Verdienst und den

eignen Ruhm in den Namen des Feldherrn aufgehen, der seinerseits ohne Eifersucht ihm so ganz vertraute. Die Erkrankung Blücher's aber drohte das so glückliche Verhältniß aufzulösen. Konnte dieser den Oberbefehl nicht weiter führen, so fiel derselbe nicht an Gneisenau, nicht an Yorck, Kleist oder Bülow, sondern in russische Hand und auch hier nicht an Sacken, sondern an Langeron, als den ältesten General des Heers, der aber selbst nicht glaubte der Aufgabe gewachsen zu sein. Und wie hätte es mit dem Gehorsam ausgesehen? Schon jetzt war er schwierig zu erlangen, mangelte oft; die zu dem schlesischen Heer neu hinzugestoßenen Truppen waren mit den alten noch nicht verschmolzen, es gehörte Zeit und Thätigkeit und Glück dazu, dies zu bewirken. Die ganze Sache stand in größter Gefahr, denn wankte das schlesische Heer, so wankten alle anderen; ein schneller übler Frieden stand dann bevor, zum Nachtheil Preußens, zu dessen äußerster Gefahr. Daher war Gneisenau's und aller Gutgesinnten große Aufgabe, vor allem das gebietende Ansehen Blücher's, wenigstens den Schein seiner Befehlführung dem Heere zu erhalten, um diesen Schein zu retten war aber auch die bisherige Kriegsführung, bei welcher Blücher zu Pferde den Soldaten sichtbar und jeden Augenblick fähig erscheinen mußte Befehle zu ertheilen, für einige Zeit einzustellen. Als am 10. daher schon alle Befehle zu neuen großen Bewegungen ertheilt waren, man aber erfuhr, daß Napoleon selbst noch kampfbereit gegenüber stand, bat nicht nur Gneisenau, sondern auch andere tapfre Generale den kranken Feldherrn, jetzt nichts zu wagen, sondern in fester Stellung abzuwarten, was der Feind thun werde, den Truppen aber einstweilen Ruhe zu gewähren; wie groß dieses Bedürfniß war lag ohnehin am Tage, und wurde allgemein gefühlt. Der Stillstand, der durch diese Verhältnisse in den bisher so angestrengten Unternehmungen des sonst unermüdlichen schlesischen Heeres eintrat, das grade jetzt stärker war als je vorher, ist öfters mit herbem Tadel erörtert worden, namentlich hat Müffling diese Stockung mit vielem Eifer besprochen. Er versucht mit großer Beflissenheit, das was so natürlich aus obigen Ursachen sich vollständig erklärt, aus

anderen kleinlichen und persönlichen abzuleiten. Er will alles Gneisenau'n und dem Einflusse Boyen's auf ihn zuschreiben, der jenem eingeredet habe, es komme hauptsächlich darauf an, daß Preußen nach dem Siege mit beträchtlicher Heerkraft dastände, um nicht bei den Friedensverhandlungen ungerecht verkürzt zu werden. Wiefern Boyen solche Vorstellungen, wie sie hier ihm beigelegt werden, wirklich gehegt und geltend gemacht, und wiefern Gneisenau ihnen nachgegeben habe, müssen wir denen zu untersuchen anheimgeben, die näher in Gneisenau's und Boyen's Sachen zu sprechen berufen sind. Für uns steht einstweilen fest, daß Gneisenau nie, weder vorher noch nachher, ein großes Vertrauen in Müffling hatte, er war schon in amtlichen Mittheilungen zurückhaltend gegen ihn, wie viel mehr mußte er es in persönlichen Dingen sein, und doch soll er selbst ihm das Bekenntniß einer Schwäche abgelegt haben, die dem selbstständigen, abgeschlossenen Karakter ganz unähnlich ist! —

Das Mißvergnügen und der Zwiespalt brachen auch schon wirklich im schlesischen Heere beunruhigend aus. Yorck, höchst aufgebracht über die erhaltenen Gegenbefehle, die nur seinen Siegeslauf zu hemmen schienen, wollte nicht ferner einer Befehlführung gehorchen, die ihm ganz entartet dünkte, er wollte das Heer unter dem Vorwande von Krankheit verlassen, er saß am 12. März schon zur Abreise im Wagen, und nur mit äußerster Mühe, zu der auch Blücher seine schwachen Kräfte anstrengen mußte, gelang es noch ihn zurückzuhalten. Kleist war sehr unzufrieden, Zieten und Andere nicht minder. Die russischen Generale sprachen unter einander über die seltsamen Widerstreite, an denen sie Theil zu nehmen genöthigt sein könnten. In diesen Zwisten und Unsicherheiten vergingen traurige, gefahrvolle Tage. —

Was Bülow betrifft, so wird ihm keine thätige Theilnahme an diesen Dingen zugeschrieben; er war unzufrieden mit vielem was ihn bisher betroffen hatte, mit vielem was er hier sah und erfuhr; er war kein Freund Gneisenau's, doch grollte er seinem Boyen nicht, daß dieser sich ganz an jenen anschloß. Er sah, wie mißlich die Lage der Sachen durch die Krankheit Blücher's war, durch das Verhältniß des

eben von Mainz bei seinem Heertheil eingetroffenen Langeron, bei dem Zustande der Truppen, deren Zucht und Ordnung sehr gelitten hatte, bei der Schwierigkeit der Generale, bei der Nähe Napoleons. Ihn entsetzte der Blick in diese gränzenlose Verwirrung, und er wußte zuletzt, damit nicht dieses herrliche Heer ganz in Unheil und Verderben zu Grunde ginge, keinen anderen Ausweg, als selbst eine ihm zwar verhaßte Persönlichkeit herbeizurufen, deren Ansehen und Geschicklichkeit aber fähig wäre das Ganze zusammenzuhalten und zu retten. Er sandte einen Kurier an den Kronprinzen von Schweden, dem er noch immer Berichte zu erstatten pflegte, und der seit dem Anfange des März mit seinen schwedischen Truppen in Lüttich angekommen war, er forderte ihn auf, seine Schweden nur zurückzulassen, aber persönlich herbeizueilen, und den Oberbefehl zu übernehmen, damit doch ein Heerführer da sei. Der Kronprinz war sehr geschmeichelt, ja gerührt durch dieses unerwartete Zutrauen Bülow's, so sehr, daß er ein schon früher bestelltes Bild der Frau von Bülow, welches er ihrem Gatten schenken wollte, nun mit doppelt so reichen Brillianten, bis zum Werthe von 40,000 Thalern, zu besetzen befahl; doch zu kommen zögerte er, weil er den französischen Boden, der ihn noch persönliche Glücksloose hoffen ließ, nicht als Feind betreten wollte. Der Schritt Bülow's, so seltsam er nach allem was er mit dem Kronprinzen erlebt hatte, scheinen mag, ist ein neues Zeugniß seines reinen Eifers, denn keine andere Wahl hätte ihn solche Selbstüberwindung kosten können, wie grade diese.

Nach dem wirklich erfolgten Abzuge Napoleons konnte das Heer weitläufigere Quartiere beziehen, um sich herzustellen, zu erholen. Die Heertheile von Sacken, Yorck und Kleist wurden zwischen der Lette und Aisne untergebracht. Bülow's Truppen erhielten ihre Quartiere jenseits der Aisne, in der fetten Gegend von Noyon, 6 Meilen von Laon. Müffling nennt diesen Aufenthalt ein Capua, durch welches 6 Tage rein verloren gingen; man sieht nicht, was diese Benennung rechtfertigen soll. Daß die Kriegsthätigkeit eine kurze Zeit stocken mußte, und aus welchem Grunde, haben wir bereits hinlänglich erklärt.

Indeß erholte sich Blücher in so weit, daß wenigstens der Schein seiner Befehlführung gerettet blieb, und Gneisenau der seinigen stets das Ansehen des Feldmarschalls geben konnte. Einige Zeit opferte auch Napoleon seiner Unschlüssigkeit, nachdem er am 14. in Rheims die russische Division Saint-Priest überfallen und gesprengt, blieb er am 15. und 16. daselbst unthätig stehen, ungewiß, wohin er sich zu wenden habe. Blücher zog auf die Nachricht von diesem Unfall seine Truppen wieder mehr zusammen, und auch Bülow mußte am 15. sich bis Lafère heranziehen, während seine Reiterei fortwährend die Gegend von Noyon beobachtete.

Bis zum 17. März blieb alles ziemlich in derselben Stellung. An diesem Tage kam durch Tettenborn's Partheien die Nachricht, daß Napoleon am Morgen bei Epernay über die Marne gegangen sei, und südwärts gegen das große Heer ziehe. Augenblicklich ließ Blücher den Heertheil Sacken nach Corbeny, Wintzingerode's gegen Rheims, Langeron's nach Rancourt, Bülow wieder nach Laon vorrücken. Am 19. ging Blücher bis nach Bery-au-Bac; Bülow erhielt Befehl auf Soissons zu marschiren, um die Arbeiten an den dortigen Festungswerken zu hindern, und wo möglich den Ort selbst zu nehmen. Er kam den 20. März vor der Stadt an, und trieb den Feind in seine Verschanzungen zurück, sandte die Brigade Zielinski und Oppen's Reiterei am 22. über die Brücke bei Bailly, wo der Feind vertrieben wurde, um Soissons auch auf der linken Seite der Aisne einzuschließen, und eröffnete gegen die Stadt seine Batterieen. In Soissons befehligte der junge und tapfre Oberstlieutenant Gérard 3 bis 4000 Mann alter Truppen, hatte starke Verschanzungen und 40 Kanonen sie zu vertheidigen, besonders war die Vorstadt Saint-Vast gut befestigt. Da Blücher befahl, Bülow solle jeden Augenblick bereit sein, gegen die Marne oder Paris zu marschiren, so mußte man alle Mittel aufbieten, um Soissons in kürzester Frist einzunehmen. Am 23. wurde der Angriff erneuert und die Stadt mit glühenden Kugeln beschossen, doch erfolglos. In der Nacht zum 24. wurden die Laufgräben eröffnet und in der folgenden Nacht bis zum Festungsgraben fortgeführt. Boyen leitete alle An-

stalten. Am 27. wurde die Beschießung erneuert, man warf Bomben in die Stadt. In der Nacht zum 29. stiegen die Preußen in den Graben hinab, und bewirkten den Uebergang mittelst einer doppelten bedeckten Schanzkorbsappe; die ganze Vorbereitung geschah in größter Stille und blieb unentdeckt vom Feinde, bis der Tag graute, da wurde plötzlich ein furchtbares Feuer von den Wällen eröffnet, Kartätschenhagel, Sturmbalken und Pulverfässer auf den Uebergang geschleudert; der Angriff war mißlungen, jedoch nicht aufgegeben; Boyen dachte eben den Minirer an der Wallbekleidung anzusetzen, als der Befehl von Blücher eintraf, Bülow solle schleunig auf Paris vorrücken; er ließ demnach Thümen zur Beobachtung von Soissons, und trat mit den übrigen Truppen am 30. den Marsch nach Paris an. —

Wir haben hier noch einiges nachzutragen, was sich in Betreff der Befehlsverhältnisse während dieser Zeit ereignete. Vom Kronprinzen von Schweden ging ein Schreiben ein, welches Bülow'n gewissermaßen die Erlaubniß ertheilte, vorläufig noch unter Blücher's Befehl zu bleiben, ihn aber auch belehrte, daß nach den geschlossenen Verträgen sein und Winzingerode's Heertheil, so lange sie nicht durch andere Truppen von gleicher Zahl ersetzt wären, noch immer zum Nordheer gehörten; die Gründe der Monarchen, beide Heertheile zu Blücher zu weisen, seien nach der Lage der Dinge zu billigen, aber der Kronprinz könne sein Recht nicht aufgeben, besonders da er hier nicht bloß General sei, sondern einen König und ein Volk vertrete. Ein ähnliches Schreiben war auch an Blücher gerichtet worden. Bülow, der seine frühere Aufforderung an den Kronprinzen, zumal da dieser nicht gekommen war, längst bereut hatte, wurde durch das Schreiben sehr unangenehm berührt; „Was soll ich damit?" rief er aus, indem er das Blatt wegwarf, „was brauch' ich seine Erlaubniß? Meint er etwa, ich werde, wenn er mich ruft, zu ihm nach Lüttich zurückmarschiren?" Er selbst aber klagte in einem Bericht, der dem Könige vor Augen kommen sollte, in bittern Ausdrücken über die Leidenschaftlichkeit des Herzogs von Weimar in Betreff eines preußischen Offiziers, den der Herzog beleidigt hatte, weil er mit seiner Abtheilung,

wie ihm befohlen war, Bülow'n nachfolgen wollte; noch herber klagte er über Borstell's undienstmäßiges Benehmen, derselbe erkläre sich für den Beschützer Belgien's, und versäume darüber die Pflicht, die ihn dahin rufe wohin er gehöre! Bülow bat dringend, daß Borstell versetzt würde. Inzwischen hatte auch Blücher an den Herzog von Weimar geschrieben, und ihn benachrichtigt, daß er an Borstell den Befehl erlassen, sogleich über Laon nach Soissons zu marschiren, welchem Befehl denn der Herzog nicht zu widersprechen wagte und Borstell nicht anders als gehorchen konnte. Doch entbot ihn der Herzog noch zu sich, um Rücksprache mit ihm zu nehmen, und hielt dadurch den Abmarsch noch um einen Tag auf. —

Während hier noch um diese Verhältnisse gestritten wurde, hatten sie bereits alle Bedeutung verloren. Die Ereignisse führten in rascher Folge die größten Entscheidungen herbei. Napoleon hatte dem Hauptheere der Verbündeten bei Arcis-sur-Aube eine für ihn nutzlose Schlacht geliefert, in ungewissen Bewegungen einige Tage verloren, sich durch Tettenborn's und Winzingerode's Gefecht bei Saint-Dizier täuschen lassen, und dadurch den vereinigten Heeren offnen Raum gewährt gradezu auf Paris zu marschiren; diese schlugen bei Fère-Champénoise die Marschälle Marmont und Mortier, trieben deren Trümmer vor sich her, griffen am 30. März die Außenwerke von Paris an, es erfolgte die Uebergabe, der Abfall Marmont's, die Absetzung Napoleons durch einen Senatsbeschluß.

Mittlerweile hatte Bülow noch am 30. die Brigade Krafft gegen Compiegne vorgesandt, die übrigen Truppen kamen am 31. bis Trosly, wo sie unter freiem Himmel lagerten. Bülow selbst aber war auf die Nachricht, daß die Heere der Verbündeten vor Paris und das schlesische Heer den Montmartre zu stürmen im Begriff sei, mit 8 Schwadronen und 3 reitenden Batterieen dorthin vorausgeeilt, kam jedoch erst an, als bereits die Schlacht geliefert, der Montmartre erstürmt, Paris übergeben war.

Am 31. März erfolgte der Siegeseinzug der verbündeten Herrscher und ihrer Feldherren in Paris; Bülow durfte nicht

fehlen, der König ließ ihm aber vorher, durch den Major von Weyrach, den Bülow mit wichtigen Aufträgen in das große Hauptquartier gesendet hatte, den schwarzen Adlerorden zustellen, mit der Aeußerung, daß er ihn in Paris nicht ohne diesen Orden sehen wolle, der ihm schon längst gebühre. —

Die Kriegsereignisse hörten nun allmählich auf, nur auf einigen Punkten fielen noch einzelne Kämpfe vor. Krafft's Truppen machten am 1. April einen vergeblichen Sturm auf Compiègne, in welchem der Kommandant erschossen wurde, doch ohne daß die Angreifenden es erfuhren. Einige Tage später kam Borstell mit seiner Brigade, dem Compiègne sich ergab. Alle Truppen Bülow's zogen darauf nach Paris, wo sie am 5. April am Fuße des Montmartre lagerten.

Bülow brachte 10 Tage in Paris zu; die Fülle neuer Gegenstände, der Zusammenfluß so vieler Herrscher, Minister, Generale und Krieger von allen Nationen, die mächtigen Eindrücke des erfolgten ungeheuern Umschwunges der Weltgeschicke, mögen ihn vielfach beschäftigt und erregt haben; indeß nahmen ihn auch die Dienstgeschäfte fortwährend in Anspruch. Da Blücher auf's neue erkrankt war, so mußte für den Oberbefehl über das schlesische Heer anderweitig gesorgt werden; durch ein Schreiben Barclay-de-Tolly's vom 2. April wurde Bülow mit der Nachricht überrascht, daß ihm der russische Kaiser einstweilen diesen Oberbefehl übertragen habe; sonderbar genug sollte er nun denen befehlen, die ihm hatten befehlen wollen, — aber freilich war die Sache jetzt von keiner Wichtigkeit mehr; daß der russische Kaiser für sich dergleichen Anordnungen traf, war nicht auffallend, er hatte oft auf solche Weise in den Gang der Dinge eingegriffen, und es wurde dem Fürsten von Schwarzenberg, dem eigentlichen Oberfeldherrn, zum Verdienst angerechnet, dergleichen gestattet oder schweigend hingenommen zu haben.

Unter dem 4. April erhielt Bülow seine Ernennung zum General der Infanterie, nebst den schmeichelhaftesten Versicherungen der vollen Anerkennung seines Verdienstes um die große Sache, deren Sieg die Freiheit Europa's her-

gestellt habe. An seine Truppen erließ Bülow am 2. April einen Tagesbefehl, in welchem er ihnen die stattgehabten Ereignisse und die darauf erfolgte Absetzung Napoleons mittheilt, sodann fährt er fort: „Die hohen verbündeten Monarchen haben diesen der ganzen Menschheit zum Heil gereichenden Entschluß bestätigt, und von diesem Augenblick an sind Frankreichs friedliche Bewohner als unsre Freunde zu betrachten, und nur die kleine Anzahl von Bonaparte's noch übrigen Söldlingen, die die Waffen gegen uns führen, müssen wir als Feinde ansehen und behandeln. — Hoch erfreut es mich, daß das meinem Befehl anvertraute stets siegreiche Korps mit gerechtem Vertrauen das Bewußtsein hegen darf, auf seiner ehrenvollen Bahn sich einen wesentlichen Antheil an dem glorreichen Ausgange des gemeinschaftlichen Kampfs erworben zu haben. Eben so nothwendig ist es aber auch, die Ueberzeugung einst in die Heimath zurück zu nehmen, durch keine schändlichen Bedrückungen, durch keinen Raub, durch keine Plünderung, den Ruhm der preußischen Waffen befleckt, die Ehre unsres Namens geschändet zu haben. — Von meinem unterhabenden Korps kann ich erwarten, daß es hierin ein musterhaftes Beispiel geben wird, da es nie durch äußere Umstände zu einem unregelmäßigen Verfahren gezwungen worden ist; sollte dennoch das Gegentheil geschehen, so werde ich solches auf das härteste bestrafen. — In den erwähnten glücklichen und erfreulichen Ereignissen finde ich eine neue und dringende Veranlassung, sämmtlichen Herren Brigade-Chefs, Kommandeurs und allen Offiziers, die Aufrechthaltung der pünktlichsten Ordnung nochmals zur Pflicht zu machen, und zu erklären, daß ich mich dabei lediglich an sie allein nur halten werde. — Jeder Soldat, der sich eine Uebertretung der vorgeschriebenen Ordnung erlaubt, ist sogleich und für immer in die zweite Klasse des Soldatenstandes erklärt, und wird demgemäß bestraft, seine härteste Züchtigung aber sei die allgemeine Verachtung seiner rechtlichen und braven Kameraden. — Jeder Offizier muß es sich zur Pflicht machen, Unordnungen die zu seiner Kenntniß gelangen, ohne Rücksicht auf das Regiment oder Bataillon, zu dem die Thäter gehören, zu steuern, und jeder

Exzeß muß auf der Stelle und ohne alle Ausrede in vorgeschriebener Art von dem Regiments- oder Bataillons-Kommandeur, zu dem diese Leute gehören, und an den sie abzuliefern sind, bestraft werden. — Nur auf solche Weise können wir dahin gelangen, die Zahl unsrer Feinde immer mehr zu vermindern, und Europa, unserm Vaterlande, und uns selbst recht bald den Frieden zu verschaffen, den wir alle so nöthig bedürfen, und so sehnlich wünschen müssen."

Am 10. April fand ein militairischer Gottesdienst, ein allgemeines Dankfest und Tedeum Statt, worauf die verbündeten Truppen mit Ausnahme der Garden, Paris und die nächste Umgebung verließen. Bülow's Truppen, nach dem Departement du Nord bestimmt, marschirten fürerst nach Compiègne, wohin er selbst ihnen sogleich folgte. Hier wohnte er auf dem Schlosse, und saß am 11. April mit seinen zahlreichen Offizieren grade bei der Mittagstafel, als ein vierspänniger Reisewagen unter heftigem Knallen der Postillone in den Schloßhof einfuhr. Der Kronprinz von Schweden wurde gemeldet, der nun auch zu der allgemeinen Zusammenkunft nach Paris eilte. Bülow sprang auf, und Alle mit ihm, den Kronprinzen zu bewillkommnen. Beide umarmten sich herzlichst, indeß konnte Bülow, der die geheimen ehrgeizigen Wünsche des Kronprinzen in Bezug auf Frankreich kannte, sich nicht enthalten ihm zuzurufen: „Votre Altesse Royale arrive trop tard, Louis dix-huit est proclamé roi de France!" worauf der Kronprinz nur scherzend antwortete. Bald aber kamen andere Dinge zur Sprache, einige Aeußerungen des Kronprinzen ärgerten Bülow'n, er warf ihm die früheren Verstimmnisse vor, und wurde immer bittrer, bis zuletzt der Kronprinz in höchstem Unmuth schied, und das Vorgefallene so nachtrug, daß fernerhin auch von dem Bilde mit Brillianten nicht mehr die Rede war; doch die Genugthuung, endlich sein Herz ausgeschüttet zu haben, war Bülow'n ein reicher Ersatz. —

In Compiegne hatte Bülow Gemälde und andere Kunstwerke bemerkt, die aus preußischen Schlössern herstammten oder herzustammen schienen; er schrieb deßhalb an Hardenberg, und erbat sich sachverständige Beauftragte, um die wirk-

lich preußischen Gegenstände auszusondern und mitzunehmen; allein die Ansprüche der Sieger auf die ihnen einst durch Napoleon geraubten Kunstschätze wurden damals allgemein niedergehalten, es bedurfte einer zweiten Besiegung Frankreichs um sie geltend zu machen und den Raub heimzuführen. —

Bülow setzte am 15. April seinen Marsch zur belgischen Gränze fort; der General Maison machte Schwierigkeiten, das Departement du Nord den preußischen Truppen zu räumen, er versuchte Bedingungen zu stellen, eine Art Waffenstillstand einzuleiten, allein Bülow ließ sich auf nichts ein, setzte seinen Marsch fort, und zwang durch seine so feste als besonnene Haltung die Franzosen sich zurückzuziehen. Am 1. Mai brach sein Hauptquartier aus dem Departement du Nord wieder auf und kam nach Belgien, wo es in Gent bis zum 1. Juli verweilte.

Bisher hatte sich Oesterreich um Bülow nicht sonderlich bekümmert; jetzt empfing er unter dem 22. Mai durch Schwarzenberg vom Kaiser Franz das Kreuz des Marien-Theresien-Ordens; dieses Kreuz wird in Oesterreich hoch geehrt und sparsam ausgetheilt, neben den höchsten Orden gilt es als der schönste Ehrenschmuck; für Bülow nur knüpfte sich an dasselbe die Betrachtung, daß der Kronprinz von Schweden wegen der Schlacht von Groß-Beeren, die ihn doch wenig anging, das Großkreuz dieses Ordens erhalten hatte. —

Der König und der russische Kaiser machten nach dem in Paris erfolgten Friedensbeschluß einen Besuch in England beim Prinz-Regenten, und wie Blücher, hatten auch Yorck und Bülow dorthin Einladungen empfangen. Kurz vor der Abreise meldete Bülow diese seiner Frau, er schrieb aus Gent am 1. Juni: „In ein paar Stunden werde ich von hier meine Reise über Calais nach London antreten, ich muß Dir also noch ein paar Worte schreiben, besonders da ich Dein Schreiben vom 24. Mai schon gestern Abend erhalten. Du äußerst Dich, daß es wohl möglich wäre, daß ich mit bei dem Einzug des Königs in Berlin zugegen sein sollte. Die Sache ist möglich, und der General Yorck, der heute früh ebenfalls hier durch nach England gegangen, ist eben-

falls der Meinung, daß wir drei Generale, welche die Armeekorps kommandirt haben, mit dem Könige in Berlin einziehen würden. Aus diesen Gründen ist es also rathsam, Du bleibst fürs erste noch in Berlin; in London glaube ich des Königs Idee zu erfahren, ich werde Dir also sobald möglich Nachricht geben, und bevor Du nicht von mir etwas hierüber erhälst, so reise nicht ab. Allerdings würde es auf alle Weise vortheilhafter und auch angenehmer für uns sein, nachmalen zusammen die Reise nach dem Orte unserer Bestimmung machen zu können, auf alle Fälle warte, bis wir hierüber Gewißheit haben. In Ansehung des Wagenkaufs glaube ich würdest Du gut thun mit dem Graf Röder zu sprechen, ich glaube er versteht so etwas. Es ist sonderbar, daß man nun Konzerts zum Vortheil derjenigen, so sich bei Paris geschlagen haben, giebt, warum hat denn niemand ein solches zum Vortheil der Verwundeten meines Korps gegeben, da dieses doch ganz allein in drei verschiedenen Schlachten, nicht allein Berlin, sondern die ganze Mark Brandenburg gerettet! — Daß mein kleiner Albert wieder besser, dafür dank ich Gott, denn wie ich höre, so hat er dieselbe Krankheit gehabt, woran ich mein armes Minchen verloren. Gott erhalte Dich und die Kinder gesund. Nachschrift: Morgen Abend denke ich in Calais zu sein. Bis zum 1. Juli wirst Du ja einen Wagen fertig bekommen, wenn keiner vorhanden wie Du ihn haben willst."

In London erhielt Bülow die noch in Paris am 3. Juni unterzeichnete Kabinetsordre des Königs: „Durch Ihr hohes Verdienst und die glückliche Entwickelung der großen Angelegenheit, die wir eben verfochten, haben Sie sich das Vaterland dauernd verpflichtet. Ich wünsche Ihnen einen thätigen Beweis der Anerkennung davon zu geben, indem ich Sie und Ihre Nachkommen hierdurch in den Grafenstand unter Beilegung des Namens Bülow von Dennewitz erhebe. Demnächst wird es meine erste Sorge sein, Ihnen noch einen andern Beweis meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben. Friedrich Wilhelm." Zugleich waren Yorck, Kleist und Gneisenau in den Grafenstand erhoben,

York mit dem Beinamen von Wartenburg, Kleist mit dem von Nollendorf, der Graf von Tauentzien erhielt den Beinamen von Wittenberg, Blücher, der wie Hardenberg Fürst geworden, den von Wahlstadt. Kurz nachher bekam Bülow auch die amtliche Anzeige seiner neuen Bestimmung, die ihm vertraulich schon früher bekannt geworden, nämlich die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Truppen und Festungen in Ost- und Westpreußen. In London wurde ihm auch der reichgeschmückte goldne Degen, den der Prinz von Oranien, nun schon König der Niederlande, ihm bestimmt hatte, feierlich überreicht; auf dem Gefäß desselben waren die Namen der eroberten Festungen Doesburg, Arnheim, Herzogenbusch und Gorkum eingegraben. Hierüber that späterhin Oppen sehr unwillig, er meinte Doesburg und Arnheim seien Eroberungen, die mit seinem, nicht mit Bülow's Namen verknüpft werden müßten, gleiches Mißvergnügen äußerte Hobe wegen Herzogenbusch und Zielinski wegen Gorkum. Es ist in kriegerischen Dingen nicht anders, die persönlichen Ansprüche wollen sich stufenaufwärts und stufenabwärts geltend machen, und das Verdienst, welches sich nicht genug anerkannt oder belohnt glaubt, hat sich damit zu trösten, daß in dem höheren Befehlshaber stets auch diejenigen mitgeehrt und mitbelohnt sind, die durch Rath und That dazu beigetragen haben. Wie sehr Bülow seinerseits die Mitwirkung der unter ihm Dienenden dankbar würdigte, zeigt folgender Tagesbefehl, den er aus London erließ: „Der ruhmvoll erkämpfte Frieden, der die preußischen Heeresabtheilungen in ihre vaterländischen Provinzen zurückruft, trennt auch das bisher meinem Oberbefehl anvertraut gewesene dritte Armeekorps, und hat Seine Majestät den König unsern Herrn veranlaßt mir in dem General-Militair-Kommando von Ost- und Westpreußen einen anderweitigen Wirkungskreis für die Zukunft huldreichst zu ertheilen. — Indem ich dieser neuen Bestimmung folge, kann ich nicht unterlassen, den hochgeachteten Waffengefährten dieses meines Korps mit dem herzlichsten Lebewohl zugleich den innigsten Dank für den unermüdlichen Eifer, das Vertrauen und die Anhänglichkeit zu sagen, mit denen sie meine Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes nützlich zu

wirken in diesem heiligen Kriege unterstützten. — Ganz vorzüglich fühle ich mich den Herren Generalen, Brigadiers und Kommandeurs verpflichtet, die durch Einsicht und Thätigkeit so sehr zu den schönen und rühmlichen Erfolgen beitrugen, deren sich das Vaterland mit uns erfreut. — Die übrigen Herren Offiziere aller Grade und Waffen bitte ich von der hohen und aufrichtigen Achtung überzeugt zu bleiben, die ich ihnen für ihr stetes ausgezeichnetes Benehmen von ganzem Herzen widme. — Unvergeßlich werden mir die Thaten bleiben, die ich von ihnen, so wie von den braven Unteroffizieren und Gemeinen dieses Korps unter meinen Augen verrichten sah! — Zugleich kann ich nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit dem Korps bekannt zu machen, daß Seine Majestät der König mir durch die Erhebung in den Grafenstand unter Beilegung des Namens von Dennewitz ein huldreiches Merkmal der allerhöchsten Gnade und Zufriedenheit zu ertheilen geruht haben. Ich und meine Nachkommen werden fortan in diesem Namen das Andenken an ein Korps ehren, dessen hoher Muth demselben seine Bedeutung verlieh, und dessen Mitglieder einen so wesentlichen Antheil an dieser, mir in ihrer aller Namen gewordenen Auszeichnung besitzen. Mein höchster Stolz ist die Ehre *solche Truppen* gegen den gemeinschaftlichen Feind geführt zu haben, und in ihnen dem Vaterlande ein Korps zurückzugeben, welches dem Feinde gegenüber nie einen Schritt gewichen hat. London, am 20. Juni 1814. Graf Bülow von Dennewitz."

Nachdem Bülow an den zahlreichen Festen und vielfachen Ehrenbezeigungen, die den fremden Monarchen und Generalen in England mit Begeisterung dargebracht wurden, seinen reichlichen Antheil gehabt, auch nach der absonderlichen englischen Weise, wie Blücher, dort die Doktorwürde empfangen, kehrte er nach Belgien zu seinen Truppen zurück, über welche unterdeß Borstell den Befehl geführt hatte, und deren völliger Rückmarsch in die Heimath nun angeordnet wurde.

Die Festlichkeiten im Vaterlande, mit denen die heimkehrenden Krieger geehrt wurden, konnten den im Ausland erfahrenen an Herrlichkeit nachstehen, übertrafen sie aber an Herzlichkeit und Rührung. Wie viele der waffenfreudig Aus-

gezogenen kehrten nicht heim! Der Bülow'sche Heertheil hatte über 16,000 Mann und 600 Offiziere verloren; nur wenige Mannschaft war in feindliche Gefangenschaft gerathen, kein einziger Offizier. Ueber 600 eiserne Kreuze waren ausgetheilt worden. Die Namen der Gebliebenen wurden mit goldnen Buchstaben auf Ehrentafeln eingegraben und diese in den Kirchen ihrer Geburts- oder Wohnorte angeheftet. Der Einzug in Berlin am 7. August war an ernster Pracht und edlem Schmuck eines der größten Schaustücke, welche diese Hauptstadt je gesehen hat. Bülow insbesondere wurde als der dreimalige Retter Berlins jetzt allgemein anerkannt und hoch gefeiert. Der Magistrat und die Stadtverordneten begrüßten ihn durch Zuschriften und Abordnungen. Die Universität, in Nachahmung der englischen Sitte, verlieh ihm das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie.

Nachdem Bülow seine Frau und Kinder wiedergesehen, von denen er die jüngste am 27. Oktober geborne Tochter Luise Pauline jetzt zum erstenmal erblickte, und im glücklichen Kreise der Seinen einige frohe Tage verlebt hatte, wünschte er vor Antritt seines neuen Wirkungskreises in Preußen sich eine Erholungsfrist zu gönnen, und zur Stärkung seiner Gesundheit die im Wechsel des Feldlebens manchen Stoß erlitten hatte, ein Bad zu besuchen. Er hatte fürerst nur das nahe Freienwalde gewählt, wohin seine Familie ihn begleiten sollte. Alles war zu diesem Aufenthalt eingerichtet, der Tag der Abfahrt bestimmt. Da kam ein unerwarteter Handel, der die Freude der Siegeserfolge und Ehren gleich im Beginn trüben, die des häuslichen Glückes vernichten konnte, wenn die tapfre Brust empfindlicher bei solchem Angriff, oder der Ausgang ernster gewesen wäre.

Der Graf von Tauentzien war mit der Austheilung der Ehrenbeinamen, welche der König seinen ersten Generalen verliehen, sehr unzufrieden. Besonders mißfiel ihm der seinige von Wittenberg, auf den er keinen Werth legen wollte, ja den er ablehnte, dagegen er Anspruch auf den von Dennewitz machte, den Bülow bekommen hatte. Bittre Klagen über die ihm widerfahrene Unbill drückte er in einem Schreiben an seinen Adjutanten Major von Weiher aus, worin er

unter anderen sagte: „Die Schlacht von Dennewitz habe ich gegeben, nachdem ich schon zwei Tage zuvor mit dem Feinde ohne Beistand eines andern gefochten, und ich mit kaum 12,000 Mann über 40,000 angriff, und mich allein über 5 Stunden mit denselben schlug; hiedurch rettete ich zum zweitenmale Berlin, und nachher noch zum drittenmal. Die ganze Schlacht habe ich bis zu Ende mit dem vierten Armeekorps mitgemacht, und alle entscheidenden Augenblicke herbeigeführt, und zuletzt dadurch, daß ich den General Wobeser noch nach Dahme vorrücken ließ, über 2000 Gefangene gemacht und 1 Kanone und 6 Munitionskarren erobert. Dieses ist weltkundig, und demohngeachtet trägt ein Anderer den Namen als Denkmal davon und des vierten Armeekorps ist nicht die Rede, — dieses ist hart. — Alles dieses schmerzt, nicht für mich, denn das ruhige Bewußtsein setzt über alles hinweg, aber für andre brave, rechtschaffene Leute, die ihr Leben und Gut ihrem Könige aufgeopfert hatten." Der Brief ist unterzeichnet: „Graf Tauentzien nicht von Wittenberg." Wir erkennen, daß hier ein Gefühl spricht, das sich im besten Rechte glaubt, allein sich in Betreff der Thatsachen den größten Täuschungen hingiebt. Niemand hat je die Tapferkeit und auch Kriegskunde Tauentzien's in Zweifel ziehen dürfen, in unserer Erzählung ist beider stets mit gebührenden Ehren gedacht; allein die hier erhobenen Ansprüche erscheinen jedem Unbefangenen als eine Verirrung des Selbstgefühls. Weltkundig war grade das Gegentheil von dem, was er aufstellt, ja die öffentliche Meinung war gegen ihn, und tadelte mit Bitterkeit und Hohn seinen Rückzug im Oktober 1813 von der Elbe bis nach Potsdam und Berlin als eine unverantwortliche Uebereilung. Doch dieser Tadel selbst, der ihm als er nach Berlin kam, nicht verborgen blieb, mochte ihn stacheln, sein vermeintliches Recht ernstlich zu behaupten.

In diesem Sinne wandte sich Tauentzien daher gradezu an Bülow durch folgendes Schreiben: „Gleich nachdem Seine Majestät der König geruhet hatten Euer Exzellenz in den Grafenstand mit Beilegung des Namens von Dennewitz zu erheben, und mir den Beinamen von Wittenberg zu geben,

stellte ich Allerhöchstdieselben in wenigen Worten den Hergang der gedachten Schlacht dar, und ohne Euer Exzellenz Verdienst zu schmälern, erwähnte ich des kräftigen und thätigen Antheils des vierten Armeekorps bei derselben. Ereignisse von Wichtigkeit, welche in den Annalen der Geschichte Preußens glänzen und der Nachwelt mit Wahrheit übertragen werden sollen, verdienen gründlich berücksichtiget zu werden, daher ich nunmehr diese wahrhafte Ehrensache mit Hochdieselben direkte abmachen will. — Bis jetzt harrte ich auf eine Königliche Antwort in Betreff der oben erwähnten Eingabe, welche mir vorgestern durch die mündlichen Aufträge des Oberstlieutenants von Thile zu Theil wurde und dahin lautete: «Daß Seine Majestät vollkommen mir und dem vierten Armeekorps Gerechtigkeit widerfahren ließen, und unsre Verdienst beim Siege von Dennewitz anerkennten, und durch Beilegung des Namens von Dennewitz keineswegs beabsichtigt hätten uns dadurch zu kränken oder zurückzusetzen.» Diese gnädigen Aeußerungen konnte ich von der Gerechtigkeit des Königs erwarten, sind aber für mich, dem vierten Armeekorps, und der unkundigen Welt, welche nur oberflächlich urtheilt, nicht hinreichend. Ich wende mich daher an Euer Exzellenz, nachdem Sie ohne Rücksicht den Namen von Dennewitz angenommen, mit der ergebenen Frage: «Ob Dieselben gewilligt sind, nach dieser Königlichen Erklärung mir eine schriftliche auszufertigen, nach welcher Sie förmlich bekunden, daß ich und das vierte Armeekorps zur Schlacht und zum Siege bei Dennewitz wenigstens so viel als Euer Exzellenz und das dritte Armeekorps beigetragen haben.» Dieses Aktenstück, welches auf der strengsten Wahrheit gegründet ist, und wo Thatsachen sprechen, gebührt mir und dem vierten Armeekorps, und tastet Ihren Ruhm nicht an. In Erwartung einer bestimmten Antwort habe ich die Ehre Euer Exzellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern. Berlin, den 12. August 1814. Tauentzien."

Bülow antwortete hierauf gleich am folgenden Tage ausführlichst wie folgt: „Euer Exzellenz Schreiben vom 12. dieses Monats habe ich erhalten, und muß Ihnen offenherzig bekennen, daß ich es nicht ohne große Verwunderung gelesen

habe. Die Beantwortung desselben kann mir nicht schwer werden, denn zuvörderst muß ich Euer Exzellenz so offen als bestimmt erklären, daß ich Ihnen nicht das Recht zugestehen kann, Erklärungen wie die, die Sie von mir verlangen, zu fordern, — in einem Ton zu fordern, als ob ich Ihnen etwas zurückzugeben habe, was ich mir unrechtlicherweise zugeeignet hätte. — Also nicht, weil ich mich, weder auf Euer Exzellenz Schreiben, noch aus irgend einem andern Grunde, dazu verbunden halte, aber weil es mir bei dieser Veranlassung zweckmäßig und passend dünkt, will ich Denenselben hier meine Ansichten, meine unabänderliche Ueberzeugung in der hier in Rede stehenden Angelegenheit mittheilen. — Ich habe nie um Gunst und Gnade bei Seiner Majestät dem Könige, unserm gerechten Monarchen, gebuhlt; — ich habe daher auch so wenig mich zu dem Namen von Dennewitz als zu irgend einem andern gedrängt, und ich darf es gleichfalls glauben, daß bei Auswahl der Namen es nicht nöthig gewesen wäre, sich in Ansehung meiner auf den von Dennewitz zu beschränken. So wie ich diesen Namen nun aber einmal besitze, so führe ich ihn nach meiner festen Ueberzeugung mit Recht, und ich glaube nicht, daß es den Unterthanen zustehen darf, bei Annahme einer Auszeichnung, die ein so gerechter Monarch als der unsrige ertheilt, irgend einige Rücksichten stattfinden zu lassen, wären sie auch weniger grundlos als die, die Sie dabei von mir zu verlangen scheinen. — Gerne gebe ich zu, daß das vierte Armeekorps an jenem Tage ehrenvoll mitwirkte, doch die Hauptsache, die ganze eigentliche Schlacht hat das dritte Armeekorps und der von mir zu dieser Schlacht entworfene und ausgeführte Plan entschieden; es hat mithin dieses Korps unter meiner Leitung an jenem Tage nicht bloß wenigstens so viel als das von Euer Exzellenz befehligte, sondern ganz unstreitig das Meiste gethan. — Wenige Thatsachen werden hinreichend sein dies zu beweisen. Waren die Streitkräfte des vierten Armeekorps, mit denen es bei der Schlacht von Dennewitz erschien, denen des dritten Armeekorps gleich, und hinreichend in der Hauptsache etwas zu entscheiden? — Ich behaupte nein, denn abgerechnet, daß mein Korps an sich schon stärker war, als

das was Euer Exzellenz von dem Ihrigen damals bei sich hatten, so ist es notorisch bekannt, daß das vierte Armeekorps in den früheren nachtheiligen Gefechten bei Zahna und Seyda einen sehr bedeutenden Verlust gehabt hat, wie dies die große Anzahl Versprengter beweiset, die von demselben nach der Schlacht bei dem meinigen sich einfanden. Euer Exzellenz Korps hatte also an jenem Tage eine zu geringe Stärke, um gegen die bedeutende französische Armee entscheidend wirken zu können. — Mein Entschluß, am 5. September links abzumarschiren und mich bei Kurz-Lipsdorf verdeckt aufzustellen, wodurch der Feind getäuscht ward, war eben so sehr ganz mein eigenes Werk, als das Vorrücken und der Angriff gegen Jüterbogk am 6. — zu beidem habe ich weder von dem Kronprinzen von Schweden den Befehl noch von Euer Exzellenz die mindeste Aufforderung erhalten, vielmehr wär' ich am Abend des 5. Septembers gänzlich ohne Nachricht über Euer Exzellenz Korps, und das was Sie mit demselben thun konnten und wollten, gewesen, wenn meine Beobachtungen mir nicht gezeigt hätten, daß dasselbe stark vom Feinde gedrängt und gegen Jüterbogk zurück geworfen würde. — Der Entwurf der Schlacht, so wie die Leitung derselben, war ferner ganz mein Werk, und mußte es sein, da ich bei weitem die meisten Streitkräfte beisammen hatte. Euer Exzellenz müssen damals selbst hiervon überzeugt gewesen sein, denn Sie ließen mich in dem Moment, wo ich mit der Tête meiner Kolonnen in der Gegend von Nieder-Gehrsdorf ankam, durch einen Ihrer Adjutanten fragen: «Wie und welcher Weise Sie am besten mit Ihrem Korps mitwirken könnten?» worauf ich Sie ersuchen ließ, sich an meinen linken Flügel anzuschließen. Mehrere Offiziers meines Generalstabes haben es gehört und müssen dies bezeugen können. — Es ist hier nicht der Ort, alles dasjenige aus einander zu setzen, was das dritte Armeekorps an jenem Tage unter meiner Leitung geleistet hat, aber so viel weiß ich, daß ich persönlich die zwei Attaken meines linken Flügels gegen des Feindes vortheilhafte Position auf der dominirenden Höhe zwischen Nieder-Gehrsdorf und Jüterbogk führte, und denselben von dort vertrieb, Euer Exzellenz Korps in diesem

Moment weit zurück war, und eben aus einem Gehölz wieder vorrückte, um sich an meine linke Flügelbrigade unter dem General von Thümen anzuschließen, die von da ab in stetem Vorrücken blieb, und später Dennewitz und Rohrbeck erstürmte; — ich sandte daher sogleich das erste Leibhusaren-Regiment ab, um zwischen Euer Exzellenz Korps und meinem linken Flügel die erforderliche Verbindung zu halten. — Schon dieses Wenige wird hinreichend sein darzuthun, daß das dritte Armeekorps damals den Feind auf seiner ganzen Fronte beschäftigte, und eben so sehr beweist die Richtung seines Rückzuges, daß er nur dem Angriff des dritten Armeekorps wich. — Ein mehreres hierüber zu sagen wäre unnütz, da aus den gedruckten Relationen alles Nähere hervorgeht. Ich wiederhole noch einmal, daß das vierte Armeekorps mit der von dem dritten zu ihm gestoßenen Verstärkung auf's ehrenvollste an jenem Tage mitwirkte, ich verkenne keineswegs Euer Exzellenz Verdienste, aber ich verbleibe fest bei der bereits ausgesprochenen Ueberzeugung, und indem ich Euer Exzellenz anheim stelle, was Sie in dieser Angelegenheit weiter zu thun für nöthig erachten mögen, füge ich nur noch die Versicherung hinzu, daß, wie es auch sei, jene meine Ueberzeugung durch nichts verändert werden kann. Berlin, den 13. August 1814. Bülow von Dennewitz."

Hierauf ließ Tauentzien mehrere Tage vergehen, während welcher Bülow sich nach Freienwalde begab, wo er dann durch folgendes weitere Schreiben Tauentzien's, den er, da derselbe sieben Tage geschwiegen, schon beruhigt glauben konnte, überrascht wurde: „Meine Geschäfte und die Zerstreuungen, welche allhier stattfanden, verhinderten mich Euer Exzellenz Schreiben früher zu beantworten; ich eile daher die verlorne Zeit nachzuholen. — Da Euer Exzellenz sich zu keiner Erklärung verstehen wollen, welche Ihnen zur Ehre und keineswegs zum Nachtheil gereicht hätte, da Sie mit wenigen wahren und verbindlichen Worten die ganze Sache hätten abmachen können, dagegen aber sich ungerecht und beleidigend gegen mich und das vierte Armeekorps äußern, so wird es überflüssig, mich in weitere Discussionen einzulassen. Ich breche daher ganz ab, und verlange von Euer Exzellenz die

gebührende Genugthuung für die beleidigenden Aeußerungen. — Euer Exzellenz stelle ich es daher anheim, den Tag und den Ort zu bestimmen, wo wir uns treffen, um diese für mich so wichtige Sache mit dem Verlust Ihres oder meines Lebens abmachen zu können. Mit Ungeduld sehe ich Ihrer Antwort entgegen. Berlin, den 20. August 1814. Tauentzien." Das Schreiben überbrachte der Major von Rottenburg, Tauentzien's Adjutant.

Diese Ausforderung konnte Bülow nur annehmen; er sandte auf der Stelle seinen Schwager den Major von Auer mit folgender Antwort nach Berlin: „Da Euer Exzellenz, während ich noch in Berlin war, mehrere Tage vorbeigehen ließen, ohne mir irgend etwas zukommen zu lassen, so konnte ich nichts mehr von Denselben erwarten, reisete also ab hierher ins Bad. — Euer Exzellenz muß ich nun ersuchen, sich hierher zu bemühen, indem die Gegend von Freienwalde sich zu einem solchen Zusammentreffen ganz eignet. Da ich hier niemand bei mir habe, auch nicht einmal meine Pistolen, so wähle ich den Major von Auer, der noch in Berlin zurückgeblieben, zu meinem Sekundanten, welcher Euer Exzellenz dieses einhändigen wird. — Den Tag und die Stunde bitte ich zu bestimmen, den Major von Auer aber davon zu unterrichten, damit derselbe mit dem Erforderlichen hier eintreffen kann. Bülow von Dennewitz." Der Rittmeister von Burgsdorf eilte nach Potsdam um Pistolen für Bülow zu holen.

Hierauf muß Tauentzien sich besonnen und eingesehen haben, daß er zu weit gegangen, und die Sache auf diese Weise nicht auszumachen sei. Er schrieb daher einlenkend: „Euer Exzellenz haben mir durch den Major von Auer gefälligst eröffnen lassen, daß Sie sich hierher bemühen würden, um mir wegen der Ihnen bekannten Sache Satisfaktion zu geben. — Bevor dies aber geschieht, halte ich es, da der Gegenstand ein öffentlicher und kein persönlicher ist, für Pflicht gegen den Staat und unsrer beiderseitigen Verhältnisse, mich mit Euer Exzellenz nochmals schriftlich zu erklären. — In meinem ersten Schreiben wünschte ich Dero Anerkenntniß, daß an der Bataille von Dennewitz das meinem Kommando damals untergebene vierte Armeekorps einen gleich

ruhmvollen Antheil als das dritte gehabt habe, wie solches mehr Pflicht gegen die braven Truppen als gegen mich selbst erforderte. — Dies allein war die Absicht meines Schreibens, keinesweges aber die, Euer Exzellenz persönlich zu beleidigen, welches auch schon aus unsern früheren Verhältnissen genügend hervorleuchten muß. Euer Exzellenz scheinen indessen solches demungeachtet zu vermuthen, und dieser Ursache muß ich die empfindlichen Stellen Ihres Antwortschreibens beimessen. Ob Dieselben aber nach dieser Erklärung meinen Wunsch erfüllen, und zugleich jene Stellen Ihres Erwiederungsschreibens als nicht darin enthalten erklären, oder mir Ort und Zeit bestimmen wollen, stelle ich Dero Ermessen ergebenst anheim. Ich habe mit Vergnügen eine Auseinandersetzung meiner Handlungsweise dargelegt, welche dem öffentlichen Urtheil künftig zur Richtschnur dienen kann. — Genehmigen Euer Exzellenz die Versicherungen meiner allervollkommensten Hochachtung. Berlin, den 24. August 1814. Tauentzien."

Bülow konnte dieses Einlenken nur günstig aufnehmen, und that alles was ihm möglich war, um dem Kriegskameraden, dem er auf dem Schlachtfelde stets nach Kräften beigestanden, auch diesmal aus der Verlegenheit herauszuhelfen, in die derselbe sich unnöthig gebracht hatte; er antwortete mit ehrenvollster Handbietung: „Euer Exzellenz muß ich vollkommen darin beipflichten, daß der Gegenstand unseres neuerlichen Briefwechsels lediglich eine öffentliche, keineswegs aber eine persönliche Beziehung haben kann. — Die Erklärung, daß das unter Ihren Befehlen gestandene vierte Armeekorps sich sowohl bei Dennewitz, als bei jeder andern Gelegenheit, mit eben der ausgezeichneten Tapferkeit geschlagen hat, als das dritte und irgend ein anderes, ist von mir früher schon bei mehreren Veranlassungen ausgesprochen worden, sie ist gleichfalls in meinem Schreiben vom 13. dieses Monats enthalten, und ich nehme keinen Anstand solche nochmals hier zu wiederholen. Wenn hierüber Mißverständnisse obwalteten, so müssen solche aus mir ganz fremden Ursachen herrühren, da ich eben so wenig jemals gegen diese Erklärung gesprochen oder gehandelt habe, als ich bisher zweifeln konnte,

mit Euer Exzellenz in den freundschaftlichsten, auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnissen zu stehen, wie uns dies auch auf der Stufe, auf welcher wir im Staate und in dem Vertrauen des Monarchen stehen, ohnstreitig geziemt. — Wenn also, wie ich gern aus Euer Exzellenz heutigem Schreiben mich überzeuge, das von Denselben unter dem 12. dieses Monats an mich Erlassene keine persönliche Beziehung und Beleidigung für mich, sondern bloß eine Aufforderung zu der von mir bereits gegebenen, und hier wiederholten Erklärung enthalten sollte, so versichere ich Euer Exzellenz dagegen, daß auch das meinige vom 13. dieses Monats keine persönliche und Euer Exzellenz absichtlich beleidigende Beziehung hatte und haben konnte. — Indem ich mir die Ehre gebe, Euer Exzellenz Vorstehendes auf Dero heute an mich erlassenes gefälliges Schreiben ganz ergebenst zu erwiedern, sehe ich Ihren ferneren Eröffnungen baldigst entgegen, und benutze diese Gelegenheit um Sie zu bitten, die wiederholte Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung anzunehmen. Berlin, den 24. August 1814. Bülow von Dennewitz."

Durch eine schnelle Erwiederung Tauentzien's erhielt die ganze Sache ihren völligen Schluß; er lautete: „Durch Euer Exzellenz Erklärung in dem geehrten Schreiben vom heutigen Tage sind die Gegenstände vollkommen beseitiget, die mich nöthigten Genugthuung zu wünschen. Ich bin aber auch herzlich erfreut, darin von Euer Exzellenz die Gesinnungen wiederholt zu sehen, die mich in gleichem Grade erfüllen. Wir und die von uns kommandirten Truppen waren so glücklich, in dem erhabensten aller Kriege zu wirken. Mag ein langer Frieden die Anstrengungen der preußischen Nation und ihrer Krieger krönen, oder müssen wir bald wieder die Rechte unsers verehrten Monarchen und des Vaterlandes vertheidigen, immer werden wir unsere Pflicht erfüllen, und stets wird es mich beglücken, mit Euer Exzellenz im freundschaftlichsten, auf gegenseitige Achtung gegründeten Verhältnisse zu stehen, das, wie ich Euer Exzellenz von meiner Seite versichern darf, unsere gegenwärtige Verhandlung nur noch fester geknüpft hat. — Empfangen Euer Exzellenz die erneuerten Versicherungen meiner allervollkommensten und aufrichtigsten

Hochachtung. Berlin, den 24. August 1814. Tauentzien." Hiemit war diese sonderbare Verhandlung so glücklich als rasch erledigt. Hatte schon ihr Beginn und dann ihre plötzliche Steigerung in Erstaunen gesetzt, so konnte es noch mehr der Schluß, der nach dem genommenen Anlaufe kaum in dieser Weise noch möglich schien, aber jedenfalls erwünscht sein mußte. Wer diese gewechselten Briefe in ihrer Reihenfolge durchlas, konnte nicht umhin, auch in dieser Sache, die wohl geeignet war, auch einen gelassenen und milden Karakter heftig aufzureizen, das mannhafte, würdige und großmüthige Benehmen Bülow's anzuerkennen, wie damals von hohen und höchsten Personen, denen die Kunde davon wurde, allgemein geschah. Wunderbar genug hatte Bülow seinen Ruhm nicht nur dem Feinde durch große Kriegsthaten abzuringen, sondern denselben auch im Kampfe gegen Vorgesetzte, Untergebene und Gleichstehende nach allen Seiten zu behaupten! —

Bülow begab sich zu Ende des August nach Königsberg in Preußen, wo die Behörden und die gesammte Bevölkerung ihm den ehrenvollsten und freudigsten Empfang bereitet hatten. Er bezog daselbst das Haus des Kronprinzen, welches auf sein Ansuchen ihm vom Könige als Dienstwohnung war überwiesen worden. Er richtete sich mit den Seinigen hier behaglich ein, doch ohne Prunk, die Hauptsache war ihm ein Musiksaal, wo er viel große Musik ausführen zu lassen sich im voraus freute. —

Der preußische Staat war größer, mächtiger und ruhmvoller hergestellt, als er vor dem Unglück vom Jahre 1806 gewesen. Ein langer Frieden schien auf weithinaus gesichert; es galt die nachgebliebenen Wunden des Krieges durch freudige Friedensthätigkeit zu heilen, dem Staat im Innern wachsendes Gedeihen zu sichern, das tapfre Volk zu neuer Bildung und neuem Wohlstand zu erheben. Dem Kriegshelden konnte kein schöneres Alter bereitet sein, als im Kreis einer glücklichen liebevollen Familie, im Genuß von Ruhm und Ehren; auf hoher wirksamer Stelle, die reichen Früchte reifen zu sehen und mitzugenießen, welche aus der Wiedergeburt des Vaterlandes, dem Erfolge so vieler Heldenthaten, hervorgehen mußten. Bülow scheint in diesem Sinne das

Glück seiner Lage tief empfunden und genossen zu haben. Er hatte in Königsberg nur freundliche Verhältnisse, war mild im Umgang, gut mit den Bürgern, im besten Vernehmen mit allen Behörden, verehrt und geliebt in der ganzen Provinz.

Die von dem Könige verheißene Schenkung von liegenden Gütern für Bülow war schon bestimmter ausgesprochen und der Betrag derselben, wie für jeden Oberbefehlshaber eines Heertheils, auf 200,000 Thaler festgesetzt worden, indeß erlitt die Auswahl und schließliche Anweisung der Güter mancherlei Verzögerungen. Bülow schrieb deßhalb nach Berlin an Blücher, um durch dessen Rath und Betrieb die Sache beschleunigen zu lassen. Wir theilen Blücher's selbstgeschriebene Antwort, ihrer Eigenheit und ihres freundschaftlichen Tones wegen, hier unverändert mit: „Euer Exzellenz sehr gütiges Schreiben habe ich das Vergnügen gehabt zu erhalten. Ich wundere mich, daß an Dieselben wegen der Donation noch nichts ergangen, die meinige habe ich bereits erhalten, und der Finanzminister von Bülow schreibt mich, der König habe sich in Ansehung der andern Herren Generale, so auch welche erhielten, sehr gütig erklärt. Ich glaube, Sie thun wohl, mein verehrter Freund, wenn Sie gleich in Preußen oder wo Sie wollen, Güter in Vorschlag brächten, das habe ich gethan, und der König hat es akkordirt. Die Güter, so ich gewählt, liegen in Schlesien, und hören zu den ehemaligen Trebnitzer Klostergütern, sie können ohngefähr 12,000 Thaler Revenuen tragen. Der Brief von Ihnen ist mich sehr werth, ich werde des Inhalts wegen morgen mit dem Finanzminister sprechen, ich kann Bülow in dieser Sache nicht anders als loben, und ich bin versichert Sie werden auch mit ihm zufrieden sein. Unser Kollege in Schlesien hat sich hierbei mit Allen broullirt, und man will daß er zu enorme Forderungen mache, die mich aber nicht bekannt sind. — Euer Exzellenz können versichert sein, daß ich Ihre Angelegenheit so wie die meinige bei Rückkunft des Königs betreiben werde. Es ist schlimm, daß alle geistlichen Güter mit 50 Prozent belastet sind, ich sollte meinen, dieses müsse eine Abänderung leiden, denn wenn wir Abgaben geben sollen, so müssen sie mit den

Abgaben der adlichen Güterbesitzer gleich sein; ich werde mich darüber so viel ich nur kann vertheidigen; so sollen auch alle geistlichen Güter die Jurisdiktion und das Patronatrecht verlieren, beides ist nicht viel werth, aber des Anstandes wegen muß man sie doch beizubehalten suchen. — In Schlesien ist es mich wie Ihnen in Preußen ergangen, man hat mich da mit Herzlichkeit aufgenommen. — Ob uns in der Folge noch eine Fehde bevorsteht, weiß der Himmel, trauen will ich der Sache nicht; man hat zu Paris die Umstände nicht benutzt, Frankreich wird schon wieder zu laut, man hätte selbiges die Flügel besser beschneiden sollen. Erhalten Sie mich Ihre Freundschaft und Andenken, und seien von meiner treuen Freundschaft und herzlichen Ergebenheit versichert. Blücher. Wenn Sie in Ansehung vorerwähnter Sachen noch was zu wünschen haben, so schreiben Sie mich, ich will Hardenberg und Bülow schon warm halten, und beide sind auch gut vor uns gesinnt." —

In Wien versammelte sich im Oktober 1814 der Kongreß von Monarchen und Bevollmächtigten, welchen es oblag, die neue Ordnung der Dinge in Europa und besonders auch in Deutschland schließlich festzustellen und dauernd zu sichern. Wie wenig versprechend diese Arbeit begonnen wurde, in welche Schwierigkeiten und Abwege sie gerieth, ist allgemein bekannt und bedarf hier keines neuen Berichts. Nur zuletzt, als nach viermonatlicher Dauer das Ganze schon im Begriff war sich feindlich aufzulösen, zog am Ende des Februars 1815 ein Ereigniß, das wie ein gewaltiges Schwert den Knoten völlig zu zerhauen drohte, die sich lösenden Fäden wieder zusammen, und rettete einen Theil der gehofften Ergebnisse in der hergestellten Einigkeit der großen Mächte. Dieses Ereigniß war das Wiedererscheinen Napoleons, seine Rückkehr von Elba nach Frankreich, seine Wiederaufnahme des Kaiserthums.

Der Eindruck dieser überraschenden Vorgänge war ungeheuer; die ganze Welt begriff, daß das neue Kaiserthum, wie friedlich es jetzt sich auch ankündigte, gleich dem alten nur Krieg bedeuten könne, daß bei demselben keine Sicherheit und Ruhe zu hoffen sei, daß man aus allen Kräften es so-

gleich angreifen und vernichten müsse. Deutschland war zunächst bedroht, am meisten Preußen, und hier auch am stärksten erwachte der alte Kriegseifer und rief die gewaltigsten Rüstungen hervor. Das Zusammensein der Monarchen in Wien gab ihren Maßregeln wünschenswerthe Einheit und beschleunigenden Nachdruck, und die Kongreßverhandlungen wurden in neuer Bahn einem vorläufigen Ziel rascher entgegengeführt.

Im Anfange des Jahres war Bülow an einer Leberentzündung bedenklich erkrankt, und zwar bald wieder hergestellt, aber doch nicht von allen Nachwehen befreit worden, und die Aerzte fanden dringend nöthig, ihm für den Sommer den Gebrauch des Karlsbades zu verordnen. Die Wiederkehr Napoleons ließ alle Rücksichten auf Gesundheit wegfallen, und es galt nur die Pflicht auf's neue in's Feld zu ziehen. —

Auf dem linken Rheinufer zog sich eiligst ein preußisches Heer zusammen, über welches Blücher den Oberbefehl erhielt. Bülow erhielt die Bestimmung, wieder einen Heertheil zu befehligen, der diesmal der Zahl nach der vierte hieß. Von manchen Seiten wünschte man Blücher entfernt zu halten, von anderer Bülow'n, aber weder der König war dieses Sinnes, noch Boyen, der jetzt als Kriegsminister in Wirksamkeit stand. Als Merkwürdigkeit ist hier noch anzuführen, daß in der Schweiz, welche gleichfalls durch Napoleons Wiederkehr bedroht und ihre Selbstständigkeit auf's äußerste zu vertheidigen entschlossen war, die deutschgesinnte Parthei sich Bülow'n zum Anführer des schweizerischen Freiheitsheeres erbitten wollte; so groß war das Vertrauen auf seinen Feldherrnruhm und auf sein Kriegsglück.

Von Wien empfing Bülow noch die vorläufige Nachricht, daß der König die kraft der Schenkung ihm erb- und eigenthümlich zu übergebenden Güter schon bestimmt habe, namentlich Grünhof, Rudnicken, Kupzau, Nautzau, Neuhausen und Klein-Heide bei Fischhausen in Ostpreußen, und daß die förmliche Urkunde deßfalls nächstens erfolgen werde. Er beschloß daraus ein Majorat zu bilden, das immer auf den ältesten Sohn vererben sollte. Um völlige Ordnung in seine Angelegenheiten zu bringen, und für seine geliebte Gattin so

wie für seine Töchter gehörig zu sorgen, wollte er jetzt, bevor er auf's neue den Ungewißheiten des Krieges sich hingäbe, auch seinen letzten Willen gerichtlich feststellen. Demnach ersuchte er das Gericht, ihm zu diesem Zweck eine Gerichtsperson zuzusenden. Es erschien der Tribunalsrath Bobrick, ein sehr geachteter Mann, als Dichter damals geschätzt und zugleich im Gegensatz als einer der förmlichsten Rechtsmänner bekannt. Bülow bat ihn, das Erforderliche vorzunehmen, Bobrick aber setzte sich hin und begann ein seltsames Gespräch, er stellte die wunderlichsten Fragen, welche Jahrszeit man habe? in welcher Jahrszeit man gewöhnlich ernte? und anderes dergleichen, worauf Bülow höchlich befremdet anfangs antwortete, dann aber ungeduldig bat, doch zur Sache überzugehen; Bobrick aber belehrte ihn, daß er ganz bei der Sache sei, denn nach den Vorschriften des Gesetzes habe er sich zuvörderst durch angemessene Fragen überzeugen müssen, ob der General auch bei gutem Verstande und verfügungsfähig sei, nachdem er sich hievon nun wirklich überzeugt habe, könne er jetzt das Weitre vornehmen. Bülow hatte großes Vergnügen an dieser Einleitung, und fand es nur unverantwortlich, daß man von Seiten der höchsten Behörden bei Anvertrauung eines Oberbefehls und eines Heeres weniger vorsichtig zu Werke gehe. —

Nachdem Bülow so sein Haus bestellt hatte, reiste er im Anfange des Mai's begleitet vom Hauptmann von Below, von Königsberg nach dem Rhein. Schon am 10. Mai schrieb er aus Köln an seine Frau, und erzählte darin die beklagenswerthen Vorfälle mit den Sachsen in folgender Weise: „Uebermorgen gehe ich nach Lüttich, wo ich den Feldmarschall und das Hauptquartier finde. Dieses Konzentriren der Truppen hat keine feindliche Bewegung zum Grunde, sondern eine bedeutende Empörung der Sachsen. Der Feldmarschall hatte in Lüttich nichts bei sich als das sächsische Korps, 15,000 Mann stark. General Kleist hatte sich das Vertrauen und die Liebe dieser Truppen erworben, und konnte mit ihnen machen was er wollte; er hatte gerathen, sie nicht zu theilen (nämlich) in das was der König von Sachsen behalten und was preußisch werden sollte), wogegen diese Trup-

pen einen großen Widerwillen gezeigt. Nun kommt aber der Befehl aus Wien, diese Theilung vorzunehmen, welches die Truppen Abends beim Verlesen (wo sie nur Seitengewehre tragen) erfahren. Im Augenblick entsteht ein großer Tumult, sächsische und preußische Offiziere werden mit Steinen geworfen, die ganze empörte Masse zieht mit gezogenem Seitengewehr nach der Wohnung des Feldmarschalls, General Müffling glaubt sie beruhigen zu können, erhält aber einen tüchtigen Stein auf die rechte Schulter, und nur seine massigen Schulterklappen erhalten ihm den Arm. Die Hausthür des Feldmarschalls wurde barrikadirt, große Steine fallen in alle Zimmer, und am Ende laufen die empörten Sachsen Sturm auf die Wohnung, und hätten den Feldmarschall massakrirt, wenn man diesen nicht schon zu einer Hinterthüre hinaus nach einem nahegelegenen Dorfe gebracht hätte. Hier wurde der Befehl an die preußischen Truppen gegeben, auf Lüttich zu marschiren." —

Blücher und Gneisenau nebst dem Generalmajor von Grolman, jetzt Generalquartiermeister, standen wie früher an der Spitze des Heers, dessen ersten Heertheil Zieten, den zweiten Pirch, den dritten Thielmann, und den vierten Bülow befehligte; von den vier früheren Befehlführern, York, Kleist, Bülow und Tauentzien, war demnach nur Bülow beibehalten, was nicht wenig Neid und Eifersucht erweckte. Sein Generalstab bestand aus dem Generalmajor von Valentini, Major von Nuits, Hauptmann von Below und Lieutenant von Trzebiatowski; seine Adjutanten waren der Major von Drigalski, und die Hauptleute von Szwykowski und von Bülow; als zur Dienstleistung ihm zugetheilt werden der Oberst von Miltitz, Major von Royer, Rittmeister Franz von Eckardstein, Hauptmann von Eichler, Rittmeister von Burgsdorf, Lieutenant von Auerswald und noch einige Andere genannt. Sein Heertheil bestand aus 4 Brigaden, befehligt vom Generallieutenant von Hake, Generalmajor von Ryssel, Generalmajor von Losthin und Oberst von Hiller von Gärtringen; die Reservereiterei befehligte der Prinz Wilhelm von Preußen, unter ihm der Generalmajor von Sydow, das Reservegeschütz der Generalmajor von Braun

und Oberstlieutenant Moritz von Bardeleben. Das Ganze betrug ungefähr 30,000 Mann.

Erst nach und nach fanden die verschiedenen Truppen, die zum Theil weite Märsche zu machen hatten, sich an den Sammelorten ein; wegen der von den niederländischen Behörden, trotz aller Einsprache des preußischen Feldherrn, sehr erschwerten Verpflegung mußten sie in weitläufige Quartiere verlegt werden, ein Umstand, der sogleich höchst nachtheilig werden sollte. Doch war die preußische Rüstung allen anderen voraus; nur das englische Heer, dem die niederländischen, hannöverschen und andere deutsche Truppen vereint waren, stand unter dem Herzog von Wellington bei Brüssel ziemlich schlagfertig da, doch ebenfalls in zu weitläufigen Quartieren zerstreut; eines von beiden, im besten Falle beide zugleich, hatten den ersten Stoß von Napoleons ganzer Macht aufzunehmen, sobald es ihm beliebte den Krieg zu eröffnen. Von dem Stande der Sachen schrieb am 19. Mai Bülow aus Lüttich: „— Bei uns ist noch alles in größter Ruhe, außer daß ein paar Patrouillen sich begegnet, wobei aber keine Händel entstanden. Napoleon ist noch immer mit einem großen Theile seiner Truppen in und bei Paris. Auf allen Straßen nach dem Innern von Frankreich sind die Brücken abgebrochen, die Wege verhauen und verdorben. Eine sehr große Parthei in Frankreich will den Herzog von Orleans zum König haben, die übrigen Bourbons sind durchaus gehaßt oder verachtet, so daß ihnen wenig Hoffnung übrig bleibt. Meine Truppen sind noch nicht alle beisammen, doch in Zeit von 8 Tagen wird alles komplet sein. Die große österreichische Armee in Schwaben ist erst den 7. oder 8. Juni ganz beisammen, weil viele Regimenter an der türkischen Gränze standen, doch ist schon ein bedeutender Theil unter Schwarzenberg bei Heilbronn zusammen. Die Russen kommen noch etwas später; vor Mitte Juni werden die Feindseligkeiten wohl nicht anfangen, wenn nicht besondre Begebenheiten sie herbeiführen; indessen ist es mehr als wahrscheinlich, daß man mit irgend einer Parthei in Frankreich unterhandelt, dennoch glaube ich wird ein Krieg nothwendig sein, um eine solche Parthei, sei sie welche sie wolle, emporzubringen.“ Am

5. Juni ebendaher: „Der König der Niederlande ist vorgestern Nachmittag hier angekommen, 20 vierschrötige Lümmel waren von der Munizipalität gedungen, um die Pferde vom Wagen zu spannen und ihn nach seiner Wohnung zu ziehen. Um 7 Uhr Abends ging ich mit den Generalen und Stabsoffizieren zu ihm, er war zuvorkommend artig und freundlich. Gestern war ich mit einigen andern zu Mittag bei ihm, sein Benehmen ist ohnerachtet seiner Königswürde wie ehedem in Berlin, er ist schwach und kleinlich; er ist ein guter Bureau-Arbeiter, aber wahrlich kein Regent. Wir haben ihm einige Wahrheiten gesagt, welche er übrigens ganz gut aufnahm." Ferner am 11. Juni: „Nach sichern Nachrichten sind in der Vendée so wie auch in Bretagne bedeutende Unruhen ausgebrochen. Nach der Vendée sind von Paris aus 25000 Mann auf Wagen transportirt, und in diesen Tagen sind alle Gendarmen aus den nahegelegenen Departements bei Mezières zusammengezogen und sollen nach der Bretagne gegen die dortigen Insurgenten marschiren. — Der größte Theil der französischen Armee steht zwischen Douay, Maubenge, Rocroy und Mezières; es sollte eine Reserve bei Guise zusammengezogen werden, allein bis jetzt ist wenig dort angekommen. Das Hauptquartier Napoleons kommt nach Laon, einem Posten, den wir ihm haben kennen lernen. Gegen den Ober- und Mittelrhein steht nur wenig, und Marschall Suchet gegen Piemont und Savoyen ist auch nur schwach; es ist indessen Zeit, daß wir uns in Bewegung setzen, damit Napoleon nicht alles was gegen ihn im Aufstande begriffen unterdrückt."

Die Sachen nahmen schnell ein ernsteres Ansehen, und vier Tage nach dem letzten jener Schreiben war die Eröffnung der Feindseligkeiten schon erfolgt. In dieser Aussicht erging aus dem Hauptquartier zu Namur am 14. Juni diese Weisung an Bülow: „Die Nachrichten, welche vom Feinde eingehen, besagen, daß Napoleon sich bei Maubeuge konzentrirt, und es scheint er beabsichtigt, die Offensive gegen die Niederlande zu beginnen. Diesemnach ersuche ich Euer Exzellenz angesichts dieses eine solche Einrichtung in der Verlegung der Truppen des vierten Armeekorps zu treffen, daß sich dasselbe

in Einem Marsche bei Hannut konzentriren kann. Blücher." Diese Nachricht traf in Lüttich Morgens um 5 Uhr am 15. Juni bei Bülow ein, der darauf unverzüglich die nöthigen Maßregeln traf, Blücher'n davon Meldung that, und an Grolman die neue Truppenverlegung einsandte.

Der Befehl sagte nicht, daß die Truppen sich bei Hannut sammeln, sondern nur daß sie so verlegt werden sollten, um mit Einem Marsche dort sich sammeln zu können. Dies war geschehen, und Bülow dachte am folgenden Tage sein Hauptquartier in Hannut zu nehmen, wiewohl er weder diesen Marsch billigte, noch überhaupt den Vermuthungen beipflichtete, die man im Blücher'schen Hauptquartier hegte. Noch nach dem Empfang obiger Weisung schrieb er am 15. Juni aus Lüttich: „Hoffentlich wird nun alles bald in Bewegung kommen, welches nothwendig, damit Napoleon nicht mehr Zeit gewinnt, die gegen ihn aufgestandenen Partheien zu unterdrücken. Im Süden von Frankreich kann man erwarten, daß ein großer Theil des Volkes sich mit den Oesterreichern verbinden werde. Napoleon ist gegenwärtig beinahe ganz in den Händen der alten republikanisch-jakobinischen Parthei. Dieses muß für ihn eine sehr üble Lage sein, da er Despot sein will und nichts weniger als Republikaner ist, überhaupt glimmt das Feuer unter der Asche, die ganze Nation ist in Gährung, eine jede Parthei nach ihrer Ansicht. — Die Herren in Namur haben auf Einmal die Angst bekommen, daß Napoleon von Maubeuge aus, wo er angekommen, und den größten Theil seiner Truppen zusammengezogen haben soll, gegen uns zur Offensive übergehen werde; ich glaube nun dieses durchaus nicht, besonders daß er es auf die Weise, wie man es vermuthet, thun wird, nämlich auf der sogenannten Römerstraße zwischen uns und den Engländern, als wohin ich morgen nach Hannut marschire. Allein durch diese unsere Bewegung wird das ganze Land zwischen der Maas und Mosel entblößt, wir werden ihn vielleicht auf den Gedanken bringen, ein Korps hier vorgehen zu lassen, um diese Provinzen zu verwüsten, über Philippeville oder Givet kann sich dieses wieder zurückziehen." Die Meinung Bülow's, Napoleon werde nicht von Maubeuge sogleich an-

greifend verfahren, war zwar in demselben Augenblick schon thatsächlich widerlegt, und sein Widerspruch gegen die Herren von Namur giebt allerdings eine unzufriedene Gereiztheit zu erkennen; allein jene Meinung hat mancherlei Gründe für sich, die auch im englischen Hauptquartiere vorwalteten, und seine Unzufriedenheit war einigermaßen berechtigt, denn das Blücher'sche Hauptquartier benahm sich äußerst zurückhaltend gegen ihn, und ließ ihn fast ganz ohne Mittheilungen, da dem Oberbefehlshaber eines Heertheils doch wohl gebührte, von den einlaufenden Nachrichten und von den Absichten und Planen des Feldherrn mitunterrichtet zu sein. Als ein besondrer Widersacher Bülow's im Blücher'schen Hauptquartier galt der General von Grolman.

Noch am 14. Juni Abends 12 Uhr erließ Blücher durch Gneisenau folgende zweite Weisung an Bülow: „Euer Exzellenz gebe ich mir die Ehre ergebenst zu ersuchen, das unter Dero Befehlen stehende vierte Armeekorps morgen als den 15. dieses bei Hannut in gedrängten Kantonirungen konzentriren zu wollen. Die eingehenden Nachrichten machen es immer wahrscheinlicher, daß die französische Armee sich uns gegenüber zusammengezogen hat, und daß wir unverzüglich ein Uebergehen zur Offensive von derselben zu erwarten haben. — — Bis auf weiteres bleibt das Hauptquartier des Feldmarschalls Durchlaucht noch in Namur; das Hauptquartier Euer Exzellenz dürfte sich wohl am zweckmäßigsten in Hannut befinden, und ersuche ich Euer Exzellenz zugleich zur Briefkommunikation einen Brief-Ordonanz-Posten in Hanret zwischen hier und Hannut aufstellen zu lassen. Gneisenau." Dieses Schreiben empfing Bülow den 15. gegen Mittag. Die Truppen waren im Marsch, aber nicht nach Hannut, sondern nach den neuen Quartieren, aus denen sie mit Einem Marsch Hannut sollten erreichen können. Es galt die Frage, was zweckmäßiger sei, die Truppen auf ihren verschiedenen Wegen plötzlich nach Hannut einlenken, wo für ihre Verpflegung nicht gesorgt sein konnte, oder sie die neuen Quartiere erreichen und von da nach Hannut marschiren zu lassen? Bülow entschied sich für das letztere, denn was hiebei vielleicht an Zeit verloren ging, wurde an Verwirrung

und Anstrengung erspart, die mit dem ersteren Fall unfehlbar verbunden waren. Doch darf man wohl annehmen, daß Bülow, hätte er gewußt, wie die Sachen wirklich standen, was man aber selbst im Hauptquartier zu Namur, wie die einander überstürzenden Befehle zeigen, nicht gleich im Ganzen erkannte, sondern stückweise nach und nach erfuhr, dann seinen Truppen keine Anstrengung würde erspart haben, um sie wenn auch noch so ermüdet an das vorgeschriebene Ziel zu fördern, obwohl dies so früh, wie man es im Blücher'schen Hauptquartier erwartete, wohl in keinem Falle möglich gewesen wäre.

Blücher schrieb auf's neue aus Namur am 15. Juni Mittags um halb 12 Uhr folgenden Befehl an Bülow: „Der Feind hat heute Morgen die Feindseligkeiten angefangen, und drängt mit Heftigkeit die Vorposten des ersten Korps auf beiden Ufern der Sambre auf Charleroi zurück. Bonaparte ist mit seinen Garden selbst zugegen. Euer Exzellenz ersuche ich daher, sobald Ihr Korps die nöthige Ruhe bei Hamut genossen hat, spätestens morgen früh mit Tagesanbruch aufzubrechen und auf Gembloux zu marschiren, auch mich von der Stunde Ihres Eintreffens genau zu benachrichtigen. Ich werde noch heute mein Quartier nach Sombref verlegen, wohin ich die ferneren Meldungen erwarte. Blücher." Grolman sagt, diesem Befehl sei ein gleicher vorausgegangen, mit dem ein Feldjäger schon früh vor 10 Uhr sei abgefertigt worden, da jedoch Bülow noch nicht in Hamut war, so sei der Befehl dort für ihn liegen geblieben, bis ein zweiter Feldjäger mit dem um halb 12 Uhr ausgefertigten Befehl dort angekommen sei, jenen noch uneröffnet gefunden und dann beide zugleich Bülow'n, der auf dem Marsche war, entgegengebracht habe. Wir haben Ursache, an jenem früheren Befehle zu zweifeln, bei Bülow findet sich nur Kunde von dem spätern. Die Sache ist nicht erheblich, außer daß sie beweist, wie leicht in solchen Erörterungen irrige Annahmen sich einschleichen, und wie schwer die unzweifelhaften Thatsachen klar herauszustellen sind. Genug, der Befehl Blücher's, mit Tagesanbruch am 16. Juni von Hamut nach Gembloux zu marschiren, traf Bülow'n erst am 16. Morgens um

5 Uhr noch in Lüttich als er eben zu Pferde stieg um nach Hannut zu marschiren, wo, wie vorausgesetzt wurde, seine Truppen schon gerastet haben sollten. Bülow sandte sogleich nach allen Seiten die dringendsten Befehle zur äußersten Beschleunigung des Marsches; allein sie waren hier noch nicht vereinigt, geschweige denn ausgeruht und zum Weitermarsch fähig, als am 16. Juni Nachmittags um 1 Uhr ein mit Bleistift geschriebener Zettel von Gneisenau daselbst einlief, also lautend: „Das vierte Armeekorps soll in seinem Marsch das Thal des Orneau und Gembloux links lassend auf der Römerstraße bis auf das Plateau bei Artelle vorgehen. Im Auftrage des Herrn Feldmarschalls. Gneisenau." Bülow erneuerte seine ertheilten Befehle, und sandte den Hauptmann von Below zu Blücher, um die eingetretenen Umstände zu erklären und weitere Befehle zu empfangen. Dieser kam Abends nach Namur, fand Blücher'n nicht mehr dort, eilte ihm nach, und traf ihn erst am späten Abend in Sombref. Die Schlacht, zu welcher Bülow hatte mitwirken sollen, die Schlacht am 16. bei Ligny, war unterdessen begonnen, geschlagen und verloren worden.

Wir sind hier zu dem Punkte gelangt, wo Bülow's Verhalten mit bitterstem Tadel gerügt worden, die schwersten Beschuldigungen erlitten hat. Grolman versicherte laut und ohne Scheu noch bei Bülow's Leben, derselbe hätte vor ein Kriegsgericht gestellt werden und den Kopf verlieren müssen, denn er habe kommen können, aber nicht kommen wollen; man führte Worte an, die er gesagt haben sollte, er werde den Teufel thun und seine Truppen opfern, um die dummen Streiche Anderer wieder gut zu machen, man erinnerte an seinen Ungehorsam gegen den Kronprinzen von Schweden; doch diesen Ungehorsam hätte Preußen ihm nicht vorwerfen sollen, sie vergaßen, daß dieser Ungehorsam einer des Vordringens und Angreifens, nicht einer des Zurückbleibens gewesen war. Auch zeigte sich in allen seinen Maßregeln das Gegentheil von bösem Willen, wir werden gleich sehen, daß er ankommt, und in welcher Bereitschaft. Grolman hat in seinen späteren Vorlesungen, die er lange nach Bülow's Ableben hielt, jene gehässigen Anschuldigungen nicht wiederholt,

er spricht gleichwohl Bülow'n nicht von jedem Tadel frei. Auch Valentini sagt: „Es gehörte der unerschütterliche und leichte Sinn des Siegers von Dennewitz dazu, um von dem Gedanken an die wahrscheinlichen Folgen wohlgemeinten Abweichens vom Buchstaben des Befehls nicht im Gemüth niedergeschlagen zu werden;" und weiterhin: „Sein glücklicher Sinn, der immer heiter in die Zukunft blickte, und keine Gefahr sah, der er nicht gewachsen wäre, hatte ihn hier zu dem Fehler verleitet, eine wichtige Sache zu leicht zu nehmen. Doch hat diese Sinnesart bei vielen andern Gelegenheiten seinen Truppen manche Mühseligkeiten, die Uebereilung, blinder Lärm und Aengstlichkeit verursachten, erspart, und sie wohlgenährt, kräftig und gutes Muthes in den Thaten erhalten, zu denen er sie führte." Diese Entschuldigungen setzen etwas voraus, was keineswegs erwiesen ist, nämlich daß Bülow auf die erhaltenen Befehle mit seinen Truppen kampffertig zur Schlacht von Ligny hätte eintreffen können. Man läßt außer Acht wie spät die Befehle ausgefertigt, wie schlecht sie befördert worden. Hier ist der Ort zu bemerken, daß Müffling, der sonst diese Geschäfte mitbesorgte, und von dem wir anerkennen müssen, daß er die Ordnung und Pünktlichkeit des Blücher'schen Hauptquartiers war, diesmal sich nicht hier, sondern bei Wellington befand. Bülow selbst sagte später zum Hauptmann von Below: „Wenn die Schlacht von Bellealliance nicht so glücklich abgelaufen wäre, würden die Herren ihr Möglichstes gethan haben, mich vor ein Kriegsgericht zu stellen, was ich indeß durchaus nicht gefürchtet haben würde."

Doch sehen wir sein ferneres Verhalten! Sobald er vernommen, daß Blücher sogleich eine Schlacht liefern wolle, was ihm übrigens eine Uebereilung dünkte, so war sein Eifer in vollster Thätigkeit. Nach allen Richtungen flogen seine Adjutanten, die marschirenden Truppen zur Eile zu treiben. Er befahl: „Was bei Hannt angekommen, soll kochen und futtern, dann sogleich auf der Römerstraße weitermarschiren." Er selbst sprengte dahin, und an der Spitze der ersten dort gesammelten Brigade zog er eiligst dem Kanonendonner zu, der dumpf schon herüberschallte. Gegen Abend erreichte er die

Gegend von Gembloux, die anderen Brigaden folgten so rasch sie konnten, aber erst am 17. war alles, nachdem schon in die Bewegung nach Wavres eingelenkt worden, wieder beisammen, nach einem unerhört anstrengenden Marsch. Mehrere Abtheilungen hatten in 16 Stunden über 9 deutsche Meilen zurückgelegt. —

In Gembloux fand er die bei Ligny geschlagenen Truppen auf dem Rückzuge nach Tilly und Wavres begriffen. Er ließ seine Truppen längs der Römerstraße streitfertig lagern, die Brigade Hake rückwärts bei Hottomont, um die Straße von Namur nach Löwen zu bewachen, welche dort die Römerstraße durchschneidet. Thielmann's Brigaden Borck und Stülpnagel konnten erst um 3 Uhr Morgens ihren Rückzug vom Schlachtfelde bewirken, Thielmann selbst kam mit den übrigen Truppen erst um 7 Uhr durch Gembloux und hielt jenseits bis 2 Uhr Nachmittags Rast. Dies konnte er wagen, weil er von Bülow benachrichtigt war, daß dieser eine Stunde hinter Gembloux lagerte. Mit Ingrimm sah Bülow die unglücklichen Folgen und vernahm er die näheren Umstände der gelieferten Schlacht, und als unerwartet sein ehemaliger Adjutant der Major von Weyrach erschien, schüttete er seinen ganzen Unmuth vor demselben aus. Dieser war jetzt in gleicher Eigenschaft bei Blücher, und von Gneisenau während der Schlacht auf den linken Flügel zu Thielmann geschickt worden, um ihn aufzufordern seinerseits anzugreifen, aber Thielmann konnte nichts ausrichten; indeß verging einige Zeit, die französische Reiterei durchbrach die preußische Linie, die Preußen mußten zurück, und Weyrach, dadurch abgeschnitten, mußte bei Thielmann bleiben, erst um 7 Uhr Morgens am 17. kam er in Melioreux wieder zu Blücher, der ihn unverweilt an Bülow sandte, um dessen Marsch nun über Walhain und Corbaix gegen Dion-le-Mont und Wavres zu leiten. Als Weyrach den General in Basse-Bodecée um halb 10 Uhr fand, freute dieser sich zwar des Wiedersehens seines ehemaligen Adjutanten, ergoß sich aber zugleich in heftige Vorwürfe und Klagen über die Voreiligkeit, mit der man ohne ihn abzuwarten eine Schlacht eingegangen sei, auf solche Weise werde das Heer einzeln aufgerieben, und andere

dergleichen Aeußerungen, die doch nur aus dem alten Vertrauen und der hohen Achtung hervorgingen, welche er für seinen ehemaligen Adjutanten hegte, und die derselbe deßhalb ruhig anhören konnte, ohne sie mit seinem amtlichen Auftrag in Verbindung zu setzen. Indeß traf Bülow nun ohne Verzug alle Anstalten zum Marsche nach Wavres, und sandte den noch rückwärtigen Truppentheilen den Befehl, ihre Richtung unmittelbar dorthin zu nehmen.

Im Blücher'schen Hauptquartier hingegen war man über Bülow sehr aufgebracht. Nur Blücher, der obschon verletzt und leidend doch nur daran dachte eine neue Schlacht zu liefern, sah in Bülow und seinen frischen Schaaren nur das, was sie morgen thun konnten, nicht was sie gestern hätten thun können; er wollte mit dem tapfern Waffenbruder nicht hadern, und meinte, dem besten Kriegsmann könne einmal solch Unglück widerfahren, wenn er aber nur das Herz auf dem rechten Fleck habe, sei es nicht von Bedeutung; Zeit und Raum immer genau zu berechnen, bekannte er, sei auch bei ihm selbst nicht die starke Seite. — Diese so schwere und wichtige Kunst sollte eben jetzt wieder in gefährliche Anwendung kommen! —

Wellington, der auch nicht im Stande gewesen war, obgleich er es versprochen hatte, am 16. Blücher'n bei Ligny Hülfe zu leisten, weil er selbst ein hartnäckiges Treffen bei Quatre-Bras zu bestehen gehabt, stand jetzt am 17. mit seiner ganzen Macht daselbst; er hatte gemeint, heute gemeinschaftlich mit Blücher den Feind anzugreifen; als er aber ziemlich spät, denn die beiderseits in der Nacht abgeschickten Offiziere waren nicht angekommen, den Unfall von Ligny und den Rückzug auf Wavres erfuhr, fand er seine Stellung bei Quatre-Bras nicht länger haltbar, sondern zog sich auf Mont-Saint-Jean zurück; hier aber wollte er, auf die unverhoffte Zusicherung Blücher's, zu einer neuen Schlacht mit seinem ganzen Heer anzukommen, diese nun annehmen und festen Fußes den Feind erwarten.

Bülow, von diesen Absichten unterrichtet und wegen ihrer Ausführung zu Rath gezogen, entwarf im Augenblick die nachfolgende bündige Disposition, die von ihn unterschrieben

und mit Blücher's Einvernehmen an Wellington gesandt wurde: „Im Fall daß die Mitte oder der linke Flügel der Wellington'schen Armee angegriffen wird, passirt das vierte preußische Armeekorps die Lasne bei Lasne, stellt sich auf dem Plateau zwischen La Haye und Aywiers auf, um sodann dem Feinde in die rechte Flanke und den Rücken zu gehen. Mein Rath ist, daß dann ein anderes preußisches Korps über Ohain geht, um den meist bedrohten Punkt der englischen Armee zu unterstützen. Ein drittes Armeekorps kann über Maransart und Sauvagemont vordringen, und den linken Flügel und den Rücken des vierten Armeekorps decken. Ein viertes Armeekorps bleibt bei Couture in Reserve. Bülow von Dennewitz." Für den kriegskundigen Leser wird es merkwürdig sein, diese Disposition Bülow's mit der von Müffling über 30 Jahre später als die seinige in seine Denkwürdigkeiten aufgenommenen zu vergleichen; sie lautet: „Vorschläge des Generalmajors von Müffling, im Auftrage des Feldmarschalls Herzog von Wellington, wie die preußische Armee in Uebereinstimmung mit der englischen Armee agiren könne, im Fall daß letztere am 18. Juni von der französischen Armee angegriffen würde.

Erster Fall. Der Feind greift den rechten Flügel des Herzogs von Wellington an. Dann kann ihn die preußische Armee über Ohain verstärken.

Zweiter Fall. Der Feind greift das Zentrum und den linken Flügel der englischen Armee an. Da würde eine Offensive der preußischen Armee, auf dem Höhenzuge, fort, am wirksamsten sein, und das schwer zu passirende Thal bei La Haye rechts liegen bleiben.

Dritter Fall. Der Feind wendet sich gegen Saint-Lambert. Dann würde der Herzog von Wellington mit dem Zentrum gegen Genappe vorrücken, und den Feind in der linken Flanke und im Rücken angreifen." — Man wird in diesen beiden Entwürfen einen nahen Bezug auf einander leicht erkennen, und das Frühere und Spätere darin dünkt uns nicht schwer zu unterscheiden.

In der Nacht vom 17. zum 18. Juni war Blücher's Hauptquartier in Wavres, die Heertheile Zieten und Thiel-

mann, die am meisten gelitten hatten, waren auf das linke Ufer der Dyle hinübergegangen, die Heertheile Pirch und Bülow lagerten noch auf dem rechten. Der Marsch zur Unterstützung Wellington's wurde in 2 Kolonnen angeordnet, die linke aus den Heertheilen Bülow und Pirch bestehend, sollte auf Saint-Lambert, die rechte, der Heertheil Zieten, über Ohain gehen, Thielmann in und bei Wavres bleiben. Bülow erhielt Befehl, mit dem Frühsten von Dion-le-Mont aufzubrechen, über die Dyle und durch Wavres in der Richtung auf Saint-Lambert vorzurücken. Die Brigade Losthin als Vorhut war kaum durch Wavres marschirt, so brach in der Hauptstraße des Ortes Feuer aus, welches längere Zeit nicht gelöscht werden konnte; die Truppen fanden Nebenwege, allein Geschütz und Pulverwagen mußten zurückbleiben, und die Versperrung der Straße verursachte großen Aufenthalt. Die Brigade Losthin kam zwar schon um 10 Uhr bei Saint-Lambert an; aber in längeren Zwischenräumen erst konnten die Brigaden Hiller und Hake, dann die Reservereiterei, und endlich als Nachhut die Brigade Ryssel folgen. Starke Regengüsse hatten die Wege verdorben, und noch immer fiel heftiger Regen, so daß die Truppen unter den größten Mühsalen nur schwierig weiterkamen, besonders aber Geschütz und Pulverwagen sehr verzögert wurden. Pirch's Heertheil, der Bülow'n folgte, erfuhr noch größere Hindernisse, indem er gegen den Feind, der auf Wavres endlich nachgefolgt war und dort lebhaft angriff, 2 Brigaden zurücklassen mußte. Sein Marsch wurde von jenseits der Dyle heftig mit Granaten beschossen. Zieten, der über Ohain gehen sollte, setzte sich erst um die Mittagszeit von Vierge in Bewegung.

Blücher hatte sich zu Bülow begeben, und war mit ihm nach Saint-Lambert vorausgeritten, mit Ungeduld das Herankommen der Truppen erwartend und beschlennigend. Um 2 Uhr Nachmittags erhielt er daselbst die Nachricht, daß Thielmann von der ganzen Macht des Marschalls Grouchy bedroht sei; der Alte ließ sich das nicht anfechten; in der Flanke beschossen, im Rücken hart bedrängt, Engwege vor sich, alles war ihm gleichgültig, er hatte jetzt nur das eine Ziel, vorwärts an den Feind zu gelangen, das im Kampfe

begriffene englische Heer zu unterstützen. Als jene Nachricht später in dringendster Meldung sich wiederholte, änderte sie nicht das Geringste in dem begonnenen Angriff.

Wir müssen jetzt auf das englische Heer und den dortigen Stand der Dinge zurückblicken, und erlauben uns hiezu eine schon frühere Schilderung zu wiederholen. Die Engländer hatten bei Quatre-Bras — heißt es in Blücher's Lebensbeschreibung — bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immerfort, der Boden war bald völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer, auf der schlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern, nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-Saint-Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend, vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellington's ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-Saint-Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles und erstreckte sich in der Richtung von Braine-la-Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroi, und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougiomont in einem Wäldchen, und links

den Meierhof la-Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroi und den Dörfern Papelotte und la-Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Weg und Feld die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte sich links, der erste, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die englische Linie andringend, der sechste, unter dem General Monton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la-Haye-sainte und das Dorf la-Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellington's der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war, und auf dieser Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder

Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la-Haye-sainte den Engländern entrissen, darauf auch das Wäldchen von Hongomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampf eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblick nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellington's erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatze erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher."

Erst um 3 Uhr waren Bülow's Truppen bei Saint-Lambert beisammen. Feindliche Reiterei, die zwischen Limale und Saint-Lambert durch die Dyle gesetzt hatte, erschien in der linken Flanke, Bülow sandte ihr 2 Regimenter Landwehrreiterei entgegen, und setzte seinen Marsch fort, durch die Engen von Saint-Lambert und Lasne möglichst rasch vorwärts, um jenseits derselben, wo die Gegend offener wurde, sich zu entwickeln. Reiterschaaren sprengten voraus nach Maransart und Leroucl, um zu erkunden ob in der linken Flanke irgendwo der Feind sich zeige; auf die Meldung, daß in dieser Richtung alles sicher sei, ging es eiligst vorwärts zum Gehölz von Frischermont, das rasch mit 2 Bataillonen Fußvolk und 1 Husarenregiment besetzt wurde. Merkwürdigerweise war der Major von Lützow vom Generalstabe mit einer Abtheilung Husaren schon Morgens um 10 Uhr in dies Gehölz vorgedrungen, ohne vom Feind entdeckt worden zu sein. Die Brigaden bildeten in breiter Front Angriffskolonnen von allen Waffen, und blieben verdeckt aufgestellt, das Herankommen der anderen Truppen erwartend.

Neue Meldung traf ein, daß Grouchy bei Wavres den

General von Thielmann heftigst angegriffen habe; der General von Pirch ließ durch den Major von Willisen anfragen, ob er unter diesen Umständen dennoch mit allen seinen Truppen seinen Marsch fortsetzen solle. Gneisenau, der die Meldung empfing, sprach einiges mit Blücher und Grolman, die in der Nähe hielten, und gab dann die entscheidende Antwort, der Marsch sei fortzusetzen, und mit aller Kraft zu beschleunigen, hier vorwärts liege die Entscheidung, das andere finde sich nachher von selbst. Darauf wandte sich Gneisenau zu Bülow mit den Worten: „Es scheint mir doch höchste Zeit, daß wir angreifen, und wenn Euer Exzellenz derselben Meinung sind, so wollen wir vorgehen." Bülow nickte mit dem Kopfe, rief einen Adjutanten, und gab seine Befehle.

Schon war es nach 4 Uhr, und keine Zeit mehr zu verlieren, wenn Wellington nicht unterliegen sollte. Nur 18,000 Mann standen erst kampfbereit, aber der Angriff mußte geschehen. Die beiden vordersten Brigaden Bülow's, bisher hinter dem Pariser Gehölz verborgen, rückten grade in die rechte Flanke der Franzosen und senkrecht auf ihre Rückzugslinie vor, und entfalteten sich in Schlachtordnung, Losthin rechts, Hiller links; Hiller besetzte in seiner linken Flanke ein Gebüsch mit 2 Füsilierbataillons. Die Franzosen stellten anfangs nur Plänklerlinien und Reiterei entgegen, doch bald erhob sich auch ein heftiges Kartätschenfeuer, aus dem die preußische Reiterei etwas zurückwich. Das Geschütz der Brigade Losthin, auf einer Höhe aufgefahren, antwortete lebhaft, zugleich drang das Fußvolk in der Richtung auf Smouhen vor, erstürmte das Schloß von Frischermont, dann auch Smouhen, und knüpfte so die erste Verbindung mit Wellington's Linie an. Müffling war hier auf Wellington's äußerstem linken Flügel voll thätigen Eifers, den Heranmarsch der Preußen zweckmäßig zu leiten, und sandte nach einander viele Offiziere ab, den Stand der Sachen nach beiden Seiten hin zu melden.

Bülow ließ hierauf die Brigade Hiller sich links ziehen, um Napoleons rechten Flügel zu umgehen; das Dorf Plancenois wurde zum nächsten Ziel gewählt. Nun rückten auch, da sich der Raum erweiterte, die beiden später ange-

kommenen Brigaden ins Gefecht; Prinz Wilhelm von Preußen füllte mit der Reiterei und ihrem Geschütz die Lücke, welche durch das Linksziehen der Brigade Losthin entstand.

In kurzer Zeit war der ganze Heertheil des Generals Mouton gegen die Preußen in's Gefecht gerückt, um nicht umgangen zu werden, zog sich die französische Linie gegen Plancenois zurück, und Napoleon sandte den General Duhesme mit 6 Bataillons junger Garde und 24 Kanonen auf den rechten Flügel Mouton's zur Verstärkung. Eine neue Meldung Thielmann's, daß er heftig gedrängt werde, hatte zur Folge, daß Blücher ihm sagen ließ, mit allen Kräften den Uebergang der Dyle dem Feinde zu wehren, und daß er Bülow'n den Befehl ertheilte rasch vorzugehen und Plancenois zu nehmen.

Bülow ließ durch Hiller das Dorf von drei Seiten mit je 2 Bataillonen zugleich angreifen; rechts und in der Mitte drang das tapfre Fußvolk unter furchtbarem Feuer in das Dorf, nahm 3 Kanonen und erstürmte den Kirchhof, aber der Feind behauptete sich in Häusern und Gärten standhaft, und sein mörderisches nahes Gewehrfeuer zwang die Preußen zum Rückzug, den ihnen feindliche Reiterei schon abzuschneiden drohte. Durch frische Bataillone verstärkt rückten sie unerschrocken zum zweitenmale vor, das Dorf wurde nun völlig erobert. Aber auch Napoleon sandte rasch Verstärkung, und die Franzosen waren wieder im Besitz; sie fochten mit solcher Erbitterung, daß ihre Plänkler bis nahe zu den preußischen Batterieen herandrangen; Reiterei brach gegen Reiterei hervor, Fußvolk auf Fußvolk, es war ein gewaltiger Kampf, der hin und her wogte, kein Theil wollte weichen.

Jetzt erst, nach 6 Uhr, kam der Heertheil von Pirch auf dem Schlachtfeld an, und seine 2 Brigaden rückten auf Bülow's linkem Flügel in's Gefecht. Vom rechten Flügel verkündete der verstärkte Geschützdonner, daß nun auch der Heertheil von Zieten mit Macht herankomme.

Da machte Napoleon einen allgemeinen heftigen Angriff. Er suchte mit aller Gewalt die Verbindung der Preußen mit den Engländern zu hindern, er ließ alles was er an Geschütz

noch verfügbar hatte nach dieser Seite aufpflanzen und ein schreckliches Feuer eröffnen, und griff zugleich die Mitte und den linken Flügel Wellington's mit Muth an; die Franzosen nahmen Papelotte wieder und suchten auch Frischermont wieder zu gewinnen. Zwischen Frischermont und Plancenois stand alles im stärksten Feuer. Als der General Durutte dann Smouhen wieder nahm, und die Engländer zu weichen begannen, auch ihre Kanonen verstummten, war die Gefahr augenscheinlich; mit dem Einrücken Zieten's in das Gefecht aber verschwand sie sogleich. Er drang gradeswegs auf Smouhen vor, und ließ 32 Kanonen in dieser Richtung feuern. Das preußische Geschütz fuhr in die Stellung der englischen Kanonen auf, die sich verschossen hatten, der Oberstlieutenant von Reiche, früher an der Spitze von Bülow's Generalstab, jetzt von Zieten's, richtete die Batterieen so, daß 2 dem Feind, der Bülow'n entgegenstand, in die linke Flanke, zwei andere dem, der den Engländern gegenüber war, in die rechte Flanke schossen.

Den vereinten Anstrengungen Bülow's und Pirch's gelang es nun auch auf dem linken Flügel den Feind gänzlich zu schlagen; Bülow selbst machte an der Spitze des 15. Fußregiments, zur Brigade Hiller's gehörig, den letzten Sturm auf Plancenois, das nun schließlich genommen und behauptet wurde. Die Franzosen wichen auf allen Seiten in größter Zerrüttung. Die Engländer athmeten wieder auf. Wellington sandte 6 Reiterregimenter vor. Alle preußischen Truppen drangen unaufhaltsam zu der Höhe von Bellealliance vor, die ihnen Blücher als allgemeines Ziel bezeichnet hatte, hier trafen auch die Sieger Blücher und Wellington zusammen, und ersterer gab der Schlacht den Namen von diesem Ort. —

Napoleon war gänzlich geschlagen, sein Heer in völliger Auflösung; bei Leipzig verlor er nur Deutschland, und behielt noch Frankreich, hier verlor er auch Frankreich und behielt nichts mehr. Wie bei Leipzig war auch hier Bülow zum entscheidenden Schluß erschienen, hatten seine Truppen den heißesten Kampf siegreich bestanden, die 7000 Todten und Verwundeten, welche die Preußen an diesem Tage hatten,

waren größtentheils von seinem Heertheil. Unter den Augen des Oberfeldherrn dessen Befehlen folgend, hatte er doch für die Ausführung immer freie Hand behalten, weder Blücher selbst noch Gneisenau hatten sich eingemischt, vielmehr rühmten beide den richtigen Blick, die ruhige Sicherheit, den unerschrockenen Muth, die in allen seinen Anordnungen, und besonders in der Verwendung der Truppen, immer vorwalteten. Jetzt dachte niemand an Vorwürfe, Blücher umarmte ihn, Wellington bot ihm und Gneisenau'n die Hand, und ertheilte, er der karg mit solchen Worten war, ihnen und den Truppen die größten Lobsprüche.

Inzwischen war es Nacht geworden. Der Feind floh mit Hinterlassung aller Kanonen, Pulverwagen, Gepäckfuhren, in schrecklichster Verwirrung. Die Engländer waren völlig erschöpft; die Preußen übernahmen die Verfolgung; Gneisenau raffte die noch frischeste Mannschaft zusammen, und eilte dem Feind auf den Fersen nach. Auf der Brüsseler Straße trafen Truppen von allen Heertheilen zusammen, die vom Bülow'schen aber waren die vordersten; die Brigade Hiller hatte von Plancenois eine zweckmäßige Richtung schräg vorwärts genommen, und schnitt dadurch einen Theil des feindlichen Nachzuges ab; das Füsilierbataillon des 15. Fußregiments nahm hiebei eine Menge von Geschütz und Gepäck, darunter mit reicher Beute den eignen Wagen Napoleons, aus dem er eiligst herausgesprungen war, um zu Pferde leichter fortzukommen. Bei Genappe wollte der Feind Halt machen, und zündete Lagerfeuer an, doch das Wirbeln der Trommeln und einige Granatwürfe ließen ihn die Flucht fortsetzen. Die Truppen marschirten die Nacht hindurch bis Mellet, wo sie am 19. Vormittags einige Stunden lagernd rasteten; Bülow ließ die Ordnung völlig herstellen, Lebensmittel herbeischaffen, Munition austheilen, der Hauptmann von Reyher stellte die Vorposten aus, sammelte Nachrichten vom Feinde, der in der linken Flanke des Heers noch eine beträchtliche Macht in dem Heertheile des Marschalls Grouchy hatte. Der Marsch wurde bald wieder angetreten und bis Fontaine l'Evêque fortgesetzt.

In der Nacht zum 20. kam von Blücher der Befehl, eine

ſtarke Vorhut jenſeits der Sambre auf Thuin vorzuſchicken, was Bülow durch Sydow's Reiterbrigade und 4 Bataillons ausführen ließ. Bülow ſelbſt marſchirte am 20. nach Colleret; ihm wurde noch eine Brigade vom Heertheile Pirch's überwieſen, um die Feſtung Maubeuge auf beiden Ufern der Sambre einſchließen zu können. Am 21. gelangte Bülow bis Merville, am 22. nach Fesmy und Hanappe, die Reiterei bis Cateau-Cambreſis; Avesnes wurde beſchoſſen und ergab ſich.

Da Blücher und Wellington am 23. beſchloſſen, mit den vereinigten Heeren gradezu nach Paris vorzugehen, ſo wurde den Truppen ein Ruhetag gegönnt, dann aber der Marſch unaufhaltſam fortgeſetzt. Bülow hielt während deſſelben gute Mannszucht, und jede Plünderung oder Mißhandlung der Einwohner wurde ſtreng beſtraft.

Am 24. Juni ging die Vorhut bis Fontaine-Notre-Dame, Saint-Quentin wurde durch Sydow ſchnell beſetzt. Am 25. in aller Frühe brach die mit 1 Huſarenregiment verſtärkte Vorhut wieder auf, und gelangte nach Juſſy; Bülow ließ alle Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen dicht folgen, um ſogleich zur Hand zu ſein. Am 26. machte er den Truppen bekannt, die eingetretenen ſtarken Märſche ſeien zur Erreichung eines entſcheidenden Ergebniſſes nothwendig, ſie möchten daher muthig ausdauern, den Befehlshabern ſchrieb er vor, dieſen Zweck ſtets im Auge zu haben, ſonſt aber den Soldaten alle Erleichterung zu gewähren. Die Märſche betrugen 3, 4 bis 5 deutſche Meilen. Erſt am 27. ſtieß man wieder auf den Feind. Sydow kam den Franzoſen in Eeil zuvor und behauptete die Brücke über die Oiſe. An demſelben Tage hatte Bülow den Major von Blankenburg über Pont-Saint-Maxence mit einem Regiment pommerſcher Landwehrreiter nach Senlis vorgeſchickt, wo er Abends um 9 Uhr eintraf und ſeine Leute abſitzen und füttern ließ, da ſprengte plötzlich Kellermann mit einer Brigade franzöſiſcher Küraſſiere auf den Markt; Blankenburg warf zwar den erſten Anfall tapfer zurück, mußte dann aber doch der Uebermacht weichen, und ſich wieder gegen Pont-Saint-Maxence ziehen. Gleich traf auch die zweite Brigade

Kellermann's ein, aber auch schon die Vorhut Bülow's, und nun zog der Feind, der nur weitermarschiren wollte, eiligst ab nach Gonesse.

Dahin folgte die Vorhut rasch am 28. Juni. Der Heertheil Zieten hatte ein Gefecht bei Nanteuil, der von Pirch eines bei Villers-Cotterets. Der Prinz Wilhelm stieß mit seiner Reiterei Nachmittags auf die französischen Truppen, die im Rückzuge von Nanteuil begriffen waren, er griff sie unverzüglich an, der Rückzug wurde Flucht, und die Preußen machten gegen 2000 Gefangene.

Bülow's Truppen waren an der Spitze des Heers, die nächsten an Paris. Am 29. Juni standen sie vor Saint-Denis, welches aber vom Feinde stark besetzt und nicht angreifbar war. Bülow besetzte das Dorf le-Bourguet, und näher an Saint-Denis das Dorf la-Cour-neuve. Am folgenden Tage ritt er mit einer Reiterschaar in aller Frühe weit vor gegen die feindlichen Posten, um die Stellung und Stärke des Feindes hinter dem Kanal von Saint-Denis und auf dem Montmartre genauer zu erkunden. Zu demselben Zweck ließ er noch vor Tagesanbruch Auberdilliers durch Sydow mit 10 Bataillons und 2 Reiterregimentern angreifen; der Feind floh und hinterließ 200 Gefangene. In der linken Flanke hinter dem Ourcq zeigte sich viel feindliches Fußvolk und Kanonen, die ein lebhaftes Feuer machten, doch ohne zu schaden. Hiller machte unterdeß mit 6 Bataillons 1 Reiterregiment und 6 Kanonen einen Versuch gegen Saint-Denis; aber Nachmittags brach der Feind in Stärke hervor, griff hitzig an, und wurde erst nach scharfem Plänkler-Gefecht hinter seine Schanzen und Verhaue zurückgedrängt. Sydow mußte nachher rechts auf Argenteuil marschiren, um die Verbindung mit Thielmann zu unterhalten, der dorthin vorrückte.

In der Nacht zum 1. Juli verließ Bülow seine Stellung, in welche englische Truppen einrücken sollten, und marschirte über Dugny und Pierrefite nach Argenteuil, im Vorbeimarsche Saint-Denis mit seinem Geschütz begrüßend, dann nach Saint-Germain, und am 2. Juli nach Versailles, wo die Truppen ein Lager bezogen.

Die Uebergabe von Paris erfolgte am 4. Juli, das wieder angesammelte französische Heer mußte hinter die Loire zurückgehen. Napoleons Sturz war zum zweitenmal und diesmal unwiderruflich entschieden. Die Verhandlungen über den Frieden begannen; die Wiederkehr der Bourbons konnte nicht hindern, daß die Verbündeten diesmal strengere Bedingungen setzten, erhielt jedoch Frankreich im Besitz der ursprünglich deutschen Provinzen, auf welche die Vaterlandsfreunde vergeblich Anspruch machten. Bülow schrieb am 4. Juli aus Versailles an seine Frau: „Ich eile Dir die Nachricht mitzutheilen, daß Paris nebst den Resten der französischen Armee heute früh kapitulirt hat, mithin der Krieg beendigt ist, indem wahrscheinlich noch heute oder morgen Ludwig der Achtzehnte abermals proklamirt werden wird. — Ob eine richtige Relation von der Bataille am 18. erscheinen wird, daran zweifle ich: ich lege Dir daher ein Pariser Blatt bei, worin die Wellington'sche Relation steht, so wie sie in den englischen Blättern bekannt gemacht ist."

Bülow's Heertheil sollte die Ehre des Einzugs in Paris haben, wo schon der von Zieten eingerückt war. Am 9. Juli früh um 6 Uhr brach er von Versailles auf, der Prinz Wilhelm von Preußen nahm die Vorhut, dann folgte die Reservereiterei, dann die übrigen Brigaden. Die Truppen kehrten am 11. und 12. nach Versailles und Rambouillet zurück, wo sie in weite Quartiere verlegt wurden.

Erst in Paris empfing Bülow eine Königliche Kabinetsordre, die schon unter dem 29. Juni aus dem Hauptquartier Weißenburg an ihn war erlassen worden. Sie lautete: „Da es meine Absicht ist, daß der Kronprinz den jetzigen Krieg mit dem größtmöglichsten Nutzen für seine militairische Ausbildung mache, so habe ich beschlossen ihn zu diesem Behuf zum 4. Armeekorps zu senden, und wünsche, daß Sie sich damit beschäftigen mögen, die Erfahrungen und Vorfälle des Krieges für ihn so lehrreich als möglich werden zu lassen. Ich erwähle Sie hierzu in der Ueberzeugung, daß der Kronprinz unter Ihren Augen und Ihrer Anleitung mit wahrem Nutzen, und aus großen seinem künftigen Beruf entsprechenden Gesichtspunkten, den Krieg kennen lernen wird. Ich

brauche es Ihnen aber gewiß nicht bemerklich zu machen, wie nöthig es ist, die genaue Kenntniß des Materiellen der Kriegführung, der Armee-Einrichtungen und des Felddienstes unter allen Beziehungen erst vorangehn zu lassen, ehe der Kronprinz zur Beurtheilung des Krieges im Großen geleitet werde, weil diese ohne Kenntniß der Elemente der Kriegführung nicht möglich ist. Ich überlasse es ganz Ihrer Beurtheilung, den Kronprinzen durch Aufträge, Expeditionen, welche seinen Kenntnissen und seiner Erfahrung angemessen sind, Führung von Truppenabtheilungen u. s. w. für seine künftige Bestimmung vorzubereiten, und je thätiger Sie ihn beschäftigen wollen, desto nützlicher werden die Folgen für die Ausbildung des Prinzen sein. Ich empfehle Ihnen deßhalb diese mir sehr wichtige Angelegenheit zur vorzüglichsten Sorgfalt und Bemühung, und werde darin gern ein neues Verdienst erkennen, welches Sie sich um mich und den Staat erwerben." Nichts konnte für Bülow ehrenvoller und schmeichelhafter sein, als dieses Vertrauen, das der König nicht nur in seine Kriegstüchtigkeit, sondern auch in seinen Karakter setzte; da jedoch der Krieg so gut wie beendet war, so fehlte schon die Gelegenheit, den vom König ertheilten Vorschriften in vollem Umfang zu genügen.

Gleich darauf erhielt er einen neuen Beweis der anerkennenden Achtung und des besonderen Wohlwollen, welches der König ihm hegte, durch folgendes Kabinetsschreiben vom 11. Juli, das ihn zum Inhaber eines Regiments ernannte: „Ich wünsche Ihnen für den wichtigen Antheil, welchen Sie an dem glänzenden Siege vom 18. vorigen Monats gehabt haben, und durch den Sie zu Ihrem früheren Verdienste um das Wohl des Vaterlandes ein neues eben so großes erworben haben, auch einen neuen Beweis meiner dankbaren Anerkennung zu geben, und habe deßhalb Sie zum Chef des fünfzehnten Infanterieregiments, welches an jenem Tage, wie mir gemeldet worden ist, sich sehr ausgezeichnet betragen hat, ernannt, mit der Bestimmung, daß das Regiment hinführo nächst seiner früheren Benennung Ihren Namen führen soll, in der Art, wie es bei den übrigen Regimentern, welche Chefs haben, bestimmt ist. Wenn ich hierdurch Ihre Ver-

dienste nicht belohnen kann, so werde ich sehr gern jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen meine besondre Erkenntlichkeit noch zu bethätigen."

In dieser Zeit war eine große Aufregung in Paris wegen des von Blücher ertheilten Befehls zur Sprengung der Brücke von Jena. Blücher und seine Gleichgesinnten wollten von keiner Schonung Frankreichs und der Franzosen wissen, sie begehrten Vergeltung für den Uebermuth und die Gewaltthaten, welche so lange Zeit auf den anderen Völkern gelastet hatten, sie wollten vor allem das Denkmal vernichtet sehen, welches dem vaterländischen Unglück der Schlacht von Jena in dieser nach ihm benannten Brücke war errichtet worden. Nicht die anderen Verbündeten dachten so streng, auch nicht die Preußen alle, es erhoben sich viele Stimmen gegen ein Vorhaben, das weder den vorwaltenden Gesinnungen noch selbst den Verträgen gemäß erschien, und man berief sich auf die vorauszusehende Mißbilligung selbst des Königs, der jeden Augenblick in Paris erwartet wurde. Der Gesandte Graf von der Goltz, ehemals Blücher's Adjutant, Alexander von Humboldt und Andere hatten in diesem Sinne dringende Vorstellungen gemacht; zu ihnen gesellte sich nun auch Bülow, der schon bisher mit dem Blücher'schen Hauptquartier sich in manchem Gegensatz befunden hatte, und schrieb an Blücher folgenden Brief: „Euer Durchlaucht werden es mir verzeihen, daß ich über einen Gegenstand, der in Ansehung unserer Verbindungen mit anderen Mächten von Folgen sein kann, vertraulich meine Meinung sage. Es betrifft die Sprengung der Brücke von Jena. Kunstwerke zu vernichten, wenn nicht ein wesentlicher Zweck dadurch erreicht wird, kann man im Allgemeinen nicht billigen, und so ist es wohl hier der Fall: denn ich bin fest überzeugt, daß nicht allein dieser Schritt von unsern Alliirten, sondern auch von unserem Monarchen selbst gemißbilligt werden wird. Nach meiner Meinung muß man die Inschriften, welche die Arroganz Napoleons hervorgebracht, vernichten, das Werk selber aber nicht. Der Karakter unserer Nation erscheint größer und edler, wenn man über so etwas sich hinwegsetzt. Wir haben so viel Großes gethan, daß wir auf die Prahlerei und Eitel-

keit anderer Völker nicht achten dürfen, wohl aber bleibt es gefährlich, den Haß der Nationen sich zuzuziehen. Paris, den 10. Juli 1815. Morgens halb 9 Uhr." Der Widerspruch aber spornte nur den Eifer, die Befehle zur Sprengung wurden nur strenger wiederholt. Die Ausführung jedoch mißglückte, ein ungeschickter Versuch that wenig Schaden, und nach dem Eintreffen des Königs war von der Sache nicht mehr die Rede. —

Da die Friedensverhandlungen sich in die Länge zogen, und die Verpflegung der großen Heeresmassen, welche nach und nach in Frankreich eingerückt waren, der Hauptstadt und Umgegend allzuschwer fiel, so wurde beschlossen die kriegerische Besetzung über weitere Landesstrecken auszudehnen. Den Preußen wurden die nordwestlichen Departements angewiesen. Bülow's Hauptquartier blieb noch bis zum 18. Juli in Versailles, die Truppen aber setzten sich schon am 13. in Marsch nach Chartres, wo Bülow selbst am 19. eintraf, und hier bis zum 24. September blieb. Der König der Niederlande sandte ihm hieher das Großkreuz seines neugestifteten Wilhelmsordens. Aus dieser Zeit des Aufenthalts in Chartres sind ein paar Briefe an seine Frau erhalten, die wir als sprechende Zeugnisse seines Wesens und Lebens hier mittheilen. Am 5. August schrieb er: „Vorgestern haben wir hier das Geburtsfest des Königs sehr feierlich begangen, und zwar in folgender Art. Die hier und in der Nähe stehende Brigade hatte sich um 9 Uhr nahe der Stadt auf einer Wiese versammelt, wo Gottesdienst gehalten wurde, sodann Vorbeimarsch. Auf einer sehr schönen, mit hohen Bäumen besetzten Promenade waren für die hier im Orte stehenden beiden Bataillone und eine Batterie Tische gesetzt, welche um 1 Uhr servirt wurden; die Offiziere setzten sich mit zum Essen, ich nahm auch Theil daran, und brachte die Gesundheit des Königs unter dem Donner der Batterieen aus. Die Soldaten hatten Suppe, Fleisch mit Gemüse, Braten mit Salat, und Wein; unsere Leute waren überaus lustig, dennoch hatte sich keiner betrunken, obgleich sie unter gewaltigem Jubel mich und alle Generale hochleben ließen.

Das Zuströmen des Volkes war außerordentlich, und den Franzosen selbst gefiel dieses Fest."

Wie der Jahrestag von Dennewitz gefeiert worden, berichtet er am 8. September: „Seit mehreren Tagen bin ich abgehalten worden an Dich, meine gute Pauline, zu schreiben; die Ursach ist, daß meine Umgebung mir am 6. dieses, als an dem Jahrestag von Dennewitz, ein großes Fest geben wollte; um dieses ausführen zu können, fanden sie es für nöthig mich zu bewegen ein paar Tage abwesend zu sein, damit Inmins das Nöthige veranstalten könne, weßhalb bei La-Louppe am 5. eine große Jagd veranstaltet wurde; den 6. Morgens abermals ein Treibjagen nach der Gegend des Schlosses Villebois hin, wo das Fest veranstaltet war. Villebois ist ein sehr großes altes Schloß, die ehemalige Residenz des Herzogs von Sully. Das Zimmer, worin Sully gestorben, ist noch ganz so eingerichtet wie bei seinem Tode, das Sterbebette mit allen Möbeln, auch das Zimmer Heinrichs des Vierten, der hier sich zum öftern aufgehalten, ist noch ganz so wie er es bewohnt hat. Gegen 3 Uhr kam ich von der Jagd hier an, zu meinem Aerger (denn Du weißt, ich kann den Bombast nicht leiden) fand ich an einem errichteten Triumphbogen alle Generale und beinahe alle Stabsoffiziere des Korps, so wie die Subalternen des nahestehenden Regiments und die Adjutanten der Generale, versammelt; es versteht sich also, daß ich gute Miene machen mußte. Ich ging mich im Zimmer Heinrichs des Vierten umzukleiden; wie ich fertig war, und die antiken Säle des Schlosses besah, kam der Prinz Wilhelm von Paris an, um auch Theil an diesem Tage zu nehmen. Um halb 4 Uhr setzten wir uns zu Tisch; in der obern Galerie, wo ich mit dem Prinzen war, eine Tafel von 90 Couverts; unten im Saal annoch 40 bis 50 Couverts; einige Franzosen, Gutsbesitzer der Gegend, waren eingeladen, und 4 Damen waren auch zum Fest gekommen, dinirten aber in einem separaten Zimmer; gegen Ende der Tafel kamen sie zu uns. Inmins hatte sich in seiner Größe gezeigt, es war alles außerordentlich gut, es wurde sehr gut getrunken, die Gesundheiten unter Kanonenfeuer. Nach Tische tranken wir mit den Damen

Kaffee; so wie es dunkel wurde, war eine sehr schöne Erleuchtung, nämlich: vor dem Schloß ein großer runder Platz, wo die Orangerie erleuchtet war, dann der Triumphbogen, die ganze Allee durch aufgestellte Pyramiden, am Ende derselben ein dazu errichtetes Portal; das Ganze machte einen sehr schönen Effekt. Um 9 Uhr fuhren wir nach Chartres zurück. Junius will durchaus, daß ich an Dich seinen Küchenzettel schicken soll, ich lege ihn bei; denn nach seiner Idee spielt er bei diesen Gelegenheiten die Hauptrolle. — Beiliegend übersende ich Dir die Antwort des Finanzministers, welche ich bitte an Hrn. Wendland und Siebrodt mitzutheilen; die Sache wird wohl in's Reine kommen, dann noch eine Antwort von Hardenberg, welche ich bitte nach Grünhof an Oberamtmann Lobach zu schicken. Das Wichtigste ist aber, daß der König sich erklärt hat, noch eine abermalige Dotation für diesen Krieg zu geben, wahrscheinlich in Gelde und nicht in Gütern, unsere Mädchens werden also noch genug bekommen, denn wir werden auf diese Weise reiche Leute; geizig wollen wir indessen nicht werden, sondern auf einem recht anständigen Fuß leben. — Seit gestern ist es hier so kalt, daß ich ein wollenes Kamisol angezogen, und mir beim Schreiben die Finger frieren; da Du um 6 Grad nördlicher lebst, so wird es gewiß nicht warm bei Dir sein; man könnte sehr gut Kaminfeuer vertragen. Ist die schöne Flinte und das Sevre-Porzellan noch nicht angekommen? Was machen die Kinder? Ich hoffe es geht Alles gut. Sage meinem Bruder, daß er die andere Lütticher Doppelflinte nehmen möchte, ich bringe noch zwei vortreffliche mit, auch ist ein Hühnerhund aus England verschrieben. — In Ansehung des Soldes und der Bekleidung unsrer Armee ist mit den französischen Ministern abgeschlossen, sie zahlen hiezu an uns 47 Millionen Franken, die Kriegessteuer ist separat. Man glaubt nun, daß gegen den 20. dieses alles beendigt sein wird, und daß wir dann uns in Bewegung setzen werden, da ich denn die meinige unaufhaltsam bis Königsberg fortsetzen werde. Lebe wohl, gute liebe Pauline."

Unter anderen Besuchen empfing Bülow in Chartres auch den eines Generals, der den Ruf eines wunderlichen

und queren Kopfes hatte. Bülow und er waren ehemals gute Kameraden gewesen, hatten einander aber lange nicht gesehen, und in ihrer Denkart eine sehr verschiedene Richtung genommen. Als bei der Mittagstafel die Rede auf die Konstitution kam, welche Preußen bekommen werde, und einige Stimmen deren Gewährung bezweifelten, sagte Bülow mit strengem Ernst: „Die Konstitution müssen wir bekommen, der König hat sie versprochen, sein Wort muß er halten.“ Jener jedoch, der es liebte, auffallende Dinge zu reden, und bei den Zuhörern Erstaunen zu erwecken, rief lachend aus: „Wenn ich König wäre, so sollten meine Unterthanen nicht mucksen, und wenn ich ihnen das Fell über die Ohren zöge!“ Da sprang Bülow zornig auf, und sich verbeugend schrie er den Mann grimmig an: „Daß es hier nicht richtig — auf die Stirn deutend — wußt' ich lange, daß aber auch hier — auf die Brust schlagend — nichts ist, das erfahr' ich jetzt erst!“ Alle Anwesenden verstummten in Schreck und Verlegenheit; man sah peinlich einer blutigen Entwickelung entgegen; doch glücklicherweise gelang es einem der Gäste, den heftigen Auftritt in Spaß und Lachen zu verkehren, Bülow stimmte gleich ein, und der Gescholtene mußte sich damit beruhigen, daß die Sache unter Kameraden beim Glase Wein vorgefallen, und nicht als Beleidigung gemeint gewesen sei. Für Bülow's freie Denkart und mannhafte Offenheit aber ist dieser Zug so bezeichnend als ehrenvoll. —

Der Prinz Wilhelm von Preußen, im Begriff von Paris nach Berlin zurückzukehren, wollte von dem Heere nicht scheiden, ohne dem tapfern General, unter dessen Befehlen er gestanden, ein herzliches Lebewohl zu sagen. Zugleich hatte er demselben eine militairische Bitte vorzulegen, die hier eine gute Stätte finden mußte. Das Schreiben, vom 24. September, welches für beide, sowohl für den Prinzen als für Bülow ein höchst ehrenvolles Zeugniß ist, lautet wie folgt: „Da der Frieden dieser Tage geschlossen werden soll, so habe ich dem Könige um die Erlaubniß gebeten, die Armee zu verlassen, und nach Berlin zurückkehren zu dürfen, beides hat derselbe bewilligt, und verfehle ich daher nicht, solches Euer Exzellenz hiermit anzuzeigen. — Vergönnen Sie mir,

Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen innigsten Dank auszudrücken für die Freundschaft und Güte, womit Sie mir, die Zeit als ich das Glück hatte unter Ihrem Kommando zu stehen, fortwährend behandelten, das Andenken daran wird nie aus meinem Gedächtniß verschwinden; gewiß nie werde ich vergessen, daß es mir erlaubt war in einem Korps zu dienen, welches so viel zur glücklichen und glorreichen Beendigung dieses weltgeschichtlichen Krieges beigetragen hat. — Zum Besten meines Vaterlandes — und, erlauben Sie es mir hinzuzufügen, zu meiner eigenen Zufriedenheit — wünsche ich Euer Exzellenz Glück, Gesundheit und Freude aller Art bis in Ihr spätestes Alter, in dem Kreise Ihrer Familie wie an die Spitze der Armeen. — Indem ich aus dem tapfern vierten Armeekorps scheide, begleitet mich nur Ein trauriges Gefühl; ich sehe eins der meinem Kommando untergebenen Regimenter vor den Augen der ganzen preußischen Armee herabgewürdigt, ich sehe es ausgeschlossen aus der Reihe der übrigen, denen die Ehre zu Theil geworden ist eine Estandarte zu erhalten. — Es ist freilich leider wahr, das zweite schlesische Husarenregiment hat am 18. Juni einen unglücklichen Angriff auf feindliche Kavallerie gemacht gleich zu Anfange der Schlacht, es hat aber nachher an demselben Tage eine unerschütterliche Tapferkeit bewiesen, es hat sich bei jeder anderen Gelegenheit brav benommen, — warum also den einen Augenblick so strenge bestrafen, und die anderen Tage des Ruhms und der Ausdauer in Gefahren und Beschwerden vergessen? Es ist die ganze Kavallerie von der Armee Euer Exzellenz, die Sie durch mich bittet sich eines Regimentes gütigst anzunehmen, das mit dem Siegel der Königlichen Ungnade gezeichnet worden ist. — Das Korps Euer Exzellenz hat es wohl bei Bellealliance verdient, daß es seine Kavallerie von der Schande befreit sehe, womit der Feldmarschall Blücher die Reiterei, welche bei Ligny ihre Schuldigkeit nicht that, bedeckte. Euer Exzellenz haben dreimal Berlin gerettet, Sie haben Holland erobert, diesen Krieg bei Bellealliance entschieden, der König kann Ihnen die Bitte nicht abschlagen, dem zweiten schlesischen Husarenregimente zu verzeihen. — Euer Exzellenz empfehle ich mich nochmals bestens, erhalten

Sie mir stets die gütigen Gesinnungen, welche Sie bisher für mich gezeigt haben. — Gott schütze Sie! Ewig Ihr wahrer und dankbarer Freund und Gevatter Wilhelm Prinz von Preußen.“ Der Ausdruck Gevatter hat hier die doppelte Beziehung, daß Bülow bei des Prinzen am 18. Juni gebornen Tochter Elisabeth, der Prinz hinwieder bei Bülow's am 5. Juli gebornen jüngsten Tochter Pathe war.

In Aussicht auf den nahen Abschluß des Friedens setzten auch schon die Truppen sich zum Rückmarsch in Bewegung. Bülow kam im Anfang des Oktobers wieder nach Paris, wo der König ihm durch ein Kabinetsschreiben vom 3. Oktober nochmals den verbindlichsten Dank ausdrückt, und ihm überläßt, nach dem Abmarsch und der demnächstigen Auflösung des bisher unter seinem Befehl gestandenen Heertheils wieder seine vorige Oberbefehlshaberschaft in Preußen zu übernehmen. Ferner empfing er unter dem 15. Oktober ein Geschenk von 25,000 Thalern. —

In oder vielmehr bei Paris war Bülow in dem Schlößchen Lagrange einquartiert, bei dem Marquis de Lafayette, der in der französischen Revolutionsgeschichte eine so große Berühmtheit erlangt hatte. Hier kam es nicht auf politische Denkart an, sondern nur auf edle Bildung und feine Sitte, daher entstand bald das freundlichste Vernehmen, und Bülow fand in dem Umgang mit der liebenswürdigen Familie, die gleich ihm die Musick liebte und ausübte, das angenehmste Behagen. Auch Alexander von Humboldt sah ihn hier oft, und freute sich des vaterländischen Helden, der durch Geist und Anmuth auch in friedlichen Verhältnissen glänzte. —

Die Unterhandlungen dauerten noch länger fort, und somit auch der Aufenthalt Bülow's in Paris. Als letzten Brief von dort an seine Frau finden wir folgenden vom 29. Oktober: „Du erhältst noch immer etwas aus Paris, indessen wird nun trotz des langsamen Ganges der Unterhandlungen unser Abmarsch in diesen Tagen erfolgen. Die Disposition des Rückmarsches ist bereits sämmtlichen Armeekorps zugefertigt, und spätestens den 4. November werden alle Verhandlungen geschlossen sein. Vorgestern habe ich der

Sitzung des gesetzgebenden Korps beigewohnt, es wurde über ein zu gebendes Gesetz betreffend die Sicherheit des Staates, der Person des Königs und der Königlichen Familie gegen intendirten Aufruhr debattirt. Mehrere sprachen recht gut; einigemal entstand Lärm, und der Präsident mußte Ordnung gebieten. — Die Catalani habe ich in der großen Oper Semiramis und gestern in der Jagd gehört. Sie ist die größte Künstlerin, die ich in diesem Fach kenne, vortreffliche Sängerin und ganz vortreffliche Schauspielerin, besonders im Hochtragischen. So lange ich hier bleibe, versäume ich keine ihrer Vorstellungen." —

Bülow's Truppen waren auf dem Rückwege von Chartres am 11. Oktober wieder durch Paris gezogen, und marschirten dann über Meaux, Chalons und Mainz nach Frankfurt am Main. Bülow selbst hatte sich unterwegs wieder bei ihnen eingefunden. In Frankfurt am Main widerfuhr ihm die Widerwärtigkeit, daß daselbst im Schauspielhause eine Ungebühr verübt wurde, an der auch Offiziere seiner Truppen sollten Theil genommen haben. Höchst verletzt durch diesen Vorgang erließ er gleich am 14. Dezember einen strengen Tagesbefehl, welcher so beginnt: „Je mehr ich bisher Ursache hatte, mit dem Benehmen des Korps in jeder Hinsicht zufrieden zu sein, je mehr es mich erfreute, dem Vaterlande Truppen zurückzuführen, die sich sowohl auf dem Schlachtfelde als bei den friedlichen Einwohnern, selbst auf fremdem Gebiete, hohe Achtung erworben haben, mit desto größerm Unwillen habe ich das Betragen erfahren, welches sich einige Offiziere des Korps gestern im Schauspielhause erlaubt haben. Von preußischen Offizieren, denen nach ihren Dienstpflichten die Beobachtung des höchsten Anstandes und der sittlichsten Bescheidenheit geziemt, hätte ich nie erwarten sollen, daß sie an einem öffentlichen Orte sich auf eine solche Weise betragen, aller Ordnung Hohn sprechen, und die Achtung für Damen, die eines jeden Ehrenmannes heilige Pflicht ist, ganz aus den Augen setzen könnten. Ich werde diesen Vorgang aufs genaueste untersuchen und auf das strengste ohne Ansehn der Person bestrafen." — Er spricht dann die Hoffnung aus, daß dergleichen nie wieder vorfallen

werde, und macht allen höheren Befehlshabern zur Pflicht, alle etwanigen Vorgänge der Art sogleich zu seiner Kenntniß zu bringen, weil er es sich selbst vorbehalten wolle die Untersuchung und Bestrafung zu verfügen. Die ganze Sache soll sich indeß minder erheblich erwiesen haben, als sie zuerst vorgestellt worden war. —

Der Marsch wurde über Fulda und Erfurt nach Leipzig fortgesetzt, wo Bülow am 27. Dezember von seinen Truppen, die darauf nach Wittenberg marschiren und von dort nach verschiedenen Richtungen sich vertheilen sollten, durch folgenden Tagesbefehl Abschied nahm: „Kammeraden! Von den Gefilden ab, wo vor zwei Jahren den großen Kampf für Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit wir siegreich bestanden, trennt sich unser bisheriger Verein, und auf den verschiedenen in die Heimath führenden Straßen kehrt ihr in den Schoß des dankbar euch erwartenden Vaterlandes zurück. — Mir, dem es beschieden war, an eurer Spitze den Ruhm zu theilen, den ihr euch in diesem denkwürdigen Feldzuge erwarbt, gebieten Pflicht und Neigung, bei unserem Auseinandergehen euch den herzlichsten Dank für die Liebe und das Vertrauen zu sagen, von dem ihr mir so vielfache, so sprechende Beweise gegeben habt. — Ich zolle diesen Dank zunächst den Herren Generalen und Brigadekommandeuren, deren Umsicht, Entschlossenheit und Thätigkeit so viel zu dem glücklichen Erfolge beitrug; ich widme ihn gleichfalls den Herren Regiments-Kommandeuren und allen übrigen höheren und niederen Offizieren, deren Beispiel und rastloser Eifer nicht minder die siegreiche Entscheidung herbeiführte; ich sage ihn allen Unteroffizieren und Gemeinen, deren Muth und Ausdauer jedes Hinderniß überwand. — Heil unserem Herrscher! Heil dem deutschen Volke! dessen heilige und gerechte Sache von den Söhnen des Vaterlandes so muthig vertheidigt wird. Heil auch euch, meine Waffenbrüder! daß ihr mit dem Bewußtsein in eure Heimath zurückkehren könnt, zu denen zu gehören, die nun zum zweitenmale Europa den Frieden erkämpften. — Den Lohn eurer Thaten gewährt euch die Zufriedenheit unseres erhabenen Monarchen, der Dank des Vaterlandes, die Achtung der Mit- und Nachwelt. Erfreut

euch dieser schönen Ueberzeugung bei dem Rücktritt in den friedlichen Kreis unsrer übrigen wackern Mitbürger, mit der Bescheidenheit, die dem verdienstvollen und erfahrenen Krieger geziemt; und wenn einst wieder das Vaterland eures Schutzes bedarf, so sei sie euch ein Sporn, um auf's neue zu bewähren, daß Einheit, Muth und Ausdauer uns stets zum Siege führen werden. — Lebt wohl! Erhaltet mir euer Andenken, und seid des meinigen, so wie meiner aufrichtigen Achtung und Anhänglichkeit, stets fest versichert. Graf Bülow von Dennewitz."

Er selbst eilte über Berlin, wo er nur so lange blieb als erforderlich war um dem König und der Königlichen Familie aufzuwarten und einige Freunde zu sehen, der alten theuren Heimath zu. Am 11. Januar 1816 kam er in Königsberg an. Er fand hier die geliebte Gattin wieder, und mit den anderen theuren Kindern eine Tochter, die er noch nicht gesehen hatte. Die Einwohner hatten seine Wohnung festlich geschmückt, der Oberbürgermeister und Abgeordnete der Stadt ihn feierlich eingeholt und ihm ihre Glückwünsche dargebracht, unter begeistertem Jubelgeschrei und dem Blasen vorreitender Postillone fuhr er in die Stadt. Am 14. Januar machte er seine Wiederkehr durch folgende schlichte Anzeige bekannt: „Der so glücklich erkämpfte Friede hat mich wieder zu dem mir von des Königs Majestät anvertrauten Generalkommando von Ost- und Westpreußen und Litthauen zurückgeführt, und hiedurch einen meiner liebsten Wünsche verwirklicht. Indem ich sämmtlichen Bewohnern dieser Provinzen meine Ankunft hiedurch bekannt mache, bitte ich sie um das mir früher so ehrend bewiesene Vertrauen, dessen Erhaltung stets mein Bemühen und meine Belohnung sein wird."

Die Stadt wollte ihm aber noch ein besonderes Fest geben, und wählte dazu den Jahrestag der preußischen Krone den 18. Januar. Oberbürgermeister und Magistrat erschienen in feierlichem Zuge und überbrachten ihm einen kostbar ausgestatteten Ehrenbürgerbrief nebst anderen Darbietungen; Festtafel und Ball fehlten nicht, Weiheschriften und Gedichte, von Raphael Bock, von Ludwig von Baczko und Anderen,

wurden vorgetragen. Die Universität erließ an ihn eine in prächtigem Latein abgefaßte Beglückwünschung und schrieb ihn unter ihre Ehrenmitglieder ein. Vom Könige kam ein huldreiches Schreiben aus Berlin nebst dem Geschenk eines Brustbildes Napoleons aus der Porzellanfabrik von Sevres.

Für den ruhmvollen Kriegshelden schien sich nun eine Zeit des vollen Glückes, einer segenreichen und ruhigen Thätigkeit zu eröffnen, er konnte heiter und getrost wie zurück so vorwärts blicken. Sein militairischer Beruf erhielt ihn in frischer Uebung aller Kräfte, ohne ihn von den geliebten Seinigen zu trennen, überall trat ihm Bewunderung, Verehrung, Zuneigung entgegen, der Genuß der glänzendsten Geselligkeit, der Freuden seiner Musikleidenschaft war ihm in Fülle gewährt. Sein edler Sinn jedoch trieb ihn mehr noch zum Leisten als zum Genießen. Eine seiner eifrigsten Sorgen war die Gründung einer Anstalt für erblindete Krieger, deren es im Heer leider eine große Zahl gab. Die schon früher begonnene Thätigkeit hiefür nahm er nach seiner Rückkehr sogleich wieder auf; dies reinmenschliche Anliegen ging allen anderen vor. Der Banquier Wolf Oppenheim, der ihm zu diesem Zweck 100 Friedrichsd'or übergab, die Kaufmannschaft welche sogleich 1000 Thaler hinzufügte, wußten daß sie ihm kein willkommeneres Geschenk machen konnten. Und diese Sorge, dieses Bestreben gehörte recht eigentlich zu der Fülle des Glückes, das seinem noch kräftigen Alter zu Theil wurde, denn wer auf antheilvolle Thätigkeit und hülfreiches Leisten verzichtet, dem fehlt bald auch jede Fähigkeit zum Genießen. Noch am 28. Januar erließ Bülow in dieser Sache, die ihn ganz beschäftigte, eine wirksame Bekanntmachung.

Seine Gesundheit war seit dem vorigen Jahre noch nicht wieder ganz befestigt; den Gebrauch des Karlsbades, für den er gleich nach Beendigung des Feldzugs 1815 in Paris Urlaub zu nehmen gesonnen war, hatte er sich versagen müssen, weil er in Erfahrung gebracht, daß der König die fortdauernde Anwesenheit aller Befehlshaber bei ihren Truppen für nöthig halte. So war er nach Königsberg zurückgekehrt, nicht krank, aber auch nicht völlig geheilt. In den ersten

Tagen des Februar gab er eine Jagd auf seinem Gute Neuhausen, ein Vergnügen, welches er sehr liebte, zog sich dabei eine Erkältung zu, und erkrankte in Folge derselben am 5. Februar. Am 16. schien er so weit genesen, daß er die Glückwünsche seiner Familie zu seinem Geburtstag in einem Lehnsessel sitzend anzunehmen im Stande war; allein zwei Tage darauf trat ein Rückfall ein, das frühere Leiden entwickelte sich heftig und gefährlich, ein Friesel, das einige Hoffnung gegeben, verschwand wieder, die Kunst der Aerzte war vergeblich, und nach zwanzigtägiger Krankheit und heftigem Todeskampfe verschied Bülow am 25. Februar 1816 im eben begonnenen einundsechzigsten Lebensjahr. —

Allgemeine aufrichtige Trauer beklagte den großen Verlust. Ein prächtiges militairisches Leichenbegängniß geleitete seine Hülle zu dem Kirchhof der Reformirten. Alle Offiziere des Heeres ehrten nach des Königs Befehl sein Andenken durch dreitägiges Tragen eines Trauerflors, eine Ehre, die bisher nur für Schwerin und Seydlitz war angeordnet worden. — Sieben Wochen nach seinem Ableben kam noch aus Paris das ihm vom Könige Ludwig dem Achtzehnten verliehene Großkreuz des französischen Militair-Verdienstordens in Königsberg an. —

Seine Persönlichkeit und Gemüthsart sind wir in dem glücklichen Fall großentheils mit den eignen Worten derer zu schildern, die ihn am nächsten gekannt haben. Das Gepräge der Wahrheit und die Gediegenheit des Ausdrucks in den wesentlichen Zügen dieser Schilderung nicht durch unnöthige Aenderungen geschwächt zu haben, wird uns der Leser hoffentlich nur danken.

Bülow's äußere Erscheinung machte den angenehmsten Eindruck; er war von mittler Größe, von feinem aber dabei festem Körperbau, der Fuß besonders klein und zierlich. Der Kopf war bedeutend, die Gesichtsbildung edel, besonders die etwas gebogene Nase. Die tiefblauen Augen hatten einen lebhaften und leicht wechselnden Ausdruck, sie konnten Zornesblitze sprühen und mild-anmuthig lächeln, in wichtigen Anlässen blickten sie ernst und sinnend, und auf der edlen Stirne sah man das gedankenvolle Erwägen. In den Kriegsjahren

saß er oft den Kopf in die Hand gestützt still vor sich hinschauend; dann hatte seine Erscheinung etwas Großartiges, Antikes. In jüngern Jahren schlank und gewandt, blieb er auch in späteren wohlgestaltet, und für sein Alter gut erhalten, in allen Bewegungen frisch und lebhaft.

Mit hellem und starken Verstande besaß er viele Phantasie, und überhaupt große Beweglichkeit des Geistes. In Sachen des Glaubens folgte er ohne Grübeln den Annahmen der reformirten Kirche, jede Heuchelei verabscheuend, überall dem Vernünftigen zustrebend, und dennoch im Stillen den Swedenborg'schen Träumereien anhängend. Er sprach von solchen Gegenständen nur selten, aber dann mit Wärme und tiefem Gefühl. Außer den militairischen Wissenschaften, die er gründlich studirt hatte, besaß er mannigfache Kenntnisse, selbst solche, die bei ihm überraschten; seine ästhetische Bildung trat in der Leidenschaft, die er für Musik und Gesang hegte, mächtig hervor, er liebte besonders Gluck und Mozart und alte Kirchenmusik; in dieser ernsten Weise waren auch seine eigenen Tonsetzungen, unter welchen eine Messe, eine Motette, der einundfünfzigste und der hundertste Psalm besonders hervorgehoben werden. Merkwürdig ist es, daß er während der Feldzüge nie das Fortepiano — sonst sein liebstes Vergnügen — berührte, ungleich darin dem Erzherzog Karl von Oesterreich, der von gleicher Leidenschaft erfüllt, dieser Erholung jede Mußestunde, deren er im Felde habhaft wurde, widmete.

Sein Gemüth war ursprünglich heiter und freundlich, aber der heftigsten Leidenschaft fähig, sein aufbrausender Zorn im ersten Augenblick furchtbar, aber dann leicht und bald begütigt, und kein Groll blieb zurück; auch verleitete ihn keine Aufwallung leicht zu wirklicher Ungerechtigkeit, er entlud seinen Zorn gern im voraus durch heftige Worte und Gewaltthätigkeiten an Sachen, und war dann gleich bereit zu ruhiger Erörterung und Ueberlegung. Nach dem Feldzuge von 1815 besichtigte er eines Abends noch spät ein Lazareth, und fand große Uebelstände zu rügen; augenblicklich ließ er den Generalarzt Rust zu sich bestellen; dieser erscheint am anderen Tag in erster Frühe, Bülow liegt noch im Bette,

doch wie er jenen nur erblickt wirft er ihm donnernde Worte entgegen, aber zugleich alles was ihm unter die Hände kommt, Kissen, Bücher, Leuchter, Lichtscheere, unter einem Strom von Vorwürfen; da Rust ruhig stehen bleibt und wartet, so legt sich die Aufwallung bald, es kommt zu näherer Erklärung, Rust beweist seine Unschuld, verspricht indeß Abhülfe, und so ist der Frieden schnell geschlossen, wobei denn doch der ganze Auftritt heilsam nachwirkte; wie denn auch Rust versicherte, er habe seitdem den General wegen seiner treuen Sorgfalt für die Soldaten erst recht liebgewonnen. Dieses Entgegenwerfen von Sachen übte er häufig auch bei Meldungen schlimmer Nachrichten, natürlich ohne allen Bezug auf die Person. Die starken Ausdrücke und maßlosen Redensarten stammten aus früher Angewöhnung; in jener Zeit, wo er zu dienen begann, war dergleichen allgemein gebräuchlich, und hinderte nicht, daß daneben, in nicht soldatischen Verhältnissen, die feinste Höflichkeit und gebildetste Sprechweise bestand.

In seiner Denkart freisinnig und menschenfreundlich, voll Antheil für das Gemeinbeste der Menschheit, aufgeklärt und nachsichtig in der Beurtheilung menschlicher Dinge, war er der ächte Sohn seines Zeitalters; genährt mit den französischen Schriftstellern aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte er dem Leichtsinn derselben früh deutschen Ernst beigemischt, und sich vor solchen Verirrungen bewahrt, die eine nie erlöschende Reue verursachten. Er liebte die Frauen, und gewann leicht ihre Zuneigung, aber Achtung und Vertrauen mußten ihm diejenigen einflößen, die seine Aufmerksamkeit fesseln wollten. Wir haben aus seinen Briefen hinreichend ersehen können, welch ein liebreicher Gatte, welch ein vertrauensvoller Freund er war; mit gleicher Zärtlichkeit liebte er seine Kinder. Er spielte mit ihnen, folgte mit inniger Theilnahme ihrer geistigen Entwickelung, sorgte für ihr körperliches Wohlsein und Behagen. Oefters mitten im Rapport sprang er auf, wenn er im Nebenzimmer ein Kind weinen hörte, sah was ihm fehlte, nahm es beschwichtigend auf den Schoß. Im Gewühl des Krieges empfahl er dringend, seinen Lieben eine Freude zu ihrem Geburtstage,

oder zum Weihnachtsabend zu bereiten, und ihre kindlichen Wünsche zu erforschen. Aber nicht nur seine eigenen, sondern überhaupt alle Kinder regten seine wärmste Theilnahme an. Zur Zeit des Waffenstillstandes fuhr Bülow durch die Wilhelmsstraße in seine Wohnung zurück, als eine an ihn abgefertigte Ordonnanz vorübersprengte und ein Kind überritt, er sprang aus dem Wagen, überzeugte sich, daß das Kind nur unerheblich beschädigt sei, und strafte den Reiter, den er gleich darauf vor seiner Wohnung fand, handgreiflich.

Im häuslichen Leben von einer seltenen Liebenswürdigkeit, fast immer ruhig und heiter, ward seine Laune nur zuweilen durch die Mahnungen seines Leberleidens getrübt; er erkannte diese Einwirkung, und sprach dann zu den Seinen über den Grund solcher vorübergehenden Mißstimmungen. Er liebte eine wohlbesetzte Tafel und guten Wein; er versammelte gern bei sich Tischgäste, welche er durch heitre Gespräche über die gewöhnliche Tischzeit hinaus zu fesseln verstand. Niemand fühlte sich in seiner Nähe beengt, da sein Benehmen stets ungezwungen, wohlwollend und offen war, und der Wunsch, es möchte jeder sich wohl und behaglich fühlen, ihn stets den richtigen Ton finden ließ. So bewegte er sich in der Gesellschaft, nicht wie auf einem Theater, um gesehen zu werden und Eindruck zu machen, sondern von innen heraus, als ein vollkommen vornehmer Mann. Mit dem Blicke des Menschenkenners begabt, erkannte er fein und richtig die Schwächen Anderer, und belächelte nachsichtig die unschädlichen, Schlechtes und Gemeines versetzte ihn in Zorn, der dann brausend hervortrat. Feiner Witz hatte viel Anziehendes für ihn, und er ergötzte sich oft höchlich daran. Schmeichelei aber war ihm sehr zuwider, und er derselben auch kaum zugänglich. Seines Werthes vollkommen bewußt, und voll Ehrgeiz im Handeln und Leisten, war er doch bescheiden und frei von jeder Eifersucht und Anmaßung, er gönnte jedem sein Verdienst und seine Belohnung, nur wo eine Ungerechtigkeit im Nichtanerkennen oder im Austheilen vorkam, da konnte er mit Entschiedenheit auch seine eignen gerechten Ansprüche geltend machen. So nach dem Frieden 1814 in Berlin, als der Magistrat ihn durch Abgeordnete begrüßen und ihm für die

wiederholte Rettung der Stadt danken ließ, machte er diesen bittre Vorwürfe darüber, daß sie nach dem Siege von Groß-Beeren von ihm gar keine Kenntniß genommen, sondern nur dem Kronprinzen von Schweden ihre Huldigungen dargebracht hatten. „Mich, meine Herren", sagt er, „konnten Sie damit nicht beleidigen, aber in Ihrer Seele habe ich mich damals des gänzlichen Mangels an Nationalgefühl, den Sie zeigten, geschämt." —

Als Bruder war Bülow liebevoll, und hülfreich wenn es Noth that. Wie großmüthig er seine Brüder Karl und Dietrich unterstützt hat, ist schon angedeutet worden. Er stellte letzterem, als dieser sich auf der Festung befand, für die Bedürfnisse des täglichen Lebens unbedingten Kredit, obschon seine eigne Lage damals eine gar nicht günstige war, und er auch keineswegs darauf eingerichtet war, daß der geniale Unglückliche auch Austern und Champagner unter die täglichen Bedürfnisse zählte. Der älteste Bruder Karl befand sich während der beiden letzten Lebensjahre des Generals in dessen Hause, und obgleich manche Lebensgewohnheit des alten Mannes nicht in gleicher Richtung mit denen seines Bruders war, so behandelte dieser den älteren doch stets mit der größten Zartheit, und zwischen beiden bestand das herzlichste brüderliche Verhältniß. Auch für seinen Schwager von Auer, der von Jugend auf bei ihm lebte, und nur zweimal auf kurze Zeit durch Dienstverhältnisse von ihm getrennt war, hatte er väterliche Sorgfalt und brüderliche Zuneigung.

Nicht minder edel und treu wie seine Bruderliebe war auch seine Freundschaft. Er hatte das Glück, die Freunde seiner Jugend, wenn sie nicht der Tod früher entriß, auch die seines Alters nennen zu dürfen. Wer einmal seine Neigung und sein Vertrauen erworben hatte, konnte für immer darauf rechnen, so wie auch er hinwieder in seinen Freunden sich nie getäuscht hat. In Dienstverhältnissen ein strenger Befehlshaber, lebte er doch mit den Offizieren seiner Umgebung als gütiger Vorgesetzter, der ihr Wohl stets im Auge behielt; die er einmal kannte und als tüchtig erkannt hatte, ließ er nicht gern wieder von sich, und es war ihm

höchst peinlich als Weyrach und Reiche im Laufe des Dienstverhältnisses zu anderen Anstellungen gerufen wurden. Er scherzte auch wohl mit seinen Untergebenen über etwanige hervortretende Eigenthümlichkeiten, und gewährte diesen freies Spiel; so geschah es einst, als Bülow im Jahre 1815 von Königsberg zum Heer reiste, sein Wagen in der damals noch sehr unwirthlichen Tuchel'schen Haide dem seiner Adjutanten Auer und Szwykowski weit vorausgefahren war, was diese beiden, die ein großes Verlangen nach den mitgenommenen Lebensmitteln empfanden, die sämmtlich im Wagen des Generals waren, in nicht geringe Noth brachte; alle Versuche diesen einzuholen waren vergeblich, die Stimme vermochte nicht so weit zu dringen; da feuerten die Hungrigen ein Pistol ab, — erstaunt ließ Bülow halten, und als sie herangekommen waren und er die Ursache ihres Nothzeichens vernommen hatte — ihr jugendlicher Appetit war häufig der Gegenstand seiner Neckereien gewesen, — öffnete er herzlich lachend seine Vorräthe und theilte ihnen reichlich davon mit. Auf alles was ihn umgab erstreckte sich seine Sorgfalt, auch seinen Dienern war er ein gütiger Herr, der stets auf sie billige Rücksicht nahm, und dessen Scheiden sie alle aufrichtig beweinten. Nur Taback rauchen durfte niemand in seiner Nähe, dies haßte er gründlich, — wie alle Bülow's, sagt man. —

Als höchste seiner Eigenschaften, welcher alle übrigen sich als ihrer vereinigenden Mitte anschlossen, haben wir seine Begabung zum Kriegsmann, zum Feldherrn, anzuerkennen. Von früher Jugend bis an sein Lebensende gehörte er dem Kriegsdienst an; dem preußischen, keinem anderen. Seine Treugesinnung für den König, sein Vaterlandseifer, sein Bürgersinn, seine Menschenfreundlichkeit sogar, waren vorzugsweise die eines Soldaten. Das erste Erforderniß dieses Standes, der unerschrockene Muth, der keine Gefahr kennt und den Tod nicht fürchtet, darf dem General am wenigsten fehlen, nur auf diesem Grunde können seine höheren Fähigkeiten bestehen und gedeihen; so durchdrungen war Bülow von dieser Eigenschaft, daß er sie unbedingt bei jedem voraussetzte, und in Betreff seiner selbst kaum einen Werth

darauf legte; er war vollkommen gleichgültig gegen Gefahr, und dachte nicht an sie. Alle seine Gemüths- und Geistes-kräfte waren der höheren Aufgabe zugewandt, zu führen und zu lenken. Die Uebersicht des Ganzen und seiner Glieder verlor er keinen Augenblick, seine Meisterschaft war die Handhabung aller einzelnen Truppentheile und der verschiedenen Waffen, sie waren ihm sämmtlich gleicherweise gegenwärtig und vertraut. Er begnügte sich nicht, seine Generale anzuweisen, er selbst leitete die einzelnen Bataillone und Schwadronen durch seinen eingreifenden Befehl. Wir haben schon seiner Eigenheit gedacht, daß er im Beginn eines Gefechts Unruhe und Ungeduld zeigte, seinem starken Willen war alles zu langsam, dagegen im Verlaufe desselben, und je heißer und gefahrvoller es sich verwickelte, immer ruhiger wurde. Seine geistige Allgegenwart auf dem Schlachtfelde beherrschte dasselbe völlig, nie verwirrte sich ihm das Bild, und alle Züge, die er gethan oder noch thun wollte, lagen klar vor seinen Augen; im Herstellen und Nähren des Gefechts war er der größte Meister. Dabei behauptete er die freieste Selbstständigkeit, er bedurfte keines Rathes, keiner Erinnerung, und nur seine vertrautesten Getreuen durften bei vorhandenen Anlässen ihre Meinung geltend machen; für die bewährte war er dann anerkennend und dankbar. Seine eigene Art den Krieg zu führen und Schlachten zu liefern, hat unsere Erzählung thatsächlich schon dargelegt. Valentini sagt: „Rücksichtsloses Vorwärtsgehen auf Bonaparte'n abgesehene Weise, mit Gewaltmärschen und karger Verpflegung, lag nicht in Bülow's System, das sich fast der gemäßigten Kriegsweise früherer Zeiten näherte, und ihn mit einem Villars, Marschall von Sachsen und Prinzen Heinrich von Preußen vergleichen läßt, mit welchen Heroen er wirklich einige Karakterzüge gemein hatte." Und doch hat er auch die stärksten Gewaltmärsche gemacht, die größte Noth nicht berücksichtigt, die kühnsten Unternehmungen ausgeführt, die gefährlichsten Wagnisse bestanden! Aber seine Kühnheit war stets von aufmerksamer Vorsicht, von kluger Berechnung und ruhiger Besonnenheit geleitet. Aus der Vereinigung dieser Eigenschaften ging hervor was man mit staunender Bewunderung sein Glück

nannte, denn ein glücklicher Feldherr war Bülow wie selten ein anderer, er hat als Oberbefehlshaber stets gesiegt, die von ihm geführten Truppen sind während dreier wechselvollen Feldzüge nie geschlagen worden. —

Für die Soldaten trug er in jeder Art die größte Sorge, nichts durfte ihnen fehlen, was zu ihrem Wohlsein, zu ihrer Kraft und Tüchtigkeit erfordert war. Er verlangte viel von ihnen, wenn es galt, aber nie strengte er sie zwecklos an; er ließ den Ermüdeten die mögliche Erholung, den Verwundeten und Kranken die beste Pflege zu Theil werden. Er quälte die Leute nicht mit unnöthigen Uebungen und Paraden, mit den Pedantereien des kleinen Dienstes, auf alles dies legte er wenig Werth und kümmerte sich kaum darum, aber im Felde hielt er streng auf die genaueste Pflichterfüllung, ließ keine Versäumniß unbestraft. So handhabte er auch Zucht und Ordnung mit größter Festigkeit, Ausschweifungen, Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten waren unter seinen Truppen selten, und nur die höchste Noth konnte in einzelnen Fällen sie entschuldigen. Doch ist der Krieg einmal ein Zustand der Gewalt, und wo es sich um Leben und Tod, nicht nur der Einzelnen, sondern ganzer Völker und Staaten handelt, hat nicht nur die Noth, sondern auch die Leidenschaft eine Art von Recht; nur darf die unentbehrliche Gewaltsamkeit nicht in rohe Willkür und blinde Wuth ausarten, sondern muß auf das Unvermeidliche beschränkt werden, — diese Pflicht der Menschlichkeit hat Bülow stets im edelsten Sinn geübt. Er freute sich seiner Soldaten und liebte sie, aber sonst ließ er sich mit ihnen nicht eben viel ein; er sprach mit ihnen nur das Nöthige, und dann ernst und gemessen; sich durch kleine Vertraulichkeiten und Scherze beliebt zu machen, lag nicht in seiner Art; dennoch liebten sie ihn, und die scheue Ehrfurcht, die sie ihm bezeigten, wurde nicht selten durch begeisterte Aufwallungen unterbrochen. Ein ähnliches Verhältniß bestand zu den Offizieren; nur seine nächste Umgebung hatte sich eines freundlicheren, bisweilen scherzhaften Verkehrs mit ihrem General zu rühmen. —

Als ein schönster Zug in diesem Feldherrnbilde muß die großmüthige Selbstverläugnung gelten, mit der Bülow sein

Streben und Handeln immer einzig auf die Sache richtete, auf den Zweck, der zu erreichen war; dies allein bestimmte ihn, keine persönliche Triebfeder, kein Neid, keine Eifersucht durfte einwirken; er that was er aus höherem Gesichtspunkt als nöthig, als richtig erkannte, ob er selbst oder ein Anderer dabei voranstand, ob er für sich allein glänzender auftreten, in anderer Verbindung vortheilhafter erscheinen konnte, war ihm gleichgültig. Sein oft angeklagter Ungehorsam und seine Eigenmächtigkeit bei Groß-Beeren und Dennewitz gingen nur aus dieser Quelle hervor, aus der Einsicht in die Sache, in ihre Erfordernisse, aus keinem Antriebe von Eigensucht oder Ehrgeiz. Der Beweis hiefür liegt in seinem Verhalten in den Schlachten von Leipzig und Bellealliance, der Kronprinz von Schweden und Blücher thaten das Rechte, das Sachgemäße, und nie hatten sie einen gehorsameren, eifrigeren Vollstrecker ihrer Befehle, als Bülow an diesen Tagen war. Freilich hatte er ein starkes Selbstgefühl, wo wäre ohne solches jemals etwas Großes in der Welt ausgerichtet worden? Sich Unrecht und Zurücksetzung bieten zu lassen, gebührt keinem Kriegsmanne; seine Einsicht und Tüchtigkeit dem Unverstande, der Schwäche, der Falschheit willig unterzuordnen, nicht dem Feldherrn, der außer dem Muthe des Soldaten auch den Muth großer Verantwortung haben muß; ihm steht es zu, in gegebenen Fällen auch nach oben trotzig zu sein, freilich nie zu persönlichem Zweck, und immer auf eigene Gefahr! Aus einem nur fügsamen, nur unterwürfigen Sinn ist nie ein Helfer in der Noth, ein Retter hervorgegangen. —

Bülow, wie schon erwähnt, war zweimal verheirathet, er hinterließ seine zweite Gattin als fünfundzwanzigjährige Wittwe, die ihn noch sechsundzwanzig Jahre überlebte, sie starb im Bade zu Töplitz am 15. Juli 1842. Aus seiner ersten Ehe überlebte ihn eine Tochter Mariane Elise, geboren am 29. Juni 1807, vermählt im Mai 1827 mit Eugen von Bardeleben, Rittergutsbesitzer und Kammerherrn; aus der zweiten Ehe drei Kinder, der Graf Friedrich Albert Bülow von Dennewitz, geboren den 7. Dezember 1811, vormals Lieutenant im zweiten Garde-Ulhlanenregiment, jetzt Majoratsherr auf Grünhof, vermählt im Juni 1841 mit Maria

Hedwig von Auer, der Tochter seines Oheims; dann Louise Pauline, geboren den 27. Oktober 1813, früher Hofdame der Prinzessin von Preußen, jetzt vermählt mit dem Freiherrn Eduard von Bülow-Oetlishausen, endlich Pauline Wilhelmine Victoria Beerhilde, geboren am 5. Juli 1815, vermählt mit dem Grafen Victor von Klinkowström, Gutsbesitzer in Ostpreußen. —

Der König ließ dem Andenken Bülow's in Berlin ein Standbild errichten, von Rauch's Meisterhand in Marmor ausgeführt; dasselbe wurde zugleich mit der Bildsäule von Scharnhorst im Jahre 1822 enthüllt, und Stägemann feierte das Ereigniß durch ein schönes gedankenvolles Gedicht. Auch andere Dichter und Redner haben den vaterländischen Helden vielfach besungen. Im preußischen Heere lebt sein Andenken und grünt sein Lorbeer unverwelklich fort. —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

General Graf Bülow von Dennewitz.

Handschriftliche Mittheilungen aus dem Königlichen Kriegsministerium.

Handschriftliche Mittheilungen aus dem Archiv des Königlichen großen Generalstabes.

Mittheilungen aus dem Gräflichen Familien-Archiv zu Grünhof.

Aufzeichnungen der Freifrau Marianne von Bardeleben, geb. Gräfin Bülow von Dennewitz.

Briefliche Mittheilungen des Freiherrn Eduard von Bülow und seiner Gemahlin, geb. Gräfin Bülow von Dennewitz.

Aufzeichnungen der verwittweten Frau Generalin von Auer, geb. von Kleist.

Mündliche Mittheilungen des Hrn. Obersten Freiherrn Friedrich von Bülow.

Briefschaften und Gedichte Friedrich Ulrich Arweghs von Bülow.

Mündliche und handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Infanterie von Weyrach.

Handschriftliche Denkwürdigkeiten und mündliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Infanterie von Reiche.

Mündliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Kavallerie von Prittwitz.

Handschriftliche Tagebücher und Bemerkungen des Hrn. Oberlandforstmeisters von Burgsdorf.

Handschriftliche Mittheilungen des verstorbenen Generalmajors Hrn. Grafen von Kalckreuth.

Handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Premierlieutenants von Auer in Königsberg in Preußen.

Handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Hauptzollamts-Rendanten Bülowius in Marienburg, früher Lieutenants im Füsilierbataillon von Bülow.

Handschriftliche Mittheilungen des Hrn. Kreisgerichts-Sekretairs Heinrich in Soldau.

Oeuvres de Mr. de Bulow. Amsterdam, et se trouvant à Berlin chez l'auteur de la Gazette littéraire. 1766. 8.

Aus den militairischen und vermischten Schriften des Reichsfreiherrn Heinrich Dietrich von Bülow. Mit seinem Leben und einer kritischen Einleitung. Herausgegeben von Ed. Bülow und W. Rüstow. Leipzig, 1853. 8.

Der Krieg von 1806 und 1807. Von Eduard von Höpfner. Berlin, 1851. 4 Bde. 8.

Ein vortreffliches, den Gegenstand erschöpfendes Werk.

Die Belagerung von Danzig im Jahre 1807. Aus den Originalpapieren des Königlich Preußischen General-Feldmarschalls Grafen von Kalckreuth. Posen und Leipzig, 1809. 8.

Tagebuch des Königlich Preußischen Armeekorps unter Befehl des Generallieutenants von York im Feldzuge von 1812. Von dem Generalmajor von Seydlitz. Berlin und Posen, 1823. 2 Bde. 8.

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußischen Offizier. Leipzig, 1843. 8.

Von Hugo von Hasenkamp.

Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. Von Karl von Plotho. Berlin, 1817. 3 Bde. 8.

Der Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich im Jahre 1815. Von Karl von Plotho. Berlin, 1818. 8.

Historisch-genealogischer Kalender für 1817. Berlin. 16.

Uebersicht der Kriegsjahre 1813, 1814, 1815. Vom General Ernst von Pfuel.

Histoire de la guerre soutenne par les Français en Allemagne. Par le général Guillaume de Vaudoncourt. Paris, 1819. 4.

Manuscrit de mil huit cent treize. Par le baron Fain. 1824. 2 Vols. 8.

Manuscrit de mil huit cent quatorze. Par le baron Fain. 1823. 8.

Tableau de la campagne d'Automne de 1813 en Allemagne. Par un officier russe. Paris, 1817. 8.

Vom General Butturlin.

Die preußisch-russische Campagne im Jahre 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande. Von C. v. W. Breslau, 1813. 8.

Vom General Freiherrn von Müffling, wie die vier folgenden Schriften.

Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin, 1824. 2 Thle. 8.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. Berlin, 1825. 8.

Napoleons Strategie im Jahre 1813. Von C. v. W. Berlin, 1827. 8.

Histoire de la campagne de 1815. Par C. de W. Stuttgart et Tubingue, 1817. 8.

Der große Werth der Müffling'schen Schriften ist anerkannt. Doch wird man da, wo die Auffassung der Thatsachen auch Personen betrifft, und besonders solche, denen der Autor Abneigung hegt, ihm nur mit großer Vorsicht folgen dürfen.

Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höhern Offizier der Preußischen Armee. Potsdam, 1843. 2 Bde. 8.

Vom General von Prittwitz. Die gewissenhafteste Erforschung und genaueste Zusammenstellung aller Einzelheiten der Truppenbildung und Kriegsführung des Generals von Bülow bis zum Waffenstillstande. Ein für militairische Belehrung unschätzbares Werk.

Darstellung des Treffens bei Luckau den 4. Juni 1813. Von Baron von Burstini. Berlin, 1813. 4.

Ueber die Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz. Von einem Augenzeugen. Münster, 1814. kl. 8.

Vom General von Auer.

Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Mit besonderer Rücksicht auf Ostpreußen und das Königsberger Landwehrbataillon. Von Karl Friccius. Altenburg, 1843. 8.

Ein tapfres Buch, eingegeben von rücksichtsloser Wahrheitsliebe; die allgemeinen Betrachtungen aber gehen öfters von befangenen Standpunkten aus. Schreiend ungerecht gegen den Fürsten von Hardenberg!

Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert von Karl Bade. Altona, 1839—41. 4 Thle. 8.

Zur Geschichte des Feldzuges von 1813. Vom Generallieutenant von Hofmann. Berlin, 1843. 8.

Correspondence, despatches, and other papers, of Viscount Castlereagh. Third series. London, 1853. 4 Vols. 8.

Ueber die Verhältnisse des Kronprinzen von Schweden manches Triftige.

Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Von A. Michailoffsky-Danilefsky. Aus dem Russischen von Karl Goldhammer. Dorpat, 1837. 8.

Erinnerungen aus den Jahren 1814 und 1815. Von A. Michailoffsky-Danilefsky. Aus dem Russischen von Karl R. Goldhammer. Dorpat, 1838. 8.

Diese Mittheilungen des russischen Generals haben für rein russische Sachen großen Werth; wo letztere sich mit preußischen oder anderen fremden mischen, wird aufmerksame Prüfung erfordert.

Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im Oktober 1813. Von Heinrich Aster. Dresden, 1852. 1853. 2 Bde. 8.

Sorgfältige kritische Darlegung der Thatsachen.

Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Berlin, 1843. 1844. 3 Bde. 8.

Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. Berlin, 1837. 8.

Diese beiden, nach den Vorträgen des Generals von Grolman vom Major von Damitz verfaßten Werke gehören zu den gründlichsten und lehrreichsten, die das Fach der Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. In den Betrachtungen und Urtheilen lebt der Heldengeist des Blücher'schen Hauptquartiers.

Mémoire pour servir à l'histoire de la campagne de 1814. Par F. Koch. Paris, 1819. 8 Vols. 8.

Histoire des campagnes de 1814 et 1815. Par Alphonse de Beauchamp. Paris, 1816. 1817. 4 Vols. 8.

Histoire de la chûte de l'empire de Napoléon. Par Eugène Labaume. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Histoire des deux restaurations. Par Achille de Vaulabelle. Paris, 1844. Tome 1—3.

Mit entschiedener Partheilichkeit und absichtlicher Färbung geschrieben.

Campagne de dix huit cent quinze. Par le général Gourgaud. Paris, 1818. 8.

Relation en ce qui concerne le maréchal Ney etc. Par M. Gamot. Paris, 1818. 8.

History of the war in France and Belgium, in 1815. By capt. W. Siborne. London, 1844. 2 Vols. 8.

Der Feldzug von 1815 in Frankreich. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. Berlin, 1835. 8.

Plane der Schlachten und Treffen ꝛc. Berlin, 1821—25. 4 Hefte. 4.
Vom General A. Wagner.

The fall of Napoleon: an historical memoir. By Lieut. Col. J. Mitchell. London, 1846. 3 Vols. 8.
Genaue Erforschung der Thatsachen, und unpartheiische Würdigung derselben, in lebhafter, faßlicher Darstellung.

Aus meinem Leben. Friedrich Karl Ferdinand Freiherr von Müffling, sonst Weiß genannt. Berlin, 1851. 8.
Sehr verschieden von den früheren Schriften Müffling's, die noch bei seinem Leben erschienen sind. Lange verhaltener Groll gegen Blücher, Gneisenau und Boyen tritt hier ohne Scheu hervor und trübt Blick und Urtheil.

Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Von Karl von Raumer. Stuttgart, 1850. 8.

Was ich erlebte. Von Henrich Steffens. Breslau, 1841 ff. 8 Bde. 8.

Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Von G. H. Pertz. Berlin, 1849 ff. 4 Bde. 8.
Ein Reichthum ohne gleichen von wichtigen Mittheilungen.

Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet von E. von Bodelschwingh. Erster Theil. Berlin, 1853. 8.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena, 1841. 1844. 3 Bde. 8.
Vom Freiherrn von Hormayr.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenberg. Von J. G. Droysen. Berlin, 1851. 1852. 2 Bde. 8.
Ein Werk voll Tüchtigkeit und Eifer, reich an lebendiger Gestaltung und hoher Färbung.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Ludwig Victor Grafen Henckel von Donnersmarck. Zerbst, 1846. 8.
Wahrheitsliebend und derb, dabei milden Sinnes.

Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz auf Friedersdorf. Berlin, 1852. 2 Bde. 8.
Ein tüchtiger Kriegsmann, voll Vorurtheil und Leidenschaft.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei. Berlin und Posen, 1823. 2 Thle. 8.
Vom General Freiherrn von Canitz.

Das Leben des Generals Grafen Bogislaw Tauentzien von Wittenberg. Von C. von Gorszowski. Frankfurt a. d. O., 1832. 8.

Beiträge zur Kenntniß des Generals von Scharnhorst. Von H. von Boyen. Berlin, 1833. 8.

Der große Krieg. Von dem Generallieutenant Freiherrn von Valentini. Berlin, 1833. 1834. 2 Bde. 8.

Theorie des großen Krieges. Von Wilhelm von Willisen. Berlin, 1840. 8.

Wissenschaftliche Darstellung, für kriegsgeschichtliches Urtheil sichre Quelle und Leitung.

Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben. Von J. C. Kretzschmer. Danzig, 1838. 2 Thle. kl. 8.

Lebhafte und ergötzliche Schilderungen, die überall, wo der Verfasser das Selbsterlebte erzählt, das Gepräge vollkommener Glaubwürdigkeit tragen.

Pantheon des preußischen Heeres. Von L. Freiherrn von Zedlitz. Berlin, 1835. 1836. 2 Thle. 8.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1816—1848. 4.

Ein reicher Schatz authentischer Mittheilungen.

Preußischer Korrespondent. Berlin, 1813. 1814. 4.

Vom Geheimen Staatsrath Niebuhr, dann von Ludwig Achim von Arnim und zuletzt von Schleiermacher herausgegeben.

Haude- und Spener'sche Zeitung. Berlin, 1813—1816. 4.

Königsbergische Hartung'sche Zeitung. 1815. 1816. 4.

Denkschriften und Briefe zur Karakteristik der Welt und Litteratur. Berlin, 1838 ff. 5 Bde. 8.

Vom Hofrath Dr. Dorow. Im ersten Band ein Aufsatz vom General von Eisenhart, die Verhältnisse zwischen Bülow und Tauentzien betreffend; im dritten Bande eine Berichtigung vom Freiherrn von Bardeleben auf Rinau.

Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen. Von Dr. Wilhelm Dorow. Berlin, 1836. 4 Hefte. 4.

Im ersten Heft ein Brief Bülow's an Eisenhart.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BOUND BY
THE
BRYANT COMPANY
LTD

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 11 04 11 008 4